This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

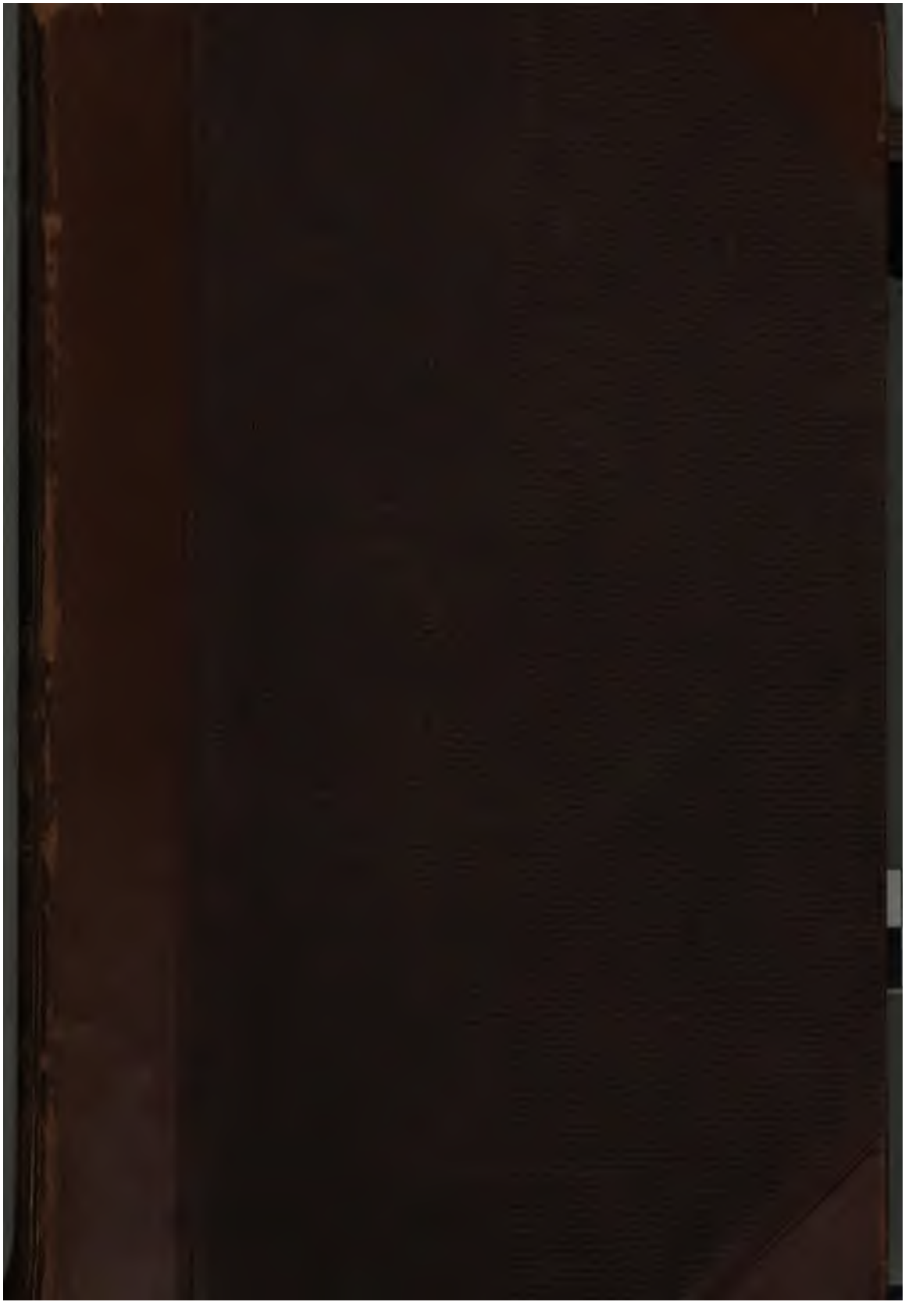
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

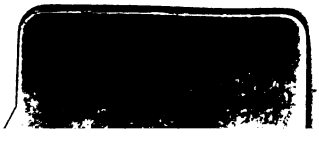
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



42. k. 15

✓



Friedrich Perthes

Friedrich Perthes Leben

nach deſſen

ſchriftlichen und mündlichen Mittheilungen

aufgezeichnet von

Clemens Theodor Perthes,
ordentlichem Profeſſor der Rechte an der Univerſität in Bonn.

Erſter Band.
Vierte Auflage.

Gotha.
Verlag von Friedrich Andreas Perthes.
1857.

Friedrich Perthes

Friedrich Perthes Leben

nach deſſen

ſchriftlichen und mündlichen Mittheilungen

aufgezeichnet von

Clemens Theodor Perthes,
ordentlichem Profeſſor der Rechte an der Univerſität in Bonn.

Erſter Band.

Vierte Auflage.

Gotha.
Verlag von Friedrich Andreas Perthes.
1857.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
23 OCT. 1940
OF OXFORD

Vorrede.

Den ersten Theil des Lebens meines lieben Vaters, welchen ich jetzt der Oeffentlichkeit übergebe, hatte ich bereits seit einem halben Jahre druckfertig liegen, ohne vor Beendigung des ganzen Lebensabrisses an die Bekanntmachung gehen zu wollen. Nun aber glaube ich, daß für die Gegenwart, in welcher wir leben, und für die Zukunft, welcher wir entgegengehen, manchen das Bild des frommen, muthigen und kräftigen Mannes eine Quelle der Freude und der Stärkung sein könnte, und lasse drucken, was druckfertig ist.

Mir standen bei meiner Arbeit neben manchen dankbar benutzten Druckschriften viele mündliche Mittheilungen, einige schriftliche Aufzeichnungen und ein überaus reichhaltiger Briefwechsel meines Vaters zu Gebote. Von diesem selbst finden sich in ununterbrochener Reihenfolge Briefe seit seinem fünfzehnten Jahre vor. Da meine Absicht nicht ist, den Briefwechsel, sondern den Lebensgang eines bedeutenden Mannes bekannt zu machen, so dienten mir die Briefe nur als ein Mittel, um die innere und äußere Entwickelung zu veranschaulichen. Wörtliche und vollständige Mittheilung der Briefe war daher nicht gefordert und war, wenn nicht die Aufzeichnung unverhältnismäßig anschwellen sollte, unmöglich. Oft mußten Briefe abgekürzt, oft der Inhalt verschiedener gleichartiger Briefe zusammengezogen,

oft derſelbe Brief an mehreren Orten benutzt werden. Abſchriften ſind daher die Briefſtellen zwar oft, aber nicht immer, und ich hoffe, daß die Aufzeichnung auch dem, der mich nicht perſönlich kennt, die Ueberzeugung geben wird, daß die freie Behandlung meiner wichtigſten Quellen nie dazu gedient hat, das wirkliche Bild zu verwiſchen und ein erträumtes an deſſen Stelle zu ſetzen.

Möge Gott unſerem Volke in den Zeiten, denen wir entgegenſehen, viele Männer ſchenken, wie Friedrich Perthes war! Deutſchland wird ſie nöthig haben!

Bonn, den 18. März 1848.

Clemens Theodor Perthes.

Inhalt.

Erſtes Buch.

Das Jugendleben. 1772—1805.

Seite

Die Kindheit. 1772—1789. 3

Der Eintritt ins Jünglingsalter. 1789—1793. 17

Die erſten Eindrücke des Aufenthalts in Hamburg. 1793 — 1794. . . 30

Neue Freunde und deren Einfluß. 1795. 42

Die Gründung der Handlung. 1796. 50

Die erſte Bekanntſchaft mit Holſtein und dem Münſterlande. 1796. . . . 59

Die Verheirathung und die erſten Jahre der Ehe. 1797—1800. . . . 73

Die weitere Geſtaltung des Geſchäfts und der Familie. 1800—1805. . . 86

Die Befeſtigung des inneren Lebens. 1800—1805. 98

Zweites Buch.

Die Zeit der Napoleoniſchen Herrſchaft in Deutſchland. 1805—1814.

Seite

Die Eindrücke der Jahre 1805 und 1806. 125

Die Auffaſſung der Lage Deutſchlands in den Jahren 1807 und 1808. . . 140

Die Bemühungen um die Erhaltung deutſcher Geſinnung in den Jahren 1809 und 1810. 159

Perthes' Haltung als franzöſiſcher Unterthan. 1811 und 1812. 174

Der Verſuch Hamburgs, ſich zu befreien. Januar bis 18. März 1813. . 189

Seite

Die neue Bedrohung und die Wiederbeſetzung Hamburgs durch Davouſt. Vom 18. März bis 30. Mai 1813. 204

Die Zeit des Waffenſtillſtandes. Juni bis Mitte Auguſt 1813. 221

Die hanſeatiſchen Verhältniſſe während des Krieges an der Niederelbe. Mitte Auguſt bis Anfang November 1813. 239

Perthes' Bemühungen für die Hanſeſtädte. November 1813 bis Januar 1814. 255

Die Zeit vor der Rückkehr nach Hamburg und die Ausſichten für die Zukunft. Januar bis Mai 1814. 270

Erſtes Buch.

Das Jugendleben.

1772—1805.

Die Kindheit.
1772—1789.

Das Jahr 1772 war ein schweres Jahr für Deutschland. Große Theuerung und Hungersnoth herrschten in den meisten Gegenden und bösartige Faulfieber machten die Runde. In diesem Jahre, dem großem Hungerjahre, wie man es nannte, wurde Friedrich Christoph Perthes am 21. April zu Rudolstadt geboren. Die Voreltern seines Vaters, des Schwarzburg-Rudolstädtischen Steuersecretärs Christoph Friedrich Perthes, hatten, wie es scheint, Jahrhunderte hindurch als Geistliche und Ärzte in Erfurt gelebt, bis um das Jahr 1740 der ehrbare und kunstliebende Doctor der Arzneigelahrtheit Johann Justus Perthes, ein gottesfürchtiger, getreuer und verschwiegener Mann, von Erfurt nach Rudolstadt als fürstlicher Leibarzt gerufen ward. Das vorjüngste unter seinen sieben Kindern war der genannte Christoph Friedrich, welcher seit 1741 das Gymnasium zu Rudolstadt besuchte und 1755 wohlunterrichtet und vorbereitet, wie die Schulacten melden, die Universität Jena bezog, um die Rechtswissenschaft zu studieren. Nach Rudolstadt zurückgekehrt rückte er im fürstlichen Dienste bis zum Amte eines Secretärs an der Rentkammer vor und verwaltete die Patrimonialgerichte auf mehreren adelichen Gütern. Nur sieben und dreißig Jahre war er alt, als seine Frau, Margaretha geborene Heubel, am Sterbelager ihres Mannes stand.

Seinem Sohne, Friedrich Christoph, zeigten sich keine Wege, auf denen er sorglos zum Jünglingsalter hätte gelangen können. Vermögen hatte der Vater nicht gehabt und die ein und zwanzig Gülden,

welche die Witwe als jährliche Pension erhielt, gewährten nur geringe Hilfe. In befreundeten Familien, die der Pflege und des Beistandes bedürftig waren, fand die Mutter zunächst Unterhalt und Obdach; den Knaben nahm die alte Großmutter, eine gleichfalls mittellose Frau, ins Haus. Sie starb und des nun siebenjährigen Kindes erbarmte sich ein Bruder seiner Mutter, Friedrich Heubel. Mehr als ein halbes Jahrhundert war seit diesen Tagen vergangen, und noch fanden die Kinder und die Enkel jenes hilflosen Knaben den edlen Mann, der sich einst des Verlassenen angenommen hatte, auf dem alten Schlosse Schwarzburg, wo sein Fürst ihm als Stallmeister und Oberaufseher einen Ruhesitz gewährte. Den Mann von unerschütterlicher Rechtlichkeit und streng gerechtem Sinn hielt die Kantische Richtung ein langes Leben hindurch unter ihrem Einflusse. Seine Interessen, einerseits gebunden an die engen Verhältnisse des kleinen Fürstenthums, wendeten sich anderseits in schrankenlose Weite. Alles, was die Zeit bewegte, hatte auch ihn ergriffen. Er liebte die Griechen und die Römer und las sie noch in späten Jahren. Zum Studium der Anatomie war er als leidenschaftlicher Bewunderer der Schönheit des Pferdes geführt. Wie alle seine Zeitgenossen hatte er 1789 die großen politischen Bewegungen freudig begrüßt und war ihnen, da er ihre weitere Entwickelung nur als eine Entartung betrachtete, auch später nicht feind geworden. Aber für seinen Fürsten hätte er jeden Augenblick Gut und Blut geopfert; für ihn scheute er keine Mühe und keine Beschwerde. Jede Freundlichkeit seines Herrn erfreute ihn; gegen jeden Angriff nahm er ihn in Schutz; sein ganzes Wesen war von der hingebenden Treue eines Ministerialen des Mittelalters durchzogen.

Dieser später alte Mann war 1779 jung. Vor kurzem von der Universität zurückgekehrt, war er mittellos wie alle seine Geschwister. Eine Anstellung im fürstlichen Dienst wurde ihm zwar zu Theil, aber kein Gehalt. Damals noch unverheirathet hielt er in Rudolstadt mit einer gleichfalls unverheiratheten Schwester, Caroline Heubel, Haus. Diese war nicht schön, aber von großer Kraft des Charakters. Anderen zu helfen war sie stets bereit, aber sich von anderen helfen zu lassen war ihr noch im höchsten Alter unerträglich. Unabhängigkeit,

auch wenn sie mit größter Dürftigkeit verbunden war, begehrte sie nicht ohne Leidenschaft, aber wenn sich andere nicht von ihr regieren lassen wollten, war sie mismuthig und ergrimmt; man konnte zweifeln, ob sie herrschen wollte, um helfen zu können, oder helfen wollte, um herrschen zu können. Von diesem Geschwisterpaar wurde der siebenjährige Knabe nicht nur aufgenommen, sondern auch mit zärtlicher, wahrhaft elterlicher Liebe groß gezogen. Die Jugendeindrücke, die er durch sie empfing, geleiteten ihn durch das Leben. Ihnen verdankte er bei einem sehr leicht erregbaren Temperament die Scheu vor allem unsittlichen, ihnen den strengen Sinn für die Rechte anderer, obschon ihm die Neigung zum durchgreifenden Handeln angeboren war.

Den ersten Unterricht erhielt der Knabe vom Oheim selbst; dann mehreremale abwechselnd von den Hauslehrern verschiedener adelicher Familien zugleich mit deren Zöglingen; endlich, nachdem er einige Zeit Theil an den Lehrstunden der fürstlichen Pagen genommen hatte, kam er im 12. Jahre auf das Rudolstädter Gymnasium, aber zu wenig vorbereitet, um den Lehrern folgen zn können. Bei nur geringem Sprachtalent und einem schwachen Zahlengedächtnis hatte der Knabe, dem überdies eine sehr lebhafte Phantasie das stetige Lernen erschwerte, aus dem wechselnden Unterricht wenig oder nichts davon getragen. Weder für die deutsche oder eine andere Sprache, noch für Geschichte und Geographie, noch für Rechtschreiben und Rechnen war irgend eine Grundlage gelegt; aber ein unersättlicher Trieb zum Lesen suchte Befriedigung und fand sie durch die Gunst des fürstlichen Bibliothekars. Viele Bände der großen Weltgeschichte in Quart und die ein und zwanzig Theile der Reisen zu Wasser und zu Lande gaben dem Knaben von seinem zehnten bis zu seinem vierzehnten Jahre Beschäftigung. Vor allem waren es die Entdeckungen der Portugiesen im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, die ihn ergriffen; Prinz Heinrich der Seefahrer und Albuquerque wurden seine Helden. Dann fiel ihm die Bertuch'sche Uebersetzung des Don Quixote in die Hände, verdrängte schnell Campe's Robinson und erfüllte seine Phantasie. Eine Masse Wissens lag in dem Knaben bunt durcheinander, nothdürftig nur in eine Art von Ordnung durch Schröckh's Weltgeschichte gebracht, welche er als Eigenthum besaß. Daß bei dem Mangel geistig strenger Arbeit

die Thätigkeit der Phantaſie nicht in leeres Träumen ausartete und den Sinn für die Wirklichkeit erſtickte, hatte der Knabe weſentlich einem nahen Verwandten ſeiner Mutter, Johann David Heubel, zu verdanken, welcher damals als Oberſtlieutenant und Landbaumeiſter auf Schloß Schwarzburg wohnte. Kerngeſund an Leib und Geiſt, und begabt mit einem ſeltenen ſcharfen Blick für die Verhältniſſe des Lebens und der Natur ſchärfte er die gleichen in dem Knaben liegenden Anlagen. Er ließ ihn Monate hindurch bei ſich in Schwarzburg wohnen und muthete ihm große Anſtrengungen zu, wenn er mit ihm Berg und Thal durchwanderte, die Forſten beſuchte oder auf den Vogelhütten ſich aufhielt. Nie iſt in Perthes die Erinnerung an dieſen Aufenthalt und an dieſe Wanderungen erloſchen. Die dunklen Tannen, die das Gebirgsgeſchiebe des wunderbar ſchönen Ortes bedecken, das Rauſchen der Schwarza, die unten tief im Thale den Berg umſchlingt, auf welchem das Schloß gebaut iſt, drückten ſich unvertilgbar in das Gedächtnis des Knaben ein.

Als Perthes confirmiert und vierzehn Jahre alt geworden war, mußte ein Beruf für ihn gewählt werden. Ihn ſtudieren zu laſſen war unmöglich; was man in Rudolſtadt Kaufmann nannte, wollte er nicht werden. Der jüngſte Bruder ſeines Vaters, Juſtus Perthes, war Verlagsbuchhändler in Gotha und ihm ging es ziemlich gut; natürlich wurde nun für den Knaben an den Buchhändler gedacht. Was das eigentlich war und was dazu gehörte, wußte er zwar nicht, denn in Rudolſtadt war keine Buchhandlung; aber daß es da Bücher geben müſſe, die man leſen könne, ſchien doch gewiß, und dies war für ihn entſcheidend.

Im Jahre 1786 nahm der Buchdruckereibeſitzer Schirach den vierzehnjährigen Knaben mit ſich zur Meſſe nach Leipzig, um dort einen Lehrherrn für ihn zu ſuchen. Zuerſt ſtellte er ihn Herrn Ruprecht aus Göttingen vor, einem ſchon bejahrten Mann, der ihn freundlich anredete und ſich amo von ihm conjugieren ließ, dann aber, als das nicht ging, ihn nicht nehmen wollte. Nun wurde er zu Herrn Siegert aus Liegnitz gebracht; aber der lange, hagere Mann und ſein feuerfarbener bis zur Ferſe hinabreichender Oberrock ſetzte den Knaben ſo ſehr in Furcht, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte: er ſei zu

blöde zum Buchhandel, hieß es. Endlich zeigte sich Adam Friedrich Böhme, welcher in Leipzig selbst eine Handlung hatte und die Rudolstädter Bibliothek mit Büchern versorgte, geneigt ihn zu nehmen: aber der Junge muß noch ein Jahr wieder nach Haus; jetzt ist er für die Arbeit noch zu klein und schwach.

Als das Jahr verflossen war, wurde zwischen dem Oheim und dem künftigen Lehrherrn ein feierlicher Vertrag geschlossen, der folgendermaßen lautet:

Im Namen Gottes!

Zu wissen sei hiermit denen es von Nöthen, daß zwischen Herrn Heubel an einem und Herrn Adam Friedrich Böhme, Bürger und Buchhändler in Leipzig, an anderm Theil nachstehender Contract verabredet und geschlossen worden.

Es hat genannter Herr Heubel seinen Neffen Christoph Friedrich Perthes, welcher Lust hat die Buchhandlung zu erlernen, Eingangs erwähntem Herrn Böhme zu einem Lehrburschen übergeben und zwar dergestalt, daß Herr Böhme diesem jungen Menschen die Buchhandlung ohne Entrichtung einigen Lehrgeldes in sechs Jahren, welche Zeit von Michaelis 1787 angefangen und Michaelis 1793 ihre Endschaft erreichen soll, zu lehren versprochen und ihn nicht allein in solcher Handlung möglichst unterrichten, sondern auch zu aller Gottesfurcht und wohlanständigen Tugenden anhalten und vermahnen, nicht weniger mit Essen und Trinken gewöhnlicher Maßen versehen, auch ihm nach ausgestandenen Lehrjahren erforderlichen Falles einen Lehrbrief ertheilen und, daferno er sein Glück weiter suchen will, mit Recommandation an die Hand gehen und überhaupt sich, wie einem christlichen Lehrherrn geziemt, verhalten will.

Dagegen verspricht Herr Heubel seinem Neffen ein Federbette nebst darzu nöthigen Ueberzügen mitzugeben und solches nach Verlauf von sechs Jahren Herrn Böhme als Eigenthum zurückzulassen. Daferno aber Herr Böhme nach Gotteswillen vor Beendigung der sechs Jahre versterben sollte, bedingt sich mehrgedachter Herr Heubel ausdrücklich aus, seinen Neffen nach Beschaffenheit der Umstände einem andern Lehrherrn zu übergeben, um die rückständigen Lehrjahre vol-

lends erlernen zu lassen, auch das mitgegebene Federbett wiederum zurückzufordern ihm freistehen soll.

Ferner will erwähnter Herr Heubel seinen Neffen die ganze Lehrzeit mit nothdürftiger Wäsche und Kleidern versehen, darneben ernstlich ermahnen, daß er in diesen seinen Lehrjahren seines Lehrherrn Bestes eifrig beobachten, jeder Zeit treu, fromm, fleißig, gehorsam und unverdrossen sich bezeigen, des Sonntags fleißig in die Kirche und außerdem weder bei Tage noch bei Nacht ohne Erlaubnis aus dem Hause gehen, alle böse Gesellschaft meiden und alles andere, was einem frommen und getreuen Lehrburschen geziemt, gehorsamst verrichten solle. Im Falle auch Herrn Böhme wider Verhoffen, und welches Gott in Gnaden verhüten wolle, durch erwähnten Christoph Friedrich Perthes wegen erwiesener Untreue in der Handlung und in seinen Verrichtungen, so ihm als Lehrburschen obliegen, einiger erweislicher Schaden verursacht werden sollte, so verspricht mehrgedachter Herr Heubel als Selbstschuldner dafür zu haften und Herrn Böhme diesfalls schadlos zu halten.

Wie nun beiderseits Contrahenten mit vorstehenden Punkten in allem einig und zufrieden, also haben sie sich allen diesem Lehrcontracte zuwider laufenden Ausflüchten, sie haben Namen wie sie wollen, wohlbedächtig reciprocierlich begeben. Geschehen.

Leipziger Michaelis-Messe 1787.

Friedrich Ernst Heinrich Heubel.
Adam Friedrich Böhme.

Am Sonntag den 9. September 1787 trat der fünfzehnjährige Knabe allein auf unbedecktem Postwagen die Reise in die Fremde und ins Leben an. Abends in Saalfeld bin ich sehr traurig gewesen, schrieb er seinem Oheim, aber ich habe auch da viele gute Leute gesehen. — Im Regen und scharfer Kälte fuhr er über Neustadt, Gera, Zeitz und langte am Dienstag den 11. September Nachmittags 3 Uhr im Hause seines Lehrherrn an. Mein Himmel, Junge, rief ihm dieser entgegen, du bist ja noch eben so klein wie voriges Jahr; nun wir wollen es miteinander versuchen. Die Frau seines Lehrherrn und die Kinder, sechs Töchter und ein kleiner Sohn, nahmen ihn, so wie ein

Lehrling, der schon vier Jahre im Hause war, freundlich auf. Hier in Leipzig gefällt es mir ganz wohl, schrieb Perthes unmittelbar nach seiner Ankunft, und ich hoffe, es wird auch gut gehen, zumal da mein Kamerad ein recht guter Mensch ist. Auch die Mamsels scheinen außerordentlich gütig; die Friederike, die zweite Tochter meines Lehrherrn, ist zu mir gekommen auf unsere Stube, um mir, wie sie sagte, die Grillen zu vertreiben. — Hierdurch, so meldete sein Lehrherr, habe ich die Ehre zu berichten, daß der junge Perthes gesund und glücklich bei mir eingetroffen ist. Ich hoffe, wir werden wohl miteinander einig werden. Sein bei sich habendes Geld, welches nach hiesigem Cours 1 Thlr. 20 Gr. beträgt, habe ich mir einhändigen lassen; denn man weiß nicht, in welche Gesellschaft er etwa gerathen könnte. Nun habe ich auch noch eine Bitte an Sie: wenn Sie mich wieder mit Briefen beehren, so sein Sie so gut und lassen die Ueberschrift „Wohlgeboren" fort; denn diese kommt mir durchaus nicht zu.

Am Morgen nach der Ankunft waren die ersten Worte: Friedrich, du mußt dir die Haare vorne zu einer Bürste, hinten zu einem Zopfe wachsen lassen und dir ein Paar hölzerne Locken anschaffen. Deinen runden Matrosenhut legst du fort, für dich schickt sich ein dreieckiger. Allgemeine Sitte war letzterer nicht mehr, aber Böhme wollte an seinen Lehrlingen die neuen Moden nicht dulden. Ohne meine Erlaubnis, hieß es weiter, gehst du weder Morgens noch Abends aus dem Hause. Jeden Sonntag begleitest du mich in die Kirche. Verwöhnt wurden die beiden Lehrlinge nicht. In der Nikolaistraße war die Wohnung ihres Lehrherrn; dort hatten sie vier Treppen hoch eine Kammer inne, die mit zwei Betten, zwei Stühlen, einem Tische und zwei Koffern so ausgefüllt war, daß man nur drei Schritte in derselben machen konnte. Ein einziges kleines Fenster oben an der Decke ging auf Dächer hinaus; ein kleines Windöfchen stand in der Ecke, zu dessen Heizung an jedem Abend des Winters drei Stückchen Holz gegeben wurden. Morgens sechs Uhr erhielt jeder der Knaben eine Tasse Thee und jeden Sonntag im voraus für die kommende Woche sieben Stücke Zucker und sieben Dreier zu Brot. Was mir am schwersten ankommt, schrieb Perthes seinem Schwarzburger Oheim, ist, daß ich früh nur eine Dreiersemmel habe; davon werde ich knapp satt. Nachmittags von

von eins bis acht bekommen wir keinen Biſſen. Da heißt es hungern, doch ich denke, es ſoll ſich geben. — Mittags und Abends aßen ſie mit der Familie, reichlich und gut, aber ſchrecklich war für ſie, beſonders wenn fetter Braten in Kürbisbrei aufgetragen ward, das Geſetz, nach welchem ſchlechterdings alles gegeſſen werden muß, was auf den Teller gegeben wurde. Das „Er", mit welchem ſie von den Kindern und ſelbſt von den Dienſtmädchen und Markthelfern angeredet wurden, kränkte Perthes tief, aber freudig ſchrieb er: Mir wird auch nicht das mindeſte zugemuthet, was meiner Ehre nachtheilig ſein könnte. Andere Lehrburſchen müſſen z. B. dem Herrn die Schnallen putzen, den Tiſch decken, den Kaffee ins Gewölbe bringen; von allem dem bin ich befreit.

Der Lehrherr war zwar kein Mann von Geiſt und Kenntniſſen, aber verſtändig, durchaus redlich und ſtreng ſittlich und nicht ohne Achtung vor Wiſſenſchaft und allem Höheren.

Unausgeſetzt arbeitete er jeden Tag von ſieben Uhr Morgens bis acht Uhr Abends, eine Mittagsſtunde abgerechnet; Sonntags nach der Kirche las er die Jenaer Literaturzeitung Wort für Wort und machte dann einen Spaziergang um die Stadt. Nie ſpielte er, nie betrat er ein Wirthshaus, nie gab er Geſellſchaft und auch in ſeinem Hauſe trank er nur Waſſer. Einigemale im Sommer ging er mit ſeiner Familie nach Eutritzſch und trank eine Flaſche Goſe; einmal im Jahre fuhr er nach dem vier Stunden von Leipzig entfernten Störmthal und nahm dahin außer Frau und Kindern auch die Lehrlinge mit. Er war ausnehmend gutmüthig, aber ebenſo jähzornig und brach, einmal gereizt, in einen Strom roher Worte aus. Schwer hatte Perthes in den erſten zwei Jahren ſeiner Geſchäftsunerfahrenheit von dieſem Zorne zu leiden. Was mir am übelſten bekommt, ſchrieb er, iſt, daß mein Herr Principal außerordentlich hitzig iſt. Macht man nicht alles recht, ſo iſt der Henker los. Das bin ich denn freilich nicht gewohnt und es geht mir auch außerordentlich ſchwer ein; doch ich werde es ja wohl gewohnt werden. — War Böhme's Zorn verraucht, ſo brachte er gutmüthig dem Knaben Obſt zur Entſchädigung oder theilte mit ihm ſeine zwei Taſſen Nachmittagskaffee nebſt den dazu gehörigen zwei Stückchen Zucker. Der mäßige, ſtreng ordentliche

Mann hatte an einem Hauskreuz schwer zu tragen, indem seine Frau in Folge ihrer Neigung zu starken Getränken das Hauswesen, so weit es dem Regimente der Frauen unterworfen ist, in Unordnung gerathen ließ. Vielfach brachte sie die armen Lehrlinge in peinliche Lagen. Manchmal bin ich in einem Gedränge, schrieb Perthes, wo ich mich nicht rauswinden kann; denn Madame läßt sich gerne Sachen heimlich zutragen, die durch die Gurgel laufen. Der Herr möchte nun gerne alles wissen, was passiert, und gerne entdeckte ich als ein rechtschaffener Mensch alles diesem von Grund des Herzens gewiß guten aber schwachen Mann, wenn ich mir dadurch nicht meinen Untergang bereitete. Denn schützen kann er mich in vielen Fällen nicht und er kann es auch nicht ändern; denn von früh sieben Uhr bis Abends acht Uhr kommt er nicht nach Hause, wo denn die Kinder freien Lauf haben, weil die Mutter sie nicht in Zucht halten kann.

Die Arbeit für den Buchladen, der außerhalb des Hauses in einem Gewölbe auf dem alten Neumarkt war, füllte die ganze Zeit des Lehrlings aus. Unser Stübchen, schrieb er, genieße ich nicht sehr. Denn um sieben Uhr gehen wir ins Gewölbe, um 12½ Uhr nach Hause zum Essen, um 1 Uhr wieder ins Gewölbe und erst um acht Uhr wieder ins Haus; alsdann wird gegessen und nun können wir erst etwas für uns anfangen. Abends dürfen wir auf keinen Fall ausgehen und Sonntags früh müssen wir in die Kirche, aber aus Sonderbarkeit in keine andere als in die Peterskirche, und Sonntags Nachmittag läßt er uns nach scharfem Examen ein paar Stunden heraus. — Die Beschäftigung war während der ersten anderthalb Jahre eine nur mechanische. Da die Bücher, welche von einem Leipziger Buchhändler verlegt waren, nicht vorräthig auf dem Lager Böhme's gehalten wurden, so mußten sie, so oft ein solches gefordert ward, aus den verschiedenen Handlungen geholt werden. Dieses Geschäft fiel dem jüngsten Lehrlinge zu und es machte ihm anfangs genug zu schaffen. Bei unserm Handel, schrieb er, sind so viel Kleinigkeiten, daß ein Anfänger nicht im Stande ist, alles zu begreifen, und die Herren Principale sind gewohnt, alles, z. B. die Titel der Bücher, nur halb zu nennen. Einer, der schon ein Jahr dabei gewesen ist, versteht das freilich; aber ein Anfänger bringt immer das Falsche, und frage ich, so ist die Ant-

wort: verſtehſt du kein Deutſch? — Die Arbeit, welche ihm als jüngſtem Lehrling zu Theil geworden war, brachte es mit ſich, daß Perthes während des erſten Winters fortdauernd auf der Straße und in den Gewölben anderer Buchhändler war. Seine Lebhaftigkeit, verbunden mit einem beſcheidenen Betragen, erwarb ihm die Gunſt aller Leipziger Principale; er war der einzige Lehrling, der, während die verlangten Bücher geſucht wurden, in die Comptoire eintreten durfte, um ſich zu wärmen; man bemitleidete des Knaben harten Stand bei ſeinem Lehrherrn. Kam er bei einbrechender Dunkelheit durchfroren und mit naſſen Füßen zurück in das Gewölbe, ſo mußte er noch Stunden lang auf den ſteinernen Flieſen ſtehen, um zu collationieren. Böhme, nie krank geweſen und überaus abgehärtet, heizte die Buchhandlung nicht, ſondern wärmte ſich durch heftiges Stampfen und Reiben. Hart gegen ſich, war er es auch gegen andere. Im erſten Winter ſeines Leipziger Aufenthaltes erfror Perthes die Füße. Böhme ſah den Jammer, aber er blieb ungerührt, bis der Knabe nicht mehr gehen konnte; dann ſchickte er zu dem erſten Wundarzt. Eckhold kam und erklärte ſogleich, vier und zwanzig Stunden ſpäter hätte der Fuß abgenommen werden müſſen. Neun lange Wochen brachte nun der Knabe auf ſeinem Dachkämmerchen im Bette zu, aber verlaſſen war er nicht; denn mit treuer Pflege nahm ſich ſeiner die zweite Tochter ſeines Lehrherrn an, Friederike, ein liebliches Kind von zwölf Jahren. Sorgſam ſaß ſie den Tag über mit dem Strickzeug in der Hand an dem Bette des Kranken, erzählte, tröſtete und holte herbei.

Auf dem Boden lag unter andern alten Büchern auch eine Ueberſetzung von Muratori's Geſchichte Italiens; mehrere der dicken Quartanten las das arme Mädchen mit immer gleicher Freundlichkeit in der halbdunklen Kammer vor. Ein inniges Verhältnis zwiſchen beiden Kindern entſtand aus dieſer Pflege und dauerte fort, auch als er der Pflege nicht mehr bedurfte.

Auch abgeſehen von den Leiden dieſer Monate fühlte ſich der in ungebundener Freiheit in Berg und Wald unter der treuſten Pflege ſtreng ſittlicher Verwandten aufgewachſene Knabe oftmals ſchwer gedrückt in der großen Stadt und ihrer flachen, waldloſen Umgebung,

in den Widerwärtigkeiten der Familie seines Lehrherrn und durch das in eine unverbrüchliche Tagesordnung eingezwängte Geschäftsleben, welches keine freie innere und äußere Bewegung erlaubte. Sehnsüchtig wendeten seine Gedanken sich zurück zu den Jahren der früheren Kindheit und vor allem zu den kleinen Begebenheiten des Aufenthalts bei dem Oheim in Schwarzburg, wo er in freier Luft umhergestreift war. In allen Briefen aus dieser und auch in denen einer viel späteren Zeit drücken sich Erinnerungen an die glücklichen Stunden aus, die er so nie wieder genießen könne. Was macht Vogelherd und Fischerei, schrieb er, was Matz und der alte Volgel? Lebt der alte Just noch, oder ist er gestorben? Wie geht es den Hunden und allem, was lebt und webt? Empfehlen Sie mich allen und ganz Schwarzburg. — Mir geht es, schrieb er ein anderesmal, ganz gut, bis auf eine gewisse Art von Trauer. Dies ist gar besonders: wenn ich allein bin, so überdenke ich mein voriges glückliches Leben, und das ist nun alles vorbei. Bald stelle ich mir diesen oder jenen Felsen vor, bald Vogelherd und Dittersdorfer Weg und das Plätzchen, wo der Spitz lag und Matzen anbellte. Jeder Strauch ist mir erinnerlich. Oft, wenn ich Nachts aufwache oder früh Morgens Nebel sehe, so denke ich: Jtzt sagt der Oheim zu Matzen: heute wirds was geben auf dem Vogelherd. Dann sehe ich Sie mit der Laterne durch den Wald wandern und höre Sie sagen, wenn Sie etwas gefangen haben: wäre doch der Fritz dabei! — Ach, wie viele süße Erinnerungen von Schwarzburg sind in meinem Herzen, heißt es ein anderesmal. Hier auf einem benachbarten Dorfe, Namens Gohlis, ist ein Kuhhirte, der sein Horn eben so kunstreich bläst wie weiland der Schwarzburger Trompeter. Dies kann ich auf meiner Stube in meinem Bette hören und Sie können nicht glauben, wie curios mir dann wird und was für eine besondere Art von Trauer dann kommt.

Herr indessen ward die Sehnsucht nach seinem lieben Schwarzburg nicht über den Knaben und hinderte ihn auch nicht, sich mit Lust und Freude den Eindrücken hinzugeben, die neue Bücher oder allerlei Ereignisse in dem bunten Treiben Leipzigs auf ihn machten. Bald waren es ein paar schnurrige Scenen aus dem Siegfried von Lindenberg, oder die schöne Komödie Friedrich mit der gebissenen Wange,

oder eine Stelle aus Villaume's Logik, über welche er Bericht erstattete; bald hatte ihn Herr Blanchard, der mit einem Luftballon in die Höhe stieg, bald ein Aufzug der Leipziger Studenten ergötzt: sechs Postillone voraus, dann Bereiter Herzberg, dann achtzig Studenten zu Pferde und sechzehn Wagen, das war ein recht Getrappel. Heute wurde auch, meldete er ein anderesmal, ein Hauptmann mit zwei Kanonen begraben. Es war sehr herrlich, aber leider habe ich es nicht gesehen; denn er wohnte in der Vorstadt und da konnte ich nicht hingehen, ob es mir gleich in der Seele weh that. — Vor allem war es die Messe, welche den Knaben, als er sie das erstemal in Leipzig erlebte, in große Bewegung setzte. Zwar brachte sie sehr mühselige Arbeitstage mit; aber ich fühle sie nicht, schrieb er, wenn ich an die Viertelstündchen denke, in welchen ich meinen Oheim, der am Montag aus Gotha ankam, sehen kann. Der hat mich während der ganzen Zeit seines Hierseins so lieb gehabt, daß ich manchmal denken konnte, ich hätte auch einen Vater, und alles konnte ich ihm vertrauen. Einen Sonntag Nachmittag, an welchem ich eben nicht viel zu thun hatte, nahm er mich mit nach Raschwitz, einem benachbarten Orte, wo an demselbigen Tage des heiligen römischen Reiches Buchhändler zusammen kamen; wie viel Ehre habe ich da mit genossen, an die ein anderer der Burschen nicht denken darf. Mein Onkel stellte mich allen vor und ich wurde sehr geachtet. Auch sonst hat es so viel Anlaß zum Vergnügtsein gegeben, daß ich Ihnen davon schreiben muß. Ich habe etwas gesehen, was gewiß auch Sie gerne würden gesehen haben, nemlich eine ganze Menge fremder Thiere: erstlich einen Seehund, der saß in einem großen Kübel mit Wasser, er war so groß wie ein kleines Kalb, ganz schwarz, hatte einen Hundskopf, und die Vorderfüße mit fünf Fingern wie ein Mensch, und was sehr wunderbar war, er verstand seine Führer. Wend' dich um, riefen sie; da zeigte er seinen Bauch, an welchem die Hinterfüße ganz unter den Schwanz, der wie ein Fischschwanz aussah, gewachsen waren. Alsdann gab mir mein Oheim sechs Groschen, ich sollte in die Komödie gehen. Weil aber keine Zeit dazu da war, ging ich in eine Thierbude, und weil, wenn ich was besehe, ich es recht besehen muß, so gab ich meine sechs Groschen hin und ging auf den ersten Platz. Hier präsentierte sich mir

ſo viel, daß ich ganz betäubt wurde: erſtlich ein Vogel Strauß, der ganz ſchwarz war, alsdann ein afrikaniſcher Löwe von achtzehn Monaten, ein ſehr ehrwürdiges Thier; er ſah Zahn-Wolfen, oder wie der lahme Kerl ſonſt heißt, ähnlich; ein Pantherthier, das ich angegriffen habe, und ein Tiger, der iſt, glaube ich, das prächtigſte Geſchöpf auf Gottes Erdboden. Noch viele wunderliche Dinge waren auf der Meſſe, welches ſich aber doch nur mündlich beſchreiben läßt; aber bald hätte ich eine der merkwürdigſten Begebenheiten meines Lebens vergeſſen. Ich habe nemlich mit F. Nicolai geſprochen. Er iſt ganz ſo, wie ich mir ihn vorgeſtellt habe: von Geſtalt lang und dick, aber dabei ein außerordentlicher Schwadroneur. Ich glaubte, er würde gegen die Buchhändler ſtolz ſein, aber er war im Stande, ſich eine halbe Stunde vor eine Thüre hinzuſtellen und mit dem Buchhändler zu ſchwatzen.

In den erſten anderthalb Jahren ſeines Leipziger Aufenthalts hatte Perthes freilich durch eigentliches Arbeiten wenig an Kenntniſſen und an Geſchäftsausbildung erworben, aber manche Erfahrungen hatte er gemacht und an ſittlicher Kraft durch den nachhaltigen Einfluß gewonnen, welchen ſein Mitlehrling, Rabenhorſt, auf ihn ausübte. Die innere Scheu vor allem unreinen und gemeinen, die Oheim und Tante in ihm von den früheſten Kinderjahren an geweckt und gepflegt hatten, war eine große Mitgabe für ſein ganzes Leben geweſen, und dankbar erkannte es ſchon damals Perthes an. Liebſter Oheim, ſchrieb er, wenn ich mich jetzt und künftig gut halte, ſo habe ich es Ihnen und Ihrer und der Tante Erziehung zu danken. Mir ſelbſt ganz gewiß nicht; denn wäre ich in ſchlimme Hände gerathen, ſo hätte mich mein Leichtſinn eben ſo leicht laſterhaft machen können. — Eine ſittliche Stütze indeſſen konnte der bewegliche, lebhafte Knabe noch nicht entbehren, als er in die Leipziger Verhältniſſe eintrat, und er fand ſie an Rabenhorſt, einem an Leben und Wiſſen, an Geſchäftsbildung und Charakter ſehr ausgezeichneten Jüngling von etwa achtzehn Jahren. Ich danke Gott, ſchrieb Perthes ſeinem Oheim, daß ich hierher gekommen bin, und das bloß meines Kameraden wegen, der mir durch ſeine Aufführung ein gutes Beiſpiel iſt; wenn der nicht wäre, ſo hätte mir unfehlbar die Welt zeitlebens zur Hölle werden müſſen. Sie glaubten, daß ich hier bald gute Geſellſchaft finden würde, aber es iſt

nicht möglich, ohne Geld hier in gute Gesellschaft einzudringen; denn diejenigen, welche hier von einigem Stande und Vermögen sind, haben einen großen Ton und die Kaufmannssöhne sind von einem unüberwindlichen Stolz und können allein von ihrem Taschengelde eine Partie Billard à 4 Groschen spielen und eine Flasche Wein trinken. Die Buchhändlerbursche aber sind, zwei ausgenommen, liederliche Jungens, welche Sonntag, als den einzigen Ruhetag, auf die Wirthshäuser laufen und dort die Liederlichkeit auf das Höchste bringen. Gesetzt nun, ich wäre unter so einen gekommen, so hätte ich bei allen den guten Grundsätzen, die ich von Ihnen habe, nicht widerstehen können. Man muß hier entweder mit so leben, oder hat täglich die ärgsten Verfolgungen auszustehen; aber nun hat mich Rabenhorst geschützt. — Auch in andern Beziehungen war der ältere Kamerad dem unerfahrenen Knaben von großer Bedeutung: er lehrte ihn Vorsicht in den verworrenen Verhältnissen des Hauses ihres Lehrherrn, er machte ihn aufmerksam auf Handlungskenntnisse, die er sich ohne fremde Beihilfe erwerben könne, und forderte immer von neuem, daß er sich anstrenge, um bisher Versäumtes zu erlernen. Vor allem aber gab er ihm, freilich ohne es zu wollen, Übung im Umgang mit andern. Sie werden denken, lieber Oheim, schrieb Perthes, der muß sich recht gut mit seinem Kameraden vertragen, weil er ihn so lobt. Aber glauben Sie das nicht; denn Rabenhorst hat alle die Tugenden nicht, die zu einem guten Umgang gehören: er hat einen großen Stolz und die äußerste Halsstarrigkeit in Behauptung seiner Meinungen, ein aufbrausendes Wesen, und ist so empfindlich und mistrauisch, daß ich ihn wohl zehnmal während einer Stunde in Hitze bringe, ohne daß ich selbst weiß womit. Wie oft muß ich da meine Meinung, von der ich ganz gewiß weiß, daß sie richtig sei, aufgeben, und wenn ich es thue und nun glaube, ich hätte alles recht gut gemacht, so ruft er wieder: „Wie können Sie zu allem ja sagen; Sie glauben wohl, ich lasse mich dadurch betrügen, ich werde mir das aber verbitten.“ Ich weiß wohl, lieber Oheim, Sie werden denken, das ist dem Jungen sehr nützlich, und Sie haben Recht. Denn ich war, weil ich ganz allein erzogen bin, der unleidlichste Mensch in Gesellschaft junger Leute; aber nun habe ich gelernt, wie man mit andern umgehen muß,

und jedermann wundert ſich, daß ich ſo gut mit Rabenhorſt auskomme. Es iſt freilich wahr, er hat eine unglückliche Temperamentsbeſchaffenheit, aber mich hat er lieb, und da iſt alles gut.

Im Sommer 1789 verließ Rabenhorſt Leipzig, um in eine Berliner Buchhandlung einzutreten, und von ſeinem Fortgang an ſtand Perthes noch in einem andern Sinne als bisher auf eigenen Füßen.

Der Eintritt ins Jünglingsalter.
1789—1793.

Bis zum Ausgange des vorigen Jahrhunderts war der deutſche Buchhandel auf den Nordoſten Deutſchlands beſchränkt. Im Südweſten fand ſich von Wien bis Regensburg, einige Verleger katholiſch-aſcetiſcher Werke ausgenommen, keine, von Regensburg bis Tirol nur in Augsburg eine Buchhandlung. Nürnberg war es, welches den geringen Bedarf dieſes großen Landſtriches allein befriedigte. In Tübingen und Heidelberg waren zwar blühende Geſchäfte, aber der ganze Nordweſten, in welchen Münſter als letzter literariſcher Vorpoſten vorgeſchoben war, wurde von Frankfurt aus ſpärlich verſorgt. Dagegen hatte der Buchhandel im ganzen nordöſtlichen Deutſchland ſchon ſeit geraumer Zeit einen lebhaften Aufſchwung genommen, aber er beſchränkte ſich noch, als das vorletzte Jahrzehend des Jahrhunderts zu Ende ging, auf den Verlag und den Vertrieb wiſſenſchaftlicher Werke. Die neu erſcheinenden Bücher wurden nicht an die verſchiedenen Buchhandlungen Deutſchlands verſchickt, ſondern die Verleger derſelben kamen, wenn ihr Geſchäft irgend Bedeutung hatte, Oſtern und Michaelis in Leipzig zuſammen und ein jeder brachte die Titel ſeiner neu verlegten Bücher mit. Einer beſuchte nun den andern, man zeigte ſich gegenſeitig die Titel vor und nach manchem Hin- und Herreden über Preis und Werth der Bücher wurde feſtgeſetzt, wie viel Exemplare ein jeder von den Verlagswerken des andern nehmen wolle. Da das einmal Genommene ſpäter, auch wenn es unverkauft blieb, nicht wieder

zurückgegeben werden konnte, so war große Vorsicht bei der Annahme von Werken anderer Sitte, und sehr oft mußten deshalb den durch Deutschland zerstreuten Buchhandlungen die von ihren Kunden geforderten Werke fehlen. Um sie zu erhalten, hätten sich dieselben an den jedesmaligen Verleger wenden können, aber ein großer Aufwand von Zeit und Geld würde daraus erwachsen sein. Dem Uebelstande wurde abgeholfen, indem zuerst in Frankfurt am Main, dann vorwiegend in Leipzig unternehmende Männer große Lager aller bedeutenden Bücher errichteten, aus denen jede deutsche Buchhandlung die Werke, deren sie bedurfte, auf einmal verschreiben konnte.

Ein solches Commissionsgeschäft im damaligen Sinne des Wortes besaß auch Böhme. Er hatte in drei großen Räumen ein sehr bedeutendes Lager alter kostbarer Werke und aller neu erschienenen guten Bücher, das heißt solcher, welche im Jahre ihres Erscheinens zwei- oder dreimal von ihm abgesetzt waren. Privatkunden hatte er nur zwei: die fürstliche Bibliothek in Rudolstadt und den Historiker Anton, aber die ersten Buchhandlungen Deutschlands waren seine Committenten. Wöchentlich liefen von diesen und von manchen Leipziger Handlungen Verschreibungen ein, welche meistens fünf, sechs Seiten füllten. Die verlangten Bücher mußten aufgesucht, in der Inventur abgeschrieben und in das Abgangsbuch, nach welchem der Lehrherr für die Wiederausfüllung der im Lager entstandenen Lücken sorgte, eingetragen werden. Diese Arbeit fiel nach Rabenhorst's Ausscheiden Perthes zu und er gab sich ihr mit Freude und Interesse hin. Nicht ohne Verwunderung bemerkte er bald, daß es möglich sei, sich durch die Verschreibungen, welche aus diesen und jenen Gegenden in Leipzig einliefen, ein Bild zu verschaffen von den wissenschaftlichen Bedürfnissen Deutschlands überhaupt und von deren eigenthümlicher Gestaltung und verschiedenem Umfange je nach den verschiedenen Gegenden Deutschlands. Wach und lebendig, wie er war, zog ihn eine solche Kenntnis schon ihrer selbst wegen an, und früh erkannte er die Wichtigkeit derselben für jeden Buchhändler, der sich nicht mit einem handwerksmäßigen Betriebe seines Berufes begnügen wollte. Zugleich verschafften ihm die vielen wissenschaftlichen Werke, die bei dieser Beschäftigung durch seine Hände gingen, eine große Bekanntschaft mit

den Namen der irgend bedeutenden Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts und wenigstens eine äußere Uebersicht über die Literatur, welche den Wunsch erweckte, irgend welche Einsicht in das innere Wesen des nur äußerlich Gekannten zu erhalten.

Böhme hatte neben seinem Commissionsgeschäft zugleich einen nicht unbedeutenden Verlag. So oft ihm wissenschaftliche Werke angeboten wurden, zog er einen hochbejahrten Antiquarius zu Rathe, der im Winter wie im Sommer unter freiem Himmel einige alte Bücher an der Ecke von der Grimmaer- und der Ritterstraße aufgestellt hatte. Der Mann übte durch seine ausgebreiteten Kenntnisse und seine geistige Schärfe große Gewalt über Böhme aus, und da er Perthes lieb hatte, wußte er in kluger Weise abzuhelfen, wenn dieser ihm bei übergroßer Härte der Behandlung seine Noth klagte.

Im ersten Jahre schon nach Rabenhorst's Abgang hatte sich Perthes tüchtig eingearbeitet und das Vertrauen seines Lehrherrn in dem Grade gewonnen, daß ihm dieser während einer mehrwöchentlichen Abwesenheit das Geschäft anvertraute. Die Verwaltung desselben lief so vortrefflich ab, daß dem Lehrling als Anerkenntnis seiner Verdienste ein Paar seidene Strümpfe verehrt wurden. Dennoch fühlte sich Perthes durch die Bildungsmittel wenig befriedigt, welche ihm die Geschäftsthätigkeit darbot. Mein Principal lehrt mich wohl, wie ich einmal als Diener fortkommen kann, aber dazu gehört wirklich sehr wenig; eigentliche Handlungskenntnisse aber lerne ich von ihm gewiß nicht, denn er treibt seine Handlung ganz handwerksmäßig; wie es ihm einfällt, thut er alles ohne Grund. Fragt man etwas, so spricht er: wir wollen es so machen, aber einen Grund hat er gewiß nicht, warum so und nicht anders; denn kommt der Fall noch einmal, so macht er es wieder auf andere Art. Die Manuscripte, die er erhält, muß der alte Antiquarius durchsehen, mögen sie die drei Brotstudien oder Mathematik, Pädagogik, Philologie, Thierarzneikunde oder schöne Wissenschaften behandeln. Spricht nun dieser allmächtige Mann: es ist gut, so wird es, und wenn es von Geiler junior wäre, genommen; spricht er: es ist schlecht, so wird es verworfen. Ein gescheider Mann ist dieser Antiquarius, das muß man sagen, aber deswegen ist er doch nicht in allen Wissenschaften bewandert.

Die Befriedigung, welche er unmittelbar in seinem Berufe nicht fand, suchte Perthes durch eigene Thätigkeit sich zu erarbeiten. Seit dem Jahre 1790, in welchem er achtzehn Jahre alt ward, erwachte in ihm der Trieb nach wissenschaftlicher Beschäftigung mit großer Lebhaftigkeit, aber überall wurde der Mangel an Zeit und Geld ihm hemmend. Zwar war er durch das Eintreten eines neuen jüngern Lehrlings von dem ermüdenden und aufreibenden Umherlaufen auf den Straßen befreit und konnte namentlich auch im Winter sich schonen; aber die einzigen Stunden, die ihm zur eigenen Beschäftigung blieben, waren Morgens vor sieben und Abends nach neun Uhr. Sehr wünschte er in denselben Sprachunterricht zu nehmen, aber bei der großen Dürftigkeit, in welcher er sich befand, fehlte hierzu jede Möglichkeit. Die ein und zwanzig Gülden Witwengehalt, welche seine Mutter ihm mit eigner Aufopferung überlassen hatte, reichten nothdürftig für das Schuhzeug aus; sein Oheim gab ihm seine abgelegten Kleider, konnte aber außerdem nur in den dringendsten Fällen helfen. Die Wäsche wurde alle vierzehn Tage von einem Fuhrmann nach Rudolstadt mitgenommen, wo die Tante Reinigung und Ausbesserung besorgte. Jede Weihnachten schenkte ihm sein Lehrherr zwei Speciesthaler; das war das Taschengeld für das kommende Jahr. Als außerordentlicher Glücksfall trat zuweilen ein Geschenk des Oheims in Gotha hinzu. Wenn Sie mich jetzt sehen sollten, meine gute Tante, schrieb er im Sommer 1789, so würden Sie mich nicht kennen; denn ich bin sehr gewachsen und gehe durch die Güte meines Oheims sehr gut: einen grünen flammichten Rock, hohe Taille, die Knöpfe hinten zusammen nach englischem Schnitt, ein Paar Beinkleider von neu englischem Ranking, eine weiße Weste. Was wollen Sie mehr? Aber zu Michaelis werde ich wohl einen Ueberrock haben müssen; da werden die alten Thaler springen, Heisasasa. Ich habe noch die zwei, aber die will ich dann nicht mehr sehen.

Eine solche Lage machte es unmöglich, einem Sprachlehrer seinen Unterricht zu vergüten, und so oft Perthes es auch versuchte, Abends nach neun Uhr für sich allein die französische oder englische Grammatik zur Hand zu nehmen, so wollte es dennoch nicht gelingen; regelmäßig schlief er ein. Seiner Neigung und seinen Anlagen nach würde

ihn dagegen die Beſchäftigung mit Geſchichte und Erdkunde gefeſſelt haben. Aber die herrſchende Richtung des Jahrzehends verlangte von jedem jungen Mann, der geiſtig einiges Anſehen genießen wollte, vor allem, daß er ein Philoſoph, wie man es nannte, ſei, und Perthes vermochte nicht ſich der gebieteriſchen Anforderung zu entziehen. Es war die durch Kant's Auftreten hervorgerufene Richtung, in welcher damals das Heil geſucht ward. Kieſewetter's Logik ſollte gründlich in dieſelbe einführen und ganze Hefte Papier erfüllte Perthes mit Tabellen, durch welche er ſich die Terminologie und die Formeln geläufig machen wollte. Zu einem Philoſophen wurde Perthes freilich durch dieſes mühſelige Arbeiten nicht, aber Verſtand und Urtheil gewannen an Schärfe.

Knigge's Schrift über den Umgang mit Menſchen durfte damals niemand unbekannt ſein. Perthes las ſie und las ſie mit großem Intereſſe; aber eine Stimme in ſeinem Innern rief ihm ohne Unterlaß zu, daß in dieſem Buche die Wurzel alles Böſen zu einer Art Lehrbuch verarbeitet worden ſei. Er ſuchte nach anderer Nahrung für ſeine geiſtigen Bedürfniſſe; aber da ihm Rath und Leitung eines Erfahrenen gänzlich fehlten, mußte die Wahl immer wieder durch zufällige oder in der Zeit liegende Einflüſſe beſtimmt werden. Jahre lang beſchäftigten ihn Reinhard's Syſtem der Moral und Döderlein's Dogmatik; lebendiger aber als durch alle dieſe Werke wurde er von Garve's Ueberſetzung und Erläuterung der Schrift des Cicero über die Pflichten ergriffen. Hier glaubte er wahre Befriedigung finden zu können.

Die Eindrücke ſeiner früheſten Kindheit, in welcher Oheim und Tante ihn immer von neuem aufgefordert hatten, an ſeiner ſittlichen Verbeſſerung zu arbeiten, die Macht der durch Kantiſche Einflüſſe beſtimmten Zeitrichtung und die Arbeiten, mit denen er ſich außerhalb ſeines Berufes beſchäftigte, ſpiegelten ſich wieder in der Art und Weiſe, mit welcher der heranwachſende lebhafte Jüngling die größeren und kleineren Lebensverhältniſſe auffaßte, die ihn in Spannung ſetzten. Den Stimmungen, die ſein Inneres bewegten, gab er in den Briefen an Oheim und Tante einen rückhaltloſen Ausdruck. Ihm erſchien das irdiſche Leben als eine große Anſtalt, welche der gütige Schöpfer

errichtet habe, um die einzelnen Menſchen und die ganze Menſchheit zu immer größerer Vollkommenheit zu führen. In dieſem Verſtande glaube ich an gar kein Uebel, ſchrieb er, weil jedes uns beſſert und jedes, wenn es vorbei iſt, uns die Freude in höherem Grade ſchmecken läßt. Umſonſt wird niemand gequält — wer könnte ſolche ſchreckliche Begriffe von der Gottheit haben? Aber ſo lange jemand noch Fehler und Untugenden an ſich hat, kann er nicht verlangen, ganz glücklich zu ſein, ja er wird ſie mit ins zukünftige Leben hinüber nehmen und das Gefühl, daß er beſſer ſein könnte, als er wirklich iſt, wird ſeine Strafe ſein. — An ſich ſelbſt wie an jeden andern ſtellte er die Forderung, der Vollkommenheit ſich immer näher zu bringen und eine hohe Stufe in derſelben zu erreichen. Oftmals glaubte er, mit inniger Ueberzeugung und wahrer Aufrichtigkeit ſagen zu können, daß er in dem Streben, vollkommen zu werden, vorwärts gekommen ſei. Durch Leſung praktiſch-philoſophiſcher Schriften, ſchrieb er 1790, habe ich in meinem Kopfe das Syſtem des Strebens nach höherer Vollkommenheit errichtet, welches bei dem Blicke auf meine Beſtimmung und bei dem Andenken an meine Wohlthäter immer ſtärker in mir wird. — Liebſter, beſter Onkel, ſchrieb er am Jahresſchluſſe 1791, es iſt wahr, himmliſche Freuden kann der genießen, der an ſeiner Beſſerung arbeitet, und ich habe ſolche lichthelle Stunden oft gehabt, in denen ich durch das Betrachten der Vollkommenheiten Gottes und ſeiner Werke und durch das Gefühl meiner eignen menſchlichen Würde den Vorgeſchmack von dem künftig mir beſtimmten Ziele genoß. Dann war alles, alles in mir Freude und ich ſah alles neben mir zur Vollkommenheit arbeiten; dann waren alle Menſchen meine Brüder, die mit mir zu demſelben Ziele gelangen ſollten. Zu anderen Zeiten aber mußte der Jüngling ſich bekennen, daß er oftmals rechts und links von dem Wege, den er für den rechten anſah, abweiche. Sie ſchreiben, heißt es in einem Briefe an den Schwarzburger Oheim: „ich habe eine herzliche Freude über die in Deinem Briefe aufgeſtellten Grundſätze; behalte ſie und folge ihnen genau.“ Gewiß, lieber Oheim, ich behalte ſie, jene Grundſätze; denn ſie ſind nicht bloß ein Werk meiner Vernunft, nein, ſie ſind ſo innig mit meinem ganzen Ich verwebt, daß ich mir dieſes ohne jene nicht denken kann. Aber genau befolgen, ja

das ist etwas anderes. Ein Heuchler wäre ich, wenn ich genaues Befolgen Ihnen versichern wollte. Bald siegt Leidenschaft, bald Gewohnheit, bald ein mir anhängender Leichtsinn des Blutes, der mit der Bedächtigkeit meines Kopfes ganz im Widerspruche steht; bald muß ich auch Irrungen, welche die Vernunft in der Aufstellung jener Grundsätze beging, büßen, wenn sie mir eine Vollkommenheit als möglich vorspiegelte, die nur nach und nach errungen, nie aber durch einen Sprung bewirkt werden kann. Der Versuch, solche Sprünge zu machen, bewirkt dann allemal schwere Rückfälle. — Der Jüngling hatte Zeiten, in denen er völlig entmuthigt jede Hoffnung aufgab, die Bestimmung des Menschen zu erfüllen. Wahrlich, schrieb er, ich muß mächtig kämpfen, wenn alles, was Unfrieden gebiert, aus meinem Innersten heraus soll; denn leider alle bösen Neigungen schlafen nur, um bei erster Gelegenheit mit desto größerer Gewalt loszubrechen. Ach, meine Unstetigkeit und mein zu rasches Blut verdirbt immer in einer Stunde wieder, was ich wochenlang gebaut habe, und dann gehört wieder eine geraume Zeit dazu, ehe ich zu einer ruhigen, vorwurfsfreien Gemüthsverfassung kommen kann. Wie oft habe ich mit Thränen im Auge meine Verkehrtheit beseufzt, wenn ich kurz vorher mir vorgenommen hatte, standhaft in Ausübung des Guten zu sein, und dann doch wieder gefallen war, weil ich eine Leidenschaft nicht besiegen konnte. Dann ist in meinen Augen jeder andere besser als ich, auch wenn jener Verbrechen begangen hat und ich nur in Gedanken gefehlt habe; denn ich stelle mir vor: hätten die anderen Menschen solche Antriebe zum Guten wie du, so würden sie gewiß besser sein als du. — Dann aber kamen auch wieder Zeiten, in denen der Jüngling mit Selbstzufriedenheit auf seine Unzufriedenheit mit sich selbst hinblickte. Sie sehen, mein guter Oheim, schrieb er, daß ich einen guten Anfang in meiner Besserung gemacht habe; denn die Unzufriedenheit mit mir selbst ist ein sicheres Anzeichen davon.

Wie sich selbst und alle einzelnen wollte er auch die Menschheit zu immer größerer Vollkommenheit fortschreiten sehen, und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtete er die französische Revolution, die ihn in große Aufregung brachte. Ich glaube, schrieb er 1792, daß die Menschheit jetzt in eine Verwirrung kommt, aus welcher sie dann mit

Glanz einen großen Schritt zur Vollkommenheit thun wird. Ich lege Ihnen hier einen kleinen Aufſatz bei, der mir vortrefflich ſchien. Mir beſonders iſt ſo eine Aufmunterung nöthig, da ich von Perſonen umgeben bin, welche die alten Zeiten erheben und über die neuen das Anathema ausſprechen. Auch nach meinen Begriffen iſt die Herrſchaft über ſich ſelbſt die einzige, wahre individuelle Freiheit, und wären alle Menſchen auf dieſe Art frei, ſo würde die bürgerliche Freiheit wohl ſchon folgen, weil wir dann gar keine ausübende Gewalt länger nöthig hätten. Allein ſolcher Zuſtand wird wohl erſt in Jahrhunderten eintreten, und ſollten denn nun die armen Franzoſen ſo lange den himmelſchreienden Druck geduldig leiden? Nein, ſie thaten gewiß ganz Recht daran, daß ſie ſich ſeiner entledigten. Ich freue mich als Menſch und als Weltbürger über die Fortſchritte der franzöſiſchen Armee; aber als Deutſcher möchte ich weinen, und ewig wird es uns Schande bringen, der guten Sache nur erſt durch Zwang nachgegeben zu haben. — Sie glauben, lieber Oheim, heißt es in einem anderen Briefe, daß, wenn auch jetzt die Bemühungen der Regenten, die Völker zu unterdrücken, gelingen ſollten, eine Finſternis gleich der in den mittleren Zeiten Europa bedecken würde. Aber dies geſchieht gewiß nicht; denn Kenntniſſe aller Art ſind unter allen Ständen verbreitet, und der Geiſt der Freiheit und des Naturrechts iſt bis zu den Bettlerhütten vorgedrungen, und bei welchen unſerer Herrſcher finden wir den heroiſchen Muth, die Tapferkeit und die Geiſtesgegenwart, welche die alten Tyrannen bei aller ihrer Grauſamkeit doch erſtaunenswürdig machte? — Ungeachtet dieſer Auffaſſung der Revolution hegte Perthes dennoch um dieſelbe Zeit ſchon ſtarkes Bedenken gegen den unmittelbaren Segen ihrer Folgen. Ich glaube nicht, ſchrieb er, daß wir ſchon geſchickt und gut genug ſind, um einer gänzlichen Befreiung von Despotie fähig zu ſein. Schimpfen thun die niederen Claſſen und die Gelehrten wohl auf die Despoten und Ariſtokraten; aber lächelt ihnen einer zu, ſo vergeſſen ſie alle Menſchenwürde und ſind Speichellecker, und glückt es gar einem, höher zu ſteigen, ſo wird er ein ärgerer Ariſtokrat, als die geborenen es ſind. Herrſchen wollen alle, aber zum Gleichſein und zu der Tugend: niemandes Recht zu beeinträchtigen, gehört viel. Wollen Sie etwas gründliches hierüber leſen,

ſo laſſen Sie ſich Ehler's ſtaatswiſſenſchaftliche Aufſätze geben. Ich ſende Ihnen hierbei einen von mir gemachten Auszug, ſo wie ich mir ſeine Ideenreihe zugeeignet habe. — Ich kann nicht ohne Schmerzen auf die politiſche Welt ſehen, ſchrieb er im Frühjahr 1793; dort in Frankreich wüthendes, verſtandloſes Volk, und hier bei uns bundbrüchige Tyrannen. Ich glaubte ſonſt immer noch, daß, wenn auch der einzelne Menſch fiel, dennoch das menſchliche Geſchlecht ſich ſtufenweiſe veredeln würde, aber auch das ſcheint Traum zu ſein. Daß ſie verdammt wären, die franzöſiſchen Bluthunde, welche die heilige Sache der Freiheit ſo ſchändlich ſchänden!

Die Thätigkeit, welche Perthes innerhalb und außerhalb ſeines nächſten Berufes übte, die politiſchen und die allgemein menſchlichen Bewegungen, welche auch ihn ergriffen, hatten ſeinen Verſtand gebildet, ſeinen Blick für die Verhältniſſe des Lebens geſchärft und ihn mit lebendigem Intereſſe erfüllt; aber ſie ließen doch eine Lücke in ſeinem geiſtigen Leben, welche er ſchmerzlich empfand.

Er hatte nicht nur nichts verſtecktes und unwahres in ſeinem Weſen, ſondern fühlte auch dringend das Bedürfnis, ſich und ſein ganzes Innere andern aufzuſchließen, andern ſich ganz hinzugeben und von andern gleiche Offenheit und Hingebung zu empfangen. Die natürliche Hingebung des Kindes an Vater und Mutter war ihm verſagt geblieben, da er den Vater verloren und die Mutter in kurzem Zuſammentreffen nur ſo flüchtig geſehen hatte, daß dieſe einen bildenden Einfluß auf ihn nicht gewinnen konnte. Dagegen wendete Perthes dem Oheim und der Tante, die Vater- und Mutterſtelle an ihm vertraten, ſein Herz mit voller Liebe zu, und ſeine innige Dankbarkeit ſprach ſich faſt in jedem Briefe an ſie aus. Mit rückhaltloſer Offenheit legte er dem Oheime das ganze Innere dar. Die Kämpfe, als der Jüngling in ihm erwachte, den Schmerz über ſeine Schwäche, die Freude darüber, daß es ihm wenigſtens gelinge, die böſen Gedanken nicht in böſe Thaten übergehen zu laſſen, das alles theilte er dem väterlichen Freunde mit; aber dennoch ſehnte er ſich für den täglichen Verkehr nach einem Altersgenoſſen, der mit ihm empfinden könne, was ihn ſelbſt bewegte. Mein ſehnlichſter Wunſch, den ich jetzt habe, ſchrieb er, iſt ein Freund, dem ich mein Innerſtes ganz aufſchließen

könnte, der mich ſtärkte, wenn ich ſchwach würde, der mir Muth gäbe, wenn ich an meiner Beſſerung verzweifele; aber ich finde keinen, und doch muß ich mich mittheilen, doch möchte ich manchmal jeden an mein Herz drücken und ſagen: Auch du biſt ein Bild Gottes.

Während, wie er ſich ausdrückte, eines ſeiner Leiden blieb, keinen Freund zu haben, hatte den einſam aufgewachſenen Knaben das kindlich freundliche Entgegenkommen der zweiten Tochter ſeines Lehrherrn mit wohlthuender Gewalt von dem Augenblicke an ergriffen, in welchem er Böhme's Haus betrat. Friederike war als zwölfjähriges Mädchen ſeine treue Pflegerin in jenem erſten ſchweren Winter geweſen; ſie blieb ihm liebe Geſpielin und Tröſterin auch in den folgenden Jahren; ſie verſorgte den Knaben, dem es an allem fehlte, mit Speiſe und Trank, mit Holz und Licht und erfreute ihn mit ihrer muntern Laune. Auch ſie hatte oftmals ſchwer zu leiden unter der Verworrenheit des elterlichen Hauſes, und wenn Ungemach über ſie oder den Knaben hereinbrach, ſo ſchöpften ihre Augen aneinander Troſt. Wir waren gar verſtändige Kinder, ſchrieb Perthes ſpäter; wir tröſteten einander, laſen einander vor und beſprachen alles, was uns drückte. Gleichzeitig etwa traten beide aus den Kinderſchuhen heraus: der Knabe wurde verlegen und ſtumm, das Mädchen ſcheu und heimlich. Um dieſe Zeit kam ein zweiter Lehrling, Neſſig mit Namen, ins Haus, ein flinker, gutartiger Junge, der eine ausnehmende Gabe beſaß, ſich und andere mit leichtem luſtigem Geſchwätz zu unterhalten. Das nun freilich konnte Perthes Friederiken gegenüber nicht: er hätte nur vermocht von der Würde des Menſchen und der Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts, von der Liebe zu Gott und zu dem Nächſten höchſt ernſthaft mit ihr zu reden, und da das nicht ging, redete er gar nicht. Darüber, ſo klagte er ſeinem Oheim, wird Neſſig viel mehr geachtet als ich: mit ihm ſpricht man, mich läßt man ſtehen und behandelt mich ſogar zuweilen verächtlich. Perthes fühlte ſich gekränkt und zurückgeſetzt, und eine tiefe Leidenſchaft erfaßte ihn. Er wurde ſich ihrer zuerſt an dem Widerwillen bewußt, den er gegen den ihm vorgezogenen Neſſig faßte. Dieſen Widerwillen wollte er überwinden; er offenbarte ſein ganzes Herz dem Begünſtigten und verſprach auch künftig ihm nichts zu verheimlichen. Eine warme, auf die gemeinſame

heftige Neigung zu dem geliebten Mädchen gegründete Freundſchaft zwiſchen beiden heranwachſenden Jünglingen war die unmittelbare Folge dieſes Schrittes, der ſpäter für Perthes zu mancher muthwilligen Neckerei, aber auch zu manchem Zähneknirſchen führte.

Zu einer der reizendſten Geſtalten war die jetzt ſechzehn Jahre alt gewordene frühere Geſpielin herangewachſen. Die Bewunderer ihrer älteren Schweſter, welche für die erſte Schönheit Leipzigs galt, wurden nun von der ſchwarzgelockten jüngeren, von deren munterer Laune und überlegenem Verſtande bezaubert und hingeriſſen. Verehrer ohne Zahl wurden ihr zu Theil; und dennoch mochte ſie des ihr gegenüber verlegenen und ängſtlichen neunzehnjährigen Lehrlings nicht entbehren, der nicht durch Worte, ſondern nur durch die unwillkürliche Aufmerkſamkeit auf alles, was ſie anging, zu ihr ſprach. Sie bleibt, ſchrieb Perthes, voll Güte gegen mich: mit einem einzigen Worte weiß ſie mich aufzuheitern, wenn ſie mich betrübt und traurig ſieht, und über ihre Lage im elterlichen Hauſe ſpricht ſie mit mir wie mit keinem andern. Ach mein lieber, guter Oheim, wie danke ich Gott, daß nun die ängſtlichen Stunden vorbei ſind, in denen ich vor dieſer Zeit mit böſen Gedanken, die gewiß nicht abſichtlich durch mich in mir aufgekommen waren, zu kämpfen hatte; was ernſthaftes Nachdenken über Menſchenwürde und Vervollkommnung nicht gekonnt haben, das hat reine, unſchuldige Liebe gekonnt. Gott wird mich weiter ſchützen; er ſchütze auch Sie und Ihre Frau und Kinder, und, was mein heißer Wunſch iſt, er mache Friederiken glücklich. Gute Nacht! — Der nächſte Brief des Oheims brachte natürlich die Frage, was denn nun weiter werden ſolle. Sie liebt mich gewiß nicht, antwortete Perthes; ſie kann ja wählen zwiſchen ſo vielen jungen Leuten, die ihrer Bildung nach ſo beſchaffen ſind, daß ich mit meinem zwanzigjährigen Jungengeſicht eine ſehr geringe Figur daneben mache, unberechnet was Kleider und Anſtand thun. Freilich ſieht Friederike gewiß nicht allein auf Kleider und Anſtand, aber es macht ihr auch ein junger Mann die Aufwartung, vor deſſen Kenntniſſen ich volle Achtung habe, und ich müßte der eitelſte Menſch von der Welt ſein, wenn ich mich ihm gleichſtellen wollte. Und nun noch eins, lieber Oheim: wenn ſie mich auch lieb hätte und wenn ich auch nicht ganz arm wäre, ſo könnte ich ſie

doch nicht zur Frau nehmen; denn um keinen Preis der Welt könnte ich mich für immer mit dem Böhme'schen Hause verbinden, und ich könnte auch keine Frau haben, die mich in einer so unterwürfigen Lage, wie die meinige in diesem Hause ist, hätte kennen lernen. Aber, ach! das Herz möchte mir brechen, während ich Ihnen das schreibe. Aber seien Sie meinethalben außer Sorgen, lieber Oheim; ich war nie so fest überzeugt von meiner Standhaftigkeit im Guten als jetzt.

Mit diesem Kampfe in seinem Innern sah sich Perthes im Jahre 1792 bei einem Mittagsmahle, welches Böhme Fremden zu Ehren, die nach Leipzig gekommen waren, gab, Friederiken gegenüber gesetzt. Sie behandelte ihn an diesem Tage mit der größten Aufmerksamkeit und verflocht ihn in jedes Gespräch. Er wurde lebhaft, trank Wein und als bei dem Nachtisch das Mädchen an seinen Stuhl trat und sich, um etwas vom Tische zu nehmen, über ihn hin bog, so daß er jeden Schlag ihres Herzens durch ihr blauseidnes Gewand fühlte, konnte er es nicht länger aushalten; er sprang auf und lief bis in die Nacht wie rasend stundenweit durch das Feld. Ich war, schrieb er einige Jahre später, wie vernichtet; in jener Stunde war mein Heiligthum für meine Gedanken nicht rein gewesen; strafen wollte ich mich, nicht wieder wollte ich in des Mädchens Auge sehen. Ich konnte es dennoch nicht lassen, blickte dennoch zu ihr hin und sah Todeskälte. Das Mädchen war nicht mehr dasselbe: kalt und hart wie Eis und Eisen war sie gegen mich. Da begann ein gewaltiger Kampf in mir, gewaltsam nahm ich mich zusammen und durch die gewaltsamsten Anstrengungen, die alle meine Kräfte aufregten, habe ich das Böse in mir nicht vernichtet, aber niedergedrückt. — Halbe Nächte hindurch saß Perthes damals auf und suchte den Sturm in seinem Innern durch das angestrengteste Abmühen mit Schriften über Kantische Philosophie und Cicero's Lehre von den Pflichten zu stillen. Stärkere Hilfe aber als diese mühselige Beschäftigung gewährte ihm und den Anstrengungen seines eignen Willens ein frischer, lebendiger Umgang mit geistig regsamen und sittlich gesunden jungen Leuten, wie er ihm bis dahin unbekannt gewesen war. Der Zufall hatte ihn mit sieben in Freundschaft eng verbundenen Schwaben, Schröder, Duttenhover, Trefftz, Meier und einigen anderen, bekannt gemacht, welche, obgleich

bedeutend älter als er, ihn lieb gewannen und an ſich zogen. Es waren verſtändige, ſehr unterrichtete junge Männer, voll guter Laune und poetiſchen Anfluges. Bald war Perthes alle freien Stunden mit ihnen zuſammen. Durch ſie wurde er mit Herder, Schiller und Goethe und mit einem fröhlichen Jünglingsleben bekannt. Seit meinem Hierſein, ſchrieb er, habe ich noch keine ſo fröhliche, herzſtärkende Stunden genoſſen als jetzt mit meinen lieben neuen Freunden. Sie ſind ſämtlich Schwaben und halten feſt zuſammen, und haben nur unter ſich Umgang; aber ſo oft ich komme, ſehe ich es an ihren Augen, daß ſie ſich freuen. — Geſtern Abend, heißt es in einem andern Briefe, gab einer meiner Freunde einen kleinen Abſchiedsſchmaus. Wir waren ſehr luſtig; Sie können nicht glauben, was für eine eigene Art von guter Laune die Schwaben an ſich haben. Ich bin doch gewiß, was Fröhlichkeit anbetrifft, nicht der letzte; aber vor der ihrem Witz muß ich die Segel ſtreichen, den einzigen Fall ausgenommen, wenn ein Glas Wein meine Lebensgeiſter erheitert hat. — Ich bin einer der glücklichſten Menſchen, äußerte er um dieſe Zeit dem Schwarzburber Oheim; Freundſchaft und Achtung und Liebe guter Menſchen begleiten mich auf allen Schritten, und ein Kummer eigner Art, der ſonſt mich drückte, iſt nun auch verſchwunden. Wenn ich nemlich ſonſt viele Jünglinge meines Alters ſah, die alles, was ſie thaten, mit einer Lebhaftigkeit unternahmen, wie ich ſie nicht kannte, ſo kränkte mich das ſehr, weil ich überzeugt bin, daß nichts Großes, nichts Edles ohne Feuer und Muth unternommen werden kann. Ich ärgerte mich an meiner Schwächlichkeit und ging ſo weit, daß ich alles Gute an mir tadelte, weil ich es für eine Folge meines kalten Naturells hielt, was ich bis zum Tode haßte. Wie hat ſich das jetzt geändert, mein lieber Oheim! Ja ich fühle Feuer in mir, und wenn dieſes Feuer, das mich jetzt für andere Gegenſtände beſeelt, einmal bloß für Religion, Vollkommenheit und Tugend geſtimmt iſt, dann wird alles Eigennützige wegfallen und ich werde alle, alle als meine Brüder lieben.

Beſchränkt und klein waren freilich die Verhältniſſe, in denen Perthes zum Jüngling heranwuchs, aber dennoch hatten ſie ſein Inneres durch bedeutende Erfahrungen gebildet und geſtählt. Wenn ich jetzt, ſchrieb er im April 1793, an die Jahre zurückdenke, die ich hier

durchlebte, wenn ich mich in den Ideenkreis zurückſtelle, den ich mit hierher brachte, ſo erſtaune ich, wie ſich alles in mir verändert hat. Stets werde ich mit Liebe und mit Segenswünſchen auf Leipzig zurückſehen; denn hier war es, wo mein Geiſt anfing ſich zu bilden und Menſchenwürde zu ahnen. Ich habe viele böſe Tage gehabt, ſchrieb er, aber dieſe böſen Tage haben viel Gutes gewirkt. Ich war, als ich hierher kam, ein leichtſinniger Junge, der viele, viele Fehler hatte; ich habe deren noch viele, aber viele ſind doch auch unterdrückt und gebeſſert worden. Alles das Gute verdanke ich Gott, der ſo viele gute Anregungen in mein Schickſal legte, daß mein Leichtſinn die Oberhand nicht erhalten konnte. — Nicht ohne einigen Stolz ſah er, als die Lehrzeit ſich ihrem Ende nahte, auf ſich und ſeine Lage. Es macht mir Freude, ſchrieb er, mir zu ſagen: Du hatteſt keinen Vater, kein Vermögen und biſt dennoch niemandem zur Laſt gefallen, und wirſt nun in wenig Wochen von niemand abhängen als von dir. — Dem Vertrage nach lief die Lehrzeit um Michaelis 1793 zu Ende; aber der mit Böhme befreundete Buchhändler Hoffmann aus Hamburg, welcher auf Perthes aufmerkſam geworden war und ihn als Gehilfen in ſein Geſchäft zu nehmen wünſchte, hatte deſſen Lehrherrn erſucht, ihn ſchon Oſtern 1793 zu entlaſſen. Böhme willigte ein; bei einem feierlichen Mittagseſſen trat er an Perthes heran, hieß ihn aufſtehen, gab ihm einen leichten Backenſtreich, überreichte ihm einen Degen, nannte ihn Sie, und die Lehrzeit für den Buchhandel war geendet, aber — die für das Leben noch nicht.

Die erſten Eindrücke des Aufenthalts in Hamburg. 1793—1794.

Am 13. Mai 1793 verließ Perthes die Stadt, in welcher er beinahe ſechs Jahre, glückliche Jahre ernſten Strebens, wie er ſelbſt ſie nannte, zugebracht hatte. Hinter ihm lag nun der harte Druck des Lebens; hinter ihm die äußerſte Armuth und die gebundenſte Abhän-

gigkeit von andern. Aus der kleinen kalten Dachkammer ſah er ſich in den bequemen Reiſewagen ſeines neuen Principals verſetzt. Statt des redlichen aber rauhen Lehrherrn hatte er in Hoffmann einen gebildeten und welterfahrenen Reiſegefährten zur Seite. Ringsum ſtand alles in Blüte, als er Leipzig verließ, und eine helle Mondnacht forderte zum ſtillen Sinnen über die Erfahrungen auf, welche hinter ihm und welche vor ihm lagen. In Hochweiſig, der erſten Station, ſollten die Reiſenden den mit Hoffmann befreundeten Educationsrath Campe aus Braunſchweig nebſt Frau, Tochter und Neffen treffen. Campe galt damals in weiten Kreiſen als bedeutender Mann und als vorzüglicher Schriftſteller; ſein Haus war durch ſeine, geſellige Bildung bekannt und eine große Zahl viel genannter Männer ſtand in näherer oder fernerer Beziehung zu demſelben. Es war das erſtemal, daß Perthes in unmittelbare Berührung mit einer Familie treten ſollte, welche auch über die Grenzen des Hauſes hinaus Bedeutung hatte. Nicht ohne große Spannung ſah er dem Zuſammentreffen entgegen. In einer ſchlechten Dorfſchenke hatten Campe's Unterkommen gefunden und die mancherlei kleinen Einrichtungen und gegenſeitigen Hilfleiſtungen, welche das dürftige Haus und die ungeſchickten und ungefälligen Wirthsleute nöthig machten, ließen Perthes ſchnell mit der Familie bekannt werden, von der er ſich unter andern Verhältniſſen wohl in ſcheuer Verehrung entfernt gehalten hätte. Seine Bewunderung kannte keine Grenzen, als er in ihrer Geſellſchaft Wörlitz und Deſſau beſuchen durfte. Herrn Rath Campe, ſchrieb er ſeinem Oheim, fand ich noch weit über das Ideal erhaben, das ich mir von dem Verfaſſer des Theophron gemacht hatte. Er iſt ein langer, hagerer, aber ſchöner Mann; Würde iſt über ſein ganzes Weſen verbreitet; ein nur auf Vernunft beruhendes Betragen leuchtet auch aus der kleinſten ſeiner Handlungen hervor. Am meiſten aber trägt zur Verherrlichung ſeiner Familie und zu ſeiner eigenen würdevollen Ruhe die vortreffliche Frau bei, welche die feinſte Bildung der großen Welt mit dem beſten Herzen und die trefflichſten Kenntniſſe mit den Pflichten der ſorgſamen Hausfrau zu verbinden weiß. Nun kommt noch, heißt es weiter, das Meiſterſtück dieſer Familie, das Muſter der Erziehung und der Bildung, Lottchen Campe. Sie zu loben, wie ſie es verdient, bin ich

nicht im Stande. — Der Neffe des bewunderten Mannes bot ihm Freundschaft und Briefwechsel an und Perthes schlug freudig ein. Bei dem Abschiede, schreibt er, war mir, als verließ ich Vater, Mutter, Schwester, Freund und alles, was Glück auf dieser Erde heißt. Ueber Helmstädt und Uelzen fuhren Hoffmann und er Hamburg zu. Morgens fünf Uhr waren wir an der Elbe angekommen, berichtete er dem Oheim; auf einer mächtigen Fähre mußten wir uns nach Zollenspicker, dem ersten hamburgischen Orte, übersetzen lassen, was mir sehr viel Vergnügen machte, da es für mich ein ganz neues Schauspiel war. Von Zollenspicker bis Hamburg hat man noch vier Meilen. Ich hielt es aber kaum für eine Stunde; denn solch eine Abwechslung von Gegenständen ist mir noch nicht vorgekommen. Die ganze Strecke von vier Meilen ist ein einziges, aus vielen Oertern zusammengesetztes Dorf; ein Dorf, welches, nur von Gartenfeldern umgeben, an einem Arm der Elbe liegt und Häuser hat, wie man sie wahrlich in Städten nicht oft findet; alles ist mit der größten Sauberkeit angelegt, alles bemalt, alle Häuser mit böhmischen Spiegelglasfenstern versehen. Es ist zum Erstaunen. Aber denken Sie nur, es sind hier auch Bauern, die ihren Töchtern zehn, ja zwanzig tausend Thaler zur Ausstattung geben. Als wir zehn Uhr Abends, es war am 17. Mai, dem Tage vor Pfingsten, in Hamburg ankamen, mußte ich über das entsetzliche Gedränge von Menschen erstaunen, welches größer ist als in Leipzig während der vollsten Tage der Messe. So groß, so schön, wie hier alles ist, habe ich noch nie etwas gesehen.

Die Familie Hoffmann's machte durch Bildung und Herzensgüte, durch strenge Ordnung und Redlichkeit einen sehr wohlthuenden Eindruck auf ihn. Madame Hoffmann ist eine Frau von ausnehmendem Geiste, schrieb er seinen Leipziger Freunden; sie ist vortrefflich als Gattin und als Mutter. Aber sehr auf mich Acht geben muß ich hier; denn du kannst nicht glauben, wie fein sie ist und welche Art sie hat, mit uns umzugehen. Hoffmann selbst war ein sehr tüchtiger Geschäftsmann und als Mensch und Buchhändler unterrichtet und erfahren. Er liebte nach Hamburger Sitte reichliches Leben und Gastlichkeit, und der Gegensatz, in welchem seine eigene etwas trockene Ruhe zu der beweglichen Lebhaftigkeit seiner Frau stand, brachte keine Stö-

rung in der Familie hervor. Du ſollteſt dieſe beiden Eheleute beobachten können, ſchrieb Perthes, und würdeſt nicht aus dem Lachen kommen: denn ſie iſt von Hauſe aus Queckſilber und will über alles belehrt ſein; er aber iſt, wie Du weißt, ſehr phlegmatiſch. So gerne er auch ſpricht, ſo unangenehm iſt es ihm doch, Fragen zu beantworten. Sie hat daher eine ganze Menge Fragewörtchen, als: He? Du? Hoffmann? Sage? Hörſt Du nicht? Antworte doch! Oft muß ſie nun alle miteinander aufſagen, ehe eine Antwort kommt. Endlich entgegnet er wohl gar: ich habe es ja ſchon geſagt, und doch hat niemand etwas gehört. Macht ſie es zu arg, ſo brummt er wohl einmal. Hilft aber nichts; er muß doch dahin, wo ſie ihn haben will.

Das Geſchäft, in welchem Perthes nun unter Hoffmann's Leitung zu arbeiten hatte, nahm faſt alle ſeine Kräfte in Anſpruch. Ich war ſchrieb er ein halbes Jahr nach ſeinem Eintritte, in vielen Stücken noch unwiſſend, wie dieſes bei den meiſten der Fall iſt, deren Lehrjahre verſtrichen ſind; ich habe aber zum Behufe der Erweiterung meiner Kenntniſſe eine ſehr glückliche Stelle erwählt, da ich hier ſolche Arbeiten zu machen habe, die ſonſt für einen eben Ausgelernten nicht gewöhnlich ſind. Daß dieſes mir den Kopf warm macht, können Sie vermuthen; zum Glück konnte ich, da ich mir ſelbſt überlaſſen war, arbeiten, wie ich wollte, und dieſes iſt für mich der einzige Fall, in welchem ich viel zu leiſten im Stande bin. Eignes Nachdenken iſt ſtets mein beſter Lehrmeiſter geweſen, aber ebendeshalb wird es mir auch freilich ſehr ſchwer, etwas zu begreifen und nachzumachen, was mir ein anderer zeigen und worin er mich unterrichten will. — Freie Stunden blieben auch in dem neuen Verhältnis nur wenig für Perthes übrig. Vor neun Uhr Abends können wir niemals aufhören, ſchrieb er, und müſſen doch noch jede Woche eine halbe Nacht aufſitzen, und alle vierzehn Tage einen halben Sonntag zu Hilfe nehmen. Das iſt das Gewöhnliche; wenn aber eine Meſſe naht, dann iſt die Arbeit kaum zu bezwingen. — Perthes indeſſen hatte ſchon in Leipzig gelernt, die wenigen Stunden der Woche, welche die Geſchäftsthätigkeit ihm übrig ließ, für ſeine Ausbildung und Erholung auszubeuten, und fand auch in Hamburg Zeit für mancherlei.

Lebhaft hatten ihn Herder's Briefe über Humanität und Jacobi's neue Bearbeitung des Woldemar beschäftigt, als Schiller's Aufsatz über Anmuth und Würde ihn ergriff und Monate hindurch fast ausschließlich in Anspruch nahm. Es ist sonderbar, schrieb er, daß Schriften solcher Art den allerstärksten Eindruck auf mich machen, während eigentliche moralische Abhandlungen und Vermahnungen, sollten sie auch noch so trefflich sein, mich kalt lassen, ja vielleicht mich in Unruhe setzen. In ihnen stoßen mir immer viele Dinge auf, welche Fragen und Zweifel aller Art erregen; aber solch ein Aufsatz, der wie dieser so überzeugend, so erschöpfend ist, der zu tausend neuen Gedanken Stoff gibt, kann mich tief aufregen. — An den geschäftsfreien Tagen gewährte die herrliche Umgebung Hamburgs Erholung und immer neue Freude. Dem müßte jeder Sinn für die Natur verschlossen sein, schrieb er, der hier sich unglücklich fühlen wollte. Sie können sich nichts schöneres und größeres denken als die hiesigen Gegenden. Jeder Punkt an der Elbe unterhalb Altona ist einzig in seiner Art und zeigt durch seine Schönheit des Schöpfers Größe und Güte. — Bekannte hatte er leicht gefunden, und für die geschäftsfreien Stunden nicht wie in Leipzig abhängig von dem Willen eines Lehrherrn, war er keineswegs geneigt, die mannigfachen Freuden, wie das Leben einer großen Stadt sie darbietet, ungenossen an sich vorübergehen zu lassen. In seinen Briefen vielmehr hatte er bald von dem Festtage zu berichten, welchen ein Concert ihm bereitet, bald von einem lustigen Tanze, den er und einige Bekannte, als Mohren verkleidet, zum allgemeinen Ergötzen auf der Maskerade aufgeführt hatten. Mehr als alles, heißt es ein anderesmal, liebe ich jetzt das Schauspiel. Du solltest Schröder spielen sehen; das übertrifft alles Schöne, was sich nur denken läßt. — Der Sommer brachte an manchem Sonntag eine Lustfahrt zu Lande oder zu Wasser in der Gesellschaft befreundeter Familien. Unserer dreißig, theils Männer theils Frauen, theils alt theils jung, schreibt er einmal, schwammen wir gestern unter Trompeten- und Paukenschall auf der Elbe dahin und jubelten und waren sehr fröhlich. — Bei diesem und manchem ähnlichen Feste schien ihm bald der muntere Witz, bald der sinnende Ernst, bald die unbefangene Freundlichkeit dieser oder jener anziehenden Mädchengestalt unwiderstehlich; aus einem süßen Taumel

gerieth er in den andern. Wie ist doch, ruft er übermüthig aus, der Mensch von den Göttern begnadigt, dem wie mir die Liebe aus allen Porens dringt! Was muß ich nur an mir haben, daß alle Mädchen glauben, ich sei in sie verliebt, und dadurch bewirken, daß ich es wirklich werde? Ist es geschehen, so fange ich an mit ihnen von dem zu sprechen, was gerade für mich Interesse hat, und wenn ich zu ihnen spreche, wird das Interesse stärker; denn sie sind ja so empfänglich, daß man im Himmel zu sein glaubt, aber — das dauert nicht lange: entweder werden sie meiner oder ich ihrer überdrüssig. Es ist wirklich traurig, daß diese gewaltigen Wesen so selten uns besser machen wollen. Wollten sie, wie Großes könnten sie an uns bewirken, denn wir thun ja alles, was sie wollen; aber sie wollen nicht und verlangen nichts von uns als lauter närrische Dinge.

Durch alle die wechselnden Eindrücke und Zerstreuungen hindurch, welche die veränderte Lebenslage mit sich brachte, trat indessen immer von neuem Friederikens Bild vor Perthes' Seele. Bei seinem Fortgange von Leipzig hatten Friederike und er sich einander versprochen, ihre Kinderjahre nicht zu vergessen und auch künftig in brieflichem Verkehr zu bleiben. Tief wurde er bewegt, als er hörte, Friederike habe noch mehrere Stunden, nachdem er Abschied genommen, stille weinend am Fenster gesessen, und von Hamburg aus schrieb er in seinem ersten Briefe an die Leipziger Freunde: Noch lebe ich ganz in der Erinnerung, und jetzt erst werde ich gewahr, wie sehr ich Friderike liebe. Sie ist und bleibt das Schwungrad meiner Gedanken. — Treu dem Versprechen, durch welches er sich seinem Freunde Nessig verpflichtet hatte, ihm nichts, was sein Verhältnis zu Friderike beträfe, zu verheimlichen, sendete er diesem alle Briefe, die er von Friederike empfing und die er an sie schrieb. Ein wunderlich nahes Verhältnis wurde hierdurch zwischen den beiden Nebenbuhlern begründet, dessen Wurzel allein in der gemeinsamen Liebe zu dem Mädchen lag. Du kannst Geheimnisse vor mir haben, schrieb Perthes dem Freunde, aber nichts, nichts darfst Du mir von dem verhehlen, was Du in Beziehung auf mich denkst und fühlst. Hier wäre die kleinste Heimlichkeit das Grab der Freundschaft. Keinen Zweifel, keinen Vorwurf halte zurück; schreibe, sage alles, auch wenn es mir bittere Thränen kosten sollte.

Mit größter Kälte, ja mit Härte konnte Perthes dem Freunde auseinanderſetzen, was ihm nicht recht und gut an dem Mädchen erſchien. Dann aber entſchuldigte er wieder alles mit den ſchwierigen Verhältniſſen, in welchen ſie ſich im elterlichen Hauſe befand. Man kann ſie wohl tadeln in dieſer Welt, äußerte er, aber Gott beurtheilt keinen Menſchen nach einzelnen Fehlern. Er hat dem armen und guten und edlen Mädchen eine harte Erziehung gegeben und einſt wird er ſie dafür belohnen. Wüßte ich, heißt es in einem andern Briefe, einen Weg, das liebe Mädchen glücklich zu machen, ſo wollte ich mit Freuden mich ſelbſt zum Opfer bringen. Lange ſchon ſinne ich auf eine gute Art, ihr mit Wärme viel Gutes zu ſchreiben; aber ein Mädchen kann man wohl das Unrechte, welches man an ihr ſieht, fühlen laſſen, und glaube mir, ſie fühlt es tief, aber ſagen, nein, ſagen darf man es ihr nicht, oder man wird ſogleich das Uebergewicht empfinden, welches in ſolchen Verhältniſſen das Mädchen über den Jüngling hat. Sei Du ihr Freund, ihr Lenker und Rather, ſchrieb er an Neſſig, aber hüte Dich vor Dir ſelbſt und vor einem Gefühl der Sicherheit, die Du nicht haſt. Dein letzter Brief verräth den höchſten Grad der Leidenſchaft und zeigt, daß Du in die Wonne des trunkenen Jünglings gerathen biſt. Narrheit wäre es, von Dir zu verlangen, Deine Leidenſchaft auszurotten; das kannſt Du nicht, auch wenn Du wollteſt. Nein, bleibe immerhin liebeskrank, bleibe Schwärmer, aber vergiß nicht Tugend und Religion. — Die kalte Verſtändigkeit und die ſich ſelbſt vergeſſende Sorge, welche Perthes zu einer Zeit zeigte, wurde zu einer andern Zeit von ungeſtümer Leidenſchaft überwältigt. Du lebſt jetzt, ſchrieb er, unter den Augen meiner Friederike, — meiner Friederike? ja, ſo nenne ich ſie; denn mag werden was da will, ein Theil ihres Geiſtes iſt mein und bleibt mein. Friederike fängt mit mir an, heißt es ein anderesmal, Friederike fährt mit mir fort und hört mit mir auf, kurz, Friederike iſt Tag und Nacht in meinem Herzen. Ach! und meine Leidenſchaft iſt zu Zeiten ſchrecklich und es iſt ſchrecklich, eine Leidenſchaft wie die meinige unterdrücken zu wollen, und doch will und muß ich ſie unterdrücken.

Perthes hatte die feſte Ueberzeugung, daß das Mädchen den Freund mehr liebe als ihn. Ich mochte es Dir nur nicht zugeſtehen,

ſchrieb er ihm, aber lange ſchon kenne ich Friederikens Zuneigung zu Dir, welche aus Deinem edlen Charakter, der ſtärker und feſter iſt als der meinige, hervorging. Glaube mir, Bruder, es koſtete oft heftigen Streit, ja wahrlich ſchrecklichen Kampf, nicht ungerecht gegen Dich zu werden und Dich den Vorzug nicht entgelten zu laſſen. Einmal ſtand ich auf dem Punkte, Dein Feind zu werden, aber ich überwand und jetzt bin ich ruhig, wenn auch Thränen in meinem Auge ſtehen. Schreibe mir, was aus Deiner Liebe werden ſoll, und alle meine Kräfte will ich für Dich anſtrengen.

In ſolcher Stimmung ſuchte Perthes die Einſamkeit, um ſich ungeſtört wehmüthigen Träumen überlaſſen zu können. Eben komme ich von einem einſamen Spaziergange zurück, ſchrieb er, der mir ſehr wohl gethan hat; mir wurde ſo ſanft in der Herrlichkeit der Natur. Gewiß, ich war nie beſſer als jetzt. Du, lieber Bruder, was es auch ſei, was mich durchwärmt, Gott — Natur — Herz, — gönne es mir, und freue Dich mit mir. Mir ſteigen Bilder auf aus dem Zwielicht der Erinnerung, und trübe umſchweben mich die Geſtalten der entfernten Lieben. — Phantaſie, heißt es in einem andern Briefe, Phantaſie, wer die hat, ſagt Campe, auf den kann man ſich nicht verlaſſen. O doch! aufs Herz! Phantaſie, du ſchaffteſt mir manches Leiden — aber ohne dich möchte ich doch nicht ſein! Phantaſie gab mir Seligkeit, gab mir Liebe, Innigkeit, Wehmuth. O die Wehmuth, von der Phantaſie erzeugt, iſt das Süßeſte, was ich kenne! Bruder, zu liegen in der ſtillen Natur, nicht zu wiſſen, was man denkt und empfindet, und es doch ſo klar zu wiſſen! Da, wo jeder Grashalm, jedes Blatt mir Freund ſein und ich aus jedem Träume ziehen kann und weinen möchte in ſüßem Schmerz, da wirds dem Menſchen klar, daß Gott die Seele iſt in allem.

So dankbar Perthes das Glück der ihm in Hamburg zu Theil gewordenen Lebenslage anerkannte, fühlte er ſich dennoch jetzt nicht durch ſie befriedigt. Sie können es nicht nachempfinden, lieber Campe, ſchrieb er, was es heißt, einzig und allein auf den Umgang junger Leute eingeſchränkt zu ſein und allen Umgang mit älteren Männern, alle Familienverbindungen, ſofern ſie etwas anderes als einige fröh-

liche Stunden gewähren ſollen, entbehren zu müſſen. In den Kreiſen junger Leute herrſcht, wenn ſie auch noch ſo groß ſind, ſtets eine unerträgliche Einförmigkeit, weil der ganze Verkehr ſich um nichtsbedeutende Dinge dreht. Es kann nichts gefährlicheres geben als der dauernde Umgang mit Alltagsmenſchen. Leidet auch der Charakter nicht unmittelbar, ſo wird doch ein trockner, dumpfer, gedrückter Zuſtand entſtehen, der die Freiheit mehr oder weniger beſchränkt. Ich hatte, als ich hierher kam, die Thorheit begangen, mich an manche junge Leute anzuſchließen, die auf die erſte Stunde erträglich ſchienen; jetzt, da ich ſehe, daß ſie mir viele ſchöne Stunden verderben, muß ich mir, um ſie wieder los zu werden, manchen harten Schritt erlauben. — Weil Perthes ſeinen bisherigen Umgang meiden wollte, durfte er keineswegs Umgang überhaupt meiden. Seine angeborenen und durch die Einflüſſe der Kindheit weiter ausgebildeten Anlagen machten es ihm faſt unmöglich, aus Büchern Befriedigung für ſeinen lebendigen Bildungstrieb zu gewinnen; er bedurfte, um zu werden, was er werden konnte, des ſchriftlichen und mündlichen Verkehrs mit belebten und belebenden Menſchen verſchiedener Stände, verſchiedener Bildungsſtufen und verſchiedener Richtungen. Jetzt wurde er ſich dieſes Bedürfniſſes immer mehr und mehr bewußt. Mein Herz fordert dringend, ſchrieb er ſeinem Oheim, den Umgang mit vielen, aber gebildeten Menſchen. Solcher Umgang iſt Bedürfnis für mich und ich muß ihn erlangen, wenn ich in meiner Lage nicht zu Grunde gehen ſoll.

Hamburg, ſo mannigfach wie wohl keine andere deutſche Stadt in der erſten Hälfte der neunziger Jahre bewegt, war ganz der Ort, welcher auch dem lebhafteſten Wunſche nach Verſchiedenartigkeit und Lebendigkeit eines anregenden Umganges Genüge leiſten konnte. Der Verkehr mit allen Welttheilen hatte der erſten Handelsſtadt und dem erſten Seehafen Deutſchlands immer ſchon eine Menge der verſchiedenartigſten Intereſſen und zahlloſe Fremde aller Nationen zugeführt. Seit den erſten Jahren der Revolution aber war durch die Handelskühnheit einzelner großen Häuſer und durch die vielen und engen Verbindungen mit Frankreich dem Handel ein neuer gewaltiger Aufſchwung gegeben, deſſen Wirkungen ſich bis in die unterſten Claſſen

des Volkes erſtreckten. Ein ſehr lebhaftes Intereſſe an dem Gange der Begebenheiten in Frankreich war entſtanden und eine ſo genaue Kenntnis der dortigen wechſelvollen Zuſtände verbreitet, wie ſie vielleicht ſelbſt in den großen Cabinetten ſich nicht fand. Emigranten aller Farben hatten eine Zuflucht in Hamburg geſucht, und als gegen Ende des Jahres 1794 die Franzoſen von Weſten her die Weſer bedrohten und viele wohlhabende und angeſehene Männer aus Oſtfriesland, aus dem Oldenburgiſchen und dem Hannöveriſchen ihren Aufenthalt in Hamburg nahmen, erreichte das Gedränge und Getriebe einen früher unerhörten Grad. Außer der deutſchen Schaubühne, die unter Schröder's Leitung eine der erſten Stellen in Deutſchland einnahm, hatte das franzöſiſche Theater aus Brüſſel, das engliſche aus Edinburg ſich dauernd eingerichtet. Die geiſtigen Kämpfe und Bewegungen, welche Deutſchland erfüllten, erregten auch die bedeutendern Kreiſe der großen Handelsſtadt. Hinneigung, zum Theil leidenſchaftliche Hinneigung zu der Revolution und das Bekenntnis zu dem Inhalte der Wolfenbüttler Fragmente waren hier zu Hauſe. Aber wenn auch das großartige Streben des ältern, 1767 geſtorbenen Reimarus ſich verflacht, wenn auch Leſſing's gewaltiges Auftreten, als er 1768 von Hamburg aus ſeine Dramaturgie ſchrieb, an Wirkung verloren hatte, ſo war doch in den neunziger Jahren das Wohlwollen und der Bildungstrieb in jenen Kreiſen ſo groß, daß an ein ſchroffes und gehäſſiges Abſchließen gegen bedeutende Männer, welche eine verſchiedene Richtung verfolgten, nicht zu denken war. Leben und leben laſſen galt auch in geiſtiger Beziehung. Die Mittelpunkte, um die ſich die Einheimiſchen wie die Fremden von Bedeutung ſammelten, wurden durch eine verhältnismäßig kleine Zahl Familien gebildet. Büſch, deſſen Schriften über Staatswirthſchaft und Handlung einen großen und weitverbreiteten Ruf genoſſen, war zwar ſchon hochbejahrt; aber die Handelsakademie, deren Vorſteher er war, führte ihm noch immer Fremde aus allen Ländern Europa's zu, und in ſeinem Hauſe traf ſich, was an Witz, Geiſt oder Gelehrſamkeit hervorragte. Nahe befreundet mit ihm war das Haus des jüngeren Reimarus, welcher als praktiſcher Arzt die Verehrung ſeiner Vaterſtadt und als Schriftſteller über mannigfache Gegenſtände der Arzneiwiſſenſchaft, der Phi-

losophie und der Naturwissenschaften einen sehr bedeutenden Namen in ganz Deutschland hatte. Abends, wenn der Arzt sein Tagewerk vollbracht, sammelten sich um ihn und seine Frau und seine unverheirathete Schwester Elise Einheimische wie Fremde. Bunter noch war das Treiben in dem Hause seines Schwiegersohnes Sieveking, der als einer der reichsten und klügsten Männer Hamburgs galt; Fremde aller Länder, Männer aller Richtungen fanden sonntäglich in Neumühlen, der herrlich an der Elbe gelegenen Sommerwohnung, gastfreundliche Aufnahme; siebenzig, achtzig Gäste sah man Mittags oft dort vereint um die Frau des Hauses, und niemand wußte besser als sie, äußerte später Rist, ein jüngerer Zeitgenosse, jeden in seiner Weise gelten, jeden an dem unerschöpflichen Reichthum des reinen und wohlwollenden Herzens Theil nehmen zu lassen. Es mag wenige Häuser geben, an die sich nah und fern so viele wohlthätige und dankbare Erinnerungen knüpfen.

Mit und neben diesen Familien bewegte sich der Kapellmeister Reichard, welcher nach mannigfachen Schicksalen eine Zuflucht in Neumühlen gefunden hatte; sein Arbeitszimmer war mit den Bildnissen von Mirabeau, Pichegru und Charlotte Corday geschmückt und einen seiner Söhne hatte die Begeisterung für die junge Republik als Chasseur in die Pyrenäenarmee geführt. In Altona lebte Gerstenberg, der Verfasser des Ugolino, einst thätigster Mitarbeiter an den Briefen über die Merkwürdigkeiten der Literatur, jetzt einer der eifrigsten Kantianer und Stifter eines eignen Kantischen Clubs. Ueberall wurde Schröder, als Director des Schauspieles, als Verfasser vieler dramatischen Werke und als Gesellschafter gleich beliebt, gerne gesehen. Die beiden Brüder Unzer, bekannt als Starkgeister und Vergötterer der italienischen Poesie, hielten, wo sie erschienen, scharfes Gericht über die deutschen Dichter, wie über jede ihnen als engherzig erscheinende Moral. v. Heß, welcher später auf das Schicksal Hamburgs bedeutenden Einfluß übte, führte dem geselligen Verkehr politischen Stoff zu. Neben allen diesen Männern aber erschien auch Klopstock oft und nicht ungern in jenen Kreisen. Man sah ihm seine abweichenden Ansichten nach und vermied es, den alten und berühmten Mann zu reizen.

Als Perthes, ein und zwanzig Jahre alt, nach Hamburg kam,

hatte er freilich kein Verständnis von den Ueberzeugungen und Gegensätzen, welche in diesen Kreisen den Mittelpunkt der Bewegung bildeten; aber daß hier ein bedeutendes Leben gelebt werde, ahnete er, und sich einen Antheil an demselben zu gewinnen, war sein sehnlicher Wunsch. Wie pocht mein Herz, schrieb er seinem Freunde, wenn ich an so treffliche Familien denke, wie die von Büsch, Reimarus, Sieveking, und wenn ich junge Leute sehe, die in denselben die echten Freuden des Lebens genießen können. Ich will und ich muß, schrieb er seinem Oheim, dort Zutritt erhalten. — Das Ziel indessen, welches Perthes sich gesteckt hatte, war nicht leicht zu erreichen. Die tief in der Natur der Sache liegende Scheidung zwischen dem Großhandel und dem mit Handverkauf verbundenen Kleinhandel war und ist in Hamburg dadurch verschärft, daß sie wenigstens thatsächlich in die Verfassung der Stadt übergegangen ist. Der Großhandel gibt die Fähigkeit zum Eintritt in den Senat, der Kleinhandel zu dem in die sogenannten bürgerlichen Collegien. Schwerlich wird sich jemand, dem das Leben in einer großen Handelsstadt nicht bekannt ist, eine Vorstellung machen können von der Verschiedenheit der Lebensweise und dem geselligen Verkehr, in den Ansichten und den Interessen, welche aus diesem durchaus nicht mit der Verschiedenheit des Reichthums zusammenfallenden Gegensatz hervorgeht.

Der Buchhandel nun, weil er mit Handverkauf verbunden ist, wurde als Kleinhandel betrachtet und deshalb waren die, welche ihn betrieben, nicht Glieder der Gesellschaft, welche man an andern Orten die höhere Gesellschaft genannt haben würde. Perthes überdies war ganz arm, war ohne Empfehlungen und ohne Verwandtschaft in der großen Stadt. Ein glücklicher Zufall war es, der ihn zuerst mit dem Sievekingschen Hause bekannt machte, und sein erstes Erscheinen in demselben war bezeichnend genug für das Auftreten des in den beschränktesten Verhältnissen aufgewachsenen Jünglings in einer neuen Umgebung. Mein Nachbar bei Tisch, schrieb er dem Oheim, war Büsch, ein Mann von siebenzig Jahren, beinahe ganz blind. Dieser mußte nun schlechterdings von mir bedient werden und bei jedem Gerichte fragte er: Was ist das? Ich hatte aber natürlich von all den Gerichten niemals weder etwas gesehen noch geschmeckt noch gerochen,

und mußte das nun allemal sehr laut, damit der alte Herr Büsch es auch verstehen konnte, auseinander setzen, was natürlich für mich und für andere sehr komisch war. — Einmal in diesem Hause bekannt geworden, fand er schnell auch in den befreundeten und verwandten Familien wohlwollende Aufnahme. Manche Förderung, manche geistige Anregung wurde ihm hierdurch zu Theil, aber der innere Kampf, die innere Unsicherheit blieb dennoch dieselbe. Ich habe sie geschmeckt, schrieb er dem Freunde, die Freuden und Ergötzungen einer Welt, in welcher sich alles untereinander und widereinander treibt. Trunken zwar, wie mancher andere, bin ich nicht geworden und Erfahrungen habe ich genug gemacht; aber besser bin ich nicht geworden, und nicht besser werden heißt schlimmer werden.

Neue Freunde und deren Einfluß.
1795.

Perthes hatte auf einen großen bildenden und umwandelnden Einfluß durch die Berührungen mit den hervorragendsten Familien Hamburgs gehofft, aber der Unterschied der Jahre, der äußeren Lebensstellung und des tiefsten geistigen Bedürfnisses war zu groß, als daß diese Hoffnung hätte erfüllt werden können. Einige Altersgenossen sollten es sein, welche zunächst eine durchgreifende Bedeutung für die innere Fortbildung des jungen Mannes gewannen. Ich habe jetzt, schrieb Perthes im September 1794, drei Männer kennen gelernt, die ungeachtet ihres sehr verschiedenen Charakters so sehr Freunde sind, daß unter ihnen alles gemeinschaftlich ist. Der eine von ihnen, Speckter, ist Gelehrter, tief eingeweiht in die kritische Philosophie und des Philosophen Reinhold vertrauter Freund; der zweite, Runge, ist Kaufmann und einer der geistreichsten Menschen, die ich jemals gesehen; der dritte, Hülsenbeck, wetteifert mit beiden.

Perthes war zwei und zwanzig Jahre alt, als er die neuen Freunde kennen lernte. Sein überaus zarter, nicht großer, aber fester

und regelmäßiger Körperbau, das lockige Haar, die feine Gesichtsfarbe und ein ungemein sanfter Einschnitt an der Bildung des Auges gaben seiner Erscheinung einen lieblichen, fast jungfräulichen Ausdruck. Unglaublich leicht erregbar, wurde er roth wie eine Rose, wenn der Frauen und Mädchen auch nur die leiseste Erwähnung geschah. Dennoch gewann, wenn Perthes sich für die Durchführung irgend eines Entschlusses entschieden hatte, die Sicherheit und heftige Kraft seines Geistes einen völlig entsprechenden Ausdruck in dem zarten Körper; seine starke, tönende Stimme, seine Haltung, jede seiner Bewegungen sprach die feste Ueberzeugung aus, daß er seinen Willen durchsetzen könne und durchsetzen werde. Der kleine Perthes hat doch den männlichsten Geist von uns allen, pflegten seine Freunde zu sagen, und manchen Vorfall wußten sie zu erzählen, bei welchem er durch die Entschiedenheit seines Wollens den Trotz und die körperliche Stärke roher Menschen zum verwunderten Nachgeben genöthigt hatte. Perthes kannte diese seine eigenthümliche Ueberlegenheit sehr gut, und auf sie bauend, trat er in jungen und alten Jahren unbedenklich auch unter solchen Umständen durchgreifend hervor, unter denen gar mancher körperlich starke Mann stille seines Weges gegangen wäre. Ueberhaupt war ihm Furcht vor einem künftigen Übel nicht bekannt, aber zagen konnte er bei der Erinnerung an ein vergangenes.

Als Perthes die drei engverbundenen Freunde, Speckter, Hülsenbeck und Daniel Runge, denen Herterich nahe sich anschloß, zuerst gesehen hatte, übte er sogleich eine überaus anziehende Kraft auf sie aus. Perthes ist ein Mensch, schrieb Speckter damals, der mich durch seinen zarten Sinn und durch sein ernstes Ringen nach Veredlung sehr an sich zieht. Dank Ihnen, lieber Freund, daß Sie mir diesen Menschen zuführten. — Fast beständig mußte ich ihn ansehen, erzählte Runge später, und das Wohlgefallen an seiner äußeren Erscheinung übertrug ich auf den innern Menschen. — Weit überwältigender aber war der Eindruck, welchen Perthes seinerseits empfing. Ich genieße jetzt mit vollen Zügen, schrieb er seinem Oheim, was ein rasches, feuriges Gefühl genießen kann. Drei Freunde habe ich gefunden, voll Geist und Innigkeit, voll reinen, echten Sinnes und ausgezeichneter, weitumfassender Bildung. Als sie meinen Willen zum Guten,

meine Liebe zu dem Schönen erkannten; als ſie ſahen, wie ich ſuchte und ſtrebte: da nahmen ſie mich auf, und wie ſelig bin ich nun! Durch ſie habe ich erhalten, was mir fehlte: ſie wiſſen das, was mein Eigenſtes iſt, lebendig und wirklich wirkend zu machen. Mir iſt es wie einem Fiſch, der vom trocknen Lande ins Waſſer kommt. Sagen Sie nicht, das ſei Schwärmerei. Denn deshalb iſt ein Gefühl doch nicht Schwärmerei, weil der Menſch nur in erhöhten Stunden es in ſeiner ganzen Stärke fühlt; ſolche Stunden ſind es ja vielmehr, in denen der Menſch eigentlich Menſch iſt. — Wie iſt es nur möglich, ſchrieb er ſeinen Freunden, daß Ihr mich vor allen andern liebt und mehr an mir habt, als ich ſelbſt in mir finde? — Friſcher und lebendiger ergriffen ihn ſeit dem Zuſammenleben mit den gereifteren Freunden die neuen großen Erſcheinungen der Literatur. — Haſt Du Goethe's Lehrjahre ſchon geleſen, ſchrieb er, wie einfach und wie groß! Und daß es etwas ſchöneres geben kann als Iphigenie, glaube ich nicht. — Am bedeutendſten wirkte der neue Umgang auf die tiefere Auffaſſung der Anforderungen, welche das Sittengeſetz an den Menſchen ſtellt. Während Perthes früher nach der Meinung, welche damals die Menge beherrſchte, Tugend und Vervollkommnung weſentlich nur in der Vermeidung einzelner Fehltritte und in der Ausübung einzelner edlen Handlungen geſucht hatte, legten die Freunde ihm die Aufgabe des Menſchen in ganz anderer Weiſe aus. Nun ſtellte ſich ihm nur die Tugend, welche einzig und allein ihrer ſelbſt wegen geübt wird, als Tugend dar und keinen Beweggrund, der ſich nicht aus ihr ſelbſt ableitete, wollte er gelten laſſen. Durch die Liebe zu Euch, ſchrieb er, hätte ich einen Beweggrund mehr, tapferer Streiter zu ſein gegen jede Verdunkelung meiner Freiheit durch äußere Einflüſſe; aber darf ſolch ein Beweggrund gelten, da er nicht der höchſte iſt? — Nur die Tugend ferner erſchien ihm nun als Tugend, die eine Tugend war ohne Fehl und ohne Unterlaß. Beſtände die Tugend, ſchrieb er, in einzelnen Momenten und guten Handlungen, ließe ſie ſich durch Aufopferungen und Heldenthaten erwerben, ſo hätte ich ſie längſt errungen; aber unmöglich kann der Werth des Menſchen von ſeinen gelegentlichen und einzelnen Thaten abhängen, ſondern muß von dem innern Zuſtande bedingt werden, der ſeine ganze Hand-

lungsweise bestimmt. — Der vollkommene Mann, heißt es in einem andern Briefe, darf nichts anderes denken, wollen und thun, als was dem höchsten Princip der Moral gemäß ist; keine seiner Leidenschaften darf überwiegend werden; Kopf und Herz, Wille und Verstand, Vernunft und Sinn, alles muß in ungestörter Uebereinstimmung sein. — Derselbe schnelle Wechsel zwischen Gefallen an sich selbst und zwischen Verzweifelung an sich selbst, welchen der Knabe schon erfahren hatte, riß nun wiederum den Jüngling auf seinem vorgeschrittenen Standpunkte hin und her. Auch den gesteigerten sittlichen Anforderungen gegenüber hatte Perthes Zeiten, in denen er die Zuversicht zu sich selbst nicht verlor. Mein Wille ist stets gut, schrieb er. Wohl bin ich noch Sklave meiner Leidenschaften, Sklave meiner Gewohnheiten, aber wahr und wahrhaftig, ich will und muß mir meine Freiheit erwerben. — Zuweilen schien ihm seine Rechnung gut genug zu stehen. Es thut einem so wohl, schrieb er, wenn man vor Gott hintreten kann und sagen: Gott, du weißt es, ich bin gut. Lieber Freund, heißt es in einem andern Briefe, Du sollst mir das hohe Bewußtsein von sich selbst nicht verketzern; denn nur der kann es haben, der es haben darf. Es ist freilich wohl möglich, daß jemand eitel sein kann auf Talente, die er hat oder haben möchte; aber es ist unmöglich, daß jemand eine hohe Meinung von seinem ganzen Wesen haben kann, wenn sein ganzes Wesen ihn nicht dazu berechtigte. — Oefter indessen fühlte Perthes sich jeder Zuversicht auf die eigne Kraft und auf sein inneres Fortschreiten beraubt; oft erfüllte ihn eine leidenschaftliche, rasche Handlung, oft der gesammte Zustand seines Innern mit Schmerz und Ungeduld. Wie hat mich Speckter, schrieb er, getroffen, als er mir sagte: Perthes, all dein jetziges Lieben ist nichts als Nervenspiel und nimmt nur den Schein einer edleren Leidenschaft ein, weil du ein feines und zartes Gefühl hast. Ach, er hat Recht, und wenn auch alles schläft, die bösen Geister wachen immer.

Mich zieht, schrieb er an Campe, besonders Ihre alles umfassende Güte an, welche Sie so anspruchlos über jeden ausbreiten. Dies ist nicht so bei mir: ich sehe immer so viel auf mich selbst, habe so viel Nebenabsichten und ich fürchte, daß meine unstete Phantasie mich die echte Lauterkeit des Herzens hat verlieren lassen. Ob sich das wohl

wieder ändern läßt, mein lieber Freund? Ach Gott, es wird ja doch wohl möglich sein! Jeder alte abgelebte Greis, heißt es in einem andern Briefe, dessen Aeußeres Ruhe verkündet, ist ein Gegenstand meines Neides. Tausendmal des Tages wünsche ich mir mit Hintenansetzung aller jugendlichen Freuden so alt zu sein; wünsche mir diese Kälte des Blutes, diese Stumpfheit der Nerven, um nur des heftigen Streites zwischen Leidenschaft und Pflicht los zu werden, der mein Inneres zerrüttet. Lieber August, schrieb er ein anderesmal, Sie sind sehr gut — ach daß ich es auch wäre! Es ist so schwer, gut zu bleiben, und so schwer, besser zu werden, daß mir schon oft der Zweifel aufgestiegen ist, ob wir denn auch wirklich von Natur gut geboren sind.

Wie an seiner eignen Vervollkommnung wurde er auch an der des Menschengeschlechts irre. So lange ich glaubte, schrieb er, daß das Besserwerden bloß von Berichtigung unserer Verstandesirrungen abhinge und daß daher die Menschen durch Aufklärung ihres Verstandes besser und glücklicher werden müßten, so lange war mir die dermaleinstige Vollkommenheit unseres Geschlechts auf dieser Erde wahrscheinlich; aber jetzt, da ich täglich erfahre, daß die klügsten Menschen so oft fehlen, daß Männer, deren Theorien die besten sind, sich Lastern ergeben, ist aller Glaube an die Erreichung jenes Tugendideals in mir ausgestorben. Ja, wenn es Grundsätze wären, die uns zu Bösewichten machten, da könnte der Fehler in verkehrten Begriffen liegen, und wir würden besser sein, wenn diese berichtigt wären. Aber wie kann die Aufklärung schwache Kräfte zu starken, ungesunde zu gesunden machen, wie kann sie Unnatur und erkünstelten Zustand in Natur und Einfachheit verwandeln! Nein, wahrhaftig Gutsein ist keine nothwendige Folge der Aufklärung des Verstandes; nur Thorheiten kann sie hinwegschaffen, aber keine Laster. — Diesen veränderten Ansichten entsprechend, nahm Perthes nun auch eine andere Stellung der Revolution gegenüber ein. Das Wunderbare, was jetzt bei den Franzosen erscheint, schrieb er 1795, will ich nicht wegleugnen. Was hat es aber für Werth, wenn kein eigentlich humaner Zweck zum Grunde liegt? Bei jedem ihrer Fortschritte bemerkt man es deutlich, daß sie sich immer mehr dem nähern, was die andern Eroberer auch ausübten. Auch Klopstock hatte gehofft, durch die constituirende Versamm-

lung Entehrung des Menſchen durch den Krieg vernichtet zu ſehen; allein er betrog ſich. Was ſagſt Du zu der Verbrennung des Jacobiniſchen Strohmanns? Meinen Gedanken nach hat ſich der Pariſer Pöbel dadurch einen Schandfleck angehängt, der größer iſt als alle vorhergehenden. Was kann abſcheulicher ſein, als Unthaten, die man ſelber gethan hat, von ſich abwälzen und auf andere ſchieben zu wollen, und dann zu frohlocken, daß man dieſen andern verbrennen kann? Freilich war dieſer Actus nöthig, um die untrüglichen Ausſprüche des ſouveränen Volkes zu retten! Glaube nicht, daß ich ein Feind der Freiheit oder ein Feind des franzöſiſchen Volkes bin. Wer kann das ſein, wenn man die unerhörten Schandthaten, die kaltblütigen Verbrechen hört, die auf der andern Seite vorgehen? Bei Gott, wer noch einen Gran von Kraft in ſich fühlt, der muß bereit ſein, ihn aufzubieten gegen die Unterdrücker der Polen; aber wir ſelbſt dürfen doch dabei nichts thun, was der Würde des Menſchen nicht angemeſſen iſt, und darum laß uns die Franzoſen nicht vergöttern.

Vor allem indeſſen wendete Perthes die neugewonnene Anſicht auf ſich ſelbſt an und bald wurde es ihm gewiß, daß er die Tugend, welche die Freunde verlangten, nie erringen werde. Entſchloſſen ſprach er aus: Den Heldenmuth der Tugend aus dem Willen allein kenne ich nicht, ſolchen Heldenmuth habe ich nicht, und ſollte ich den mir erwerben, ſo müßte zuvor das Beſte in mir getödtet werden; denn glaubt mir, mein Herz klingt heller für das Gute, als mein Wille das Gute will. Das iſt freilich das Umgekehrte von dem, was Ihr verlangt, aber deshalb noch nicht ein Verkehrtes. Denn wenn mein Herz lebhaft für das Gute erregt iſt und ich dem Gange meiner Gefühle mich überlaſſen kann, nur dann habe ich Kraft zu handeln. Unausſprechlich dankbar bin ich dem höchſten Weſen für das Herz, das er mir gab. Das Herz wäre mir eine Höllenqual, das nichts im höchſten Grade empfinden, nicht ſich hoch freuen, nicht tief leiden könnte, ſondern ſich kalt dem Willen in allem fügte. Sieh, vor kurzem ſagte mir der Arzt, daß der ſtechende Kopfſchmerz, an welchem ich ſchon längere Zeit leide, einzig und allein von einer großen Senſibilität meines Empfindungsvermögens herrühre und daß mich nichts von demſelben befreien könne als möglichſte Gleichgiltigkeit bei guten und böſen Eindrücken.

Aber ſo gerne ich auch dieſen Schmerz los wäre, ſo wenig möchte ich doch dieſe Senſibilität entbehren; denn in ihr liegt mein Reichthum. Sei es, daß mir durch ſie hundert drückende Gefühle werden, ſei es, daß ich ihretwegen viele uuglückliche Stunden durchleben muß; dennoch bin ich glücklicher als andere; ich lebe mehr, als tauſende leben. Dafür danke ich dem guten Gotte, und dennoch muß ich ausrufen: Glücklich werden? — ob ich wohl jemals glücklich werden kann.

Dieſelben Freunde, durch welche ihm das Sittengeſetz in ſeinem tieferen und umfaſſenderen Inhalte ausgelegt worden war, hatten unter dem Einfluſſe der Schriften Schiller's einen Schritt vorwärts in ihrer inneren Ausbildung gethan und machten nun Perthes aufmerkſam auf einen bisher ihm verborgenen Weg, welcher zur Erfüllung des Sittengeſetzes führen ſollte. Nicht die Anforderung werde, ſo hieß es nun, an den Menſchen überhaupt und an Perthes insbeſondere geſtellt, daß er ſein warmes und lebendiges Gefühl tödte und es dem kalten eiſernen Willen opfere; das Gefühl vielmehr müſſe, indem es an der Kunſt und durch die Kunſt belebt, geläutert und gebildet ſei, zum Herrn des Willens gemacht werden. Speckter zuerſt verwies den ſuchenden Jüngling auf Schiller's Gedicht: Die Künſtler, und legte ihm immer aufs neue die Verſe ans Herz: „Nur durch das Morgenthor des Schönen dringſt Du in der Erkenntnis Land" und „was wir als Schönheit hier empfinden, wird einſt als Wahrheit uns entgegen gehn." Dann führte Runge ihn in das Verſtändnis der äſthetiſchen Briefe Schiller's ein. Ein ungeheuerer, die ganze Zeit beherrſchender Irrthum ſchien ihm durch Schiller zerſtört, wenn dieſer ausſprach: Es iſt nicht genug, daß alle Aufklärung des Verſtandes nur inſofern Achtung verdient, als ſie auf den Charakter zurückfließt; ſie muß auch von dem Charakter ausgehen, weil der Weg zu dem Kopf durch das Herz muß geöffnet werden. Ausbildung des Empfindungsvermögens iſt alſo das erſte Bedürfnis. — Ich bitte Dich recht ſehr, ſchrieb Perthes an Campe, lies die Horen, vorzüglich die äſthetiſchen Briefe; gib Dir Mühe, ſie zu verſtehen, mach' ſie Dir ganz zu eigen und Du wirſt den Lohn finden; denn die Anſichten, die in ihnen über die Schönheit und über das ganze Sein und Werden der Menſchheit ausgeſprochen werden, ſind das Erhabenſte und Wahrſte, was je an meine

Seele gekommen iſt. O Bruder, heißt es in einem andern Briefe, laß uns echte, gute Menſchen werden, und uns immer mehr zur Sittlichkeit und zur Schönheit erheben! Wenn wir dann recht feſt geworden ſind, wollen wir auf andere wirken. Wir werden es, aber nur durch das Schöne; denn ſonſt findet das Gute keinen Eingang.

Der lebhafteſte Dank gegen ſeine Freunde erfüllte ihn für die neue Ueberzeugung, die ſie ihm verſchafft hatten. An mir ſelbſt war ich verzweifelt, ſchrieb er, als ich durch das Opfern des Gefühls, des geiſtigen wie des ſinnlichen, zur Tugend wollte und nicht konnte. Stets meinem Willen untreu, erwartete ich die Verachtung der Menſchen, die ich liebte. Wo ſollte ich Haltung gewinnen? Ich hatte das Gefühl, welches meine Bruſt bewegte, ich hatte mein Einzig-Eigenes verſchmäht am Wege liegen laſſen. Ihr lehrtet mich erkennen, was ich verſchmäht hatte, Ihr habt es durch Eure Liebe in mir geſtärkt. Eure Liebe wird es mir ſichern, ſo lange ich Menſch auf Erden bin. Ihr ſeid es, die mir den Weg zum Morgenthor des Schönen gezeigt haben; nun liegt es geöffnet vor mir. Jetzt kann, jetzt werde ich das, was mir Noth thut, erringen: Beharrlichkeit und Gleichgewicht.

Bald indeſſen ſollte Perthes erfahren, daß auch jenſeits des Morgenthors des Schönen dunkle und den Sinn verwirrende Wege ſich fänden, und es war ein großes Glück für ihn, daß, als dieſe Erfahrung eintrat, ein feſter und mit ganzer Liebe ergriffener Lebensberuf ihn nöthigte, alle Kräfte zuſammen zu nehmen und beſonnen handelnd im thätigen Leben ſich zu bewegen.

Die Gründung der Handlung.
1796.

Die Bekanntſchaft mit den Familien von Reimarus, Sieveking und Büſch, ſowie der genaue Umgang mit ſeinen neuen Freunden ließ den Mangel der eignen Durchbildung immer lebendiger fühlen; aber Perthes ſah, ſo lange er von dem raſtloſen Getriebe der Berufsarbeit in Anſpruch genommen ward, keine Möglichkeit, dem erkannten Mangel abzuhelfen. Bei ſolcher Anſpannung aller Kräfte, ſchrieb er, wie ſie das hieſige Geſchäft verlangt, erlaubt mir meine menſchliche Natur nicht, täglich noch einige Stunden für mich zu arbeiten. Ich bleibe ſtehen, wo ich bin, und kann an kein Vorrücken denken; das macht mich elend. — Er hoffte, ſich die Summe von hundert Thalern zu erſparen, um dann an irgend einem kleinen Orte einige Jahre an ſeiner Fortbildung arbeiten und Zuſammenhang in ſeine mancherlei Kenntniſſe bringen zu können. Campe ſagt zwar, ſchrieb er, daß dieſer Trieb nach eigener Ausbildung nichts als Eitelkeit ſei: der Menſch müſſe nützen, nicht ſich ſelbſt leben wollen; aber dieſer Ausſpruch iſt gewiß falſch und macht mich nicht irre. — Die ſpätere Zukunft war für Perthes ziemlich geſichert, da der Oheim in Gotha den Eintritt in ſeine Handlung zugeſagt hatte. Mein Lebensplan iſt ſo einfach, äußerte er, daß ich kaum weiß, wie er geſtört werden ſollte.

Wenige Wochen, nachdem er dieſe Aeußerung gethan hatte, wurde ihm auf Veranlaſſung von Reimarus und Sieveking der Vorſchlag gemacht, mit einem jungen Manne, den jene beiden Familien begünſtigten, ein Verlagsgeſchäft zu begründen; für die Herbeiſchaffung der nöthigen Geldmittel ſolle Sorge getragen werden. Perthes indeſſen, damals zwei und zwanzig Jahre alt, traute ſich ſelbſt noch nicht die nöthige Geſchäftskenntnis zu und fand auch in dem vorgeſchlagenen Geſellſchafter nicht die Tüchtigkeit und Zuverläſſigkeit, welche ihm als die unerläßliche Vorausſetzung zu einer ſo nahen Verbindung erſchien. Dankbar lehnte er den Antrag ab. Aber von dieſem Augenblicke an

ließ ihm der Gedanke keine Ruhe, ſich, wenn er um die Erfahrung einiger Jahre reicher geworden ſei, in Hamburg ein eigenes Geſchäft zu begründen. Weil er hoffte, in ſeinem Freunde Reſſig einen durchaus geeigneten Theilnehmer zu finden, ſuchte er denſelben ſchon jetzt nach Hamburg zu ziehen, und es gelang ihm, Hoffmann zu beſtimmen, auch den Freund als Gehilfen in die Handlung zu nehmen.

Zunächſt freilich ſah auch Perthes in dem Buchhandel das Mittel, welches Vermögen und äußere Selbſtändigkeit verſchaffen ſollte; aber die Bedeutung, welcher ſein lieber Buchhandel, wie er oft ſich ausdrückte, für das geſammte geiſtige Leben des deutſchen Volkes hatte, trat ihm dennoch ſo vorherrſchend vor die Seele, daß er während ſeines langen Lebens ganz gewiß weniger Gewicht auf den Erwerb gelegt hat, als jeder Beamte auf die Beſoldung zu legen gewohnt iſt. Ohne eine großartige Geſtaltung des Buchhandels ſchien ihm Wiſſenſchaft und Kunſt in ihrer Wirkung gefährdet; wo der Balgentreter fehlt, äußerte er, ſpielt der größte Virtuos vergebens auf der Orgel. Manche literariſch todte Gegend hatte er durch die Regſamkeit eines tüchtigen, dort ſich niederlaſſenden Buchhändlers aufleben ſehen, und ſchon von dieſem Geſichtspunkte aus beklagte er, daß dem intereſſanten Erwerbszweige viel zu wenig Aufmerſamkeit gewidmet werde. An den Orten ferner, an welchen die Buchhändler Sinn für Wiſſenſchaft und Kunſt beſaßen, ſah er vorzugsweiſe wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Werke abgeſetzt; wo ſich dagegen ein Buchhändler von niedrigem und ſittenloſem Charakter angeſiedelt hatte, fanden ſchlüpfrige und elende Schriften aller Art weite Verbreitung. Geſtützt auf ſolche Thatſachen, ſchrieb Perthes dem Buchhandel überhaupt und jedem Buchhändler insbeſondere einen weſentlichen Einfluß auf die Richtung zu, in welcher Leſer und Käufer bei der Auswahl ihrer geiſtigen Nahrung zu Werke gingen, und da ihm der in ungeheuerem Wachsthum begriffene Einfluß der Literatur auf Geſinnung und Leben vor Augen lag, ſo betrachtete er damals und ſein ganzes Leben hindurch den Buchhandel und die Art ſeines Betriebes als eine tief in den Gang der Geſchichte eingreifende Macht.

Er wußte wohl, daß der Buchhandel völlig handwerksmäßig betrieben werden könne, aber auch an Pfarrern und Profeſſoren, an

Miniſtern und Generalen fehlte es nicht, welche Frohndienſte leiſteten um das tägliche Brot. Ein Grauen freilich kam ihn an, wenn er Buchhändler ſah, welche, wie er ſich ſpäter ausdrückte, gemeine Wirthſchaft trieben mit Schreibgeſindel, das für Stallung und Fütterung den Geiſt vermiethete. Wo wäre, ſchrieb er 1794, ein Stand, deſſen Mitglieder die ihnen nothwendigen Kenntniſſe weniger beſäßen und die ihnen obliegenden Pflichten weniger erfüllten, als der des Buchhandels? Deutſchland iſt mit elenden und ſcheußlichen Büchern überſchwemmt, und würde frei von dieſer Plage ſein, wenn dem Buchhändler die Ehre lieber wäre als das Geld. — So entſchieden Perthes den Beruf, dem er mit Liebe und Wärme ſich ergeben hatte, gehoben wiſſen wollte, ſo erſchien ihm doch der Vorſchlag ſeines Freundes Campe, den Druck verderblicher Werke durch Errichtung eines Buchhändlertribunals unmöglich zu machen, nicht nur unausführbar, ſondern auch gefährlich, weil er eine neue Art Cenſur zum Ziele habe. Nur in der Verſtärkung einer ehrenhaften Geſinnung des ganzen Standes und jedes ſeiner Glieder ſah er Hilfe. Lieber Campe, ſchrieb er, um zu wirken, was zu wirken möglich iſt, laſſen Sie uns zuerſt uns ſelbſt im Guten befeſtigen und Kenntniſſe erwerben und unter den jungen Leuten unſeres Standes Freunde und Bekannte unſeres Sinnes gewinnen, ſo viel wie möglich. Jetzt ſchon ſind wir unſerer fünf, und was können fünf nicht alles wirken, wenn ſie ernſtlich wollen? Sucht jeder von uns den Geiſt des Guten unter ſeine Bekannten zu verbreiten, ſucht jeder noch einige Auserwählte, behalten wir Standhaftigkeit, gibt Gott uns Glück, Auguſt, was wollen wir wirken, was Gutes thun! Ich bitte Sie, ſchreiben Sie mir doch hierüber ja recht bald und recht viel.

Auf eignen Füßen wünſchte Perthes zu ſtehen; durch ſeinen Beruf wünſchte er auf weite Kreiſe zu wirken, und Hamburg war ihm ſo lieb geworden, daß er den Abſchied faſt für unmöglich hielt. Tag und Nacht ſann er über die Möglichkeit nach, ſich in Hamburg ein Geſchäft zu gründen, und die Umwandlung, welche im Betriebe des Buchhandels eingetreten war, ſchien ihm die Ausführung zu erleichtern.

Gegenwärtig pflegen die beiden Zweige des Buchhandels: Verlag und Sortiment, getrennt von einander betrieben zu werden. Der

eine vermittelt als Verleger den Druck der ihm von den Schriftstellern überlassenen Werke; der andere besorgt als Sortimentshändler den Verkauf der den Verlegern abgenommenen einzelnen Exemplare. Im vorigen Jahrhundert dagegen war regelmäßig der Verleger zugleich Sortimentshändler und der Sortimentshändler zugleich Verleger gewesen, bis in den neunziger Jahren das Verhältnis beider zueinander eine durchgreifende Umgestaltung erfuhr. Als Perthes seine Lehrzeit antrat, kamen, wie schon früher erwähnt, die deutschen Buchhändler jedes Jahr zweimal in Leipzig zusammen, um sich untereinander über den Austausch der von ihnen verlegten Schriften zu verständigen. Ließ sich die zwischen den einzelnen entstehende Rechnung auf derselben Messe nicht durch Tausch ausgleichen, so trat für den Ueberrest nur selten Baarzahlung ein; die Ausgleichung vielmehr blieb dem Tausche späterer Messen vorbehalten uud eine nicht unbedeutende Anzahl Handlungen stand daher in fortlaufender Tauschrechnung miteinander. Noch während Perthes in Leipzig war, verschwand diese Art des Geschäftsbetriebes, weil die Verleger guter und großer Werke sich nicht mit dem schlechten oder unbedeutenden Verlage anderer befassen wollten, der in dem letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts in fast unbegreiflicher Schnelligkeit zu wuchern begann.

Allgemein machte sich nun die sogenannte Nettorechnung geltend, nach welcher auf jeder Messe das durch Tausch nicht Auszugleichende baar gezahlt werden mußte. Jeder Buchhändler, dessen Sortiment bedeutender war als sein Verlag, bedurfte seit dieser Zeit für jede Messe baaren Geldes, und das Sortimentsgeschäft, welches früher nur in Verbindung mit dem Verlag vorgekommen war, hatte die Möglichkeit gewonnen, sich zu einem selbständigen Zweige des Buchhandels zu gestalten. Eine zweite Aenderung, welche im Geschäftsbetriebe eintrat, gab dem selbständig werdenden Sortimentshandel eine überaus vortheilhafte Stellung zu den Verlegern. Früher nemlich hatte kein Buchhändler die einem Verleger abgenommenen Bücher demselben zurückgeben dürfen; wurden sie nicht an das Publicum verkauft, so mußte er selbst sie behalten, und daher hütete sich jeder, dem Verleger mehr Exemplare abzunehmen, als zu verkaufen sichere Hoffnung war. Als die Verleger bemerkten, daß der Absatz ihrer Werke litt, weil es

dem Sortimentshandel an Exemplaren fehlte, um den Verkauf auf das Ungewiſſe hin zu verſuchen, ſo gaben ſie den Sortimentshändlern außer den Exemplaren, welche dieſe feſt kauften, noch einige andere à condition, wie man es nannte. Die Sortimentshändler ſollten ſich bemühen, dieſelben zu verkaufen; gelang es ihnen nicht, ſo nahm der Verleger ſie zurück. Bald kam es ſo weit, daß die Sortimentshändler kein Exemplar feſt kauften, ſondern jedes neu erſcheinende Werk von deſſen Verleger an alle für thätig und zahlungsfähig gehaltene Handlungen à condition verſchickt ward. Da die unverkauft gebliebenen Exemplare in der folgenden Meſſe als Remittenden oder Krebſe zum Verleger zurückkehrten, ſo hatte von nun an dieſer allein den Schaden zu tragen, welcher aus den unverkauft bleibenden Werken erwuchs, und der Sortimentshandel mußte in der nächſten Zukunft einen außerordentlichen Aufſchwung gewinnen. Jeder, welcher das Zutrauen der Verleger genoß, konnte denſelben mit einem verhältnismäßig kleinen Capital betreiben und hatte, wenn er Literatur- und Menſchenkenntnis genug beſaß, um das rechte Buch den rechten Leuten nahe zu bringen, wohl Hoffnung, in einem irgend lebhaften Orte ſich ein blühendes Geſchäft zu ſchaffen. Auch ſeine gefährlichen Seiten hatte freilich der Buchhandel durch den veränderten Betrieb erhalten. Perthes erkannte ſie wohl; mit größter Beſonnenheit und ſicherem Blicke ſetzte er brieflich ſeinem Oheim die Urſachen auseinander, durch welche es dahin gekommen ſei, daß die Mehrzahl der deutſchen Buchhändler nur auf den letzten Stoß, wie er ſich ausdrückte, warte, um zu Grabe zu gehen. Aber, fügte er hinzu, muß dieſe allgemeine Lage des Buchhandels nicht gerade ein Grund für mich ſein, jetzt mit feſter, ſicherer Hand zuzugreifen, wo ſich mir Umſtände darbieten, die günſtiger ſind als die allgemeinen. Wenn ich, was bisher noch niemand wagte, den Sortimentshandel für ſich allein unternehme, ſo ſpare ich an Capital, laufe kein doppeltes Riſico, kann alle meine Anſtrengungen auf einen Punkt hinwenden und habe dann in Hamburg die größte Hoffnung auf Erfolg. Bei einer Bevölkerung von hundert und zwanzig tauſend Seelen ſind hier nur drei Buchhandlungen und das literariſche Bedürfnis iſt noch einer ſolchen Steigerung fähig, daß ein thätiger Buchhändler, welcher ſich hier neu niederläßt, den ſchon beſtehen-

den Geſchäften keinen Nachtheil, ſondern Vortheil bringt. Dazu kommt, daß die hieſigen Handlungsherren, weil ihre Lage völlig geſichert iſt, es ſich ziemlich bequem machen und auch dadurch einem keine Mühe ſcheuenden Anfänger große Vortheile gewähren. Ich ſelbſt habe in hieſiger Stadt viele und ſehr gute Verbindungen; eine große Zahl einflußreicher Familien will mir wohl und mein gutes Glück ſteht mir zur Seite. Soll ich nun alle die Vortheile, welche ſich jetzt mir darbieten, ungenützt vorübergehen laſſen? Freilich ich bin noch jung und hätte gerne noch einige Zeit ſorgenfrei dahin gelebt; aber in zehn Jahren beſitze ich ſo wenig Vermögen wie in dieſem Augenblicke und habe an Kraft und Unternehmungsmuth unendlich verloren. Jetzt bin ich keck und kühn und kann, da ich erſt vier und zwanzig Jahre alt bin, noch zehn Jahre arbeiten, ohne an das Heirathen zu denken; wie viel leichter gehe ich da in ſchwierige Unternehmen hinein. Ja, mein lieber Oheim, ich bin entſchloſſen, ein eignes Geſchäft zu gründen.

Um ſeinen Vorſatz ins Leben zu führen, bedurfte er nach ſeiner Meinung die Summe von ſiebentauſend Thalern. Freilich beſaß er ſelbſt keinen Thaler, aber mancher vorſichtige Mann war der Meinung, daß ihm, was er beginne, gelingen werde. Neſſig wollte ſein Handelsgeſellſchafter werden und der Vater desſelben ſagte ein Darlehn von zweitauſend Thalern zu; gleiche Summe verſprach einer ſeiner alten ſchwäbiſchen Freunde, und um den Reſt des nöthigen Geldes zu erhalten, wurde ein junger Hamburger Kaufmann als dritter Geſellſchafter aufgenommen, obgleich das Geſchäft vorläufig unter Perthes' alleinigem Namen eröffnet werden ſollte. Oſtern 1796 verließ Perthes die Handlung Hoffmann's, in welcher er bisher gearbeitet hatte, und ging nach Leipzig, um mit den dort zur Meſſe verſammelten Verlegern die nöthigen Verabredungen zur Eröffnung des neuen Geſchäfts zu treffen. Ich zeige Ihnen an, lautete das Circular, welches er in Leipzig umherſchickte, daß ich im Begriffe bin, mich in Hamburg als Sortimentsbuchhändler zu etablieren, zu welchem Unternehmen ich mir Ihr gütiges Zutrauen und Ihre Unterſtützung erbitte. Es iſt billig, daß man bei Erbittung der Handelsfreundſchaft einige Nachricht von ſich und ſeinem bisherigen Gang in dem zu führenden Geſchäft gebe.

Ich verweise Sie deshalb auf Herrn Böhme in Leipzig, unter dessen Leitung ich sechs Jahre stand, und auf Herrn Hoffmann in Hamburg, dem ich seit drei Jahren gedient habe. Ihren ferneren Nachfragen, die Sie an mich zu thun für nöthig erachten, werde ich mündlich oder schriftlich gerne möglichste Genüge zu leisten suchen. — Die älteren Herren waren nicht ohne Bedenken, dem vier und zwanzigjährigen jungen Mann, der so keck ein eigenes Geschäft begründen wollte, Credit zu bewilligen. Perthes hatte größere Summen nöthig, als er geglaubt; er gerieth in die peinlichste Verlegenheit: aber die Treue seiner drei Hamburger Freunde half ihm aus der Noth. Du wirst erfahren haben, schrieb er an Campe, wie es mir auf der Messe ergangen ist; aber glücklicher Weise hatte ich neben so manchen anderen kindischen Einfällen auch den gehabt, mir einige tausend Thaler anzuschaffen, und das war gut, sehr gut.

Die Arbeiten, Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten, welche ihm das beginnende selbständige Geschäftsleben brachte, hatte Perthes fest und muthig zu überwinden gewußt; aber auf das gewaltsamste wurde er erschüttert und zerrissen, als mitten in dem Geschäftstumult die alte Leidenschaft zu Friederike mit neuem Feuer ihn ergriff. Er war der Meinung gewesen, daß diese Liebe nicht mehr Leidenschaft, sondern nur noch Freude an dem Geiste und an der Anmuth des Mädchens sei, und zu Gunsten seines Freundes hatte er sich selbst versprochen zu entsagen. Dem schönen Mädchen gegenüber entzündete sich aber das Feuer von neuem, welches ihn seit dem ersten Jünglingserwachen erfüllt hatte. Wie steht, schrieb er, das Mädchen vor mir in ihrer Kraft und im Gefühle ihrer Freiheit — ernst — ohne kleinliche Eitelkeit — das Auge voll Geist, jeder Zug, jede Bewegung voll Ausdruck und Leben, und wenn ihr Auge in das meinige blickt, so faßt mich Leidenschaft, und ich fühle es tief in mir, daß ich vor einer großen Entscheidung stehe. — Wie ein böses Schicksal erschien ihm nun das Wort, welches er sich gegeben hatte, nicht für sich, sondern für den Freund das Mädchen zu erringen. So reiches Glück, rief er aus, sehe ich mir blühen aus dem strahlenden Auge und um alles, alles habe ich mich selbst betrogen, arm und hilflos stehe ich da. Ich soll entsagen, und kann es nicht. Muß ich wirklich halten, was ich wollte,

muß ich es auch dann, wenn ſie mich liebt, nicht ihn? Nein, ich kann es nicht, denn mir glüht Liebe aus ihrem Auge. — Nur einen einzigen Weg ſah er, um aus dem Widerſtreit zwiſchen Leidenſchaft und Pflicht zu kommen, und dieſen Weg ſchlug er ein. Er ſchrieb ſogleich an Neſſig wahr und offen, und noch bevor deſſen Antwort eingelaufen war, ließ er durch einen Freund Friderikken erklären: Perthes und Neſſig forderten beide ihre Hand; ſie ſolle wählen; der Nichtgewählte werde in Ruhe zurücktreten und mit Treue für das geliebte Paar leben und arbeiten. Friederike, ſchrieb Perthes, hat ruhig, ohne die Farbe zu ändern, angehört, lange geſchwiegen und dann ſehr ernſt geantwortet: Ich habe Perthes lieb, ich habe Neſſig lieb, aber meine Hand kann ich keinem geben. Was nun? ſchrieb Perthes weiter. Ich fühle mich kalt und erſtarrt, und eine ſchwere Schuld liegt auf mir; denn bin ich es nicht, der die Entſcheidung auch über Neſſig's Schickſal hervorgerufen hat! Ein Brief des Freundes befreite ihn von dieſem Selbſtvorwurf, aber leer und öde blieb ihm die Zukunft. Mein ganzes Lebensgebäude iſt zerſtört, zerſtört von ihr, ſchrieb er; ich habe mit dem Leben abgeſchloſſen; Gott gebe mir Troſt und Kraft. Dir ſcheint, heißt es in einem andern Briefe, die ſtarre Kälte, mit welcher ich all den Jammer auf mich nehme, unnatürlich; Du willſt mich weich und wehmüthig. Ich will Dir Folge leiſten, ich will überhaupt künftig immer folgen, denn mir ſelbſt habe ich bisher zu viel vertraut.

Schwer laſtete nun auf Perthes die Nothwendigkeit, kräftig an der Fortführung des beginnenden Geſchäfts zu arbeiten. Alles wollte ich darum geben, ſchrieb er, nichts unternommen zu haben, aber es iſt geſchehen. Schon habe ich ſchwere Verpflichtungen gegen andere und ich muß und will ſie löſen, wie ein ehrlicher Mann. — Er kehrte zurück nach Hamburg und hatte nun, da er im Begriffe ſtand, ſich ſelbſtändig niederzulaſſen, die Freude, ſeiner Mutter und ſeiner Schweſter einen ſorgenfreien Aufenthalt in ſeinem Hauſe gewähren zu können. Mit allen Kräften warf er ſich in die Arbeiten hinein, welche, damit das Geſchäft eröffnet werden könne, vorgenommen werden mußten. Er war der erſte Buchhändler, welcher eine Auswahl der vorzüglichſten älteren und neueren Bücher aus allen Fächern eingebunden und wiſſenſchaftlich geordnet aufſtellte, ſo daß ſein Buchladen dem Li-

teraturfreunde das Bild einer kleinen aber sehr auserlesenen Bibliothek gewährte, in welcher durch das Auslegen der literarischen Tageserscheinungen zugleich das Mittel dargeboten war, sich schnell und leicht über den gegenwärtigen Stand der Literatur, ihrer Bewegungen und Kämpfe Ueberblick und Einsicht zu verschaffen. In einer sehr belebten Gegend der Stadt, „hinter dem breiten Giebel" Nr. 140, hatte Perthes das Local für sein Geschäft gefunden. Das Haus, schrieb er, welches ich für tausend Mark gemiethet habe, ist für Hamburg ein wahres Wunderwerk; denn von oben bis unten ist alles literarisch: auf der Erde Buchladen, eine Treppe hoch ebenso, zwei Treppen hoch Dr. Ersch als Redacteur der hiesigen neuen Zeitung, drei Treppen hoch Dr. Ersch als Literator und Helfershelfer von Meusel und Consorten, vier Treppen hoch französischer Buchladen nach vorne und nach hinten Ruhestätte der jungen deutschen Buchhändler; fünf Treppen hoch ein Torfboden. Meine eigne häusliche Einrichtung, schrieb er der Tante, ist klein, aber ziemlich nett; ich glaube, Sie würden sich darüber freuen. Meine Ordnungsliebe wenigstens wird von allen Hausbewohnern gefürchtet. — Als Perthes die nöthigen Vorbereitungen vollendet hatte, zeigte er unter dem 11. Juli 1796 die Eröffnung seines Geschäfts mit folgenden Worten im Hamburger Correspondenten an:

Ich mache hierdurch bekannt, daß ich hier eine neue Buchhandlung errichtet und nunmehr eröffnet habe. Auf meinem Lager befinden sich die besten ältern und neuern in Deutschland herausgekommenen Bücher, und ich darf versprechen, jedes Buch, das überhaupt noch irgendwo zu bekommen ist, verschaffen zu können. Einen Theil meines Sortiments habe ich einbinden lassen, um so den Wünschen des lesenden Publicums noch geschwinder zu entsprechen, die Kenntnis von dem, was man kauft, zu erleichtern und den Bedürfnissen der hier durchreisenden Ausländer mehr entgegen zu kommen.

Durch diese neue Einrichtung glaube ich etwas nützliches gethan zu haben; die Unvollständigkeit und die Mängel, die sich in der Ausführung finden möchten, werde ich zu verbessern suchen, so wie die Wünsche des Publicums mir bekannter werden. Um den Aufenthalt in meinem Laden angenehm zu machen und um überhaupt die Be-

kanntwerdung unſerer neuen Literatur an meinem Theil zu befördern, werde ich dafür ſorgen, daß von jedem deutſchen Journal, jeder Neuigkeit des Tages und jeder allgemein intereſſanten Schrift immer ein Exemplar in meinem Laden zur Durchſicht bleibe. Aufmerkſamkeit, Pünktlichkeit und Gefälligkeit gegen das mich beſuchende Publicum mache ich mir in jeder Hinſicht zur Pflicht.

Das Geſchäft war gegründet und hatte Hoffnung auf Erfolg. Es war, bemerkte Perthes ſpäter, ein keck gewagtes, jugendliches Unternehmen; aber es ruhte auf der richtigen Einſicht in die lebendigen literariſchen Bewegungen und Bedürfniſſe damaliger Zeit.

Die erſte Bekanntſchaft mit Holſtein und dem Münſterlande.
1796.

Wenige Wochen, nachdem Perthes ſein Geſchäft eröffnet hatte, trat im Juli 1796 ein ſchlanker, hoher Mann mit feiner Geſichtsbildung, leicht gebräunter Farbe und ſinnendem, herrlich blauem Auge in den Buchladen. Dem Anſchein nach ein Funfziger, hatte er in allen ſeinen Bewegungen eine leichte und kräftige Jugendlichkeit, und Kleidung, Ausdrucksweiſe, Haltung, alles ſchien gewählt und doch natürlich. Der Mann, deſſen edler und freier Anſtand ſchnell Perthes' Aufmerkſamkeit erregte, war Friedrich Heinrich Jacobi, welcher, aus Düſſeldorf geflüchtet, ſich damals in Holſtein und Hamburg aufhielt. Vornehmheit freilich drückte ſich in ſeinem ganzen Weſen aus, aber ſie hatte nichts Kaltes oder Abwehrendes. Die Anmuth der ganzen Erſcheinung rief vielmehr in Perthes ſogleich zutrauensvolles Hingeben hervor. Kaum hatte er die nöthigſten geſchäftlichen Antworten gegeben, ſo ſprach er auch ſchon dem bewunderten Verfaſſer des Woldemar die Verehrung und Liebe, welche er für ihn empfand, mit großer Wärme aus, und ließ den freundlich Zuhörenden einen Blick in das eigene heftige Streben und unſichere Schwanken thun. Jacobi

hatte seine Freude an dem jungen lebhaften Mann; schon nach wenigen Tagen kam er wieder und hielt sich von nun an oft und lange in dem Buchladen auf, bald die neuangekommenen deutschen, englischen und französischen Schriften durchblätternd, bald sich mit deren Eigenthümer unterhaltend.

Wenige Wochen später, es war im August 1796, wurde Perthes von Jacobi nach Wandsbeck, wo dieser damals wohnte, eingeladen. Dort sah er Jacobi's jüngsten Sohn Max, der so eben seine medicinischen Studien in England vollendet hatte, und Jacobi's beide Schwestern, Charlotte und Helene, welche, lebendig an Geist, scharf an Verstand und voll Theilnahme für alle Bewegungen der Literatur, zugleich geschäftige und aufopfernde Sorgsamkeit im Hause wie im Leben bewährten. Perthes durfte von nun an, so oft er wollte, und er wollte sehr oft, das Haus Jacobi's besuchen; Helene wurde ihm eine treue mütterliche Freundin, und Jacobi ein väterlicher Freund, der wohlwollend auf die Fragen und auf die innern Kämpfe, Zweifel und Bedenken des jungen Mannes einging, um zurechtweisend und belehrend dessen weitere Entwickelung zu fördern. Ich liebe und ehre den herrlichen Mann, schrieb Perthes dem Oheim, wie ich keinen andern Menschen liebe und ehre. Mit vollem Herzen bin ich ihm entgegen gegangen; er erkannte es und hielt es der Mühe werth, sich mit meinem Innern zu beschäftigen. — Die Entwickelungsstufe, auf welcher Perthes stand, mußte die Einflüsse Jacobi's überwältigend machen. Jahre hindurch hatte er sich abgemüht, seinen Willen nach Gesetzen zu regeln, welche von dem Verstande als die allein und allgemein giltigen aufgestellt sein sollen; Jahre lang hatte er sich abgemüht, den so geregelten Willen für sein Thun und Treiben zur ausschließlichen Richtschnur zu nehmen, aber es hatte ihm nicht gelingen wollen. Dann hatte er mit größter Freude und Wärme das Gefühl in seinem eignen Innern als den Leitstern für das Leben ergriffen; aber dieses Gefühl sollte zuvor an der Kunst gebildet und geläutert sein, und das wollte ihm nicht gelingen. Nun stand ihm Jacobi gegenüber mit der ganzen Macht eines bedeutenden und anerkannten Namens und mit dem ganzen Zauber seiner persönlichen Erscheinung. Er bestätigte dem freudig aufhorchenden jungen Mann, daß er allerdings das

eigne Gefühl als Leitstern für das Leben festhalten solle, wenn auch aus einem anderen Grunde und in anderer Weise, als er bisher gemeint. Wohl sei, so lautete Jacobi's Lehre, dem Menschen die Wahrheit als eine Mitgift für die irdische Laufbahn von seinem Schöpfer offenbart worden, zwar nicht im Wort und Bild, aber doch als Gefühl in dem eignen menschlichen Innern. Ein unerforschliches Ereignis jedoch, welches auch durch die Auffassung als Sündenfall seine Erklärung nicht erhalte, habe die ursprüngliche Offenbarung im Gefühl gestört — und der Mensch irre, und der Mensch sündige. Unzertrennlich zwar von dem Dasein des Menschen als Mensch sei ihm der Begriff einer ersten Ursache aller Dinge geblieben; aber wenn der Verstand, welcher nichts vermöge, als Begriffe festzustellen oder gehabte Anschauungen in Begriffe zu verwandeln, jene letzte Ursache der Dinge durch logische Mechanik demonstrieren oder aus sinnlichen Wahrnehmungen aufklären wolle, so gelange er unvermeidlich zu einem nothwendigen Wesen ohne Persönlichkeit, zu dem todten Abgott des Verstandes. Im Gefühle des Menschen aber offenbare Gott sich selbst und die ewige Wahrheit in unmittelbarer Weise. Nur indem der Mensch diese unmittelbaren Offenbarungen vernehmen und sie von den Eindrücken der Sinnenwelt wie von den Einflüssen des Verstandes befreien lerne, dürfe er hoffen, zu einer immer tieferen Erkenntnis der ewigen Wahrheit zu gelangen.

Wie soll ich Ihnen danken, schrieb Perthes einige Jahre später an Jacobi. Sie sind es, welcher mein Schicksal bestimmte, indem Sie mir durch Ihre entgegenkommende, mein jugendliches Herz wieder aufrichtende Liebe eine ganz neue Laufbahn eröffneten. — Nie ist in Perthes das Gefühl des Dankes und der Verehrung, durch welches er an Jacobi gebunden war, erkaltet, und Jacobi pflegte den Briefen, die er ununterbrochen bis zu seinem Tode dem jüngeren Freunde schrieb, häufig die Ueberschrift zu geben: der alte Jacobi an seinen wackeren und lieben Sohn Perthes.

Im Hause Jacobi's hatte Perthes schon im September Claudius gesehen und am 27. November betrat er zum erstenmal das beinahe am Eingange des freundlichen und reinlichen Ortes an der breiten lübschen Landstraße gelegene Haus des Wandsbecker Boten. Vor ihm

ſtand nun der Mann mit ſeiner kränklichen Geſichtsfarbe und ſeinem ſchlicht zurückgeſtrichenen, von einem Kamme zuſammengehaltenen Haar. Die nicht anſehnliche Geſtalt, der bequeme Hausrock, die niederſächſiſche Sprache würde ſchwerlich den in dem ſeltenen Manne verborgenen Schatz geoffenbart haben, wenn nicht ein himmliſches Feuer aus dem herrlich-blauen Auge geſprochen hätte. Claudius war längſt von mir verehrt, ſchrieb Perthes ſeinem Oheim; aber es iſt ſchwer, ihm beizukommen. Mich beugte vor ihm der tiefe Sinn ſeiner Schriften, in denen jede Zeile ein Zeugnis davon ablegt, daß der Funke, der unſere göttliche Abkunft bekundet, in ihm wach iſt wie in keinem andern. — Auch in Claudius' Hauſe wieder begegneten ihm, wie in den Hamburger Kreiſen, die großen politiſchen und religiöſen Fragen, auch hier wieder die lebendigſte Theilnahme an den Bewegungen der Literatur, aber in anderer Weiſe als dort. Gegenüber den herrſchenden Zeitrichtungen, welche Religion und Staat mehr oder weniger auf menſchliches Meinen und menſchliche Willkür zurückführen wollten, fand Claudius in der durch die heilige Schrift bewahrten Offenbarung die einzige Quelle der wahren Religion und in der angeſtammten Obrigkeit das nicht zu entbehrende, von Gott verliehene Rettungsmittel gegen den Frevel und die Willkür der Menſchen. Mit Jacobi ſtimmte er inſofern völlig überein, als auch er der logiſchen Mechanik jede Kraft abſprach, die Wahrheit zu finden, aber freilich im übrigen gingen beide Männer weit auseinander. Während Jacobi als Folge jenes unerforſchlichen Ereigniſſes, welches Zerſtörung in die Schöpfung Gottes brachte, das Irren des Menſchen mit durchaus vorherrſchender Bedeutung hervorhob, ſah Claudius vor allem auf das Sündigen des Menſchen und auf die hierdurch hervorgerufene Scheidung desſelben von Gott. Ihm konnte daher als Heilmittel nicht, wie Jacobi, das die Stimme Gottes vernehmende Gefühl des Menſchen, ſondern nur die geſchichtliche Thatſache der Erlöſung und ihre den Sinn des Menſchen ändernde Macht genügen. Feindlich indeſſen ſtanden ſich ungeachtet ihrer weſentlichen Verſchiedenheit die Ueberzeugungen der beiden nahe befreundeten Männer nicht gegenüber. Ohne in einen Widerſpruch mit ſich ſelbſt zu gerathen, konnte Jacobi ſagen, daß er denjenigen glücklich preiſe, welchem ein noch hel-

leres Licht, eine noch freudigere und festere Zuversicht als ihm geworden sei, und Claudius sah, weil die Ahnung der Wahrheit zwar noch nicht groß mache, aber doch die Fähigkeit gebe, es zu werden, Jacobi auf keinem Wege, der ein anderes Ziel verfolge als das, welches er selbst erstrebte.

Anderen Ueberzeugungen gegenüber stand Claudius anders. Die Personen zwar übten damals, auch wenn sie in den verschiedensten Richtungen sich bewegten, größere Duldsamkeit gegeneinander, als in späterer Zeit, aber die Ueberzeugungen selbst traten sich schroffer gegenüber. Es fehlte an jeder Vermittelung der religiösen und politischen Gegensätze, es gab nur ein Entweder — oder. Manches Unwesentliche, manches Nebenwerk wurde, weil es einmal als Zubehör einer bestimmten Grundansicht hergebracht war, nicht weniger entschieden festgehalten, als die Grundansicht selbst, und man trug Bedenken, dem Gegner irgend eine Berechtigung zuzugestehen, weil man fürchtete, die ganze Hand würde jedem genommen werden, der den kleinen Finger zu reichen sich geneigt zeige. Auch der Bote von Wandsbeck, obgleich so stark und fest in seiner Ueberzeugung wie wenige der Zeitgenossen, wurde nicht immer völlig Herr über die Aengstlichkeit und über die stets aus derselben folgende Schroffheit; aber einen Grundzug seines Geistes bildete dieselbe weder in früheren noch in späteren Jahren. Gerade um die Zeit, in welcher Perthes Claudius zum erstenmale sah, hatte dieser Urians Nachricht von der neuen Aufklärung geschrieben und wollte sie drucken lassen, um den ihm gemachten Vorwurf des Obscurantismus zurückzuweisen. Bitterkeit indessen oder Gereiztheit kam durch diese Arbeit so wenig wie durch irgend eine andere Arbeit gleicher Art in sein Gemüth, und weil ihm der Glaube, versöhnt zu sein mit Gott, nicht ein Lehrsatz war, sondern ein das ganze Innere ausfüllender Zustand der Seele, so blieb ihm und seinem Hause jedes traurige und trübselige, jedes finstere und im Thun und Lassen ängstliche Wesen fremd. Unbefangen gab er sich auch im häuslichen Leben seinen launigen Einfällen hin und konnte sich herzlich der Knabenspäße freuen, an denen die heranwachsenden älteren Söhne einen unerschöpflichen Reichthum besaßen. Ich fand Claudius so harmlos und deutschhumoristisch wie ehemals, erzählte Ewald, ein

eifriger Anhänger der Aufklärung, welcher in Claudius, als er ihn 1796 besuchte, einen düstern Fanatiker zu finden erwartet hatte. Was man also auch, fährt er fort, von seinen religiösen und politischen Meinungen sagen mag, er ist als Mann kein anderer geworden; er hat keinen finsteren Blick bekommen und ist allen Menschen gut; ja er lacht über manche Dinge, worüber sich viele unserer Toleranz- und Humanitäts- und Stoicismus-Prediger halb todt ärgern würden.

Die Sinnesart des Vaters, welcher das geistig Große und Tiefe nicht anders als in unscheinbarer Form oder verkleidet gar in irgend einer zugleich das Lächeln erregenden Gestalt hervortreten lassen mochte, spiegelte sich, so wie die hohe weibliche Einfalt der Mutter, in dem gesammten Leben der Familie ab. Die großen Werke Palestrina's, Leonardo Leo's, Bach's, Händel's, Mozart's, englische Sprache und Literatur und geistige Interessen aller Art waren einheimisch in dem Hause, aber versteckt gleichsam unter der größtmöglichsten Einfachheit des Lebens. Auch für die alltäglichste häusliche Arbeit schienen die Töchter nicht zu gut; und nur darauf bedacht, die tiefen Mittelpunkte des geistigen Lebens in seinen Kindern zu kräftigen und zu bilden, ließ Claudius sie im übrigen gewähren. Zwar hatte auch er mit dem Feinde im Inneren des Menschen zu kämpfen, der in ihm für manche Verhältnisse als eine angeborne Härte sich geltend machen wollte, oder ihn verleitete, den Eindrücken des Augenblicks mehr, als recht war, Einfluß zu gestatten; aber das Leben der Familie wurde hierdurch nicht in seiner freien und unbefangenen Bewegung gestört; gemachte und anspruchvolle Abwechselung der irdischen und der himmlischen Dinge kannte sie so wenig als gewaltsame oder erkünstelte Uebergänge.

Perthes hatte es bisher für seine wesentliche Aufgabe gehalten, die eignen Handlungen und Stimmungen möglichst genau zu zergliedern, sie zu tadeln oder zu bewundern, und war dadurch zu einem ängstlichen Aufpasser seiner selbst geworden. Der erste bedeutende Eindruck, welchen er von Claudius' Haus empfing, ließ ihn ahnen, daß ein Zustand des geistigen Seins möglich sei, in welchem das Auflauern auf jede Regung des inneren und auf jede frische Bewegung des äußeren Lebens den Menschen nicht fördere, sondern hemme und störe.

Den Freunden in Hamburg, Runge, Hülſenbeck und Speckter, entging der Eindruck nicht, welchen Jacobi und Claudius auf Perthes machten. Sie konnten von ihrem damaligen Standpunkte aus dieſe Einwirkung nicht billigen und fürchteten überdies, daß Perthes ſich in Folge derſelben von ihnen mehr und mehr entfernen möge. Es kam zu einer lebhaften Erklärung, aber Perthes beſeitigte durch einen offnen und warmen Brief an Runge den Misklang, der hereinzubrechen drohte. Allerdings hat meine Stellung zu Dir ſich geändert, ſchrieb er, ſeit ich Jacobi und ſeine Freunde kenne; ich vermag jetzt Dir zu widerſprechen, ja ich widerſpreche Dir, um zu widerſprechen. Bis dahin hatteſt Du meinen Geiſt gefangen genommen; nun aber habe ich eine Sicherheit kennen gelernt, welche, obgleich an ſich vielleicht nicht höhern Werthes als die Deinige, doch anderen ihre Wahrheit und ihr Recht auch vergönnt, und ſeitdem ſtehe ich freier. Aber meine Liebe zu Dir iſt unwandelbar; wen ich einmal liebe, einmal mit Innigkeit ergriffen habe, den laſſe ich nie wieder. Glaubet auch Ihr an mich und werdet nicht irre.

Obgleich, wie dieſe Worte zeigen, der Eindruck, welchen Jacobi und Claudius auf Perthes machten, ihn zunächſt nur zu einem Aufgeben ſeines bisherigen Standpunktes geführt hatte, ſo ließ ſich doch vorausſehen, daß ein längerer und näherer Umgang mit beiden Männern, mochte er nun anziehend oder abſtoßend wirken, eine feſtere und klarere Ueberzeugung begründen müſſe. Die Bedeutung, welche hierdurch das Haus Jacobi's und das des Wandsbecker Boten für Perthes gewinnen ſollten, wurde weſentlich erhöht, indem beide Familien mit allen den Kreiſen nahe befreundet waren, in welchen ſich damals das eigenthümliche und vielfach bewegte geiſtige Leben Holſteins ausſprach.

Zerſtreut auf ihren Gütern oder in kleinen Orten fand ſich eine nicht geringe Zahl bedeutender Männer, welche, in mehr oder weniger naher Verbindung ſtehend, Lebendigkeit über das ganze Herzogthum verbreiteten. Die Griechen und Römer, Natur und Kunſt, politiſche und religiöſe Intereſſen hatten hier ihre begeiſterten Freunde und Pfleger. In Meldorf in Süderdithmarſchen lebte ſeit 1778 Niebuhr der Vater, nahe verbunden mit Boie, dem Herausgeber des deutſchen

Museums, welcher an demselben Orte das Amt des Landvogtes bekleidete und wie Niebuhr einen großen Reichthum an auswärtigen Verbindungen und Interessen besaß. In Eutin befand sich Graf Friedrich Leopold Stolberg seit seiner Rückkehr aus Italien im December 1792 als Präsident der fürstlichen Regierung. Er war voll Geist, Leben und Liebe, damals wie auf jeder Stufe seiner Entwickelung aber schon unruhig in seinem Innern, weil er den festen äußeren Halt, den er für seine religiöse Ueberzeugung bedurfte, nicht in der protestantischen Kirche fand, deren hergebrachte Formen er den Angriffen der Feinde erliegen sah. Unter Stolberg arbeitete der spätere Director im preußischen Cultusministerium, Nicolovius; er hatte den Grafen als Lehrer der Kinder nach Italien begleitet und 1795 in Eutin eine Anstellung als Kammersecretär gefunden. Voß war bereits 1782 als Rector der Schule von Otterndorf nach Eutin gekommen und lange vorher schon den holsteinischen Kreisen bekannt und befreundet; die beiden Stolbergs waren im Göttinger Dichterbunde seine Brüder gewesen; mit Claudius und dessen edlen Freunden hatte er nach seinem eignen Ausdrucke das seligste Leben während des Aufenthalts in Wandsbeck 1775 bis 1778 gelebt. In Eutin aber nahm er dennoch eine gereizte Stellung ein. Die Unvereinbarkeit der innersten Gesinnung, der schroffe Gegensatz in den Ansichten über Adel, Religion und französische Revolution und vielleicht mehr noch als alles dieses die verschiedenartige Lebensstellung, in welcher sich die alten Universitätsbrüder nun zu Eutin wiederfanden, hatte die frühere Jünglingsfreundschaft zwischen Voß und dem Grafen Friedrich Leopold unheilbar erschüttert; die Unbefangenheit des Umgangs war dahin, überall erblickte Voß gräflichen Stolz, überall religiöse Ueberspannung, und widrige Zuträgereien vermehrten das Unbehagliche des Verhältnisses.

Nach Emkendorf, einem Gute zwischen Kiel und Rendsburg, hatte sich nach seiner Abberufung vom dänischen Gesandtschaftsposten in London Graf Friedrich Reventlow zurückgezogen. Als Eiferer für das strenge Festhalten an der Augsburgischen Confession, als Curator der Landesuniversität und als Verfechter der Adelsrechte wurde er vielfach angefeindet; aber sein Geist und seine Redlichkeit erregten,

ſo wie ſeine feine Weltbildung, überall Bewunderung, und ſeine Gemahlin Julie, geborne Gräfin Schimmelmann, hatte durch geiſtvolle Lebendigkeit, anſpruchloſe Frömmigkeit und freudige Ergebung in ſchweren körperlichen Leiden, ſo wie durch verſtändige Sorge für ihre Gutsangehörigen, Freunde und Verehrer auch unter denen erworben, die ihre Geſinnung nicht theilten. Beſonders häufig in Emkendorf fanden Jacobi, die Stolbergs, Claudius, Cramer der Vater, Hensler und andere ſich zuſammen, und der Ernſt und das vornehme Weſen, welches dieſem Hauſe eigen war, hatte keine drückenden Formen und verſcheuchte weder die Freude an der Literatur, noch eine heitere, ja fröhliche Geſelligkeit.

Auf Altenhof, nahe bei Eckernförde an der Oſtſee, hatte der Bruder des Grafen Friedrich, Graf Cajus Reventlow, ſeinen Wohnſitz. An Feinheit, vornehmer Weltbildung ſtand er vielleicht ſeinem Bruder nach, aber nicht an Geiſt und Umfang der Kenntniſſe, und an Kraft, an Geſchäftsblick und einfacher Tüchtigkeit des Charakters übertraf er ihn. Nahe befreundet mit Altenhof wie mit Emkendorf war Graf Chriſtian Stolberg, damals Amtmann in dem etwa drei Meilen von Hamburg entfernten Tremsbüttel. Weniger durch ihn als durch ſeine Gemahlin Luiſe, geborne Gräfin von Reventlow, hatte ſein Haus eine eigenthümliche Bedeutung für die befreundeten Kreiſe. Durch ihren ſchneidenden Verſtand und durch den Umfang ihrer Bildung behauptete die Gräfin eine überlegene Stellung und ſtand in einem mit Geiſt und Selbſtändigkeit geltend gemachten religiöſen und politiſchen Gegenſatz zu den verwandten und befreundeten Familien Holſteins.

Für dieſe und noch manche andere bedeutende Kreiſe in Holſtein hätte Kiel als Landesuniverſität den natürlichen Mittelpunkt bilden ſollen, aber durch heftige Parteiungen hin und her bewegt, konnte es eine ſolche Stellung nicht gewinnen. Als der Philologe Cramer, welcher ſeine Begeiſterung für die franzöſiſche Revolution in unerhörter Weiſe offenbarte, 1794 entſetzt wurde, kamen die politiſchen, als das Curatorium der Univerſität den Lehrbegriff der Augsburgiſchen Confeſſion unangetaſtet erhalten wiſſen wollte, kamen die religiöſen Gegenſätze an den Tag. Wohl nur der alte ehrwürdige Cramer und

Hensler, deſſen Bedeutung als Menſch und als Gelehrter durch Niebuhr's Briefe allgemein bekannt geworden iſt, ſtanden in einem wirklich nahen Zuſammenhange mit dem geiſtigen Leben Holſteins.

Von Hamburg wurde Holſtein durch die ihrem innerſten Weſen nach verſchiedene Auffaſſung der großen Lebensverhältniſſe getrennt und die innere Trennung hatte überdies eine Verſchärfung erfahren durch die Stellung, welche der Amtmann von Henning in Plön, bekannt als Herausgeber der Annalen der leidenden Menſchheit, einnahm. Mit den Kreiſen, in welchen ſein Schwager Reimarus lebte, war er nahe befreundet; von den Holſteinern dagegen wurde er vermieden und bitter gehaßt. Demungeachtet waren Claudius, Jacobi und auch die beiden Stolbergs oft und gerne in Hamburg; der geiſtigen Bedeutung freute man ſich gegenſeitig und ertrug die Grundverſchiedenheit in politiſchen und religiöſen Ueberzeugungen, ſo gut es gehen wollte, ohne ſich dieſelben einander zu verbergen. Näher als mit Hamburg war ungeachtet der confeſſionellen Verſchiedenheit Holſtein mit dem bedeutenden Kreiſe im Münſterlande verbunden, als deſſen Mittelpunkt die Fürſtin Gallitzin erſchien.

Die faſt in jeder Beziehung hervorragende Stellung, welche das Hochſtift Münſter ſeit dem Anfange der ſiebenziger Jahre einnahm, hatte es einzig und allein dem Domcapitular Freiherrn Friedrich Wilhelm Franz von Fürſtenberg zu verdanken, welcher als Miniſter des Erzbiſchofs von Köln und Biſchofs von Münſter, Max Friedrich von Königseck, ſeit etwa 1764 die Regierung in Münſter führte. Fürſtenberg war zunächſt und vor allem ein Staatsmann im großartigſten Sinne des Wortes. Ihm fehlte unter den gegebenen Verhältniſſen die Möglichkeit und gewiß auch der Wille, in den beſtehenden, jede politiſche Wirkſamkeit erſchwerenden Formen der territorialen und der kirchlichen Verfaſſung Aenderungen vorzunehmen, und dennoch wandelte er in unbegreiflich kurzer Zeit das geſammte Leben in ſolchem Grade um, daß das Hochſtift an Bildung des Clerus, an Tüchtigkeit der Volks- und der gelehrten Schulen, an Regſamkeit im Ackerbau und in Gewerben und vor allem an Liebe ſeiner Bewohner zum Lande und ſeiner Verfaſſung die meiſten weltlichen und alle geiſtlichen Territorien weit überragte. Auch abgeſehen von ſeiner Bedeutung als

Staatsmann, nahm Fürstenberg eine geistig hervorragende Stellung ein. Sachkenntnis in sehr ungewöhnlichem Umfange stand ihm zu Gebote, und in den literarischen wie in den philosophischen Bewegungen der Zeit war er einheimisch. Während er in den früheren Jahren seines Lebens eine gewisse Vorliebe für die Künste des Krieges nicht verleugnen konnte und deshalb besonders kräftig für die Verbreitung der mathematischen Studien und für eine muthige und kräftige Ausbildung der Jugend wirkte, nahmen ihn im spätern Alter die religiösen und die philosophischen Interessen vorzugsweise in Anspruch.

Zu diesem Manne und in dieses Land kam im Sommer 1779 die Fürstin Gallitzin, Gemahlin des russischen Gesandten im Haag, um sich den Rath Fürstenberg's für die Erziehung ihres Sohnes einzuholen und dann sich derselben auf einem Landsitz am Genfer See ganz hinzugeben; aber der Eindruck, welchen Fürstenberg auf sie machte, war so groß, daß sie seines Rathes und seiner Unterstützung nicht wieder entbehren mochte und fortan ihren dauernden Aufenthalt in Münster nahm.

Die Fürstin, eine Tochter des preußischen Generalfeldmarschalls Grafen Schmettau, hatte eine Erziehung erhalten, welche durchaus nur auf das Auftreten in der damaligen großen Welt berechnet war. Als Hofdame der Prinzessin Ferdinand wurde sie 1768 im Bade Spaa mit dem Fürsten Gallitzin bekannt und nach einer Bekanntschaft von wenigen Wochen im zwanzigsten Jahre seine Gemahlin. Mit ihm lernte sie vorübergehend das Leben an den Höfen von Wien, Petersburg und Paris kennen und hatte dann als Gemahlin des russischen Gesandten eine der ersten Rollen im Haag zu spielen. Die Bewunderung, welche ihrem Geiste nicht weniger als ihrer Stellung überall zu Theil ward, schmeichelte ihrem Ehrgeize und ihrer Eitelkeit, aber befriedigt fühlte sie sich dennoch nicht durch ihre Lage. Von frühester Jugend an hatte mit wunderbarer Stärke ein Trieb nach Erkenntnis der Wahrheit und nach Erreichung des ihr unter wechselnden Gestalten vorschwebenden Ideals sittlicher Vollkommenheit sie erfüllt. Die Zerstreuungen der großen Welt hatten denselben nicht ertödtet; aus dem ununterbrochenen Kreise vielmehr von Spielen und Besuchen, von Schauspielen und Tänzen brachte sie Abends nur

ein vermehrtes, sie bis zur größten Qual erregendes Streben nach etwas Besserem mit ins Haus. Der sehnliche Wunsch erwachte in ihr, aus dem Leben der großen Welt auszuscheiden und sich, um dem Zwiespalt in ihrem Innern zu entgehen, ganz der Wissenschaft und der Erziehung ihrer beiden Kinder hinzugeben. Seltsamer Weise mußte es Diderot sein, welcher, obschon er die von ihm verlangte Förderung in der Erkenntnis der Dinge nicht gewähren konnte, die Zustimmung des Fürsten zu dem Entschlusse seiner Gemahlin vermittelte. Seit 1773 lebte die vier und zwanzig Jahre alt gewordene Fürstin einsam in einem kleinen Hause nahe dem Haag und gab sich mit einer an leidenschaftlichen Ungestüm grenzenden Energie einem durchaus männlichen Studium der Wissenschaften hin. Unter Hemsterhuis' Leitung füllten nun Mathematik, Sprachen und vor allem griechische Literatur und Platonische Philosophie ihre Seele aus. Obgleich, da ihre Mutter Katholikin war, in den Formen der katholischen Kirche erzogen, hatte sie doch das Christenthum weder als Katholicismus noch als Protestantismus in irgend einer Weise berührt. So lange sie im Haag und in der Nähe des Haag lebte, hatte sie die von Hemsterhuis getheilte und gestärkte Ueberzeugung, daß im Grunde niemand an das Christenthum glaube als der Pöbel, da es unmöglich sei, an die Drohungen und Verheißungen des Christenthums zu glauben und dennoch dessen Lehren so zuwider zu handeln, wie es in der Regel geschehe. Als sie 1779 nach Münster kam, hielt sie dem Herrn von Fürstenberg, dessen große Einsichten sie verehrte, sein Christenthum wegen des Vorurtheils seiner Erziehung zu Gute, aber bat sich gleich von ihm aus, daß er nicht versuchen möge, sie zu bekehren, weil sie, was Gott betreffe, nichts in sich leiden könne, was Gott nicht selbst in ihr geschaffen habe. Noch im Jahre 1783 hatte sie in den Stunden, in welchen sie selbst, wie die Aerzte, jede Hoffnung auf Erhaltung ihres Lebens aufgegeben hatte, den Geistlichen, den Fürstenberg ihr zusendete, entschieden abgewiesen, weil ihr jede innere Ueberzeugung von der Kraft und Bedeutung der Sacramente fehle. In der Zeit sehr langsamer Genesung, welche dieser Krankheit folgte, wurde sie sich zum erstenmale zu ihrem großen Schrecken bewußt, daß Gelehrtenehrgeiz und Gelehrtenstolz ihre ganze Seele erfülle. Mit

dieſer Entdeckung war, ſo äußerte ſie ſelbſt, alle meine bisherige Freude an mir ſelbſt dahin. Um dieſelbe Zeit waren ihre Kinder reif zum Religionsunterricht geworden, und auch dieſen ſelbſt zu übernehmen erſchien ihr mütterliche Pflicht. Um nicht gegen ſich ſelbſt unwahr zu ſein und demnach nicht die eigene Bezweiflung des Chriſtenthums den Kindern aufzudrängen, ſollte der Unterricht in der chriſtlichen Religion, den ſie ertheilte, lediglich hiſtoriſch ſein. Zu dieſem Zweck begann ſie ein ernſtes Studium der heiligen Schrift, welche ſie am liebſten in lateiniſcher Sprache las. Was ſie ihrer Kinder wegen begonnen, ſetzte ſie bald ihrer ſelbſt wegen fort. Mehr und mehr wurde ſie von der Wahrheit des Chriſtenthums, wie ihr dasſelbe aus der heiligen Schrift entgegentrat, ergriffen und durchdrungen, und einmal ergriffen, arbeitete ſie ihr Leben hindurch mit der ganzen Energie ihres ſeltnen Geiſtes daran, ihr geſammtes Sein und Thun von der Wahrheit, welche nun ihr Inneres belebte, durchdringen zu laſſen. Ein zwar kleiner, aber bedeutender Kreis ſammelte ſich um die ſeltene Frau: Fürſtenberg mit ſeiner umfaſſenden Bildung und Erfahrung gehörte demſelben an und Overberg, in deſſen frommer Kindlichkeit und Einfalt der Scharfblick Fürſtenbergs ſchnell den innern Beruf erkannt hatte, die für die Volksbildung gehegten Pläne ins Leben zu führen. Auch jüngere Männer ſchloſſen ſich an, unter denen ſich namentlich die Söhne des Freiherrn Droſte zu Viſchering, Kaspar Max, ſpäter Biſchof von Münſter, und Clemens Auguſt, ſpäter Erzbiſchof von Köln, mit ihren beiden Brüdern und ihrem frühern Führer, dem nachherigen Domcapitular Katerkamp, befanden.

Eine Frau, welche wie die Fürſtin Gallitzin an Weltbildung die meiſten und an Geiſtesbildung alle Zeitgenoſſen ihres Geſchlechts überragte und nun mit dem blitzenden Geiſte Kindesglauben verband, mußte einen außerordentlichen Eindruck auf jede geiſtige Größe machen. Goethe und Lavater, Herder und Hamann fühlten ſich in gleichem Grade, wenn auch in verſchiedener Weiſe, durch die außerordentliche Erſcheinung angezogen und gehoben. Alles, was geiſtig bedeutend war, ſtand in den beiden letzten Jahrzehenden des vorigen Jahrhunderts miteinander in Verbindung; auch zwiſchen Holſtein und Münſter konnten nähere Berührungen, welche zunächſt wohl durch Hamann

vermittelt waren, nicht ausbleiben. Es war, äußerte Perthes faſt fünfzig Jahre ſpäter, eine andere Zeit als jetzt. Die holſteiniſchen Familien ſtanden als chriſtlich Geſinnte vereinzelt und ebenſo der Gallitzin-Droſte'ſche Kreis. Mit Ausnahme der Familie Kerſenbrock nahmen die Domherren wie die andern Vornehmen Münſters die Kirche als Weltleute; unter den Bürgerclaſſen herrſchte Ueppigkeit und Schlimmeres. Die ernſten Chriſten, gleichviel ob Katholiken oder Proteſtanten, näherten ſich einander zu enger Verbindung. Man kannte kein Arg; Claudius, Reventlow, Jacobi, Stolbergs waren öfter in Münſter, die Fürſtin öfter in Hamburg und Holſtein geweſen, wo ſie namentlich durch Claudius und ſein Haus ſich angezogen gefühlt hatte. — Die Confeſſion war freilich verſchieden: Claudius war überzeugter Lutheraner, die Fürſtin eifrige Katholikin, und ihr Katholicismus war derſelbe mit dem Katholicismus aller Zeiten, ſofern dieſer als ein Syſtem von Dogmen und als ein Inbegriff kirchlicher Gebräuche betrachtet wird; aber ſo weit er ein Leben iſt und als Leben ſich darſtellt, unterſchied er ſich von dem neupoetiſchen Katholicismus im erſten und dem hiſtoriſch-politiſchen Katholicismus im vierten Jahrzehend dieſes Jahrhunderts nicht weniger als von dem frivolen Katholicismus Frankreichs und dem erſtarrten Deutſchlands im vorigen Jahrhundert. So lebensvoll und ſo durchaus herrſchend trat in der Fürſtin die dem Katholicismus und Proteſtantismus gemeinſame Erlöſungsthatſache hervor, daß in Beziehung auf die Holſteiner Kreiſe die confeſſionellen Verſchiedenheiten als verhältnismäßig unweſentlich erſchienen. Mit größter Liebe und Verehrung wurden Fürſtenberg's, Overberg's und der Fürſtin Namen in Holſtein genannt.

Sobald Perthes in Jacobi's und Claudius' Hauſe bekannt geworden war, wurde durch beide Familien ſein Blick auf dieſe Lebenskreiſe in Holſtein und in Münſter gerichtet. Weſentlich ſollten ſie künftig auf ſeine innere Entwickelung und ſeine äußere Stellung einwirken, aber zunächſt lernte er ſie nur aus Erzählungen kennen.

Eine Erfahrung anderer Art wartete ſeiner, aus welcher das Glück ſeines Lebens ihm erwuchs.

Die Verheirathung und die ersten Jahre der Ehe. 1797—1800.

Caroline Claudius, die älteste Tochter des Wandsbecker Boten, war 1774 geboren, also 22 Jahre alt, als Perthes zuerst das Haus der Eltern betrat. Ihre ganze Erscheinung, so angenehm die regelmäßig edlen Züge, die schlanke Gestalt und die feine Farbe auch waren, hatte nichts überraschendes und blendendes; aber aus dem lichtbraunen Auge blickte ein Reichthum der Phantasie und eine Tiefe des Gefühls, eine Kraft und Ruhe des Charakters und eine helle Klarheit des Verstandes hervor, welche mit stiller, unwiderstehlicher Macht die Gemüther anzog. Ihr ganzes Leben hindurch flößte sie jedem, der ihr näher trat, hingebendes Vertrauen ein; zu ihr kamen die Fröhlichen und waren sicher, freudige Theilnahme zu finden, und für viele, viele Menschen ist sie in äußeren und inneren Leiden eine Quelle des Trostes, der Ergebung und eines neuen Muthes geworden. In den einfachen Verhältnissen des elterlichen Hauses war sie aufgewachsen und jedes Zusammentreffen mit der Unruhe der äußeren Welt erschien ihr als eine Gefahr für ihren kindlich unbefangenen Umgang mit Gott. Getheilt zwischen häuslichen Arbeiten, Musik und Bemühen um geistige Ausbildung, ging ihre Zeit dahin. Eine volle, reine Stimme und ein sicheres musikalisches Urtheil blieb ihr auch im höheren Alter. Der neueren Sprachen war sie kundig und in der lateinischen so weit vorgeschritten, daß sie später ihren Söhnen wesentliche Hilfe leisten konnte.

So lange Caroline im elterlichen Hause gewesen war, hatte sie nur wenige Eindrücke in sich aufgenommen, welche einen Ursprung außerhalb desselben gehabt hätten. Mit kindlicher Verehrung hing sie an der Fürstin Gallitzin, welche mehreremale sich bei Claudius aufgehalten und das Mädchen so liebgewonnen hatte, daß sie bis zu ihrem Tode demselben eine mütterliche Freundin blieb. Gleich nahe stand Caroline der Gräfin Julie Reventlow. Mehrere Monate war sie im Sommer 1795 in Emkendorf zum Besuche gewesen und der

Familie so nahe getreten, daß diese sie nach Italien mitzunehmen dringend wünschte, aber des Vaters Einwilligung nicht erlangen konnte. In dem folgenden Sommer führte der Tod ihrer etwas jüngeren Schwester Christiane ihr die erste große Lebenserfahrung zu. Ein Brief, den sie um diese Zeit an die Gräfin Reventlow nach Rom schrieb, hat sich erhalten. Es geht mir, heißt es in demselben, wie einem kleinen Kinde, das, wenn es betrübt ist, die Arme ausstreckt nach denen, die es lieb hat, und Freude daran findet, sich in deren Schoße auszuweinen. Wie oft habe ich mich, liebe Gräfin, in dieser Zeit zu Ihnen gewünscht, und wenn mein Arm Sie auch nicht erreichen kann, so kann es doch mein Brief. Wir haben eine sehr betrübe Zeit gehabt; unsere liebe Christiane wurde an einem bösartigen Nervenfieber krank und ist am 2. Juli gestorben. Sanft ist sie eingeschlafen, aber sie hat schwere Stunden gehabt, ehe sie so weit war, und da sie jetzt die Arbeit des Sterbens überstanden hat, möchte ich sie nicht zurückwünschen, auch wenn sie weiter keinen Schaden dabei hätte. Wie lieb ist mir das Sterbebett geworden; dem, der zusieht, wird hier besonders lebendig ausgedrückt und unvergeßlich gemacht, wie nöthig wir es haben, uns nach etwas umzusehen, was uns im Tode halten und begleiten kann.

Es war am 27. November 1796, als Perthes zum erstenmal Caroline im Hause ihrer Eltern sah. Ihr helles Auge, schrieb er, ihr grader, klarer Blick gefiel mir, ich war ihr gut. Einige Wochen später, am ersten Weihnachtsfeiertage, hatte er den Mittag bei Caroline Rudolphi, der Vorsteherin der bekannten Erziehungsanstalt, mit Jacobi zugebracht und von diesem die Einladung erhalten, am Abende der Weihnachtsbescherung beizuwohnen. Auf dem Wandsbecker Schlosse, welches Jacobi damals bewohnte, fand Perthes unter den anderen Gästen auch Claudius und dessen ganze Familie. Der Zufall führte ihn, bevor der Festsaal geöffnet ward, mit Caroline allein in einem Nebenzimmer zusammen; kein Wort hatte er zu sagen, aber ihm war so unaussprechlich stille und wohl in seinem Herzen, wie er es noch nie gewesen war. Die Weihnachtsfreude begann, aber Perthes sah nur den Ausdruck stiller Freude, die in Carolinens Zügen sich ausprägte. Diesem Mädchen schien nach seiner Meinung das

Beſte zu gehören, was der Abend darbot, und dennoch glaubte er zu bemerken, daß das Geſchenk der jüngeren Schweſter ſchöner ſei als das ihrige. Aber hoch oben an dem Weihnachtsbaume hing ein Apfel, ſo ſchön, ſo kunſtreich vergoldet wie kein anderer; den holte er plötzlich mit halsbrechender Kunſt herab und dunkel erröthend gab er ihn zur nicht geringen Verwunderung der Anweſenden dem ahnenden Mädchen. Nun hatte ſie doch eine Weihnachtsgabe, wie kein anderer ſie haben konnte. Von dieſem Abende an erging es Perthes und Carolinen, wie es allen ergeht, die des Lebens Leid und Luſt gemeinſam als Mann und Frau erfahren ſollen. Zwar meinte Klopſtock, als er von Claudius' ſilberner Hochzeitfeier am 15. März 1797 mit Perthes nach Hamburg zurückfuhr: Die Liebe, die wir andern Euch beiden lange ſchon anſehen, kennt Ihr jungen Leute ſelbſt noch nicht. Aber Perthes kannte wohl die Liebe, die in ihm keimte und wuchs; doch wußte er auch, daß er äußerlich und mehr noch innerlich Claudius zu ferne ſtehe, um ſich unmittelbar an ihn wenden zu dürfen. Jacobi und deſſen Schweſtern eröffnete er deshalb zunächſt ſein Herz und bat ſie, nachzuforſchen, ob er wohl Hoffnung hegen dürfe. Gottlob, mein lieber Perthes, ſchrieb ihm Helene Jacobi am 27. April. Sie ſind doch recht verliebt, und da mein Muth ſo groß iſt, wie der Ihrige klein, ſo ſehe ich einer großen Seligkeit für Sie entgegen. Von Caroline ſelbſt konnte ich geſtern nichts hören, weil ich ſie keinen Augenblick allein ſah; aber von ihrer Mutter habe ich dies und das erfahren, was mir großes Vertrauen einflößt, und Caroline war auch ſo freundlich, als wenn ſie etwas artiges in ihrem Sinne trüge. — Wenige Tage ſpäter, am 30. April, wendete Perthes ſich an Caroline ſelbſt. Wie ſollte ich je, ſchrieb er ſpäter, des tiefbewegten Tages vergeſſen, in dem ich Dir meine Liebe bekannte. Stumm und ſtille ſtandſt Du vor mir, kein Wort hatteſt Du für mich; nur als ich traurig fortgehen wollte, gabſt Du mir innig die Hand.

Carolinens Liebe ſprach ſich noch an jenem Abend feſt und ſicher aus; aber dem Vater konnte der Entſchluß unmöglich leicht erſcheinen. Vor wenigen Wochen erſt hatte Perthes das fünf und zwanzigſte Jahr angetreten, keck hatte er ein eigenes Geſchäft gegründet und ſeine natürliche Offenheit ließ darüber keinen Zweifel, daß in ſeinem

Inneren die Kräfte noch ungeordnet und unsicher durcheinander gährten. Ueberdies war Claudius von einer Art von Eifersucht nicht frei. Ihm wurde es schwer, die Tochter aus der eignen Obhut zu entlassen, und nicht ohne Schmerz fühlte er, daß die Tochter einen jungen unerfahrnen Mann mehr liebe als den Vater. Der Spruch: Du sollst Vater und Mutter verlassen, dünkte ihm ein harter Spruch. Zwar erklärte er sogleich, daß er der Verbindung nicht entgegen sein werde, aber förmlich und feierlich könne er seine Zustimmung noch nicht geben. Darüber beunruhigte Perthes sich nicht und reiste, Liebe und Dank im Herzen, zwei Tage später nach Leipzig ab. Wissen Sie denn, meine liebe Caroline, heißt es in dem ersten Briefe an seine Braut, noch gar nichts, was ich lassen soll oder was ich thun soll; ich möchte so gerne um Ihretwillen etwas thun oder etwas lassen. Gewiß ich bin sehr glücklich und seit meinen Kinderjahren bin ich dem lieben Gott nicht so gut gewesen als jetzt, und er wird mir nicht böse sein, daß ich ihm eben jetzt so gut bin. Liebe habe ich zwar auch sonst wohl gefühlt. Das aber war immer so peinlich und schmerzlich; jetzt ist mir so ruhig und wohl. Dank dafür, meine liebe Caroline. — Lange harrte Perthes vergeblich auf Nachricht aus Wandsbeck, endlich nach vierzehn Tagen kam ein Brief von Claudius selbst. Lieber Herr Perthes, lautete derselbe, es ist uns angenehm, daß Sie glücklich und gesund angekommen und sich wohlauf befinden und an uns denken. Caroline hat Ihre Briefe aus Braunschweig und Leipzig gerne erhalten und gelesen und dankt Ihnen verbindlich dafür. Sie würde auch wohl antworten; aber so lange die Einwilligung der Eltern noch nicht förmlich gegeben ist, kann sie doch ihrem Herzen noch nicht freien Lauf lassen. Es ist daher besser, daß sie ihre Antwort erspart, bis Sie selbst zurückgekommen sind. — Ein Brief von Helene Jacobi gab weiteren Aufschluß. Ihre Caroline, hieß es in diesem, hat dem Vater, der ihr sagte, sie dürfte nicht schreiben, wie wenn seine Einwilligung schon gegeben sei, geantwortet: Wenn ich nicht schreiben darf, wie mir es um das Herz ist, so kann ich überhaupt nicht schreiben, sondern du mußt schreiben und erzählen, warum ich stumm bleibe. Ich habe, fügte Helene Jacobi hinzu, Ihr Mädchen dafür noch wärmer als sonst ans Herz gedrückt.

Von Leipzig aus schloß Perthes den Zustand seines Innern den drei Hamburger Freunden auf, welche eine Verbindung, die Perthes noch fester an Jacobi und Claudius binden mußte, nicht als ein Glück für ihren Freund betrachten konnten. Woher, schrieb Perthes, regte sich in Dir die herbe Bitterkeit, als ich Euch meine Verbindung mit Caroline bekannt machte? Dachtet Ihr an meine zertrümmerte Liebe? Sie wird in mir leben, so lange ich lebe. Oder dachtet Ihr an die flüchtig wechselnden Neigungen, die oft mich bewegt haben? Möglich, daß diese auch künftig mich noch bewegen. Hätten allein solche Gedanken Euch gereizt, ich könnte es nicht unrecht finden. Aber höret mich! Als es mir zu gelingen schien, meine untergegangene Liebe zu verwinden, ergriff mich Entsetzen, daß solche Liebe, an welche mir das Höchste gebunden war, verwunden werden könne. Todeskälte trat an die Stelle des Feuers. Soll denn Liebe, die der Grund ist von Gott und allem Guten, durch äußere, zufällige Verhältnisse getödtet werden? Etwas muß doch Stand halten! Ist es die Liebe nicht, so muß es die Freundschaft sein. Aber vergebt! die Freundschaft — ich habe nichts wider die Freundschaft — und dennoch rieselt es mir kalt durch die Glieder. Woher dann aber Hilfe und Rettung für mein Inneres? Meine Seele verlangt etwas nicht Vergehendes, mein Herz verlangt eines, was mir alles ist, mein Geist will ein Bleibendes, mein Ich verlangt ein Gebundensein, ein Band, welches besteht, auch wenn die Welt in Trümmer geht, und nur die Liebe ist mehr als die Welt. Kann ich überhaupt gehalten werden, so ist es nur durch Caroline; in ihr ist Ruhe und Sicherheit, Hingebung und Treue. Die frühere Leidenschaft der Liebe ist in mir gewürgt, aber die Liebe nicht. Nur einmal kann jene Leidenschaft sein. Wie ich Friederike liebte, kann ich Caroline nicht lieben. Aber sie läßt mich mein Auge wieder zu Gott erheben, und das ist Hilfe von oben.

Als Perthes Ende Mai nach Hamburg zurückgekehrt war, hielt Claudius nicht länger mit der förmlichen Einwilligung zurück, und nun theilte Caroline zunächst und vor allen der Fürstin Gallitzin sich mit. Ihnen, meiner lieben Mutter Amalie, schrieb sie der Fürstin, muß ich selbst sagen, daß ich Braut bin und daß ich gerne Braut

bin. Das würde mir ſonſt unglaublich geweſen ſein, auch wenn Sie es mir geſagt hätten; aber mein lieber Perthes hat mich gut Freund mit dieſem Schritte gemacht. Ich weiß und fühle es zwar auch jetzt, wie groß und wichtig der Schritt für Zeit und Ewigkeit iſt; aber ich glaube, daß ich ihn nach Gottes Willen thue, und kann nun nichts weiter als die Augen zumachen und Gott um ſeinen Segen bitten, und das müſſen Sie auch in meinem Namen thun, liebe Fürſtin. Mit voller Wahrheit kann ich Ihnen ſagen, daß mein lieber Perthes ein guter Menſch iſt, der ſich ſelbſt noch nicht für formiert hält, ſondern weiß und fühlt, daß er noch nicht mit ſich fertig iſt, und da, denke ich, können er und ich gemeinſchaftliche Sache machen und werden mit Gottes Hilfe weiter kommen.

Oftmals legte Perthes von nun an den Weg nach Wandsbeck zurück und Briefe, von denen viele ſich erhalten haben, gingen faſt täglich hin und her. Am 15. Juli wurde die Verlobung, in Holſtein eine kirchliche Handlung, gefeiert. Die Fürſtin Gallitzin mit ihrer Tochter und mit Overberg, welche in Wandsbeck zum Beſuche war und in Claudius' Hauſe wohnte, nahm, ſo wie Graf Friedrich Leopold Stolberg, zur großen Freude Carolinens an der feierlichen Handlung Theil. Kurz vor derſelben erinnerte der Paſtor die Braut, daß ſie einmal verlobt völlig feſt wäre und nur durch das Conſiſtorium geſchieden werden könne. Ich bin, entgegnete ſie, ſchon lange völlig feſt geweſen und konnte ſchon lange weder von Ihnen noch von dem Conſiſtorium geſchieden werden. — Immer inniger und ſtärker trat die bräutliche Liebe in das ſtille Mädchenleben Carolinens hinein und ſetzte auch dieſen ebenen Sinn in Unruhe und Bewegung. Caroline mag ſich, ſchrieb die Tochter der Fürſtin Gallitzin an Perthes, noch ſo ſehr den Anſchein einer philoſophiſchen Braut geben, die Liebe dringt dennoch überall durch, und ich glaube feſt, ſie träumt von nichts als von dem Buchſtaben P, und wenn ich ſelbſt Ihnen zuweilen ein wenig aus der Ordnung vorkommen ſollte, ſo werden Sie wohl wiſſen, wer es iſt, der mich angeſteckt hat. — Dein Bruder Hans, ſchrieb Perthes ſeiner Braut, hat die Roſe unzerbrochen bis in die Stube gebracht, dann aber noch geknickt. Habe Dank für dieſe Roſe! Hans verleumdet Dich; Du könnteſt nichts finden, ſagt er, wenn Du etwas ſuchteſt.

Sollteſt Du auch dieſe Nichttugend behalten, ſo ſei ſie Dir verziehen, weil Du einmal nicht ſuchteſt und doch fandeſt und Dich finden ließeſt von dem, der den Engel ſeines Lebens ſuchte.

Der 2. Auguſt war zum Hochzeittag beſtimmt. Am Tage vorher erhielt Perthes den letzten Brief von Caroline als Braut. Ich habe ſo große Luſt, heißt es in demſelben, zu einem kleinen ſchwarzen Kreuz und weiß es auf keine liebere Weiſe zu bekommen, als wenn ich Dich darum bitte, und warum ſollte ich es nicht thun, Du lieber Perthes? Heute war ich bei dem Paſtor; das Formular, nach welchem wir getraut werden ſollen, iſt weder kalt noch warm, weder alt noch neu, ſondern ein unſeliges Mittelding. Das ſoll uns aber nicht ſchaden, lieber Perthes; wir wollen Gott nach alter Weiſe um ſeinen Segen bitten und er wird uns nach alter Weiſe ſegnen. Thue es doch mit mir, Du lieber Perthes, und mache die Arme weit auf und halte mich feſt, bis Du mein Auge zudrückſt. Ich bin Dein mit Leib und Seele und vertraue Gott, daß ich mich wohl dabei befinden werde.

Am folgenden Tage, den 2. Auguſt 1797, wurde die Hochzeit gefeiert, und die erſten Monate und Jahre der Ehe mußten wohl den großen inneren Gegenſatz, in welchem Perthes und Caroline ſtanden, ſcharf und beſtimmt hervortreten laſſen.

Angeborener Sinn, früherer Lebensgang und nunmehrige Stellung in Hamburg hatten für Perthes die Mannigfaltigkeit der äußeren Verhältniſſe und Eindrücke, die Kämpfe in ſchwierigen und wechſelnden Lagen, ſo wie die Berührungen mit Männern von ſehr entgegengeſetzten Richtungen zu dem Elemente gemacht, in welchem er ſich freudig und muthig bewegte. Caroline dagegen hatte eine ſtille, von dem Gewirre der äußeren Welt wenig berührte und nach innen gerichtete Jugend verlebt. Zurückgezogen zu ſein von dem irdiſchen Treiben, ſich frei zu halten von jeder lebhaften Theilnahme für das Vergängliche, ſchien ihr die Aufgabe des Menſchen zu ſein. Nicht alle Einzelheiten, wohl aber die Geſammtheit der drei erſten Bücher des Thomas a Kempis möchten den Ausdruck deſſen enthalten, was in ihrem Innern ſich bewegte. Als ſie nun das Haus ihres

Vaters verließ und neue Eindrücke aller Art sie berührten und ergriffen, mußte sie wohl sich gestört und beunruhigt fühlen.

Fest und stark zwar erfüllte sie die Liebe zu ihrem Manne und tief im Grunde ihrer Seele war sie sich bewußt, daß ihre neue Lebenslage Glück und Segen für sie sei. Einst, wenige Wochen nach der Hochzeit, als ihr Vater sie weinend auf ihrem Zimmer traf und überrascht und nicht ohne einen Anflug von Befriedigung ausrief: Habe ich Dir nicht gesagt, das würde nicht ausbleiben, wenn Du von Vater und Mutter gingst, antwortete sie: Und wenn ich auch das Weinen nicht lassen könnte, so lange ich lebte, so bleibe ich doch froh, daß ich bei meinem Perthes bin. — Diese Sicherheit indessen, welche den Grund ihres eigentlichen Seins ausmachte, vermochte nicht die Unruhe über so manche Störung und so manche wirkliche oder scheinbare Hemmung des innern Lebens durch das äußere auszuschließen. Tausendmal hat meine Seele mir ausgesprochen, schrieb sie an Perthes, daß ich nicht mehr bin, wie ich war. Früher hielt mich Gott immer an der Hand und leitete mich auf allen Wegen und ich vergaß ihn nie; jetzt sehe ich ihn nur von ferne stehen und den Arm ausstrecken, den ich nicht ergreifen kann. Einmal muß es doch wieder anders werden, sonst könnte das Herz nicht immer so verwundet sein. Ich habe mich darein ergeben, lieber Perthes, daß es hier auf Erden so bleiben wird; Gott erhalte mir nur bis ans Ende das inwendige Sehnen und Verlangen und lasse mich lieber verhungern, als ohnedem satt werden. Auf Viertelstunden kann mir noch jetzt wohl gut zu Muthe werden, aber festhalten kann ich es nicht und es ist doch auch nicht wie früher. Wenn Du, mein lieber Perthes, heißt es in einem anderen Briefe, nicht bei mir bist, so bin ich ganz allein und fühle mich ganz verlassen; wenn Du mich nicht hältst, so bin ich ein wahres Jammerbild. Soll das und darf das so sein? Sonst war es nicht so mit mir.

Die Briefe, welche Perthes auf kleinen Reisen aus Leipzig, Holstein, Westfalen schrieb, zeigen, daß er ungeachtet der Freude an den eigenen Kräften und deren Uebung den Werth eines Lebens anzuerkennen wußte, welches sich nach innen statt nach außen wendete. Glaube mir, schrieb er im Sommer 1799 an seine Frau, glaube

mir, Du mein guter Engel, ich fühle es, daß Du viel haſt, und laß Dich nicht ſtören. O unſer Vater hatte ſehr Recht, Euch Kinder von der Richtung aufs Wirken und Handeln und auf das Kunſtweſen zurückzuhalten. Selbſt wenn er zu weit hierin gegangen wäre, ſelbſt wenn er Euch ungeſchickt gemacht hätte zum Handeln und Schaffen im Leben, ja ſelbſt wenn Ihr der Welt eine Thorheit werden ſolltet, ſo habt Ihr dennoch in Euch den Geiſt der Liebe, und der Geiſt der Liebe iſt lebendig. — Die Achtung, welche Perthes vor dem Rechte jeder Perſönlichkeit in ſich trug, würde auch dann, wenn ihm die Sinnesart ſeiner Frau nicht an und für ſich ſchon als berechtigt erſchienen wäre, ihn von dem Verſuche abgehalten haben, die eigne Lebensrichtung auf Caroline zu übertragen. Einem inneren Leben, ſchrieb er einem Freunde, anderen Inhalt geben, auf den fremden Stamm die eigne Frucht pfropfen zu wollen, das iſt Sünde. — Ueberdies ſtand ihm auch die Vergeblichkeit jedes ſolchen Verſuches bei Caroline deutlich vor Augen. Meine Caroline, ſchrieb er dem Schwarzburger Oheim, macht mich unausſprechlich glücklich. Sie iſt ein frommes, treues, reines und gehorſames Weſen, aber ihren inneren Gang geht ſie, wie ſie will, unabweichbar, feſten Schrittes.

Nicht weniger feſten Schrittes als Caroline ging Perthes den Weg, der ihm als der ſeinige erſchien. Alles, ſchrieb er 1798 an ſeine Frau, alles macht es mir immer gewiſſer, daß ich recht eigentlich zu einem männlichen Menſchen geſchaffen bin, der ſein Rad und das der anderen drehet mit raſchem Muthe. — In Beziehung auf ſich wurde er auch nicht durch den Gegenſatz irre, in welchem er ſeiner Frau gegenüber ſtand. Iſt es Dir denn wirklich möglich zu glauben, ſchrieb er 1799, daß mein raſtloſes Arbeiten, mein ganzes Thun und Treiben Dir Eintrag thun könne? Dir, Caroline! Danken mußt Du ja vielmehr Gott für die Fähigkeit, die er mir gegeben hat, läſtige, drückende Sachen mir zur Luſt zu machen. Wie wollte ich ſonſt beſtehen? Liebe Caroline, ich bin nicht immer ſo gut, wie Du es glaubſt, aber in dieſer Rückſicht bin ich beſſer, als Du glaubſt. — Zweifel dagegen konnten hin und wieder darüber in ihm entſtehen, ob ſeine Lebensrichtung nicht ſtörend in die Carolinens eingreifen werde. Du haſt, ſchrieb er ihr, ſo manches Uebele an mir und mit

mir zu bekämpfen. Ich habe mich gefragt, was ich thun würde, wenn es von mir abhinge, Dich in eine Lage zu verſetzen, die nach Deinem eigenen Geſchmacke ganz glücklich wäre, ſei es in einem Kloſter oder in den Händen eines Mannes, der Dich nicht nur liebte, wie ich Dich liebe, ſondern auch ganz eines Sinnes mit Dir wäre. Nein, Caroline, ich könnte es nicht. Du mußt mit mir leben oder nicht leben, und Du, Du liebes Weib, Du fühlſt, ich weiß es, ebenſo wie ich.

Die Scheu freilich vor Berührungen mit der Welt und die leichte Verwundbarkeit und Beunruhigung durch äußere Verhältniſſe konnte Perthes nicht für gefordert von jenem inneren Leben halten. Grade ein ſolcher Sinn wie der Carolinens müſſe ſich, ſchien ihm, in der Welt und an der Welt bewähren. Glaube mir, ſchrieb er ihr, ich verſtehe jetzt Dich und Dein Inneres ſehr gut. So lange Du im elterlichen Hauſe lebteſt, hatteſt Du ununterbrochenen Umgang mit Gott, hatteſt nur einen Sinn und nur einen Weg. Zwar war Dein Umgang mit Gott der Umgang eines Kindes, welches die Sünde und die Welt und ihre Verhältniſſe gar nicht oder nur dem Namen nach kennt, aber Einheit war in Deinem Sein. Weil Du in der wirklichen Welt biſt, mußte dieſer Zuſtand früher oder ſpäter geſtört werden; ich habe Dich dem Kindesleben entriſſen und in das Gewirre der Welt geführt. Du erkannteſt in mir ein edles Herz und ein Gemüth voll Liebe, aber Du ſahſt in mir und durch mich auch in Dir die Sünde des Menſchen. Deine Liebe zu mir deckte einige Zeit, aber nicht lange, alles zu. Jetzt kannſt Du nicht mehr ſo vertraut, wie früher, mit dem Unſichtbaren umgehen und er ſpricht Dir nicht mehr wie früher zu. Du biſt irre in Dir geworden und wollteſt gerne jene Einheit und Reinheit des Kindes wieder haben und kannſt doch nicht alles reimen und ordnen in Deinem Sinn. Liebe Caroline, die Noth, die Du in Dir fühlſt, kommt vor allem aus Deinem eigenen Kopfe. Du haſt, Du frommes Kind, das herzliche Vertrauen, das Beugen des ganzen Gemüthes unter höhern Rathſchluß in Deinem Herzen und in Deinem Gemüthe; aber wo andere ruhig bleiben, machſt Du Dir Unruhe und Sorge und möchteſt ſo ungeſtörten und ſichern Weges gehen, wie einſt als Kind. Aber hier auf Erden iſt nun einmal der Menſch ein wandelbar und unſicher Weſen; nie, in keinem ein-

zelnen Moment ist er er ganz, immer nur ein Theil von sich. Werth freilich ist nur in der Liebe und Treue, aber wolltest Du deshalb an nichts hängen, los sein von allem? Wenn Du so los sein wolltest, daß kein Schmerz, keine Unruhe Dich mehr treffen könnte, weil Du nur das Höchste und nichts anderes liebtest, so würde Kälte in Dir entstehen, und Kälte ist immer ein Schreckliches. Nein, wir sollen nicht los sein von der Welt; ein Aufopfern aller natürlichen Bande verlangt Gott nicht, sondern Beugung unseres Willens unter seinen Willen. Dem Schmerze, der Unruhe, die, weil er uns in die Welt gesetzt hat, uns trifft, sollen wir nicht entfliehen, sondern mit innerer Ruhe tragen. — Es sollte nicht gut sein, schrieb Perthes ein anderesmal, daß Du jetzt fühlst, daß Du ohne mich allein bist; es sollte besser sein, wenn Du ohne mich geblieben wärest, in dem früheren Nichtbewußtsein Deines Alleinseins? Gewiß nicht, liebe Caroline. Es kann kein gutes „Ich" sein ohne ein „Du." Das große „Du" aber, zu dem alles sich neigt, alles sich erhebt, das große „Du" theilt sich den Ichs in unendlichen Gestalten mit. Wo echte Liebe ist, da ist das Geliebte immer ein Theil Gottes. — Die Veränderlichkeit, die ich Dir Schuld gebe, heißt es in einem etwas späteren Briefe, liegt gar nicht in Deinem eigentlichen Wesen, das fest und treu ist und lauter wie Gold, aber sie ist doch da. Die verschiedenen Eindrücke, die von außen auf Dich wirken und die bei andern Menschen nur leichte Wetter verursachen und dann für immer vergessen sind, erregen bei Dir sogleich Sturm. Was andern höchstens eine Strieme schlägt, bringt Dir eine tiefe Wunde bei und hinterläßt Narben. Sieh, meine Einzige, Vertraute: wenn Du nicht den tiefen Grund in Dir hättest, würdest Du dieses Uebel nicht haben. Es ist die natürliche Folge Deines lebendigen Bewußtseins von der Vergänglichkeit und der Menschennoth des jetzigen Seins und Deines Gedenkens an die Unsterblichkeit und an einen besseren Zustand. Warum aber sollte dieser Grund nicht bleiben können ohne jenes Dich aufreibende heftige Hin und Her? Eben Dir würde Ruhe und Ebne des Sinnes so wohl stehen. Ich verlange ja nichts ungewöhnliches und weiß, daß das, was ich Dir gönnte, nicht vollkommen zu erlangen ist; aber Du mußt doch daran arbeiten. Wir wissen ja, meine mir ewig einzige Caro-

line, was kommt und kommen muß: der Tod, und dieses Wissen, dächte ich, müßte Dir Ruhe bringen und Dich lebendig stark machen für das Leben. — Caroline kommt nicht leicht durch das Leben, schrieb Perthes einem Freunde. So heiter ihr Temperament, so fliegend und reich ihre Phantasie auch ist, so wird es ihr doch sehr schwer, das Veränderliche und Endliche dieser Zeit und Welt zu tragen. Daß sie, ungeachtet solcher Schmerzen, die der Tumult des Lebens nur zu oft herbeiführt, dennoch nicht nur in ihrem Innern feststeht, sondern auch in äußeren Verhältnissen stets in nachgiebiger, freundlicher und edler Art ihre Stellung ausfüllt, das hält auch mein Herz und macht sie zu meinem leitenden Engel. — Verschiedener in Art und Weise als Caroline und ich, verschiedener im Aeußeren, in Bildung und Richtung konnten kaum zwei Menschen sein, äußerte Perthes später, und doch erkannte Caroline in der ersten Stunde unserer Bekanntschaft das Werthvolle in mir und liebte mich. Ihr Vertrauen ist unverrückbar, unwandelbar geblieben, was auch Fremdes und Widersprechendes in mir ihr entgegenstand. Auch ich erkannte augenblicklich ihre Liebe zu mir und war derselben sicher; ich erfaßte sogleich klar und fest den treuen, edlen Sinn, den hohen Geist, den wahren Heldenmuth für das Leben, die Demuth des Herzens und diese reine Frömmigkeit, die das Glück meines Lebens, der Segen meiner Seele ist.

Wenn Perthes und Caroline in späteren Jahren und nicht als Mann und Frau sich begegnet hätten, so würden sie wahrscheinlich eine abstoßende Wirkung aufeinander geäußert haben. Nun aber wurde die Beseitigung aller der Schwierigkeiten, welche sich dem Einswerden zweier so starker und so verschiedener Persönlichkeiten entgegenstellten, durch die Jugend der Liebe erleichtert, deren bräutliches Feuer weit hinein in die Ehe reichte. Viele Briefe haben sich aus jenen Jahren von Perthes erhalten, die oft erfüllt sind von zärtlichen Spielereien, oft aber auch den Ausdruck glühender Leidenschaft oder das Beugen vor dem ihm noch fehlenden innern Leben Carolinens wiedergeben.

Als ich noch Mädchen liebte hier und da, schrieb Perthes im dritten Jahre seiner Ehe an die auf einige Wochen abwesende Frau, als ich die Leipziger Friederike lieb hatte, als ich anfing, Dich kennen zu

lernen, da ſuchte ich nur zu erobern, zu gefallen, wollte immer nur mich, war immer Ich. Aber an Dich, an Dich jetzt habe ich mich verloren; ohne Dich bin ich nichts, habe ich nichts, bin mir ſelbſt ein Nichts. — Du, ja Du, mein mir ewig junges Mädchen, ſchrieb er am folgenden Tage, Du haſt mich neu geboren. Wenn Du nicht da biſt, ſo iſt alles rund um mich her kalt und intereßlos; nur Du gibſt allem Ton und Farbe. Ich wüßte es nicht, daß mein Herz noch ſo friſch wallen könnte! Ich glaubte, die erſte Liebe wäre vorbei; aber nun, ſeit ich Dich beſitze, nun erſt iſt erſte Liebe und unendliche Liebe. Wo ſoll, wo kann ſie aufhören? Immer lieben, immer mehr und inniger lieben! Jeden Morgen neue Liebe und jeden Abend ruhen an Deinem Herzen. Ach, auch ich erfahre es wohl, wie es einem öde und kalt in Mark und Bein ſein kann, aber im Stillen ſchlägt doch das Herz.

Liebes Kind, liebe Caroline, heißt es in einem anderen Briefe, ich bin wahrlich wie unſer Biſchof Caspar, ich möchte ohne Unterlaß Liebe, Liebe und nichts als Liebe rufen. Wenn ich des Morgens aufſtehe, frage ich: wozu? iſt doch meine Caroline nicht da! Bin ich in der Arbeit, immer will ich fort zu Dir, und ach! leider, Du biſt nicht da; ich habe keine Heimat, keine Ruhe. Bin ich Abends fertig mit der Arbeit und will nun anfangen, ein frohes Geſicht zu machen, — ach, für wen? iſt doch mein Herz nicht da! Was iſt der Menſch mit ſeiner Liebe? Wenn Du, mein Engel, mich verließeſt, mich ganz verließeſt, der gute Geiſt wäre von mir gewichen. O ja, ich glaube es wohl, daß ich wieder lieben würde, aber wie? Es graut mir vor mir ſelbſt. — Du meinſt, ich wäre eiferſüchtig auf unſer kleines Töchterchen, ſchrieb er ein anderesmal, weil ich Deine Liebe mit ihr theilen muß. Ach, ich wollte, Du hätteſt ſchon zwölf Kinder, geſund und ſtark, voll Leben, Deine Freude. Für alle zwölf müßteſt Du mir ja dankbar ſein, Du mein herrliches, treffliches Weib. — Die Rückkehr Carolinens von einer kleinen Reiſe verzögerte ſich wider Erwarten um einige Tage. Wie wenn an jeder Stunde ein Tauſend-Pfund-Gewicht wäre, ſchrieb Perthes nun, ſo ſchleichen mir die Tage hin.

So wie des Wandrers Blick am Morgen
Vergebens in die Lüfte dringt,
Wenn, in dem blauen Raum verborgen,
Hoch über ihm die Lerche ſingt:
So dringet ängſtlich hin und wieder
Durch Feld und Buſch und Wald mein Blick;
Dich rufen alle meine Lieder:
O komm, Geliebte, mir zurück.

Die weitere Geſtaltung des Geſchäfts und der Familie. 1800—1805.

Die Handlungsgemeinſchaft, welche Perthes 1796 unter ſeinem alleinigen Namen vorläufig auf zwei Jahre gegründet hatte, entſprach den Erwartungen der beiden Geſellſchafter nicht. Der Capitalumſatz vom Juli 1796 bis zum December 1798 hatte im ganzen etwa vierzigtauſend Thaler betragen und für jeden Theilnehmer während des Zeitraums von dritthalb Jahren nur einen Ertrag von kaum dreizehnhundert Thalern abgeworfen. Durch Uebereinkunft vom December 1798 ſchieden beide Handlungsgeſellſchafter aus. Die Trennung war Perthes inſofern nicht unlieb, als er ſich ſchmerzlich geſtehen mußte, in Reſſig's Sinnesart ſich völlig getäuſcht zu haben; aber da die Ausſcheidenden nicht nur die eingeſchoſſenen Capitalien, ſondern auch den Credit ihrer wohlhabenden Familien dem Geſchäfte entzogen, ſo befand Perthes ſich in peinlicher Verlegenheit. Dennoch war er feſt entſchloſſen, die Handlung auf alleinige Rechnung und Gefahr fortzuſetzen. Wenn das junge Geſchäft auch nicht vermocht hatte, drei Theilnehmern den Unterhalt zu ſichern, ſo reichte es doch ſchon jetzt aus, den einfachen Haushalt einer einzelnen Familie zu tragen, und mit Gewißheit glaubte Perthes ein raſches Wachſen desſelben vorausſehen zu können, weil die Handlung nicht nur die Aufmerkſamkeit und Zuneigung der literariſch am meiſten belebten Kreiſe Hamburgs

gewonnen, ſondern auch in Weſtfalen, Hannover, Holſtein und Mecklenburg mannigfache Verbindungen angeknüpft hatte, welche weitere Ausdehnung hoffen ließen.

Ohne Capital war freilich auch bei den beſten Ausſichten für die Zukunft keine Möglichkeit vorhanden, die Handlung fortzuführen; aber ein raſch und keck benutzter Glücksfall ſetzte Perthes in den Beſitz einer für ſeine Verhältniſſe bedeutenden Summe. Er hatte im December 1797 ein am Jungfernſtieg gelegenes Haus gekauft; zwei Drittel des Kaufpreiſes konnten auf dem Grundſtücke ſtehen bleiben und das letzte Drittel desſelben in Betrag von zehntauſend Thalern erhielt er, da ein vermögender Freund ſich für ihn verbürgte, in mehreren kleineren Summen aus dem Münſterlande. Ein Jahr ſpäter, im December 1798, verkaufte Perthes das Haus, noch bevor er es bezogen hatte, mit einem Gewinn von fünftauſend Thalern, und begnügte ſich von neuem mit einer Miethwohnung hinter St. Petri, nahe der bisherigen gelegen. Sogleich reiſte er nach Münſter und erlangte von ſeinen dortigen Gläubigern, daß ſie ihm die zehntauſend Thaler auf noch zehn Jahre ließen, obgleich er nun nicht mehr das Haus zur Sicherheit ſtellen konnte. In dieſer Weiſe hatte Perthes ein Betriebscapital von fünfzehntauſend Thalern in ſeine Hände bekommen, und der Credit, welchen ihm die Handlung ſeiner Freunde Hülſenbeck, Runge und Speckter gewährte, betrug eine gleiche Summe. Auf ſolche Geldmittel geſtützt, ging Perthes den großen Umwälzungen entgegen, welche 1799 in den Handels- und Geldverhältniſſen Hamburgs eintraten.

Als die Revolutionskriege begannen, hatte Hamburg, während das Reich ſich im Kampfe gegen die junge Republik befand, den lebhafteſten Handel mit derſelben, namentlich in Korn, unter däniſcher Flagge betrieben. Als der Verkehr zwiſchen England und Frankreich gehemmt ward und Holland in theils freiwilliger theils gezwungener Handelsruhe verharrte, kam der Seehandel ausſchließlich in die Hände der Briten, und Hamburg war der Vermittler für den geſammten Handel Englands mit dem Feſtlande geworden; hier war der Stapelplatz für die britiſchen Colonial- und Manufacturwaaren; hier der wichtigſte Einkaufsort für die Erzeugniſſe des Feſtlandes, welche, wie

z. B. Schiffsholz und Korn, England nicht entbehren konnte. Hamburg zog für England alle Zahlungen ein, die dasselbe auf dem Festlande zu empfangen hatte, und erschien zugleich als Bürge für dieselben. Es galt vermöge seiner auf feste Grundlage gegründeten Bank als sicherster Wechselplatz, und bald übte es eine Art Alleinherrschaft über den Handel des Festlandes aus. Große Reichthümer strömten herbei und französische und holländische Kaufleute, welche in ihrer Heimat sich nicht für sicher hielten, vermehrten, indem sie ihr Geld und ihre Waaren nach Hamburg brachten, die Mittel der Stadt; aber auch gewinnlustige Menschen der verschiedensten Völker und Stände kamen als Freibeuter, die weder Ruf noch Vermögen zu verlieren hatten, von allen Seiten herbei, um in Hamburg schnell zu reichen Handelsherren zu werden. Die vielen überkühnen und doch glücklich ausgeschlagenen Unternehmungen ließen die Meinung entstehen, es könne und es werde nichts mislingen; leichtfertiges Wagen und die Sucht, alles oder nichts zu haben, trat als Folge ein; zahllose Unternehmungen wurden gemacht, welche die wirklichen Kräfte der Einzelnen weit überstiegen und dem Reichthum der Stadt nicht angemessen waren. Der alte besonnene und zuverlässige Charakter des Hamburger Handels war dahin. Nur Geschäfte her, mögen sie sein, wie sie wollen, riefen damals, wie Büsch erzählt, zahllose kaufmännische Wildfänge und stürzten sich in die wildesten Speculationen hinein. Zugleich hatten die hohen Summen, über welche zu verfügen man sich gewöhnte, die größte Geringschätzung gegen Ausgaben jeder Art erzeugt. Es galt als kleinlich und engherzig, sich einer auch noch so hohen Ausgabe wegen irgend eine Annehmlichkeit, irgend eine feinere oder gröbere Schwelgerei zu versagen. Neben der prahlenden und nicht selten geschmacklosen Vergeudung gehörte es zum guten Ton der Reichen, die leichten Sitten, die lockeren Grundsätze und vornehmen Laster jener vielen Flüchtlinge nachzuahmen, welche sich in Hamburg aufhielten. Die unglaublich wachsende Menge der öffentlichen Lustbarkeiten und lärmenden Freuden, die Sucht der Aermeren, es in ihrer Weise den Reichen gleich zu thun, verwischten mehr und mehr den Eindruck der Ehrbarkeit und wohlhäbigen Tüchtigkeit, welche früher den nach Hamburg kommenden Fremden in Erstaunen setzte. In-

dem das Geld durch die Menge, in welcher es sich vorfand, und durch den Leichtsinn, mit welchem es für Nichtigkeiten verschwendet ward, an Werth verlor, mußten nothwendig alle Bedürfnisse des Lebens im Preise steigen. Die Wohnungsmiethe eines Arbeitsmannes betrug mehr als der Gehalt eines preußischen Lieutenants; der jährliche Aufwand für eine Loge im Theater mehr als der Gehalt eines preußischen Geheimen Raths. Kein Ort und keine Zeit, bemerkt Herr von Heß, hat ein ähnliches Beispiel der Theuerung aufzustellen, wie damals das von allen Seiten der Zufuhr offene Hamburg. Neben dem massenhaften Reichthum trat daher in früher unbekannter Ausdehnung Noth der Armen und sorgenvolle Pein aller derer hervor, welche, wie z. B. die Beamten, bei dem allgemeinen Umschwung aller Geldverhältnisse ihre Einnahmen nicht erhöhen konnten.

Es lag in der Natur der Sache, daß in kürzerer oder längerer Frist ein Zeitpunkt kommen mußte, in welchem das sich immer steigernde Wagen nicht länger von einem glücklichen Gelingen begleitet werden konnte. Seit dem Ausbruche des Krieges waren die Preise der Waaren, vor allem der bedeutendsten Colonialwaaren, Kaffee, Zucker und Tabak, ununterbrochen in die Höhe gegangen, so daß sie im Herbste 1798 mehr als doppelt so hoch waren, wie wenige Jahre zuvor. Große Vorräthe lagen schon 1798 in Hamburg aufgespeichert, aber auf ein ferneres Steigen der Preise rechnend, machten die Hamburger Kaufleute im Herbste neue große Ankäufe in England zu den geltenden hohen Preisen, welche durch Wechsel auf kurze Fristen bezahlt werden sollten. Um eben diese Zeit aber begannen die ungeheuren Vorräthe, welche in den englischen Colonien aufbewahrt worden waren, in den Handel zu kommen und mußten die Preise in England drücken. Ungewöhnlich früh trat der Winter ein und hielt an bis spät in den Frühling 1799; die Schiffahrt war ganz unterbrochen; weder über See noch die Elbe hinauf war Ausfuhr möglich und die in England gekauften Waaren mußten ein halbes Jahr hindurch dort liegen und der Verfügung der Hamburger Eigenthümer entzogen bleiben. Stockung trat ein. Zugleich hatte Kaiser Paul, indem er Rußland gegen den Handel Hamburgs sperrte, einen bedeutenden Markt für den Absatz verschlossen; nach Frankreich war der

Handel schon 1798 gestört gewesen, weil England seinen alten Seegrundsatz wieder geltend machte, nach welchem die neutrale Flagge feindliches Eigenthum nicht vor Wegnahme deckt. Die Hamburger Kaufleute wollten nun sämtlich den in Rußland und Frankreich verlorenen Absatz in Deutschland ersetzen, aber in Deutschland hatte der unerhört harte Winter den durch die Kriegsunfälle, durch die neuen Steuern und durch die vielfachen Plünderungen hervorgerufenen Geldmangel allgemein bemerkbar gemacht. Es fanden sich für die unermeßlichen Vorräthe nur wenige Käufer. Sobald ein hierdurch nothwendig gewordenes Sinken der Preise eintrat, wurde die Hamburger Börse von Unsicherheit und Schrecken ergriffen. Während die einen von neuem große Einkäufe in England machten, indem sie auf ein neues Steigen der Preise hofften und den durch das Fallen erlittenen Verlust durch den Gewinn bei dem gehofften Steigen decken wollten, glaubten die andern ein immer tieferes Fallen voraussehen zu können, und um die hocheingekauften Waaren sich vom Lager zu schaffen, forderte der eine immer noch weniger als der andere, so daß in wenigen Wochen die Preise beinahe so niedrig standen, wie in den Zeiten des tiefsten Friedens vor 1789. Ungeheure Verluste trafen den Besonnenen wie den Leichtsinnigen; Hamburg konnte nicht zahlen, was es zu zahlen hatte; ein Handelshaus brach nach dem andern, und ungeachtet der Rettungsversuche, welche die Bank, die Admiralität und die schnell errichtete Discontocasse machte, trat dennoch eine allgemeine Handelszerrüttung ein. Während 1763, dem schrecklichsten Handelsjahre, dessen man sich erinnern konnte, die Zahl der Handlungen, welche ihre Zahlungen einstellen mußten, sich nur auf sechzig belief; während in den acht Jahren von 1790 bis 1798 der Gesammtbetrag aller Fallissements nur achtundzwanzig Millionen betrug; wurden, wie ein amtliches Verzeichnis nachweist, in dem einzigen Jahre 1799 einhundertsechsunddreißig Fallissements großer Handlungshäuser mit einem Gesammtbetrag von sechsunddreißig Millionen Mark Banco zu Rathe und außerdem eine Menge kleinerer auf den sogenannten Herren- und Landherrendielen angemeldet, von denen manche sieben oder fünf oder drei Procent, eins fünfsechzehntel Procent und viele gar nichts den Gläubigern zahlen konnten.

Dem unmittelbaren Einfluſſe des tief eingreifenden Ereigniſſes war Perthes freilich vermöge der Natur ſeines Geſchäftes entzogen, aber mittelbar hatte auch er ſchwer unter der allgemeinen Geldnoth zu leiden. Getragen jedoch durch ſeine eigene beſonnene Kräftigkeit und durch die helfende Treue ſeiner drei Hamburger Freunde, konnte er nicht nur die Kriſis, welche außerdem unfehlbar zum Bruche geführt haben würde, überſtehen, ſondern auch dem Geſchäfte eine früher kaum gehoffte Ausdehnung geben. Inmitten der allgemeinen Zerrüttung gelangte die Handlung zu Ruf und erhielt einen Schwung, der freilich, weil er die vorhandenen Geldkräfte weit überſtieg, ſchwere Sorgen und peinliche Verlegenheiten vielfach bereitete.

Meine Verhältniſſe, ſchrieb Perthes 1799, geſtalten ſich ſo mannigfaltig, daß ich alle meine Zeit und alle meine Kräfte aufbieten muß, um die Zügel feſt zu halten. Das, was man in der Welt Glück nennt, habe ich wirklich; denn alles gelingt mir, was ich unternehme. Aber wahrlich! leicht wird mir dieſes Glück nicht gemacht; und wenn ich die ſorgen- und peinvollen Stunden gegen die ruhigen und ſorgenloſen halte, ſo haben die erſteren ein übermäßiges Gewicht. Sie kennen mich ja und wiſſen, was es mich von jeher koſtete, zu bitten, zu fordern, dreiſt zu ſein; Sie wiſſen, wie ſchwer es meinem Herzen wird, hart, ſtreng, unbiegſam zu ſcheinen: — und das alles habe ich ſein oder ſcheinen müſſen. Wahr iſt es, der liebe Gott hat immer geholfen, aber nur dann erſt, wenn die Noth am größten war. — Glück, Thätigkeit und eine Energie, wie ſie nur ein Wagſtück dem Menſchen gibt, heißt es in einem andern Briefe, ſteht mir helfend zur Seite.

Eine große Aufgabe hatte Perthes der von ihm gegründeten Handlung um dieſe Zeit geſtellt. In Hamburg, Holſtein, Mecklenburg und Hannover ſollte ſie die Grundlage ihres Geſchäftsbetriebes finden, aber von dieſer Grundlage aus eine Stellung gewinnen, durch welche ſie zur Vermittlerin des literariſchen Verkehrs aller europäiſchen Völker untereinander würde, indem ſie die Literatur eines jeden Volkes allen andern Völkern zugänglich machte. Hamburg ſchien für eine ſolche Stellung der rechte Ort, und in London ſollte eine Filialhandlung zur Unterſtützung gegründet werden. Um dieſen umfaſſen-

den Plan ins Leben zu führen, fühlte Perthes sich für sich allein zu schwach. Schmerzlich vermißte er die nöthigen Kenntnisse, schmerzlich empfand er vor allem den nun nicht mehr zu ersetzenden Mangel einer gründlichen Schulbildung. Er sah sich nach Hilfe um und fand sie in Johann Heinrich Besser, welcher von nun an der treueste Freund, der zuverlässigste Genosse in Freud und Leid ihm blieb und bald auch durch Verheirathung mit Perthes' Schwester ihm ein lieber Schwager ward.

Besser war eines jener Sonntagskinder, denen jeder, dem sie begegnen, freundlich gesinnt ist, mit denen jeder gerne verkehrt, in deren Nähe jeder sich wohl fühlt. Schon als junger Mann war er von sehr behaglichem Körperbau und der Bequemlichkeit nicht abgeneigt; in seinem freundlichen Auge und in seinen milden Gesichtszügen drückte sich vollkommen das Liebevolle und das Liebebedürftige seines Gemüthes aus. Ein ihm eigenthümlicher Sinn ließ ihn schnell die Wünsche und Nöthe anderer errathen, und ohne zu wissen und zu wollen, half und förderte er, oft in weiterem Umfange, als seine Kräfte erlaubt hätten. Unzähligen Menschen hat er in großen und in kleinen Verhältnissen Gefälligkeiten erwiesen. Kinder zog er, wie der Magnet das Eisen, schon aus der Ferne an und konnte sich ihrer anhängenden Freundlichkeit kaum erwehren. Ohne inneren Kampf, ja ohne eines Entschlusses zu bedürfen, handelte er immer und in allen Verhältnissen mit der reinsten Lauterkeit, und daß der Mensch auch gegen seine Ueberzeugung reden könne, war ihm unbekannt. Später, als die Franzosen Hamburg besetzt hatten, sagte er den Officieren und Beamten, mit denen er vielfach verkehrte, oft zum Erschrecken naiv die derbste Wahrheit grade ins Gesicht und behielt dennoch ihr volles Vertrauen. Seine vielen kleinen Sonderbarkeiten, seine Zerstreutheit und ein Hang, dem morgenden Tag vorzubehalten, was dem heutigen gebührte, förderten freilich zuweilen die wunderlichsten Dinge an den Tag; aber so fest waren diese Eigenheiten mit der seltenen Liebenswürdigkeit seiner Sinnesart verwachsen, daß seine Freunde nur ungern sie vermißt haben würden. Besser war 1775 geboren. Sein Vater, welcher als Oberprediger in Quedlinburg lebte, sendete den Sohn wohlausgestattet mit Schulkenntnissen und der neueren Spra-

chen kundig nach Hamburg, um den Buchhandel zu erlernen. Hier zeigte sich der heranwachsende Jüngling so zuverlässig und tüchtig, daß sein Lehrherr Bohn ihm schon nach drei Jahren die selbständige Leitung einer Nebenhandlung in Kiel anvertraute. Als Perthes nach Hamburg kam, trat er schnell zu Besser, welchen er früher vorübergehend in Leipzig gesehen hatte, in ein nahes Verhältnis, und beide Freunde erkannten, daß ihre Naturen zur gegenseitigen Ergänzung bestimmt seien. Besser ging, um seine literarische Bildung zu erweitern und zu befestigen, 1797 nach Göttingen, arbeitete dort auf der Bibliothek und hörte literaturgeschichtliche Vorlesungen. Zurückgekehrt trat er 1798 in die Handlung ein; zwar wurde sie noch auf Perthes' alleinigen Namen geführt, aber schon von jetzt an war ihr Besser unentbehrlich. Nicht ein einziger Buchhändler möchte sich finden, äußerte Perthes später, welcher in dem Umfange wie Besser Kenntnis von dem Dasein, von der Bestimmung und der Brauchbarkeit der verschiedensten Werke aus der Literatur aller Völker besitzt, und niemand weiß in dem Umfange wie er, wo sie zu finden und wie sie anzuschaffen sind. — Dazu kam, daß Besser ungeachtet der Weichheit seines Gemüthes auch in verwickelten und bedrängten Lagen eine Ruhe und Besonnenheit bewahrte, welche, vereint mit Perthes' durchgreifender Kraft und frischem, unbesiegbarem Muth, große Schwierigkeiten überwinden und die Handlung schnell zu Ansehen und Umfang gelangen ließ. Der Plan, sie zur Vermittlerin des literarischen Verkehrs der europäischen Völker untereinander zu machen, mußte zwar später in Folge der großen Störungen und Verluste, welche das Jahr 1806 herbeiführte, zum größten Theil aufgegeben werden; aber bis dahin wurde er festgehalten, und im deutschen Buchhandel nahmen Perthes und Besser, welche in unbedingtem gegenseitigen Vertrauen ihr Leben hindurch verbunden blieben, eine bedeutende und wohlbegründete Stellung ein. Ich glaube nicht, schrieb Perthes schon 1802 aus Leipzig, daß einer unserer Collegen mit so ausgezeichneter Gefälligkeit und Zuvorkommenheit behandelt wird wie ich; es ist keiner, der sich nicht um uns bemühte.

Das persönliche Vertrauen, welches Perthes in weiten Kreisen genoß, und das Interesse, welches seine frische, kräftige Lebendigkeit

ſo vielen bedeutenden Männern einflößte, wurde eine weſentliche Grundlage des Geſchäfts. Von Jahr zu Jahr vergrößerte ſich im nordweſtlichen Deutſchland die Zahl der Familien, welche ſich durch Perthes die älteren und neueren Werke beſtimmen ließen, die ihrer beſonderen Sinnesart, ihren Neigungen und Verhältniſſen die angemeſſenen und fördernden waren. Der geſunde Blick und die Gewiſſenhaftigkeit, mit welcher Perthes hierbei verfuhr, läßt ſich aus den erhaltenen Verzeichniſſen erkennen, in denen er kurz aber treffend die literariſchen Neigungen und Bedürfniſſe der ihm bekannten Familien ſich bemerkte, um hiernach die Auswahl der Werke zu beſtimmen, die er bis in eine Entfernung von dreißig und vierzig Meilen, ja bis nach Dänemark, Schweden, Petersburg und England in längeren oder kürzeren Zwiſchenräumen zur Durchſicht und Auswahl verſendete. Seiner ganzen Natur nach war es zwar für Perthes unmöglich, ſich in den inneren Verhältniſſen des Menſchen zum Menſchen durch Rückſichten auf Geldgewinn oder Geldverluſt in irgend einem Grade beſtimmen zu laſſen. Alles, ſchrieb er einmal, kann ich vergeben, nur den Eigennutz nicht, und noch in ſeinem ſpäteren Leben regte nichts am Menſchen ſo ungeſtüm ſeine Leidenſchaftlichkeit auf, als kleinliche Engherzigkeit in Geldſachen; auch die beſchränkteſte Lage, meinte er, geſtatte Großartigkeit in Verhältniſſen des Mein und Dein, und niemand als der eigentlich Arme brauche ſein Familienleben mit Geldgedanken auszufüllen, wenn er nur beſonnen genug ſei, das Hausweſen in ſeiner Ganzheit den ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln entſprechend einzurichten. Grade dieſer Sinnesart wegen konnte Perthes in bedrängten Augenblicken die Hilfe ſeiner geiſtigen Freunde unbefangen annehmen, wie ſie ihm unbefangen dargeboten wurde. Vielfach ſind ihm Männer, mit denen er urſprünglich nur in Geſchäftsverbindungen ſtand, nächſte Freunde geworden, und ſein ausgebreiteter geiſtiger Verkehr kam wiederum der Handlung zu Gute. Da indeſſen dem großen Umſchwunge des Geſchäftes noch immer die vorhandenen Geldmittel nicht gewachſen waren, ſo hatte Perthes, ungeachtet aller glänzenden Erfolge, nach wie vor zwar nicht mit Nahrungsſorgen, aber immer mit Geldſorgen zu kämpfen, welche das künſtlichſte und beſonnenſte Handeln namentlich im Wechſelverkehr

nothwendig machten. Mich quälen und geiseln, schrieb er 1803, die Arbeiten und Sorgen jetzt Tag für Tag. Meine Geschäfte, heißt es in einem andern Briefe, nehmen einen immer bessern Gang; nur bin ich immer geldarm, und wenn hier solche Stockungen wirklich eintreten sollten, wie sie in Folge der englischen Geldoperationen und der Kopenhagener Finanznoth zu fürchten sind, so ist gar der Teufel los. Aber was hilft alles Lärmen und Klagen? Dadurch kommt kein Geld. — Als Perthes im Herbste 1805 das von Arenſche am Jungfernstieg gelegene Haus bezogen hatte, welches er fortan, so lange er in Hamburg blieb, bewohnte, wurde der Geschäftsverkehr durch die überaus günstige Lage aufs neue gesteigert. Meine Geschäfte haben sich mit der veränderten Wohnung so übermäßig vermehrt, schrieb er, daß wir kaum dagegen anzugehen wissen; aber der Laden ist auch der eleganteste in Deutschland und die Sammlung Bücher, die darin steht, ist gewiß in solcher Ausgesuchtheit nicht zum zweitenmal zu finden. Ich habe, heißt es in einem anderen Briefe, ein großes, mühevolles Geschäft, ich bin in großen Verwickelungen und habe eine nicht kleine Zahl von Freunden, jung und alt. Das alles quält, erfreut, treibt mich, macht mich lebendig und meinen Körper manchmal müde, obwohl er reichlich zähe ist. — Ich bin, äußerte er um eben diese Zeit, jetzt zwar manchmal in gewaltiger Geldklemme, aber auf sicherem Wege, reich zu werden, und ich wünsche mir Reichthum um meiner Freiheit und des allgemeinen Besten willen. Gott gebe, daß man einmal ruhig wirken könne!

Mit lebendigem Danke erkannte Perthes den ihm durch seinen Beruf zu Theil gewordenen Segen an. Vor acht Tagen habe ich, schrieb er 1806, mein zehnjähriges Handelsjubiläum begangen. Wie dankbar muß ich sein! Denn wäre mir das Unternehmen 1796 nicht gelungen, so würde ich weder meine liebe Caroline, noch meinen treuen Gefährten Besser, noch meine Freunde, noch meinen jetzigen schönen und großen Wirkungskreis besitzen. Ja mich selbst habe ich durch meinen Beruf mir gewonnen; denn bei meiner früheren Vernachlässigung konnte ich nur auf diesem Wege mich entwickeln. — Aber dem rastlosen Getriebe und den sorgenvollen Anstrengungen des Geschäftslebens gegenüber bedurfte Perthes, um innere Ruhe, Freu-

digkeit und Kraft zu bewahren, eines anderweitigen Haltes und fand ihn in seiner Familie, deren Leben sich immer sicherer und glücklicher gestaltete. Bis in die tiefsten und entlegensten Falten meines Geistes bist Du eingedrungen, schrieb er seiner Frau; kein Moment meines Seins gibt es, in welchem Du nicht bei, in und vor mir wärest; mir ist es, als wenn ich alles, was ich sehe, fühle und bemerke, nur um Deinetwillen sehe, fühle und bemerke. — Zwar wurde Perthes durch bedeutende Menschen aller Art und durch Frauen nicht weniger, wenn auch in anderer Weise als durch Männer, schnell und stark angeregt und pflegte dann, auch in seinen späteren Jahren noch, gegen Freunde und Bekannte, gegen Frau und Kinder den empfangenen Eindruck in dessen ganzer Lebhaftigkeit auszusprechen; aber so felsenfest war seine Treue, daß nie auch nur ein einziger mistönender Augenblick durch diese leichte Erregbarkeit hervorgerufen ist.

Am 28. Mai 1798 war ihm eine Tochter, Agnes, am 16. Januar 1800 ein Sohn, Matthias, am 10. Januar 1802 eine Tochter, Luise, und am 25. Februar 1804 wiederum eine Tochter, Mathilde, geboren worden. In jedem Hause freilich sind die Mühen und Freuden, welche nirgends ausbleiben, wo Kinder sich einfinden, ein Mittel, durch welches die Eltern erzogen werden, aber in jedem Hause sind sie es in anderer Weise. Die Liebe zu Gott kann sich wohl versucht fühlen, mit dem äußeren Leben brechen zu wollen, um als ein ausschließlich Innerliches ungestört und unzerstreut sich in sich selbst zurückzuziehen; aber die Liebe einer Mutter zu ihren Kindern ist ihrer Natur nach nächster Zusammenhang mit dem äußeren Leben, ist unmittelbar ein Schaffen und Sorgen und läßt als ein nur Inneres und Beschauliches sich nicht denken. Die Liebe zu ihren Kindern wurde auch für Caroline die erste Schule, in welcher sie lernte, den verborgenen Menschen des Herzens kräftig und besonnen nach außen zu bewähren. Der wachsende Haushalt, der Einfluß des Mannes, der vielfach wechselnde Verkehr mit den verschiedenartigsten lebendigen Menschen bildeten sodann die Fähigkeit weiter aus, sich freien Geistes im Leben zu bewegen und mitten im Wechsel äußerer Eindrücke innere Stille und Gleichmäßigkeit zu bewahren. Zwar blieb ihr, so lange sie lebte, die Sehnsucht nach einer ruhigen und wechsellosen Lebens-

lage und konnte in manchen Stunden ſie wehmüthig ſtimmen. Mit mir iſt es noch immer die alte Sache, heißt es in einem Briefe an die Gräfin Sophie Stolberg, ich will ſehr viel und kann ſehr wenig. — Agnes läßt Dir ſagen, ſchrieb ſie im Frühjahr 1804 ihrem Manne am Tage nach ſeiner Abreiſe, Du möchteſt glücklich über das Waſſer kommen und iſt betrübt — meine Tochter; Matthias will nur wiſſen, wie es mit ſeinem Schaukelpferde wird, und iſt luſtig — Dein Sohn. — Ungeachtet aber der ihr bleibenden Sehnſucht nach äußerer Ruhe hatte ſie ſchon im erſten Jahrzehend der Ehe die Freiheit, Ruhe und Kraft gewonnen, welche ſie ſpäter, als Vermögen, Familie und alles äußere Glück zuſammenzubrechen drohte, mit wahrem weiblichen Heldenmuthe bewährte.

Jetzt ſah ſie ſich nicht mehr, wie es früher wohl vorübergehend geſchehen war, beunruhigt in ihrem innern Leben durch die Liebe zu dem Manne und durch die Einwirkung, welche ſeine Lebensrichtung und ſeine Lebenslage auf ſie äußerte. Ich habe eben, ſchrieb ſie einſt dem entfernten Perthes, hinausgeſehen ins Freie und an Dich gedacht. Herrlich iſt die Nacht mit ihren funkelnden Sternen. Sieht Dich in Deinem Wagen der eine heller als die andern an, ſo ſoll er Dir Liebes und Gutes von mir überbringen und nichts Betrübtes; denn mir iſt nicht mehr ſo wehe, wie wohl früher, wenn Du verreiſteſt. Aber ich weiß gewiß, daß darin nicht Abnehmen der Liebe iſt. Könnte ich es Dich nur einmal ganz wiſſen laſſen, wie ich wirklich zu Dir ſtehe, ſo würdeſt Du Deine Freude daran haben; aber was ich auch ſage und ſchreibe, es bleibt immer ein unverſtändlich Ding und iſt nicht das Lebendige, was ich in mir trage. Wenn Du mich nach dieſem einmal ohne Worte wirſt verſtehen können, dann erſt wirſt Du beſſer merken, was und wie ich es eigentlich gemeint habe. — Was Sie jetzt haben, ſchrieb Caroline 1803 einer vor kurzem verheiratheten Freundin, iſt nur ein Vorſchmack und wird mit jedem Tage mehr und beſſer. Mit mir hat nun der liebe Gott ſchon ſechs Jahre es ſo gemacht und mir gehen die Augen über, wenn ich daran denke. — Mein lieber Perthes, ſchrieb ſie ein Jahr ſpäter ihrem Manne an dem Tage, an welchem dieſer ihr vor ſieben Jahren ſeine Liebe bekannt hatte, heute iſt der 30. April und grade 9 Uhr. Weißt Du wohl,

heute vor sieben Jahren gerade in diesem Augenblicke? Gott sei gelobt aus Herzensgrund, der mich Dir in den Sinn gab. Eben habe ich die Kinder besehen, die schon im Bette liegen, und Dich habe ich im Herzen. So sind wir denn, obschon Du weit entfernt bist, alle beisammen und segnen den lieben Augenblick, in welchem Du vor sieben Jahren mich ansahest und mir sagtest: Ich habe Dich lieb. Ja, mein ewig lieber Perthes, ich danke Gott und ich danke Dir dafür, daß es uns so wohl geworden ist. Gott stehe uns ferner bei und segne uns und unsere Kinder und halte uns durch zu einem fröhlichen und seligen Ende!

Die Befestigung des inneren Lebens.
1800—1805.

Getragen von dem mit Liebe und Erfolg gepflegten Beruf und dem in geistiger Lebendigkeit erstarkenden Familienleben, entging Perthes' glückliche Natur der Gefahr, in haltungsloses Schwanken oder verworrenes Träumen zu verfallen, als gleichzeitig sehr entgegengesetzte und sehr bedeutende Persönlichkeiten auf ihn Einfluß gewannen. Zunächst und vor allem war es das Haus seiner Schwiegereltern, welches ihn fester und fester an sich zog. Auf jeden, den der Vater achtet, baue ich blind, vertraue ihm und mein Herz geht ihm entgegen, hatte Perthes schon im Sommer 1797 an seine Braut geschrieben. Niemand auf der Welt, heißt es in einem Briefe von 1802, geht mir über unsern Vater; Gott erhalte uns den herrlichen und lieben Mann. — Des Wandsbecker Boten ununterbrochen wenn auch nur allmählich steigender Einfluß wurde durch manche verwandte Eindrücke verstärkt. In Klopstock's Hause war Perthes oft und gerne, bis dieser 1803 starb. Die Ruhe war Klopstock sehr zu gönnen, schrieb Perthes kurz nach dessen Tode. Mir sagte er drei Wochen vor seinem Tode: Der Schmerzenszustand ist mir jetzt der liebere, denn jeder andere ist Erschlaffung. Gestorben ist er, wie er gelebt hat, friedlich, kindlich und in sich sicher. Keiner seiner Freunde, nicht einmal sein

Bruder ſah ihn in den letzten vierzehn Tagen. Nur ſeine Frau, Meta, und die Aerzte waren bei ihm. Die Frau ſcheint falſche Rückſichten gehabt und für Klopſtock's Größe beſorgt geweſen zu ſein. Mir thut es leid, ſie hatten es nicht nöthig; denn jeder weiß es, daß das Sterben kein Kunſtwerk iſt. Sein Leichenbegängnis gab die Achtung zu erkennen, die Hamburgs und Altona's Einwohner für ihren Mitbürger gehabt hatten. Als die Leiche aus der Kirche nach der Gruft getragen wurde, ſang ein Chor von Mädchen, „Auferſtehn, ja auferſtehn"; — es war ein überaus ergreifender Augenblick. Aber hart mußte Klopſtock noch im Tode büßen für die Nachſicht, die er mit dem Zeitgeiſte und ſeinen eigenen ſchalen und lahmen Jüngern gehabt hat; denn NN. hielt ihm eine Parentation!!

In Hamburg ſtand Perthes zwar nach wie vor in einem lebendigen Verkehr mit dem Sieveking'ſchen Kreiſe und lebte froh und offen mit ſeinen alten Freunden Speckter, Runge, Hülſenbeck und Herterich; aber tiefer und bedeutender wurden jetzt die Eindrücke, welche er aus Holſtein empfing. Gräfin Julie Reventlow auf Emkendorf blieb bis zu ihrem Tode eine warme Freundin Carolinens und die auch im brieflichen Verkehr hervortretende anſpruchloſe Geiſtigkeit und Milde ihres Weſens erleichterte ihren Ueberzeugungen bei andern den Eingang. Ueberall, wo er erſchien, gewann der Bruder ihres Mannes, Graf Cajus Reventlow auf Altenhof, durch ſeine geiſtvolle und herzliche Männlichkeit Vertrauen für ſich und den geſunden Ernſt, der ihn belebte. Angezogen von Perthes' friſcher und zuverläſſiger Natur, wurde er ihm ungeachtet der Verſchiedenheit des Alters und der Lebensverhältniſſe ein wahrer, in Rath und That bewährter Freund. Der Graf war der letzte der großartigen Adelichen einer vergangenen Zeit, ſchrieb Perthes 1834, kurz nach des Grafen Tode, an deſſen Gemahlin Luiſe. Edlerer Art, als ihn, hatte das Vaterland keinen; mir war er ein gütiger Freund und ein Wohlthäter in großer Bedrängnis. Wie ich werden viele dem Geſchiedenen mit Liebe und wehmüthiger Ruhe nachſchauen. — Durch Altenhof hatte ſich für Perthes und Caroline ein nahes Verhältnis zu der Gräfin Auguſte, geborenen Stolberg, gebildet, welche als zweite Gemahlin des Grafen Andreas Petrus Bernſtorff die Stiefmutter der Gräfin Luiſe war. Manche

konnten an der ſtillen, frommen Frau vorübergehen, ohne den in ihr verborgenen Schatz zu ahnen; aber auch an ihr bewährte Goethe den ihm eigenen Scharfblick für die geiſtige Bedeutung des Menſchen, wie ſeine bekannte Zuſchrift an die nie geſehene Jugendfreundin zeigt. In Briefen voll Herz und Wärme wendete ſich die Gräfin in inneren und äußeren Angelegenheiten an Perthes und fand in ihm einen zuverläſſigen Freund. So tief, ſchrieb ſie, als dieſer ſpäter Hamburg für immer verließ, ſo tief greift Ihr Leben in das meinige ein, ſo eng iſt es mit ſo vielen meiner früheren und ſpäteren Erinnerungen verwachſen, für die mein Herz einen großen Theil ſeines Lebens hindurch geſchlagen hat, daß mich Ihre Abreiſe in weitere Ferne ſehr wehmüthig ſtimmt. Vergeſſen Sie mich nicht.

Mannigfaltiger wurden die Eindrücke, welche Perthes aus Holſtein erfuhr, indem er in Kiel durch nähere Bekanntſchaft mit dem alten, frommen Kleuker theologiſche Gelehrſamkeit und durch Reinhold's Zuneigung das große Durcheinander der ſich ablöſenden und bekämpfenden philoſophiſch-theologiſchen Anſichten aus eigener Anſchauung kennen lernte. Reinhold hat mich gewohnter Weiſe mit alter Liebe aufgenommen, ſchrieb Perthes 1799 an ſeine Frau, und mir ſeine eigne beſte Stube eingeräumt. Er gewinnt als Menſch, je länger ich ihn ſehe, aber freilich ſeine eintönige Vielſeitigkeit verſperrt ihm den Weg zur Wahrheit. Den Vorhang ſchiebt er zurück Schritt für Schritt, aber aufziehen kann er ihn nicht. Die Scheidewand, welche zwiſchen ihm und Kleuker iſt, werden ſie ſchwerlich wegräumen, weil beide die Punkte, auf welche es ankommt, nicht berühren mögen und durch witzige Anmerkungen einander erbittern. — Jetzt muß ich, ſchrieb Perthes ein anderesmal, Reinhold's Abhandlung über die Berechtigung des gemeinen Verſtandes leſen, aber Gott weiß es, ſeine Manier vorzutragen wird mir ſehr ſchwer. Wenn ich mit ihm ſpreche, geht es viel beſſer. — Auch Jacobi's Einfluß auf Perthes dauerte fort und gerne unterhielt ſich der reifere Mann mit dem jüngeren Freunde über die Arbeiten, mit denen er ſich beſchäftigte. Geſtern gab mir Jacobi ſeine neue, noch ungedruckte Abhandlung zu leſen, ſchrieb Perthes 1801 aus Eutin an Caroline. Sie machte mir entſetzliche Arbeit. Ich habe mich geſtern den ganzen Tag damit beſchäftigt,

und der lange Papa sagte mir dabei vortreffliche Dinge; heute habe ich wieder recht ernstlich mit ihm studiert. — So oft Perthes sich auch in Holstein kürzer oder länger aufhielt, immer fühlte er sich gefördert und gehoben durch die Eindrücke, welche er von dem Land und von den Menschen empfing. Am Sonntage, heißt es in einem Briefe an Caroline, war ich mit Nicolovius in Sielbeck. Der Tag war prächtig. Es ist ein lieber Mensch, dieser Nicolovius. Wie fühlte ich mich so jugendlich, so reich; wie dankbar bin ich Gott! Er gab mir so viel, eine so lange frohe Jugend und Dich, Du Liebe, Edle.

Nicht weniger nahe als dem lutherischen Holstein trat Perthes dem katholischen Münster. Zuerst im Winter 1798 hatte er das dortige Leben aus eigener Anschauung kennen lernen und schon auf der Hinreise einen tiefen Eindruck von dem westfälischen, namentlich dem osnabrückischen Lande mit seinen hohen Eichenwäldern und seinen tiefen Thälern empfangen. Seine Reisestimmung drückt sich in einem nach einer durchfahrenen Nacht geschriebenen Briefe an Caroline aus. Heute Nacht, heißt es in demselben, wie die Sterne blinkten und alles Leben mit seinem Freud und Leid breit über die Erde hingewebt ruhte, und nur ich wachte und deutlich fühlte, daß der liebe Gott auch wache und seine Kinder in allen den rings umher zerstreuten Hütten sehe, da wurde mir es wohl bis zu Thränen, und wunderbar! eben als ich so sann, fuhren wir vorbei an einem Christusbilde, welches, von dem sternenhellen Himmel beleuchtet, aus Pappelbäumen von einem Hügel herabschimmerte. — In Münster sah Perthes die Fürstin Gallitzin und die Droste wieder, sah den alten siebenzigjährigen Fürstenberg, sah Kistemaker und Katerkamp und den seltsamen Vater des als Historiker bekannten Buchholz. Der, obschon nur flüchtige, Münster'sche Aufenthalt gab ihm das lebendige Bild des Lebens, mit welchem er aus anderen Veranlassungen in nahe Berührungen kam. Die Fürstin Gallitzin blieb bis zu ihrem Tode in brieflichem Verkehr mit Caroline und trug ungeachtet der Verschiedenheit der Confession kein Bedenken, zugleich mit Klopstock und Claudius Pathenstelle bei Perthes' ältestem Sohne zu vertreten. Caroline hielt die Fürstin in gleicher Liebe und Verehrung fest. Durch nichts in der Welt, schrieb sie, als

1806 die Todeskrankheit der Fürſtin bekannt ward, habe ich einen ſo großen und ſo bleibenden Eindruck wie durch die Fürſtin erhalten, und von dem Augenblicke an, in welchem ich ſie zuerſt ſah, iſt ſie mein Leiter zu Gott geweſen. — Mit dem Freiherrn von Droſte war Perthes zuerſt bekannt geworden, als wenige Wochen nach ſeiner Verheirathung die drei Brüder Kaspar, Clemens und Franz, begleitet von Kellermann und Brockmann, nach Hamburg kamen. Perthes wurde ihr Geleiter, als ſie die Stadt und deren Einrichtungen kennen lernen wollten. Mittags ließen ſie ſich gern den ſpärlichen Tiſch der jungen Eheleute gefallen, und zwiſchen den Männern, die ungefähr gleichen Alters waren, entſtand ein ſo feſtes gegenſeitiges Vertrauen, daß die perſönliche Achtung und Liebe auch ſpäter durch den verſchiedenen Lebensgang und die verſchiedene Lebensanſicht nicht aufgehoben wurde. Mich zog, äußerte Perthes in ſeinen letzten Lebensjahren, beſonders Kaspar an, damals ſchon Weihbiſchof und an Liebe Jeſu Lieblingsjünger zu vergleichen. — Mit ihm blieb Perthes ein Vierteljahrhundert hindurch in einem dem Herzen angehörenden Briefwechſel. Wer von uns Schuld hat, lieber Perthes, ſchrieb ihm Droſte einmal, daß wir ſo lange einander ſchwiegen, weiß ich nicht. Das Beſte wird ſein, wir laſſen es dahingeſtellt und beſſern uns; dazu will ich gleich den Anfang machen. — Seit geſtern, heißt es in einem Briefe Droſte's vom Jahre 1806, ſehen wir unſerer lieben Gallitzin in die ihr gewiß zu Theil gewordenen ewigen Freuden nach, und betrauern mit zerriſſenem Herzen, daß ſie nicht mehr unter uns lebt. Am 23. gegen halb drei Uhr rief Gott ſie zu ſich. Ihm gehörte ſie ganz, nun iſt ſie gewiß in unausſprechlicher Glückſeligkeit ewig bei ihm. Die letzten fünf Stunden waren noch ſehr harte Stunden für ſie, aber gewiß auch gnadenreiche. Mit vollem Bewußtſein nahte ſie ſich ihrer Vollendung, opferte ſich und ihre Leiden ganz ihrem Gott, und empfing noch ungefähr eine Viertelſtunde vor ihrem Tode ihren Herrn und Heiland im allerheiligſten Sacrament. So ſchied ihre ſchöne, geläuterte, heilige Seele in der ſeligſten, innigſten Vereinigung. Ein ſchöner Tod, lieber Perthes! Beten ſie vorzüglich für die liebe Tochter der Fürſtin, damit Gott ihr zu Hilfe kommen möge mit ſeiner

Gnade! — Sie wie ich halten den Glauben, die Erleuchtung von oben und die uns allen nöthige Gnade für nöthig, und das andere — nun das wird ſich in der Folge ſchon geben, ſchrieb Droſte in einem anderen Briefe, und fügte etwas ſpäter hinzu: Mir iſt es gewiß, daß Sie auf dem Standpunkte nicht ſtehen bleiben können, auf dem Sie jetzt ſtehen. Bei uns kann weder das Treiben und Drängen, um zur Wahrheit zu gelangen, noch das Bedürfnis, etwas Feſtes zu gewinnen, ſtattfinden, wie bei Ihnen; denn, lieber Perthes, wir ſuchen die Wahrheit nicht, wir haben ſie; den Glauben, den wahren Glauben ſuchen wir nicht, wir haben ihn. Nur das iſt unſere Aufgabe und unſere Pflicht, durch einen wahrhaft chriſtlichen Wandel, durch unſer ganzes Thun und Laſſen unſern Glauben zu bekennen. Das immer mehr und mehr zu thun, dahin muß unſer Streben gehen, und weil wir es nicht ohne beſondere Gnade Gottes können, ſo beten wir täglich darum. Vergeſſen Sie, lieber Perthes, meiner nicht!

So entſchieden Droſte ſeiner Kirche angehörte, vermochte er dennoch freudig das Gemeinſame in dem Chriſten anderer Confeſſion anzuerkennen, und jede Ahnung fehlte ihm von dem aus haßerfülltem Herzen aufſteigenden Gifthauche derer, welche ſich für gute Chriſten halten, weil ſie die Proteſtanten haſſen. Noch im Jahre 1819 konnte der Weihbiſchof einen Brief an die Witwe des Wandsbecker Boten mit den Worten ſchließen: Gott behüte Sie, liebe Mama, und uns alle! Beten Sie für mich! Mit kindlicher Liebe Ihr Caspar.

Dem Münſter'ſchen Kreiſe gehörte ſeit ſeinem Uebertritte zur katholiſchen Kirche Graf Friedrich Leopold Stolberg an. Er hatte die Kirche ſeiner Väter verlaſſen, um Ruhe zu finden für ſeine Seele, die eines ſichtbaren Haltes bedurfte, damit ſie ihres Glaubens ſicher und feſt werden könne. Durch das tief in den Gang der geiſtigen Zeitentwickelung eingreifende Ereignis ſeines Uebertritts war es an den Tag gekommen, wie groß die früher weniger beachtete Kluft ſei, welche den Chriſten katholiſcher Confeſſion von dem der proteſtantiſchen Confeſſion trenne; denn Stolberg, obſchon ein Chriſt geweſen vor ſeinem Uebertritte und ein Chriſt geblieben nach ſeinem Uebertritte, hatte dennoch nicht in der einen, ſondern nur in der andern Kirche innere

Ruhe finden können. Mit tiefem Schmerze ſahen ſeine Freunde auf Stolberg hin, aber perſönlich ihm zürnen, ihn misachten konnten ſie nicht, ſobald der erſte überwältigende Eindruck überwunden war. Das Verhältnis, in welches Perthes anfangs nur als Claudius' Schwiegerſohn zu Stolberg getreten war, hatte ſchnell einen ſehr nahen, auf warme gegenſeitige Zuneigung und unbedingtes gegenſeitiges Vertrauen gegründeten Charakter erhalten. Stolberg blieb, ſo lange er lebte, jenem beſchränkten, unruhigen Eifer völlig fremd, welcher ſo oft den religiöſen wie den politiſchen Convertiten bezeichnet. Gewiß hatte er auch in ſeinem ſpäteren Leben keinen Augenblick, in welchem er den gethanen Schritt bereute; aber weil er weniger ſeinen Glauben als ſeine Kirche gewechſelt hatte, vermochte er es, ſich dem Proteſtantismus gegenüber einen ungewöhnlich freien Blick zu erhalten. Ich habe, ſchrieb er 1809 an Perthes, Ihren lieben Brief mit der Ankündigung des vaterländiſchen Muſeums erhalten. Wir werden uns immer verſtehen, liebſter Perthes. Eine gewiſſe Stelle der Ankündigung wird vielen Katholiken, ach! nur zu vielen, anſtößig ſein. Mir iſt ſie es nicht. Die Reformation ging urſprünglich hervor aus reiner Abſicht, und ſo verſichert ich auch bin, daß Luther denen, die ihm zufielen, mehr nahm, als Menſchen geben können, ſo erkenne ich doch die vielen und großen Vortheile an, welche denen, die katholiſch blieben, aus der Reibung, dem Wetteifer u. ſ. w. hervorgegangen ſind. Wider die Perſon Luther's, in welchem ich nicht nur einen der größten Geiſter, ſo je gelebt haben, ſondern auch große Religioſität, die ihn nie verließ, ehre, werde ich nie einen Stein aufheben.

Gleichen Sinn bekundet es, wenn er 1815 nach Claudius' Tode an Perthes ſchrieb: Er kommt nicht wieder zu uns; Gott führe uns alle dahin, wohin er uns vorangegangen iſt, und ſein Gebet wird uns fördern. — Bis zu ſeinem Tode hielt Stolberg den mehr als zwanzig Jahre jüngeren Freund feſt und innig umſchloſſen. Ihr lieber Brief, ſchrieb er wenige Wochen, ehe er ſtarb, an Perthes, in welchem Sie Ihre Reiſe zu uns aufſagen, betrübt mich ſehr. Wie hatten meine Frau und ich uns auf Sie gefreut, wie lange wünſchte ich ſchon den Freund wieder zu umarmen, und hätte auch ſo gern über man-

ches und manches mit Ihnen gesprochen! Sie geben Hoffnung für künftiges Jahr. Ach, lieber Perthes, Klopstock sagt irgendwo: „Ein Jahr ist viel im Leben des Menschen.“ Wie viel im Leben des Greises! Von Herzen Ihr alter Stolberg. — Auch mit Sailer, damals Professor in Landshut, aber seinem Leben und seiner Ueberzeugung nach dem Münster'schen Kreise angehörig, traf Perthes schon 1802 zusammen. Sailer hat mich hier aufgesucht, schrieb er seiner Frau aus Leipzig. Er hat mir sehr gefallen: ein überaus geistvoller Mann, sieht sehr katholisch aus, aber, wie mich dünkt, nicht ohne einige Anstrengung. Er empfiehlt sich Deinem Vater und auch Dir. — Mit vielen andern konnte auch Perthes sich nicht vorstellen, daß Stolberg, obschon Katholik geworden, alle und jede Lehrsätze der katholischen Kirche als Inhalt seines christlichen Glaubens aufzunehmen vermöge. Sie fragen, schrieb Sailer 1803 aus Landshut an Perthes, ob es wirklich begründet sei, daß ein zur katholischen Kirche Uebertretender das ganze System als wahr anerkennen müsse. Darauf weiß ich Ihnen nur folgendes zu antworten: Vor Gott, im Gerichtshof des Gewissens und im Urtheile eines jeden vollendeten Selbstdenkers kann niemand glauben, was er nicht glauben kann, soll es also auch nicht. Im Urtheile der buchstäblichen und absoluten Orthodoxie dürfte aber der Grundsatz anders lauten und wenigstens in der Praxis so ausgesprochen werden: Das ist wahr, das muß vollständig geglaubt werden, also glaube auch Du es. In der buchstäblichen Orthodoxie und in der Praxis dürfte wenig Unterschied gelten zwischen Glaubbarem und Unglaubbarem. Wer sich aber in seinen Gedankenreihen aus dieser Buchstaben-Orthodoxie und aus dieser durchaus absoluten Rechtgläubigkeit zu dem milden Geist aller Orthodoxie hindurch gearbeitet hat, der wird im katholischen Kirchensystem, so wenig wie in irgend einem andern, die Nothwendigkeit des Glaubens nie über die Grenze der Ueberzeugung ausdehnen und sich mit dem Dahingestelltseinlassen dessen, was der andere nicht glauben kann, begnügen. Mehr weiß ich nicht zu schreiben. Sie sollten doch auch einmal die Edlen in der patriarchalischen Burg zu Wernigerode besuchen, fügte er hinzu; Sie kommen jedesmal angenehm um Ihres Schwiegervaters und um

Ihrer eigenen Perſon wegen. Fenelon's Werke finden bei allen Freunden der Innigkeit Eingang, aber leider ſind die innigen Menſchen beinahe ſo ſelten, wie die weißen Raben.

Während ſich für Perthes in Holſtein und Münſter das innere religiöſe Leben in feſt lutheriſcher und in feſt katholiſcher Form darſtellte, wurde ihm zugleich durch zwei bedeutende Perſönlichkeiten ein religiöſes Leben nahe gebracht, welches die Ausprägung in dogmatiſchen und kirchlichen Formen überhaupt zurücktreten ließ. Gräfin Luiſe auf Windebye, welche, wie ihr Gemahl Graf Chriſtian Stolberg, in ununterbrochenem Briefwechſel mit Perthes ſtand, machte mit geiſtvoller Lebendigkeit und ſcharfem Verſtande immer von neuem die Behauptung geltend, daß der Menſch nicht in Formeln oder Formen irgend einer Art ſein inneres Verhältnis zu Gott ausdrücken dürfe. Ach, mein lieber Perthes, ſchrieb ſie einſt, angeregt durch eine Schrift, welche ſie nach ihrem Ausdrucke unter alten wurmſtichigen Büchern entdeckt hatte, es iſt ſo gefährlich, den wahren lebendigen Glauben, die rechte wirkliche Religioſität in Dogmen faſſen und durch Dogmen beſtimmen zu wollen. Wie müde bin ich aller Formeln! Zwar ſtrebe ich dahin, frei genug von allem Buchſtäblichen zu werden, um in jedem Ritus das Weſentliche von dem Zufälligen, den Geiſt von dem Buchſtaben unterſcheiden zu können und ſo wenig Anſtoß an dem katholiſchen wie an dem indiſchen Roſenkranz zu nehmen; aber, lieber Perthes, mit jedem Forſchen, mit jedem Streben im Geiſte nach der Wahrheit wird mir das katholiſche Weſen widriger. Auf Claudius' neues Buch freue ich mich ſehr. So wenig ich eins mit ihm in allem bin, bin ich es doch in den Hauptſachen; denn dieſe ſind bei ihm nicht Buchſtaben, ſondern That. — Wer ſich an Dogmen hält, ſchrieb ſie ein anderesmal, hat ſich einen Planeten zum Polarſtern genommen, und wie oft habe auch ich das Nordlicht der Nacht für die Morgenröthe des kommenden Tages gehalten. — Reſolut ſprach ſie in einem ſpäteren Briefe aus: Jeder Dogmatiker, der katholiſche wie der proteſtantiſche, der theologiſche wie der philoſophiſche, iſt mir ein Götzendiener.

Von einem tiefen religiöſen Leben erfüllt, welches ſich gleichgil-

tig, aber nicht, wie bei der Gräfin Luise, feindlich gegen dogmatische Fassung verhielt, trat der Maler Philipp Otto Runge als eine wunderbar anziehende Erscheinung Perthes gegenüber: von strengster Sittlichkeit, kraftvoll am Körper in seinen gesunden Tagen, eine derbe, kernhafte Natur, dabei voll Lust und Humor. Fremden blieb er, ohne es zu wollen, tief verschlossen; Freunden entfaltete er wunderbar sein innerstes Wesen. Munter, reizend witzig, reich an Ideen, die sich mit Leichtigkeit entwickelten, wurde der Kern seines Wesens gebildet durch einen ihm eigenthümlichen Sinn, welcher die großen Geheimnisse Gottes als offenbart in symbolischen Darstellungen der Natur erscheinen ließ. Wenn irgend jemand unter den Deutschen des letzten Jahrhunderts echte Mystik und Theosophie repräsentiert, so ist es Runge, äußerte Perthes sich später; denn in ihm wie in keinem anderm vereinigten sich von innen heraus und ohne äußere Anregung die großartigen theosophischen Anschauungen Jakob Böhme's und die mystische Liebesinnigkeit Suso's. — Mit dem feierlichsten Ernste konnte Runge aussprechen, daß dem Künstler, welcher dahin käme, die Kunst zur Religion zu machen, ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft werden müsse im Meere, da es am tiefsten sei; aber ein großer religiöser Inhalt senkte sich, ihm selbst oft unbewußt, auch den kleinsten Spielereien seines Stiftes oder Pinsels ein: überall fand er in den Erscheinungen der Natur Bezüge auf das Geheimnis der Schöpfung, Erlösung und Heiligung, und als Aufgabe seines Lebens erschien es ihm, diese Bezüge herauszugreifen und künstlerisch gestaltet darzustellen. Nicht immer waren seine Ahnungen zugänglich für dritte, und vieles in seinen Compositionen blieb deshalb anderen unverständlich. Um Aufschluß gebeten, pflegte Runge lächelnd zu antworten: Wenn ich das sagen könnte, so hätte ich nicht nöthig gehabt, es zu malen. Aehnlich wie Novalis zur Poesie, stand Runge zur Malerei, aber dennoch fanden nach Goethe's eigenem Ausdruck die Darstellungen einer neuen, wundersamen Art, in denen überall des Künstlers schönes, herzliches Talent und frommer, zarter Sinn sich äußerte, auch in Weimar guten Eingang. Runge ist, schrieb Goethe 1810 an Perthes, ein Individuum, wie sie selten geboren werden.

Sein vorzügliches Talent, sein wahres, treues Wesen als Künstler und Mensch erweckte schon längst Neigung und Anhänglichkeit bei mir, und wenn seine Richtung ihn von dem Wege ablenkte, den ich für den rechten halte, so erregte er in mir kein Misfallen, sondern ich begleitete ihn gern, wohin seine eigenthümliche Art ihn trug.

Achtzehn Jahre alt, war Runge 1795, um in dem Hause seines Bruders die Handlung zu erlernen, von Wolgast, seinem Geburtsort, nach Hamburg gekommen. Zwar verließ er die Stadt schon 1798 wieder, um sich in Kopenhagen und Dresden für die Kunst auszubilden, und kehrte erst 1804 zurück. Das zwischen ihm und Perthes schnell und innig entstandene Freundschaftsverhältnis erlitt hierdurch keine Störung, sondern setzte sich bis zu Runge's frühem Tode im Jahre 1810 mit wachsender Stärke fort. Du hast mich ganz verstanden, schrieb 1802 Runge an Perthes; was Du von mir hältst, das halte ich auch von mir und mehr nicht. — Noch in spätem Alter war für Perthes der Eindruck unvergeßlich geblieben, den er 1802 empfing, als er mit Runge die Dresdner Gallerie besuchte. Gestern Nachmittag habe ich einzig und allein Raphaels heilige Familie angesehen, schrieb er damals seiner Frau, und hoffe, daß dieser Himmel nie vor meiner Seele vergehen soll. Solche Schöpfungen geschaffen zu sehen von unseres Gleichen, ist etwas sehr großes; so unmittelbare Ausflüsse und Zeugnisse des göttlichen Wesens in uns sind Gemälde dieser Art, daß Worte ihnen nicht verglichen werden können. Töne sind es vielleicht in einem noch höheren Sinne, sind vielleicht noch Gott ähnlicher, aber sie sind vergänglich und sind nur Ahnungen.

Der nahen Berührungen mit Menschen, welche wenn auch in verschiedener Weise ein vorwiegend inneres Leben führten, waren freilich viele, aber angeborener Sinn und ein Lebensberuf, der die größte Thätigkeit verlangte, hielten dennoch das Gleichgewicht, und zwei sehr bedeutende Männer, welche in naher Verbindung mit Perthes standen, Graf Adam Moltke und Schönborn, erregten und belebten immer von neuem das leicht zu belebende Interesse in Perthes für die Verhältnisse des irdischen Lebens.

Graf Adam Moltke, eine herrliche Männergestalt mit edler Stirn

und blitzendem Auge, lebte seit dem Anfange etwa dieses Jahrhunderts auf Nütschau, einem holsteinischen Gute, welches er als geringen Ersatz für das verlorene Familienlehn auf Seeland erworben hatte. Ueberbrausend an Kraft und reich an Phantasie, war er mächtig von den ersten Eindrücken der französischen Revolution ergriffen worden und gehörte Jahre lang zu ihren feurigsten, gewiß aber auch zu ihren reinsten Anhängern. Nachdem er einen großen Theil Europa's gesehen und von manchem herben Weh des Lebens getroffen war, zog er sich nach Nütschau zurück, wo er fern von Staatsgeschäften, aber erfüllt von politischem Interesse in gewaltsamer Resignation die eiserne Zeit zu dulden sich bemühte. Nur weniger Stunden Schlaf bedürftig, suchte er das innere Drängen durch ernstes und nachhaltiges Studium der Geschichte zu stillen; namentlich die Entwickelung der italienischen Republiken des Mittelalters kannte und verfolgte er bis ins einzelne. Oftmals unternahm er es, das eigne innere Leben dichterisch zu gestalten oder wohlgekannte politische Verhältnisse vergangener Tage historisch darzustellen; aber er vermochte nicht für Bilder, die in seinem Innern sich bewegten, die Bestimmtheit und Klarheit zu gewinnen, um sie hinaus in die Außenwelt treten zu lassen. Versagt blieb es ihm deshalb, durch Schrift oder That in die Geschichte einzugreifen; aber wie er in den Jahren seiner heißen und stürmischen Jugend gewaltsam hinreißend auf jeden eingewirkt hatte, der ihm persönlich nahe trat, so führte er auch noch als Mann rasches Leben allen Kreisen zu, die er berührte. Er war zur Vollendung seiner Natur gediehen, äußerte sich Niebuhr 1806 über diesen seinen liebsten Jugendfreund; er hatte den Löwen in sich, den zu rastlosen Geist, gezähmt, und sein morgenländisches Feuer zur Belebung griechischer Gestalten gewendet.

Perthes war zuerst 1799 in Kiel mit Moltke zusammengetroffen. Welch ein Mensch, schrieb er im Januar an seine Frau, welche Kraft und welches Bändigen der Kraft. Caroline, ich wollte, Du könntest ihn sehen, diesen tollen Moltke, wie sie ihn nennen. Mir steht er so hoch wie einer, und hat ein liebes, köstliches Weib. — Wenige Monate später waren beide Männer in dem nächsten und offensten Ver-

hältnis. Danken Sie der Gräfin für ihren lieben Brief, schrieb Perthes schon im Herbste 1799 an Moltke. Caroline und ich mögen erstaunlich gerne lesen, was sie schreibt, und ich wollte, ich hätte viel sehr Interessantes und Wichtiges mit ihr zu correspondieren. — Vielfach kam Moltke damals, wie in spätern Jahren, nach Hamburg und dann war es um die Ruhe der Nacht für Perthes geschehen. Abends zwischen neun und zehn, wenn Perthes aus dem Geschäfte zu Frau und Kindern ging, fand Moltke sich ein und nach wenigen Augenblicken saßen sich beide Männer im heftigen, leidenschaftlichen Gespräche gegenüber, und mehr als einmal mußte die aufgehende Sonne die nie Einigwerdenden erinnern, daß es Zeit sei aufzubrechen. Einst, es war im Jahre 1803, hatte das Gerücht, Perthes werde seine Zahlungen einstellen müssen, Moltke in Florenz, wo er sich damals aufhielt, erreicht. Mit allem, was ich habe, helfen Sie sogleich meinem Freunde, wenn ihm noch zu helfen ist, schrieb Moltke seinem Geschäftsführer in Hamburg, und legte dem Briefe die nöthigen Vollmachten bei.

Dem Grafen Moltke war fast in allem der Legationsrath Schönborn entgegengesetzt, dessen Andenken Rist durch eine treffende Schilderung der Vergessenheit entzogen hat. In den Jahren 1802 bis 1806 wohnte er als Gast in Perthes' Hause. Oft verließ der seltsame Mann, dessen Körperbau unansehnlich war, dessen stark bezeichnete Gesichtszüge aber Schärfe und Tiefsinn ausdrückten, Wochen hindurch die Wohnung nicht, sondern freute sich des bequemen Schlafrocks und der Unordnung seines Zimmers, oder vergrub sich in den Bücherschätzen, welche die Handlung darbot. An ihn, der dem siebenzigsten Lebensjahre nicht mehr fern stand, hatte in der großen, vielbewegten Stadt niemand einen Anspruch zu machen; nur durch seine Gewohnheiten und durch seine physische Trägheit, außerdem aber durch nichts, wollte er sich in dieser lang ersehnten Unabhängigkeit beschränken lassen. Nicht selten sahen ihn die Hausgenossen in langem, schlotterndem Oberrocke, den Stock unter dem Arm, um die Mittagsstunde aus der Hausthür treten, sich nach allen Weltgegenden wenden, wählend umschauen, schwanken, bei welchem Freunde oder in welchem Gasthofe

er den Mittag zubringen wolle, und dann nach einiger Zeit in das Haus zurückkehren, um auf seiner Stube zu bleiben. In Perthes' Familie wie ein Glied derselben angesehen, ging und kam er nach Gefallen, freute sich des lebendigen, wechselnden Verkehrs und konnte dennoch, ohne zu reden, viele Stunden zerstreut oder in träumerischer Behaglichkeit unter den Kindern oder den besuchenden Freunden hinbringen. Schweigen war ihm keine Last, bemerkt Rist, auch nicht, wo Unverständige laut wurden. Später machte sich etwa der stille Unwille durch eines jener Kraftworte Luft, die er der derben niedersächsischen Mundart abzuborgen gewohnt war. — Wenn aber Schönborn, was Perthes meisterhaft verstand, zum Reden gebracht ward, so bildete er sogleich den Mittelpunkt des Kreises, in welchem er sich befand, und der seltne Schatz von Gelehrsamkeit, von Lebenskenntnissen und Lebenserfahrungen, welcher in ihm verborgen lag, that sich in überraschenden Wendungen und in einer kurzen Kernsprache kund, die stets das unmittelbarste Erzeugnis des Augenblicks war. Schönborn, 1737 geboren, war der Sohn eines vom Harz nach Holstein übergesiedelten Pfarrers. Er hatte sich in manchen Zweigen der Wissenschaft mit gewaltsamer, stoßweiser Kraft versucht, dann Jahre hindurch in dem geistvollen Kreise des Grafen Bernstorff in Kopenhagen und Hamburg gelebt und unter den Besten seiner Zeit als ihres Gleichen gegolten. Durch Bernstorff's Vermittelung wurde er 1773 als dänischer Consulatsecretär nach Algier gesendet. Die Herren Seeräuber hier rüsten ihre Kaper, schrieb er von seinem neuen Wohnort aus an einen Freund; alsdann können für einen, manchmal für zwei Monate keine Schiffe herauskommen. Daß euch der Geier hole, ihr Raubvieh, aber daß er hunderttausendmal die europäischen Regierungen hole, welche dasselbe füttern! — Daß Algier noch steht, heißt es in einem andern seiner Briefe, hat mich, nachdem ich es selber gesehen, erstaunt, und ebenso der kurzsichtige Geierhunger der europäischen Politik, welcher über ein Quentchen Gegenwart herstürzt und einen Centner Zukunft liegen läßt. Man unterhält und füttert diese Nester hier, um denen, welche sie nicht füttern können, die Schiffahrt sauer zu machen. — Nach einem vierjährigen Aufenthalt in Algier

ging Schönborn als dänischer Legationssecretär nach London, wo er bis zum Jahre 1802 blieb und mehreremale den Posten eines Geschäftsträgers versah.

Gestern Abend habe ich wieder einige Stunden mit Schönborn philosophirt, schrieb Niebuhr 1798 aus London; wir haben aus freiem Erguß des Herzens geredet. Er ist sehr originell im Ausdruck, kraftvoll, bisweilen selbst bis zum Unfeinen, von sehr tiefer Philosophie und ausgebreiteter Kenntnis der Alten, besonders ihrer Philosophie und Mathematik; ein außerordentlich starker Kopf und auffahrend gegen Widerspruch. Sein kühner Geist, der eben die Auslegung der Mythologie spielte, gewährte mir eine interessante Unterhaltung. — Wenn er, heißt es in einem andern Briefe Niebuhr's, sein eigenes tief ausgedachtes und vielfach erwogenes System in weit verfolgter Ausdehnung und unter den kühnsten Wendungen zeigt, so erhellt er den Geist seines Zuhörers und reißt in zu ganz neuen Ideen hin. Wenn aber eben dieser herrliche Mann von der Tiefe der Metaphysik zum Erdboden des gemeinen Lebens steigt, so ist er gar nicht mehr derselbe. Er gleicht einem Mathematiker, der die Erde in Gedanken ausgemessen hat, aber darum ihr Antlitz doch nicht kennt.

Nach fast dreißigjähriger Abwesenheit kehrte Schönborn, fünf und sechzig Jahr alt, nach Deutschland zurück, welches er während dieses langen Zeitraumes nur ein einzigesmal und nur auf kurze Zeit gesehen hatte. Wie wenn Jahrhunderte zwischen seinem Fortgange und seiner Rückkehr gelegen hätten, fand er Deutschland wieder. Als er es verlassen hatte, war das erste Jahrzehend nach dem siebenjährigen Kriege noch nicht völlig abgelaufen; an Friedrich dem Großen suchte Deutschland zu erstarken, suchten die Deutschen sich zu wärmen. Lessing, Schönborn's Genosse und naher Freund, hatte wenige Jahre zuvor seine Hamburgische Dramaturgie, hatte Minna von Barnhelm und Emilie Galotti vollendet, und als Schönborn auf der Reise nach Frankreich und Algier den Herrn Rath Goethe in Frankfurt besuchte, sah er dort auch dessen Sohn, den singularen jungen Menschen, welcher soeben den Götz geschrieben und bald darauf an Schönborn nach Algier meldete: Auf Wieland habe ich ein schändlich Ding drucken

lassen unterm Titel: Götter, Helden und Wieland. — Als Schönborn 1802 nach Deutschland zurückkehrte, gehörte selbst der Revolutionsjubel schon zu den Traditionen einer vergangenen Zeit und Napoleon blendete Europa; Lessing, zwanzig Jahre todt, war vorläufig vergessen und Goethe rüstete sich schon, den Ueberschlag eines gelebten Lebens zu machen. In London, im Mittelpunkte der Geschäfte, hatte Schönborn die Zeit der großen politischen Entwickelungen verlebt und mit einer Kenntnis Englands und dessen Beziehungen zu Europa kehrte er zurück, wie sie in gleich hohem Grade selbst Gentz schwerlich besaß. Auch seine alten Leidenschaften für die Philosophie hatten ihn nicht verlassen, aber die Hoffnung, daß der Mensch die Wahrheit finden könne, war längst von ihm gewichen. Einen vollendeteren Skeptiker, äußerte Perthes später, hat es vielleicht nie gegeben. Gott, Freiheit, Unsterblichkeit waren die Gegenstände, die er stets mit seinem Verstande bekämpfte, gerade deshalb vielleicht, weil sie fest begründet in seiner edlen Natur sich ihm unwiderstehlich aufdrängen wollten; denn Freiheit, die allgemeine wie die individuelle, war sein Idol und diese wollte er auch durch sein eigenes Inneres sich nicht beschränken lassen. Die Schranken seines eignen Ich erfüllten ihn mit Zorn, er riß und biß unaufhörlich in diese Kette wie ein alter Löwe. Züge dieses königlichen Thieres waren auch in seinem Gesichte, und wenn er zuweilen an unserem Tische aus Altersschwäche einschlummerte, so stiegen oft die Augenbraunen wie Mähnen und zeigten, daß der Geist im Innern fortkämpfte. Er starb im achtzigsten Jahre; acht lange Tage dauerte der Kampf mit dem Tode; er wollte das Leben nicht lassen; er müsse angeschmiedet sein an das Leben, sagte der Arzt. — Seiner tiefsten Eigenthümlichkeit nach verlangte Schönborn in der Philosophie, wie im Leben, nur Consequenz und Tüchtigkeit, und wo er diese fand, glaubte er auch einer Seite der Wahrheit gewiß zu sein. So leidenschaftlich heftig er jeden falschen Schein haßte, so anerkennend war er gegen jede auch noch so entgegengesetzte Ueberzeugung, wenn sie wirklich Ueberzeugung war. Unmittelbar nach seiner Rückkehr aus England, als er, aller Geschäfte entledigt, mit dem neuen in Deutschland aufgewachsenen Geschlechte ein Leben anknüpfen wollte,

ebenſo friſch wie das, welches er einſt mit dem nun vergangenen geführt, wurde er durch Klopſtock und Claudius mit Perthes bekannt und wenig Wochen ſpäter ſein Hausgenoſſe. Damals noch nicht an den ruhelos und unſtet über die Erde hingehenden Geiſt der Gräfin Katharine Stolberg gebunden, verweilte er Jahre hindurch in dem Hauſe, das er liebte, und eine neue Welt von Intereſſen und Anſichten, Kenntniſſen und Erfahrungen wurde durch ihn für Perthes eröffnet.

Die verſchiedenen Verhältniſſe und die bedeutenden Menſchen, unter denen Perthes ſich bewegte, mußten wohl einen durchgreifenden Einfluß auf ihn gewinnen und ihn zu einem neuen Menſchen heranbilden. Ich weiß es, ſchrieb er einſt dem Schwarzburger Oheim, Sie denken oft an ihren Fritz; aber der Fritz, an den Sie denken, bin ich nicht mehr. Sie kennen nur den kleinen Fritz, mich müſſen Sie erſt wieder kennen lernen. Wo ſoll ich anfangen und aufhören, um Ihnen zu ſagen, wer und was ich bin? Sie kannten mich als ein Kind, welches Gutes hatte, welches man lieben konnte und welches ſich gern lieben ließ und mit Herzlichkeit wieder liebte; als ein Kind, welches leicht begriff und nicht ohne Witz war, aber auch eine äußerſt gefährliche Lebhaftigkeit und eine bis zur Kränklichkeit getriebene Reizbarkeit beſaß. Seitdem iſt manches Jahr vergangen — was iſt von alle dem, was das Kind in ſich hegte, geblieben, was dazu gekommen, was hat das Kind Kindliches an ſich behalten? Wollte ich auch verſuchen, den Gang, den ich genommen, treu Ihnen darzulegen, wer ſteht mir denn dafür, daß ich ſelbſt ihn wahr und wirklich kenne?

Von früheſter Kindheit an hatte Perthes unter mancher Angſt und Noth geſtrebt, ſich und ſein ganzes Thun und Wollen in Einklang mit dem ewigen Willen zu bringen. Fortſchreitend an Bildung und Erkenntnis, hatte er ſein Ziel auf immer geiſtigerem Wege zu erreichen geſucht und dennoch mußte er ſich ſagen, daß der Wille tief in ſeinem Innern ein anderer ſei als der Wille Gottes, und daß die Neigung, den eigenen Willen Gott gegenüber durchzuſetzen, ſelbſt dann die ſtärkſte unter allen ſeinen Neigungen bleibe, wenn die innere Angſt hierüber größer werde als der Leichtſinn und der Trotz. Als Per-

thes nun, beunruhigt durch ein Bewußtſein dieſer Art, mit ſo manchen bedeutenden Perſönlichkeiten zuſammengeführt wurde, welche die immer tiefere Erkenntnis der Stellung des Menſchen zu Gott als ihre unmittelbare und weſentliche Lebensaufgabe betrachteten, mußte die Entwickelung und Befeſtigung ſeines geiſtigen Seins zunächſt und vor allem eine religiöſe werden. Lange ſchon war ihm ſein früherer Standpunkt, von welchem aus der Menſch ſich vermöge ſeines verſtändigen Willens zu einem vernünftigen Weſen auszubilden beſtimmt ſei, als ein beſchränkter und verkehrter erſchienen. Geſtern war N. bei mir, ſchrieb er 1799 an Caroline; er hat mir durchaus misfallen. Seine regelrechte Verſtändigkeit hat ihn ausgetrocknet und ihm das Herz weit hinein zur Schale gemacht. Mit aller ſeiner vielgerühmten Beſonnenheit iſt ihm höchſtens nur gelungen, einer tabellariſchen Sittenlehre genug zu thun; aber über den ſogenannten guten Willen, immer Recht zu thun, hat er Geiſt und Seele verloren. Den Anregungen ſeines inneren Genius darf er nicht folgen, denn er muß ſich ja beſinnen, und dennoch hat ihn ſeine Beſonnenheit nicht ſchützen können gegen gemeine Sinnesart, die doch wahrlich in ſeiner Natur nicht lag.

Das Gefühl, als das unmittelbare Bewußtſein ſeiner Seele, hatte Perthes lange ſchon als die einzige Kraft erkannt, welche den Menſchen friſch und muthig, Gott und der Welt gegenüber, durch das Leben zu führen vermöge. Aufgegeben hatte er die unter Schiller's Einfluß entſtandene Hoffnung, das Gefühl durch Vermittelung der Kunſt rein und wahr hervortreten zu ſehen. Könnten wir, ſchrieb er an den Grafen Moltke, das Phyſiſche ſo erheben und veredeln, daß es mit dem Geiſtigen ein Ganzes, ein Einklang würde, ſo wäre die Menſchheit vollendet. Aber aus dem Traume einer ſolchen Hoffnung werden wir ſchnell genug geriſſen; denn Jammer, Noth und Tod ſtehen überall uns zur Seite. — Nun horchte Perthes unter Jacobi's Einfluß auf die Stimme Gottes, welche unmittelbar zum Gefühle und im Gefühle rede. Aber Zwieſpalt blieb in ſeinem Innern nach wie vor. Aus zwei Weſen beſteht der Menſch, ſchrieb er an Jacobi; das eine lacht das andere aus, und dieſes andere hat Verachtung gegen

jenes erste. So ists bei jedem Menschen, der nicht eins mit sich geworden ist. — In den holsteinischen und münsterländischen Kreisen aber, denen er nahe getreten war, hatte Perthes Menschen gefunden, die in einer früher ihm nicht vorgekommenen Weise eins mit sich erschienen. Daß es die Liebe tief in ihrem Innern war, welche ihnen mitten im Gewirre des Lebens Ruhe, Freudigkeit und Einigkeit nicht verloren gehen ließ, wurde ihm gewiß. Nur eine überschwengliche Idee, schrieb er an Moltke, kann den Menschen oben halten, ihn Noth und Tod, Himmel und Erde vergessen machen. Jedes solches Vergessen ist Größe; aber die Größe kann gut und kann böse sein je nach dem Inhalte der Idee, durch die sie hervorgerufen ist. Wir sehen Menschen mit Engelssinn und Menschen mit Teufelssinn dem Gräßlichsten fest und furchtlos entgegen gehen. Groß ist noch nicht gut, obgleich gut immer groß sein muß. In Gott aber und in uns, den von ihm geschaffenen Wesen, ist ein Etwas, welches immer groß und gut in einem ist, und dieses Etwas ist die Liebe. Mit ihr ist auch der Schwache groß, und was ohne sie die höchste Größe ist, zeigt uns der Teufel. Der Stein des Anstoßes bei Dir, lieber Moltke, liegt darin, daß Du der christlichen Liebe genug in Deinem Herzen hast, aber der Römergröße zu viel in Deinem Kopfe. Warum doch aber an Größe denken? Größe für uns ist doch nur ein poetischer Traum. Haben wir die Liebe zur überschwenglichen Idee in uns gemacht, so wird die Größe sich von selbst finden. — Nur wer die Liebe hat, schrieb er an Jacobi, kann das Räthsel unseres Seins und unserer Freiheit lösen. Liebe ist die sichtbare Gestalt der Freiheit. Wer liebt, und auch wer nicht liebt, der kann erfahren, wenn er will, daß die Liebe frei ist, wie nichts anderes auf der Welt. Ich bin ein Knecht, wenn ich nicht liebe, und ich kann nicht lieben, wenn ich Knecht bin, und wer liebt, weiß, was kein anderer weiß, daß die eigene Freiheit und der Wille Gottes eines ist und dasselbe.

Um die Liebe, als bleibenden Zustand der Seele, auch für sich gewinnen zu können, fühlte Perthes, daß er der Vermittelung einer menschlichen Persönlichkeit bedürfe, und niemand auf Erden stand ihm näher als Caroline. Durch sie und nur durch sie glaubte er das

Wesen dieses Lebens, wie er die Liebe nannte, seinem Leben einverleibt zu sehen. Daß ich etwas in mir habe, was lebt und ewig leben wird, schrieb er an seine Frau, fühle ich mit einer Gewißheit, deren Sicherheit durch keine Worte sich bezeichnen läßt; aber ich fühle auch, daß dieses mein ewiges Ich nur in der Liebe zu Gott seine Befriedigung finden kann. Jedem, der nach dieser Liebe strebt, dem es Ernst hiermit ist, der niederfällt, bebt, betet und dankt, dem wird der Herr gnädig sein, selbst wenn er ein Stück Holz anbeten sollte statt den Gekreuzigten. Denn da der Unsichtbare für uns hinter dem Vorhange der sichtbaren sinnlichen Welt steht, ist jedes Medium, durch das ich wagen darf mich Gottes Herrlichkeit zu nähern, ein heiliges Erlösungsmittel von der Sünde und keine Abgötterei. In mir tobt das Böse und ist mächtig. Meine Gebete sind nur Nothschüsse und helfen nicht; denn ich bin nicht, wie Du, durchdrungen von der Heiligkeit des Höchsten, von seinem Lichte und seinem Glanze, aber von Dir, Du meine Heilige, bin ich durchdrungen, und durch die Liebe zu Dir werde ich die höhere erlangen, deren ich unmittelbar nicht theilhaftig werden kann. — Halte Du Dich wacker, Du fromme Caroline, heißt es in einem anderen Briefe, und mache mich durch Dich so fromm wie Dich.

Bald indessen wurde Perthes gewahr, daß die Liebe zu Gott sich nicht aus dem, was er die Liebe zu den Menschen genannt hatte, gleichsam von selbst entwickeln werde, weil sie nicht allein dem Grade nach, sondern auch dem Gegenstande und deshalb auch dem Wesen nach ein von diesem Verschiedenes sei. Ungeachtet er der reiner und stärker werdenden Liebe zu Caroline sich fest und sicher bewußt war, wich er dennoch scheu vor Gott zurück. Wie eine für die Liebe undurchdringliche Mauer sah er zwischen Gott und sich das eigene vergangene Leben und den gegenwärtigen Zustand seines Innern stehen, in welchem er als Grundrichtung ein Seinwollen ohne Gott und ein Ankämpfen gegen Gott nicht verkennen konnte. Unmöglich erschien es ihm, daß durch den Menschen die Scheidung des Menschen von Gott überwunden werden könne. Meine innere Angst fordert jemand, der statt meiner genug thut, schrieb er an Caroline, und Ahnungen

steigen in mir auf, welche einen Gott verlangen, der als Mensch die Menschenqual gefühlt hat. Schon auf manchen Stab habe ich mich gestützt, der nicht gehalten hat, und manchen Stern habe ich vom Himmel fallen sehen. Nur Wahres, aber nicht die Wahrheit wird uns durch die Wissenschaft gegeben. Manches kann sie messen, aber ausmessen kann sie nichts, und ewig unbegreifbar werden die großen Geheimnisse des Lebens sein und bleiben. Sind sie aber deshalb weniger da, oder weniger gewiß und lebendig?

Was nicht gewöhnlich, nicht wiederholt, sondern nur einmal sich zuträgt, schrieb er an Moltke, nennen wir unnatürlich, und wenn wir es nicht selbst betastet haben, nennen wir es unwahr, und bezeichnen den Glauben daran als Aberglauben; aber freilich die Natur selbst, die doch das unnatürlichste Wunder von allen Wundern ist, lassen wir uns gefallen und finden sie natürlich. Und wir, die wir mit unserer ganzen Geschichte nur ein Moment des großen Naturwunders bilden, sollten über Natur und Unnatur eines einzelnen Ereignisses entscheiden können? Freilich nicht hier und da dürfen die großen Geheimnisse der Welt gesucht und gefunden werden, aber eine Ahnung derselben ist uns eingeboren; unsere Seele ist von Natur eine ahnende Christin, und was in uns als Ahnung lebt, hat uns Gottes Gnade außer uns als Wirklichkeit offenbart. — Jacobi hatte gegen Perthes geäußert: Ich werde heute noch ein Christ nach Claudius' Art, wenn man mir die Fortdauer des Pfingstwunders gewiß machen kann; aber kein historischer Glaube kann mir das Pfingstwunder ersetzen. — Nichts berechtigt den einzelnen Menschen, entgegnete Perthes, das Pfingstwunder deswegen für nicht fortdauernd zu halten, weil es in ihm noch nicht wirksam geworden ist. — Für Perthes standen die Thatsachen der Offenbarung als historische Ereignisse unzweifelhaft fest, aber von der Gnade Gottes hängt es ab, äußerte er gegen Moltke, wann und wie stark sie in meinem Innern lebendig werden sollen. Ein Ringen und Arbeiten entstand nun in ihm, damit, wie er sich ausdrückte, der nie erschaffene Sohn des Vaters auch sein Gott wirklich werde; die ihm unableugbare Wirklichkeit der Menschwerdung Gottes verlangte er für sich als die ihn in seinem Sein ausfüllende

Idee. Nun trat die heilige Schrift in ihrer ganzen Macht ihm an die Seele, und helfend, belebend und befeſtigend ſtand ihm Claudius zur Seite, theils in dem immer inniger und näher werdenden perſönlichen Verkehr, theils durch ſeine Schriften. Beſonders lebhaft fühlte er ſich durch den „einfältigen Hausvaterbericht über die chriſtliche Religion“ in dem ſiebenten, 1803 herausgekommenen Theile der geſammelten Schriften ergriffen. Er gewann eine Sicherheit der Ueberzeugung, eine Ruhe des innern Lebens, wie er ſie früher nie gekannt hatte. Du fragſt, wie es jetzt mit mir ſteht, ſchrieb er. Lieber Moltke, ich weiß, was Wahrheit iſt, ich weiß, was der Menſch iſt und was er ſoll, ich weiß, was in der Welt zu finden iſt, ich weiß, daß der Menſch, je reicher er in ſich iſt, um ſo ärmer in der Welt wird. Ich danke Gott für dieſe Erkenntnis und dafür, daß ich fühle, welch ein armer Sünder ich bin ohne Hilfe und ohne Troſt aus mir ſelbſt. Unbegreiflich ſind mir jetzt die Menſchen, die ſich mit ſich begnügen, oder, wenn ſie das nicht können, von einer Frucht nach der andern genießen, in der Hoffnung, ſatt zu werden, und nicht mit Schrecken ſehen, daß der Satte verloren iſt. — Meine Jugend war friſch, heißt es in einem Briefe an Caroline, und ein tiefes Sehnen, ein heftiges Streben nach oben, lebendiger wohl als jetzt, war in mir. Dagegen habe ich nun eine klare Einſicht des Weſens; ich fühle Kraft und Stärke, ich habe eine Feſtigkeit und Traumloſigkeit, wie früher nie, ich weiß, Gott und dieſer Zuſtand ruhiger Gewißheit iſt freilich nicht ſo wohlthätig, nicht ſo ſchmeichelnd, möchte ich ſagen, als jenes Ahnen und Sehnen, aber wahrlich er iſt ein ſicheres Zeichen der Wahrheit. Wäre der Heftigkeit der Leidenſchaft nicht zu viel und das Gedränge der Welt nicht zu arg, ſo würde es freilich beſſer um uns ſtehen; aber es iſt Vermeſſenheit zu fordern, was unſer Gott uns hier nicht gewähren will. Ungeſtörte innere Sicherheit und volle Ruhe war auf dieſer Welt nur einem möglich, und dieſer eine war der menſchgewordene Gott. Liebe Caroline, wenn wir lernen uns begnügen und uns in Zeit, Umſtände und Umgebungen möglichſt klar und ruhig zu ſchicken, ſo fördert das uns mehr als alles Quälen, Verlangen und Drängen nach einem Ziele hin, welchem wir wohl

durch Gottes Gnade uns nähern, das wir aber hier auf Erden nie erreichen können.

Für die Milde Ihres Briefes, schrieb er an Jacobi, in welchem Sie die Scheidung unserer innersten Ueberzeugung aussprechen, sage ich Ihnen, mein väterlicher Freund, den innigsten Dank. Ich habe nur noch anzuführen, daß ich durch die Worte: der philosophische Unglaube genüge mir so wenig, wie der poetische Aberglaube, mich gewiß nicht zu dem bekennen wollte, was Sie tadelnd Romantik nennen. Gegen das lose, wilde, wüste und nichtige Hinundher glaube ich sicherer gestellt zu sein als andere, weil ich mich an das geoffenbarte Wort Gottes halte, und dieses Wort allein ist über uns. Alles andere ist nur in uns und schweift, mag es nun philosophisch niet- und nagelfest oder romantisch buntscheckig sein, umher, bis es endlich findet, daß alles eitel sei. Mich stört wie Sie Jean Paul's Schwanken, so oft ich seine Schriften lese. Wohl verlangt auch er Wahrheit und festen Inhalt des Glaubens, aber dennoch kann er es nicht lassen, den Gottmenschen hineinzuziehen in die Darstellungen einer nur menschlichen Phantasie. Messiaden aber, mögen sie nun von Klopstock oder von einem andern sein, werden nie gelingen. — Es ist gewiß bei weitem würdiger, äußerte er, als er das nach seinem Ausdrucke unsäglich dumme Buch: Scenen aus dem Geisterreiche, gelesen hatte, durch Philosophieren zum Thoren zu werden, als Geburten der eigenen Einbildungskraft auf religiöse Wahrheiten zu pfropfen. — Winckelmann's Briefe, wie Winckelmann selbst, haben mir, so interessant sie sind, wenig gefallen, heißt es in einem andern Briefe an Jacobi, und Goethe thut Winckelmann zu viel Ehre an, wenn er ihn einen gründlich gebornen Heiden nennt und ihn gleichsam zum Repräsentanten seiner eignen Welt- und Menschenanschauung macht. Schön und wahr finde ich dagegen die Entwickelung des Goethe'schen Heidenthums, welches so scharf und bestimmt wie sonst nirgends als der andere Pol des Christenthums erscheint: auf der einen Seite Stärke und Einheit durch die Liebe, auf der andern Seite Selbstverlaß. Das Christenthum ist ein Verliehenes und im Christenthum wird alles fortdauernd durch die Gnade Gottes gegeben und durch die Liebe

empfangen. Das Heidenthum ist die Natur und im Heidenthum ist jedes Product ein Selbst. Die religiösen Gefühle des Menschen erscheinen als ein Erzeugnis der Natur; jedes Geschöpf soll als sich selbst schaffend fest und rein auf seinen eignen zwei Füßen stehen; der Mensch soll alles genießen, allem widerstehen, alles Unvermeidliche leiden mit eigner voller Kraft. Heidenthum und Christenthum erschöpfen, wie mir scheint, alles, und das zwischen ihnen Liegende, hab' es nun Namen, wie es wolle, ist immer nur ein inconsequentes Bruchstück, ist Lappenwerk und Eitelkeit; es gibt nur Demuth oder Stolz. Daß Goethe den ihm entgegenstehenden Pol haßt, ist natürlich, und warum wollte der Christ nicht einen vollen Feind lieber sich gegenüber haben als zehn hinkende Schwätzer? Es versuche nur einer ehrlich, ein Goethe'scher Heide zu werden und wirklich auf eignen Füßen zu stehen, — das wird ihm Arbeit genug kosten und dem Christenthum viele Proselyten zuführen. Freilich ich habe über mein Lob des Goethe'schen Werkes eine tüchtige Lection von der Gräfin Luise erhalten; aber indem sie sich auf Reinhold beruft, beweist sie selbst, wie sehr ich Recht, sie Unrecht hat.

Im Frühjahr 1805 verließ Jacobi Holstein, um sich nach München überzusiedeln. Gott sei mit Ihnen! schrieb ihm Perthes zum Abschiede. Welchen Dank soll ich Ihnen, der Sie meine Entwickelung bestimmten, sagen! Sie haben mich die Ueberzeugung, die religiöse Gewißheit, die ich jetzt in mir habe und in Ewigkeit haben werde, gewinnen lassen, indem Sie mir die Ueberzeugung aufdrängten, daß Sie, ich muß Ihnen das sagen, nicht fanden und nicht finden, was Sie suchen. Kein anderer als Sie hätte mich von der Nichtigkeit des Eignen überzeugen können; aber was Sie mit Ihrem Herzen und mit Ihrem Kopfe nicht fassen, nicht erhalten und halten konnten, das mußte auf anderem Wege als auf dem Ihrigen zu suchen sein. Leben Sie wohl! Gott segne Ihre Wege und alles, was Sie thun!

Unter Mühen und Aengsten hatte Perthes nach langen Irr- und Abwegen die christlichen Heilswahrheiten gewonnen, nun aber auch gewonnen als ein Stück des eignen Lebens. Freilich sie bildeten we-

der damals noch ſpäter die alleinige und lange nicht immer die herrſchende Macht in ihm; oftmals vielmehr brach ſich durch ſie hindurch der natürliche Menſch in Leid und Luſt, im Sorgen und Schaffen mit ungeſtümer Gewalt ſeine Bahnen. Aber verloren gegangen ſind ſie ihm niemals wieder, und als er viele Jahre ſpäter im Angeſichte des Todes ſtand, füllten ſie ſeine ganze Seele aus und nahmen dem Tode ſeinen Stachel.

Zweites Buch.

Die Zeit der Napoleoniſchen Herrſchaft in Deutſchland.

1805—1814.

Die Eindrücke der Jahre 1805 und 1806.

Als im Jahre 1803 die Reichsdeputation zu Regensburg die schwächeren deutschen Territorien massenweise unter die stärkern vertheilte, war es Hamburg gelungen, seine Selbständigkeit als Reichsstadt zu retten. Aber den Gewaltthaten Napoleon's und der Nichtigkeit des Reichszusammenhanges gegenüber war es gewiß, daß Hamburg, wenn es eine Zukunft haben sollte, dieselbe nur durch seine eigene politische Klugheit und Kraft finden könnte, und dennoch war von einem politischen Leben innerhalb der freien Reichsstadt wenig zu spüren. Die Erstarrung aller staatlichen Zustände, die auf ganz Deutschland lastete, hatte auch den Rath und die einst derb übermüthige Bürgerschaft erfaßt. Sorglos und gleichgiltig überließen die Bürger dem einst mistrauisch und eifersüchtig betrachteten Rath das Regiment der Stadt, und nur die Verpflichteten, nicht die Berechtigten, fanden sich in den bürgerschaftlichen Collegien ein, welche den Senat überwachen und das Feld für die politische Thätigkeit der Bürger sein sollten. Bequem freilich für Obrigkeit wie für Unterthanen war die Regierungsart des vorigen Jahrhunderts; aber dem Rath so wenig wie der Bürgerschaft konnte sie Kraft, Muth und Geschick verleihen, in bedeutenden Zeiten mit entschlossener Selbständigkeit zu handeln, und ein Mann, dessen Auge und Herz für die großen Weltereignisse nicht verschlossen war, konnte unmöglich dem unbelebten reichsstädtischen Gemeinwesen eine lebendige politische Theilnahme zuwenden.

Perthes war bei dem Ausbruche der Revolution siebenzehn Jahre alt gewesen und hatte die Begeisterung seiner Zeitgenossen für den

Kampf gegen das altfranzöſiſche Königthum getheilt. Sobald aber der Krieg Frankreichs gegen das deutſche Reich ausbrach, ſtand er anders als die meiſten andern mit ſeinem Herzen auf deutſcher Seite. Nicht in Oeſtreich oder in Preußen oder in einem andern der größern deutſchen Territorien, welche die wenigſtens ſcheinbare Möglichkeit beſaßen, auf ſich ſelbſt beruhen zu können, war während des vorigen Jahrhunderts ein Reichsgefühl zu finden; aber in den kleinen Grafſchaften und Fürſtenthümern hörte man wohl den römiſchen Kaiſer noch „unſern Kaiſer" nennen und in den Gemüthern lebte das Bewußtſein des Reichszuſammenhanges, zwar nicht als politiſche Kraft und friſches Leben, aber doch als eine überlieferte politiſche Gewohnheit fort. Perthes, in einem ſolchen kleinen Territorium groß geworden, hatte aus ſeinen Knabenjahren ein kaiſerlich geſinntes Herz mitgebracht, und ſobald ſein Kaiſer, ſobald das deutſche Reich von den Franzoſen bekriegt und bedrängt ward, wurde er ein Feind der Franzoſen. In Hamburg, welches die Grundlagen ſeiner Bedeutung außerhalb Deutſchland ſuchte und fand, trat der Form wie dem Weſen nach ein Zuſammenhang mit dem Reiche nur in geringem Grade hervor; aber es war doch auch keine widerdeutſche Stimmung vorhanden, welche überwältigenden Einfluß auf die einzelnen hätte üben können, und die frühere Hinneigung zu der franzöſiſchen Republik war längſt dem nahen, auf dem Intereſſe des Lebens ruhenden Zuſammenhange mit England gewichen.

Perthes hatte, obgleich das Leben der bedeutenden Menſchen, mit denen er zuſammengeführt war, eine vorwiegend religiöſe Natur an ſich trug, dennoch einen lebendigen politiſchen Sinn entwickelt. Da er keine Anhänglichkeit an beſtimmte politiſche Richtungen und Lehren kannte, über deren Sieg er ſich ſelbſt dann gefreut haben würde, wenn derſelbe von den Feinden unſeres Volkes und auf Koſten unſeres Volkes erfochten worden wäre, ſo blieb ſeinen politiſchen Wünſchen, Hoffnungen und Befürchtungen alles Allgemeine, Unbeſtimmte und Theoretiſche fremd. Da er von Haus aus kaiſerlich geſinnt war und die Verhältniſſe der Stadt, in der er ſich befand, nicht geeignet waren, zu einem kleinlichen Aufgehen in denſelben zu verführen, ſo blieb er frei von dem beſchränkten und engherzigen Eifer

für einen einzelnen, aus dem Zusammenhange mit dem ganzen Deutschland herausgerissenen Theil unseres Vaterlandes. Seine politische Gesinnung war eine deutsche im Gegensatz nicht nur zu dem Kosmopolitismus, welcher die Geltung der politischen Lehrsätze höher stellt als die der Nationalitäten, sondern auch zu dem Local- oder Territorialpatriotismus, welcher den Wald vor Bäumen nicht sehen kann.

Das Schicksal Hamburgs, so nahe es auch seinem Herzen lag, trat dem Schicksal Deutschlands gegenüber in den Hintergrund und nur durch Deutschland war, das sah er deutlich, Rettung für dessen einzelne Bestandtheile möglich. Sein sehnlicher Wunsch war daher, sich eine Einsicht in die großen politischen Verhältnisse zu gewinnen, und die Lebenslage, in welcher er sich befand, war auch in dieser Beziehung ihm günstig. Schon früher hatte es ihm nicht an Berührungen mit Männern gefehlt, welche die europäischen Verhältnisse aus eigner Anschauung kannten. Der mehrjährige tägliche Umgang mit Schönborn machte ihn mit den innern Zuständen Englands und mit dessen Stellung zu der Lage des Festlandes bekannt. Vielfaches Zusammentreffen mit Baggesen gab ihm manchen erwünschten Aufschluß über das politische Gewirre in Paris. Der dänische Dichter Baggesen, schrieb er 1806, der sich mehrere Jahre in Paris herumtrieb, in alten und neuen Revolutions- und Regierungszirkeln, hat mir gar vieles und merkwürdiges über Frankreich mitgetheilt. So wenig ich in manchem Betracht den Farben traue, die dieser prismatische Mensch spielt, so gewiß hat er doch politisch einen prophetischen Blick echt geistiger Natur. — Tiefer wurde Perthes durch einige andere Männer, die sich längere Zeit in Hamburg aufhielten, in die innern Zustände Frankreichs eingeführt.

Reinhard, der Sohn des würtembergischen Pfarrers, der frühere Candidat der Theologie und spätere Graf, war bis 1798 Geschäftsträger der französischen Republik in Hamburg gewesen und als Schwiegersohn von Reimarus und Schwager von Sieveking in den Kreisen zu Hause, in welchen auch Perthes Zutritt hatte. Im Jahre 1799 zwar hatte Reinhard Hamburg verlassen, um als Commissär seiner Regierung die neue Verwaltung in Toscana anzuordnen. Dann wurde

er vom Directorium an Talleyrand's Stelle zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, kehrte aber, nachdem er nur kurze Zeit dieses Amt bekleidet, als Gesandter bei dem niedersächsischen Kreise nach Hamburg zurück, wo er blieb, bis ihn im Mai 1805 Bourrienne ersetzte. Perthes war in vielfache Berührung mit Reinhard gekommen und hatte seinen Blick durch die Gespräche mit dem redlichen und in den politischen Verhältnissen erfahrenen Manne erweitert, aber persönlich näher standen ihm zwei Franzosen, welche Sinn und Herz für deutsches Wesen hatten, Matthieu Dumas nemlich und Villers. Dumas war tief in der Revolution verflochten gewesen: 1789 hatte er an Lafayette's Seite die Nationalgarde errichtet; 1792 gehörte er zu den bedeutendsten Wortführern der Feuillants und befehligte die gesammte bewaffnete Macht, welche des Königs Rückkehr nach dessen Flucht sichern sollte; 1796 nahm er eine hervorragende Stellung im Rathe der Alten ein und 1797 entfloh er, in Folge der Umwälzung des 18. Fructidor zur Deportation verurtheilt, nach Hamburg, wo er unter dem Namen General Funk lebte. Er schloß sich mit großer Liebe an Claudius, Klopstock, Jacobi, Stolberg, Reventlow an und fühlte bei Perthes sich wie ein Hausgenosse heimisch. Grade und treuherzig in seinem Wesen, unabhängig in seinem wissenschaftlichen Streben und in seinem Aeußeren einem Deutschen ähnlich, blieb er dennoch durch und durch Franzose. C'est un maître-homme, pflegte er damals bewundernd von Napoleon zu sagen, und am 29. Juli 1830 erschien er, ein fast achtzigjähriger Greis, in der Uniform der Nationalgarde mitten unter den Julikämpfern. Der deutschen Sprache hatte er sich, wie seine spätern Briefe an Perthes bezeugen, in hohem Grade bemächtigt, und die Anhänglichkeit an seine alten Freunde hatte er auch 1812 noch bewahrt, als er als General und Intendant der großen Armee durch Deutschland zog.

In einem weit näheren Verhältnis als Dumas stand Villers zu Deutschland. Der französische Artilleriehauptmann von 1792 hatte sich 1796 in die Reihe der Göttinger Studenten aufnehmen lassen und sich deutsche Wissenschaft und deutsche Bildung in einem auch unter Deutschen nicht gewöhnlichen Grade angeeignet. Obgleich ihn keine äußeren Gründe von Frankreich ferne hielten, konnte er es den-

noch nicht über ſich gewinnen, Deutſchland wieder zu verlaſſen. Seine politiſche Theilnahme wendete ſich, nachdem er ſeit 1797 ſeinen dauernden Wohnſitz in Lübeck genommen hatte, vorzüglich den Hanſeſtädten zu, deren Stellung ihn vielfach beſchäftigte, und deren Unabhängigkeit er für Deutſchland und Europa von hoher Bedeutung hielt. Manches haben die Städte ſeinen in Paris nicht einflußloſen Verwendungen zu verdanken, und in damaliger wie in ſpäterer Zeit laſſen ſich in Perthes' Anſichten über die Stellung der Städte manche, durch vielfachen ſchriftlichen und mündlichen Verkehr vermittelte Einflüſſe Villers' erkennen.

So anregend und bildend auch die Berührungen mit Reinhard, Villers, Dumas und andern mehr oder minder bedeutenden Franzoſen, welche ſich vorübergehend in Hamburg aufhielten, für Perthes waren, ſehnte er ſich dennoch nach einem lebendigen Zuſammenhange mit Männern, die nicht nur ſeinen politiſchen Blick erweiterten, ſondern auch ſeine politiſche Geſinnung theilen und derſelben durch die Gemeinſchaft des Hoffens und Fürchtens, des Duldens und Strebens immer neue Wärme, Klarheit und Kraft zuführen konnten. Politiſche Gemeinſchaft zu finden und zu bewahren, war damals nicht ſo ſchwer, wie in ſpätern Zeiten; denn nur zwei Parteien fanden ſich in unſerm Volke: eine kleine, welche gegen Napoleon, und eine große, welche durch Napoleon das politiſche Heil erringen wollte. Alle, welche Frankreich gegenüber die innere Selbſtändigkeit des deutſchen Volkes um jeden Preis zu erhalten und die äußere Selbſtändigkeit um jeden Preis wieder zu gewinnen ſuchten, fühlten ſich politiſch eins; und all das Verlangen nach dieſer oder jener beſtimmten Geſtalt der deutſchen politiſchen Zukunft, welches ſpäter die früher einigen Männer weit auseinander führte, war damals durch die Sehnſucht nach Befreiung von Napoleon's Herrſchaft in den Hintergrund gedrängt. Unter den vielen deutſch geſinnten Männern, mit welchen Perthes in den Jahren nach dem Reichsdeputationshauptſchluß von 1803 Gemeinſchaft hielt, gewannen vor allen andern Johannes von Müller und Niebuhr Bedeutung für ſeine innere politiſche Ausbildung.

Johannes von Müller war 1804 als preußiſcher Hiſtoriograph von Wien nach Berlin gegangen und ſetzte, damals im engſten Verein

mit Gentz, alle seine Kräfte daran, die Schwierigkeiten beseitigen zu helfen, welche das entschlossene und vereinte Auftreten Oestreichs und Preußens verhinderten. Zugleich war Müller unabläſſig bemüht, durch kühne und kräftige Aufſätze das Nationalgefühl der Deutſchen und den Grimm gegen deren Dränger anzuregen und zu ſtählen. Von einem ſolchen Aufſatze nahm Perthes Veranlaſſung, ſich warm und zutrauensvoll an ihn zu wenden. In dieſer Zeit muß ſich, ſchloß Perthes ſeinen erſten, im Auguſt 1805 geſchriebenen Brief an Müller, alt und jung, reich und arm, ſtark und ſchwach, wer nur das Vaterland, die Freiheit, Ordnung und Geſetz liebt, zuſammenhalten. — Dank, edeldenkender Mann, für Ihre Zuſchrift, entgegnete Müller. Es iſt Labſal, ſolche deutſche Gefühle zu finden; ohne Sie geſehen zu haben, wurde ich Ihr Freund. Die Zeit iſt da, wo alle Gleichgeſinnten ſich einander brüderlich anſchließen müſſen in dem Werke der Nationalrettung. Hierfür nur hat für mich das Leben noch Reiz. Es iſt eine innere Sprache, eine unſichtbare Verbrüderung der Gleichgeſinnten, die bei jedem Worte ſich erkennt. Dieſe Verbrüderung, wozu Sie, mein Freund, gehören, iſt das Salz der Erde; wer da ſich zuſammenfindet, iſt Bruder und Freund, mehr als mit vielen, die er lebenslänglich geſehen. — Aus dieſer erſten ſchriftlichen Begegnung beider Männer entſtand ein für das Verſtändnis der Geſinnungen in den Jahren 1806, 1807 und 1808 überaus merkwürdiger Briefwechſel, von dem ein Theil ſpäter gedruckt worden iſt. Oſtern 1806 ging Perthes zu Müller nach Berlin, im Herbſte desſelben Jahres kam Müller zu Perthes nach Hamburg. Es iſt etwas anderes, ſchrieb Perthes über dieſes perſönliche Zuſammenkommen an Müller, es iſt etwas anderes die Achtung vor dem großen Geiſt, dem kräftigen Mann, dem grad-offnen Freund in Briefen, und etwas anderes das anhängliche, liebehegende Gefühl an die Perſon, an den Menſchen. Seit ich Sie ſah, können Sie an dieſes Gefühl in mir glauben. Ich für meinen Theil mache keinen Anſpruch, als daß Sie wiſſen, daß mir ein kräftiges, lebendiges Herz im Buſen ſchlägt und daß ich weiß, was an der Zeit iſt.

Langſamer aber tiefer als mit Müller, hatte ſich für Perthes ein nahes Verhältnis mit Niebuhr gebildet. Niebuhr war in den

Kreiſen, in welchen Perthes ſich bewegte, lange ſchon bekannt. Den Sommer 1792 hatte er als ſechzehnjähriger Jüngling in Hamburg bei Büſch zugebracht und Klopſtock, Reimarus, Sieveking kennen gelernt; in den Jahren 1794 bis 1796 hatte er in Kiel ſtudiert und in nahen Verbindungen mit den Stolbergs, mit Reinhold, Jacobi und vor allem mit Moltke geſtanden.

Als er ſich vor ſeiner Abreiſe nach England im Frühjahr 1798 einige Zeit in Hamburg aufhielt und Perthes durch Jacobi und Claudius perſönlich kennen lernte, entſtand zwiſchen beiden an Jahren nur wenig verſchiedenen Männern die Freundſchaft, welche bis zu Niebuhr's Tode an Wärme, Stärke und Innigkeit zunahm, obſchon ſie einmal unheilbar, wie es ſcheinen konnte, unterbrochen worden war. Die ſeltne, beiden Männern gemeinſame Wahrheit des ganzen Weſens hielt ſie feſt aneinander: Perthes fühlte ſich unauflöslich an den edlen Sinn und an das reiche Gemüth des großen Mannes gebunden, den er auch gegen dritte nicht leicht anders als „meinen lieben Niebuhr" nannte, und Niebuhr war von tiefer Achtung erfüllt vor der herrlichen Kraft, wie er ſich ausdrückte, und vor der männlichen Lebenstüchtigkeit des ungelehrten Freundes. Dem Geſchäftsmanne, welchem wiſſenſchaftliche Bildung fehlte, legte Niebuhr 1811 den erſten Band ſeiner römiſchen Geſchichte mit den Worten vor: Gerne möchte ich ohne Rückhalt geſagt wiſſen, wie Sie mit meinem Buche zufrieden ſind. Eine gelehrte Beurtheilung verlange ich nicht, aber wenn die Grundzüge Ihnen gefielen, würde es mich ſehr freuen. In einigen Punkten, ſcheint es mir, werden wir nicht einig ſein, und in anderen trotz der Maſſe des Publicums ſehr. — Auf Perthes' einige Monate ſpäter erfolgte Antwort entgegnete Niebuhr: Ihr Urtheil über den erſten Band meines Werkes hat mir unbeſchreiblich wohlgethan. Nehmen Sie es nicht als ein zu viel ſagendes Compliment, wenn ich ſage, daß neben Goethe's Lob Ihr Gefühl mir genügt, wenn auch öffentlich ſehr feindſelige Stimmen ſich hören laſſen ſollten, wie man ſie namentlich aus Göttingen erwarten kann. — Niebuhr's überlegener Geiſt und eine gewiſſe Schärfe, welche nicht ſelten die Weichheit ſeines Gemüthes plötzlich durchbrach, hatte, ſelbſt für ſehr bedeutende Männer, etwas drückendes. Um ſo mehr fiel noch in ſpäterer Zeit dritten die Freiheit

des Geiſtes und die Unbefangenheit auf, mit welcher ſich Perthes Niebuhr gegenüber im perſönlichen Verkehr bewegte. Dieſe Unbefangenheit, welche Perthes auch im Verkehr mit andern bedeutenden Männern nie verlor, lag theils in ſeiner Stellung begründet, theils in dem Bewußtſein, nicht mehr gelten zu wollen, als er war. Konnte doch ſeinem Berufe und ſeinem ganzen Lebensgange nach niemand die Anforderung gelehrten Wiſſens oder ſtaatsmänniſcher Durchbildung an ihn ſtellen, und demungeachtet durfte er das Gefühl haben, auch etwas zu ſein und zu bedeuten. In einem Briefe an Johannes Müller drückte er ſelbſt ſich in folgender Weiſe hierüber aus: Ich weiß, wer und was ich bin, und eile immer, nicht meine Unwiſſenheit zu verbergen, ſondern ſie zu offenbaren, damit nicht Zeit verdorben werde. Halten Sie dieſe Beſcheidenheit aber auch nicht für zu groß; denn ob ich wohl weiß, daß ich nichts weiß, ſo weiß ich doch auch, daß ich viel kann.

Im lebendigen Verkehr mit Niebuhr und mit Müller durchlebte Perthes die beiden ſchrecklichen Jahre 1805 und 1806. Die meiſten Briefe aus dieſer Zeit ſind zwar verloren und die ſeit der Schlacht von Jena geſchriebenen verrathen den Druck, welchen die Späherkunſt der Franzoſen dem ſchriftlichen Verkehr auflegte; aber dennoch läßt ſich aus dem Erhaltenen die politiſche Richtung erkennen, welche Perthes verfolgte. Mit bitterm Unwillen und tiefem Schmerz ſah er die ſtumpfe Gleichgiltigkeit, in welcher Männer, die den Stolz unſeres Volkes ausmachten, ſich nach dem Lüneviller Frieden und dem Regensburger Hauptſchluß abſchloſſen gegen das grenzenloſe Leiden Deutſchlands und gegen den frevelnden Uebermuth der Peiniger. Mit Grimm wurde er erfüllt, als um dieſe Zeit Goethe's Eugenie erſchien. Scham, glühende Scham über die Zerreißung unſeres Vaterlandes, ſchrieb er 1804 an Jacobi, ſollte und müßte unſere Herzen foltern; aber was thun unſere Edelſten? Statt ſich zu waffnen durch Nährung der Scham und ſich Kraft, Muth und Zorn zu ſammeln, entfliehen ſie ihrem eigenen Gefühl und machen Kunſtſtücke. So wenig aber Rettung für einen Sünder zu hoffen iſt, der, um die Reue nicht zu fühlen, Karten ſpielt, ſo wenig wird unſer Volk, wenn ſeine Beſten ſo ſich betäuben, *dem Schickſal* entgehen, ein verlaufenes, über die Erde zerſtreutes

Geſindel ohne Vaterland zu werden. — Eine neue Hoffnung der Rettung tauchte auf, als im Sommer 1805 die Gerüchte von einer Vereinigung Englands, Rußlands und Oeſtreichs ſich verbreiteten. Mit Entſetzen ſah Perthes, wie die politiſchen Wortführer Deutſchlands ſich auf Napoleon's Seite gegen England ſtellten und das Volk durch die am meiſten geleſenen Zeitſchriften bearbeiteten. Aus Schlechtigkeit, Dummheit und Angſt oder fürs Geld reden unſere Journaliſten, ich nenne nur Woltmann, Archenholz, Voß und Buchholz, dem Tyrannen und der großen Nation das Wort, ſchrieb er damals und machte in einem Brief vom 25. Auguſt an Müller ſeinem beklommenen Herzen Luft. Ihr Brief, heißt es, hat mich bei der tiefen Rührung, mit welcher er mich erfüllt, betrübt! Wenn ſolche Männer an unſern Zeiten verzagen, — was dann? Ich bin nicht ſo hoffnungslos und gerade in der letzten Zeit wächſt mein Muth. Freilich bin ich jung, von der Geſchichte nicht unterrichtet! Sie ſchließen folgerecht von dem Alten auf das Neue und geben darum auf. Aber wurde nicht jedes Volk, ehe Einheit in ihm entſtand, ſtets erſt bereitet zum Empfang des Führers, des Retters, des Meſſias? Eine ſolche Bereitung, dünkt mich, iſt unter uns ſehr bemerkbar. Ein Schmachten, Sehnen, Greifen nach einem Haltungspunkt iſt allgemein. Vieles iſt auch ſchon weggeräumt — daß ich nur anführe: die Endſchaft der papiernen Zeit. Noch zwanzig Jahre ſolcher Buhlerei mit der Literatur, ſolcher Verhätſchelung geiſtiger Bildung, ſolcher Krämerei mit belletriſtiſchem Luxus — und wir hätten ein siècle littéraire erlebt, abgeſchmackter als das unſerer Nachbarn. Jetzt fühlt jeder der Jüngeren, daß das Vaterland nicht zum Dienſte der Wiſſenſchaft da iſt, ſondern umgekehrt. Wie viele ſind jetzt nicht ſchon überzeugt, daß Kraft und Tugend nicht aus moraliſchen Grundſätzen erwachſen, ſondern einen ganz andern Boden haben! Wie dringt es jetzt in die Menſchen, daß die Liebe und freie Sorge für ihre Hütte und was dazu gehört mehr iſt, als eine allgemeine Umfaſſung; daß herzvoller, vielleicht leidenſchaftlicher Patriotismus beſſer ſei, als kalter Kosmopolitismus! Und ſelbſt auch die Religion — obwohl durch den zu lange herrſchenden Misbrauch theologiſcher Satzungen der Unglaube und die Gleichgiltigkeit tiefe Wurzel geſchlagen haben, — ſie, die Religion, wird immer mehr ver-

mißt! Freilich es muß noch ein Zeichen geſchehen, ehe Land und Volk wieder einen Glauben haben werden, aber viele, viele ſind doch ſchon übel daran, möchten gerne beten, und beten, um es zu können. Waren bei unſern Nachbarn entgegengeſetzt nicht eben ſolche Zeichen, ehe Beelzebub kam und ſie zu einer gewaltigen Heerſchar feſſelte? Wir büßen die Sünden unſerer Väter; die beiden letzten Generationen arbeiteten uns mit einem unglaublichen Leichtſinn nach dem Abgrunde hin! Muß das Herz uns nicht deshalb ſchon groß werden, daß wir grade in der ſchlimmſten Zeit leben? Iſt auch die Schweiz gefallen, noch ſind Sie nicht ohne Vaterland, noch ſtehen die Deutſchen; denen gehören Sie an und werden von ihnen erkannt. Und ſcheint es Ihnen nicht bedeutungsvoll, daß die Schweiz, getrennt vom deutſchen Reich, Jahrhunderte neben denſelben ſtand und nun, da das Reich aufgelöſt iſt, auch zertrümmert wird? Sollte man es nicht als ein neues Bundeszeichen anſehen? Das Wie? — ich erwarte einen Begeiſterten. Verzeihen Sie mir mein Lallen, ich kann es nicht beſſer herausbringen; was darinnen iſt, iſt gut.

Auch in einem Brief an Reimer in Berlin ſprach Perthes ſeine damalige Hoffnung auf die Erſcheinung eines großen deutſchen Helden aus. Es iſt wahr, ſchrieb er, wir ſind hier unſerer mehrere, die einen feſten Glauben und eine innige Liebe treu in der Bruſt bewahren, und wir meinen, daß, wer ſich ſo ſtill hält, auch raſch und ernſt aus ſich heraus handeln und wirken kann, wenn es Noth thut. Aber, lieber Reimer, Menſchliches hilft in ſolchen Zeitläuften nicht mehr; es muß eine höhere Erſcheinung auftreten, an die ſich alles Salz der Erde anſchließen kann. — Bald langte von Johannes Müller eine Antwort an: Den Eindruck Ihres Briefes, heißt es in derſelben, kann ich Ihnen nicht genug ſchildern. Sie betrachten, was wir ſehen, als eine Vorbereitung zum Beſſeren. Ich wünſche es, aber was hat ein ungeheures Weltreich voll Raubſucht, Hohn und Eitelkeit je gebeſſert? Die kalte Hand des Todes iſt ſein Scepter; Humanität und Wiſſenſchaft ſterben von ſeiner Berührung. Doch es iſt ein hochſinniges Wort, welches Sie ausſprechen: Müſſen wir nicht ſchon darum uns groß fühlen, weil wir in der ſchlimmſten Zeit leben? Sie ſind ein Mann von ſeltener Seele, ich liebe Sie ſehr.

Wenige Wochen, nachdem Perthes jenen Brief geſchrieben hatte, war Oeſtreich, es wußte ſelbſt nicht wie, mit Rußland verbündet und in den Kampf gegen Napoleon verwickelt, und ſchon am 20. October überlieferte der öſtreichiſche Herrführer ſein ganzes herrliches Heer den Franzoſen.

Mein lieber Bruder, — ſchrieb Perthes im November 1805 an den Sohn ſeines väterlichen Freundes, den Medicinalrath Jacobi, welcher, mit Claudius' jüngerer Tochter, Anna, verheirathet, ſich im Frühjahr 1805 aus Holſtein nach München übergeſiedelt hatte, — mein lieber Bruder, kaum ein halb Jahr ſind wir getrennt und eine Welt von Begebenheiten liegt zwiſchen uns. Ich kann bei Dir darauf rechnen, daß die Gedanken und die Empfindungen, die ſie erregten, daß der brennende Schmerz, die quälende Unruhe, die Angſt und Scham, die mich umhertreiben, Dir nicht fremd ſind. Wir verſtehen uns, Gott ſei gedankt! auch ohne Worte, die im Briefe nicht ſtehen dürfen. Jetzt freilich muß jeder von uns, der ſich fühlt, ſtille ſtehen in aufmerkſamer Betrachtung der Kriſis, die zu ſtark und groß iſt, um nicht bald abzulaufen; aber wenn ſie abgelaufen iſt, was ſehe ich dann zu thun vor uns, ſei es im Zuſtand der Freiheit oder der Knechtſchaft? Ich weiß Dir, mein geliebter Bruder, keinen beſſern Troſt für Deine und für unſere Lage zu geben, als den, daß feſter Vorſatz, Trieb zu wirken und Ausführung des Vorgeſetzten uns auch die härteſte Schmach, die wir nicht abwenden können, mit Muth erdulden läßt. Ich hatte Dir ſo vieles auf Deinen lieben Brief zu antworten, aber das alles iſt dahin. Aufrichtig zu ſagen, ich habe nur einen Gedanken und nur den halte ich feſt und hoffe, alles andere, was mir noch durch den Kopf geht, bei Seite zu bringen.

Nach dem unheilvollen Tage von Ulm ſchien alles verloren, wenn Preußen in ſeiner Unentſchloſſenheit verharrte, vieles gewonnen, wenn Preußen ſeine Heere mit denen Rußlands vereinte und Napoleon entgegenſtellte. Was müſſen wir erleben, ſchrieb Perthes an Müller, welche Schmach, welche Verhöhnung, welche Herabwürdigung ſteht Deutſchland, ſteht den Völkern und der Welt bevor, und doch, welche Momente bietet die Vorſehung den Menſchen dar, die Macht haben! Preußen kann Oeſtreichs Retter werden, und muß es werden, bei

Gefahr des eigenen Verderbens. Mann, der Sie von sich schreiben: „Ich gehöre einer weit älteren Zeit an," gehören Sie ihr wirklich an? In alten Zeiten war der Geschichtschreiber seines Volkes zugleich der Rathgeber, oft auch der Führer seines Volkes. Für Sie, der Sie bisher durch Schrift die Herzen für das Vaterland gewannen, ist es jetzt an der Zeit, durch Wort, Gegenwart und Geist zu wirken. Gehen Sie hin zu Preußens König und sagen Sie ihm, was er, ein Deutscher, für Deutschlands Rettung thun kann. Umsonst ist Preußen nicht auf diese Spitze gestellt. Hebt Preußen Deutschlands Panier auf, so schließen alle sich an und geben jetzt gerne ihre geliebte Unabhängigkeit theilweise hin, um nur endlich der Gefahr als Nation ins Auge zu sehen und nicht Knechte eines Volkes zu werden, welches sich als Verstandesmaschine von der Faust des einen gebrauchen läßt, der alles in der Welt gleich niedrig zu machen strebt. Sollen Sie, der Historiograph, nur hinter sich sehen? Nie war ein Mann so hoch auf seiner Stelle wie Sie! Für Sie kann es keine Ursache geben zur Abhaltung von dem, was man nicht lassen soll. Die Aussicht des Vergeblichen und somit die Aussicht, etwas Lächerliches zu thun, ist nichts! und weiß der Mensch, was in dem Menschen ist, das erweckt werden kann? Ich bin es nicht, der Sie ruft; Deutschland ruft. Kennten Sie unsere Stadt, es würde Sie begeistern, und alle Deutschen fühlen jetzt wie wir. Diese Stunde ist einzig groß; sie kommt nicht wieder. — Muthlos werde ich nicht, schrieb er kurz darauf, und will es nicht werden. Nie wird es an freien deutschen Männern fehlen und Gott wird für das Weitere sorgen.

Am 2. December war die Schlacht bei Austerlitz geschlagen und am 26. December 1805 der unglückliche Frieden zu Presburg geschlossen. Baiern und Würtemberg hatten den Königstitel angenommen. Es wurde unzweifelhaft, daß Preußen durch seinen Unterhändler Haugwitz sich tief mit Napoleon eingelassen habe, und schon im Januar 1806 besetzten preußische Truppen die hannöverischen Lande und sperrten die Elbe gegen England. Nach dem, was wir nun gesehen und erlebt haben, schrieb Perthes am 12. Januar 1806 an Müller, hatten Sie freilich vollkommen Recht, nicht zu sprechen, und wahrlich auch ich will lieber zwischen den Zähnen des Gewaltigen frisch bluten,

als der Madenfraß eines verfaulten Körpers sein. Auch mich wandelt die Lust an zu gehen, ohne mich umzusehen. Aber haben wir auch alles gethan, was wir als freie Männer thun können? Was thaten die Sulioten alles, ehe sie sich zerstreuten? — Wie soll ich diesen Brief beginnen? schrieb Perthes an demselben Tage Jacobi nach München. Soll ich mit gebeugtem Sinn dem deutschen Manne, dem alten Stimmhaber der Nation klagen über unsere Unterjochung durch Oestreichs Besiegung, über unsere Entehrung durch Preußens Selbstsucht, oder soll ich dem nun königlich gewordenen Geheimderath Glück wünschen zu der Ehre, die ihm durch das Königwerden seines Fürsten widerfahren ist? Wahrlich es wird den jubelnden neuen Königen ergehen, wie es dem Faust erging: als er mit dem Teufel sich eingelassen und A gesagt hatte, mußte er hernach auch B sagen. Wie Schade ist es, daß der Hessenfürst das Königskleeblatt nicht voll gemacht hat! Doch nichts mehr davon, aber was der Groß-Größeste, der auch die Bibel scheint gelesen zu haben, dem Würtemberger Herzog oder Kurfürst oder König gesagt, das gilt auch für uns: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich.

Im Mai 1806 war Perthes, um Müller persönlich kennen zu lernen, auf einige Tage nach Berlin gegangen. Ueber das, was ich gesehen und gehört habe, schrieb Perthes an Max Jacobi, kann ich Dir nichts mittheilen, es ist nicht geeignet für Briefe; aber mein Aufenthalt war sehr interessant. Den Tag vor meiner Ankunft hat man Graf Keller zum Conferenzminister gemacht, weil Alopeus nicht mit Haugwitz conferieren wollte, und am Tage meiner Ankunft warf man Haugwitz die Fenster ein. — Im Juli erfolgte die Stiftung des Rheinbundes und bald darauf ward das deutsche Reich auch der Form nach aufgelöst. Die Weltbegebenheiten, schrieb Müller an Perthes, sind nun über alle politische Berechnungskraft erwachsen. Gewöhnliches hilft nicht mehr, auch zeigt sich nirgends ein Schein von Hilfe. Gott muß einen wegnehmen oder einen Größeren wecken oder sonst etwas unvorhergesehenes herbeiführen. Zorn und Furcht sind von mir gewichen. Die Scene wird zu feierlich. Der Alte der Tage sitzt zu Gericht, die Bücher werden aufgethan und die Nationen und ihre Fürsten gewogen. Welches wird der Ausgang sein? Eine neue

Ordnung bereitet sich vor, ganz etwas anderes, als die ahnen, welche die blinden Werkzeuge sind. Was ist, wird nicht bleiben, was war, schwerlich so wiederkommen, und nicht darin wird der Unterschied liegen, daß dort, wo ein italienischer oder deutscher oder slavischer Schwächling herrschte, nun ein Corse herrschen wird.

Durch die Vernichtung des Reiches war Hamburg aus einer freien kaiserlichen Stadt ein souveräner Staat geworden. Nur wenige deutsche Männer, äußerte Perthes, weinten bei dem Untergange des Reiches; die meisten und unter ihnen sehr Verständige waren froh, der Ausgaben für Wien und Regensburg überhoben zu sein, und glaubten, Hamburg bleibe Hamburg immerdar. — Plötzlich in den ersten Tagen des August verbreiteten sich Gerüchte von einem nahen Kriege Preußens gegen Frankreich. Wir halten über das neueste Politische seit gestern hier die Köpfe hoch empor, schrieb Perthes am 15. August an Müller, und wissen kaum, ob wir wachen oder träumen. Halte ich mich an das Träumen, so finde ich alles natürlich. — Die Aussichten um uns werden immer dunkler, schrieb er einige Wochen später; ich bin nicht verzagt. Gott offenbart sich immer zuerst durch Wunder, welche man später als Weisheit erkennt und endlich als natürlich begreift. — Gott Lob! es wird Ernst, heißt es in einem Briefe aus der ersten Hälfte des October. Der Herr der Heerscharen, der den Willen und den Eifer seiner Völker sieht und erforscht, wird uns helfen und beistehen. Gentz ist im Hauptquartier bei dem Grafen Haugwitz. O, daß ich meinen Kopf auf einen militärischen Rumpf setzen könnte!

Unmittelbar nach der Schlacht bei Jena hatte Mortier, während Murat, Bernadotte und Soult Blücher nach Lübeck verfolgten, Hannover besetzt und rückte am 19. November 1806 in Hamburg ein. Wie wehe wird Ihnen das Schicksal unserer Gegenden gethan haben, wie wehe das unserer Stadt, schrieb Perthes an Jacobi. Zu welchem Zwecke sollte ich Ihnen das schreckliche Schicksal Lübecks schildern. Schrecknisse dieser Art sind nur nothwendige Folgen; ist man über die Ursachen ins Reine, so trage jeder das Seine und es mache nicht einer den andern fürchten. Unserer Stadt ist von Kriegsunruhen nichts Arges widerfahren; die Einnahme ging friedlich ab und wurde

wie ein neues Schauspiel behandelt. In den Vorstädten gab es einige Mordthaten, auch etwas der Art in der Stadt; doch waren Vorfälle dieser Art nur Privatangelegenheiten, die nicht erwähnt werden können in Zeiten, in denen nur nach Massen gerechnet wird. Meine Einquartierung bestand aus junger unverdorbener Mannschaft aus dem Rhone-Departement, dann kamen italienische Regimenter, denen das hiesige Klima besonders gut zusagte, doch haben wir sie sämtlich mit Mänteln sehr reichlich versorgen müssen. Diese Fremdlinge besonderen Ansehens haben uns seit gestern verlassen und nun haben wir vollauf Holländer. Prächtig Volk!

Von allen Seiten liefen die schrecklichsten Nachrichten ein. Die Vernichtung Preußens sei gewiß, schrieb Niebuhr aus Danzig, und auch nicht ein Zug von Muth, Tapferkeit und Vaterlandsliebe lasse sich erzählen. Die Fehler, die wir machen, schrieb Scharnhorst am 11. Juni 1807, sind der Art, daß nur ein Wunder uns retten kann. Aus Berlin schrieb Müller die verzweiflungsvollen Worte: Ich gedenke der großen Seher alter Zeit, welche aus den Zeichen erkannt hatten, daß Gott etwas neues machen wolle. Die Augen hat Jeremias sich ausgeweint, aber er sah, daß Asien und auch sein Volk dem babylonischen Könige übergeben war, und er rieth, sich darein zu schicken. Darüber vergaß er sein Volk und seine Grundgefühle nicht. So sind auch jetzt durch die Wunder des achtzehnhundertundsechsten Jahres die Nationen wie in dem Netz des Vogelstellers gefangen; von Cadix bis Danzig, von Ragusa bis Hamburg und bald allerseits ist alles empire français — ob auf siebenzig Jahre wie im babylonischen, oder auf siebenhundert Jahre wie im römischen Reich, wer kann das wissen.

In Hamburg selbst wurde gleich nach dem Einrücken der Franzosen aller Verkehr mit England bei Todesstrafe verboten, alles englische Eigenthum für verfallen erklärt, das von Engländern gekaufte und bereits bezahlte Gut seinen Eigenthümern abgefordert und der Handel nur unter dem Zwange der Ursprungsbescheinigung gestattet. Was war, schrieb Perthes an Jacobi, ist vernichtet; kein Handel, wie er bisher jemals betrieben ward, paßt in die neue Welt, die in Napoleon's Rath beschlossen ist; das genialische Decret gegen England

iſt der Beweis für meine Anſicht. Wir ſind ſchlimmer daran als alle anderen Städte, äußerte er gegen Müller, weil keine Stadt ſo wie wir im regſten Leben begriffen war, keine ſo in dem Intereſſe des Welthandels ſich befindet, der nun ſo, wie er bisher geführt wurde, aufhören ſoll. — Für ſeine Perſon verlor Perthes alles, was er in zehn ſorgen- und arbeitvollen Jahren erworben hatte, weil weit und breit die Unmöglichkeit, Zahlungen zu leiſten, eintrat. Allein in Mecklenburg berechnete er ſeinen Verluſt zu zwanzigtauſend Mark. Den Muth und die Hoffnung aber verlor er nicht.

Die Auffaſſung der Lage Deutſchlands in den Jahren 1807 und 1808.

In jenen Jahren des ſchweren politiſchen Druckes that ſich für viele Menſchen aufs neue die nicht von Staat und Volk abgeleitete, ſondern in ſich ſelbſt ruhende Selbſtändigkeit des Familienlebens kund. In alle Leiden und Freuden der Nation ſoll und muß die Familie zwar tief verflochten ſein; aber ſo wie ſie demungeachtet in einer großen und glücklichen Zeit verkümmern kann, ſo kann ſie auch in einer erſtorbenen und trübſeligen Zeit Kraft und Freude entwickeln und Muth und Rüſtigkeit zum Wirken nach außen erzeugen. Je hoffnungsloſer damals die politiſche Gegenwart und Zukunft erſchien, um ſo dankbarer erkannte Perthes die Größe der Gabe an, welche ihm in Caroline verliehen war. Friſch und kräftig wuchſen die vier Kinder heran und am 23. Januar 1806 wurde ihm aufs neue ein Sohn, Johannes, am 15. September 1807 eine Tochter, Dorothea, geſchenkt. Aber auch den Schmerz, der nur aus der Familie dem Menſchen erwächſt, ſollte Perthes jetzt zuerſt erfahren, indem am 7. December 1807 die jüngſte Tochter, Dorothea, ſtarb. Liebe Mama, ſchrieb Caroline unmittelbar nach dem Tode des Kindes an ihre Mutter, Gott hat meinen Engel ſanft und ruhig zu ſich genommen. Ich danke Gott, daß er mein Gebet erhört und mein liebes Kind ohne alle Qual

gerufen hat. Es sieht so ruhig aus, daß man es mit ihm werden muß.

Schwer hatte Perthes freilich in seinem Geschäfte an den großen Verlusten des Jahres 1806 zu tragen; aber die bewegte Zeit, indem sie viele Handlungsherren zu ängstlichem Zaudern oder doch zu vorsichtiger Beschränkung ihres Geschäftes bewog, führte für ihn, der rasch und keck einzugreifen nicht unterlassen konnte, bald wieder einen sehr belebten und weit ausgedehnten Betrieb seiner Handlung herbei. Niemand in Hamburg hat jetzt Geschäfte, schrieb er um diese Zeit, die meinigen aber sind größer als je und werden bald eine noch größere Ausdehnung gewinnen.

Schon damals galt seine Handlung als eine der bedeutendsten im Norden Deutschlands. Ich weiß, schrieb ihm Hüllmann 1807 aus Frankfurt an der Oder, daß Sie das stärkste Sortiment in Deutschland besitzen, und etwas später nannte Niebuhr ihn scherzend den Buchhändlersouverän von der Ems bis an die Ostsee. Der Muth und die Freudigkeit, welche während jener Jahre des öffentlichen Elends Perthes in seinen Privatverhältnissen belebten, drücken sich in einem Briefe an Jacobi vom October 1807 aus. Mein Geist wird mit jedem Jahre sicherer und freier, heißt es in demselben, und so bin ich bei allen Ereignissen muthvoll und heiter. Ein gebrechlicher Mensch bin ich wohl, aber ein unglücklicher nicht, sondern vielmehr ein sehr glücklicher, dem es beschieden ist, eine unruhige Laufbahn zu durchlaufen. Viel Interesse für Leben und Tod, viel Liebe, viel Leidenschaft, viel Kinder, viel Freunde, viel Arbeit, viel Geschäfte, viel Lust, viel Unlust, viel Unruhe und nicht viel Geld! Dazu ein Dutzend Spanier im Hause und seit neun Tagen drei Gensdarmen, die mich fast zur Verzweifelung bringen! — Wie es mir geht und was ich treibe, fragen Sie? heißt es in einem Briefe aus derselben Zeit. Ich will es Ihnen schreiben, so weit so etwas in unserer Zeit geschrieben werden kann. An brieflichem Verkehre bin ich wahrhaft reich. Gräfin Luise Stolberg schreibt mir fleißig und nie ohne irgend etwas bedeutendes zu sagen; von Johannes Müller erhalte ich regelmäßig alle vierzehn Tage einen Brief und Niebuhr, offen wie immer, hat dann freilich aus seiner jetzigen Stellung viel merkwürdiges zu er-

zählen. Hier an Ort und Stelle haben wir jetzt Marschall Brune zum Gouverneur, unter dem wir uns leidlich befinden, da er selbst sich gerne leidlich befinden mag; auch hat dieser ci-devant-Buchdrucker schon bei mir das Handwerk begrüßt. Dann lebt jetzt in Altona der alte Zimmermann aus Braunschweig, der einer der gescheidesten Menschen ist, die ich sah, und mich im höchsten Grade interessiert; ich achte und liebe ihn, ohne ihm zu trauen. Von Zeit zu Zeit sehen wir bei uns oder bei Madame Sieveking Wallmoden und die Lippe-Bückeburger jungen Gräfinnen, zwei sehr interessante Mädchen und die jüngste wirklich bezaubernd. Auch außerdem gehen viel merkwürdige Menschen ab und zu, die das Leben frisch und auch muthig erhalten. — Einen besondern Eindruck machte Bernadotte auf Perthes. Er hat, heißt es in einem Briefe, im Aeußern so wie in manchen Manieren und Gewohnheiten viel ähnliches mit Jacobi. Auch philosophiert er gern. In Lübeck ließ er sich bei einer großen Tafel auf einen Streit über das Dasein Gottes ein, welchen er nicht zu glauben glaubt, und rief endlich, als er in die Enge getrieben ward, seinem Gegner, einem Lübecker, mit großer Lebhaftigkeit zu: Wie können Sie für das Dasein Gottes streiten? Gäbe es einen Gott, könnte ich denn hier in Lübeck sein! — Auch Villers hielt sich oft und gern in Hamburg auf. Er bleibt mir immer ein sehr lieber Mensch, schrieb Perthes; aber sonderbar, während er die Franzosen gar nicht mehr zu erkennen und zu verstehen vermag, sieht ihm selbst der Franzose an allen Enden heraus.

Sich gegen außen abzuschließen in den glücklichen und anregenden Verhältnissen seines Familien- und Geschäftslebens, lag indessen nicht in Perthes' Natur; durch eigene Neigung vielmehr und durch die Gewalt der Zeit wurde er zur geistigen Theilnahme an den großen Begebenheiten, welche die Welt erfüllten, geführt. Wir sind, sagte er viele Jahre später zu einem seiner Söhne, in den Jahren von 1806 bis 1812 liebe Kinder geboren und liebe Kinder gestorben und ich habe auch außerdem damals viel Freude und viel Leid im Hause erfahren; aber denke ich zurück an jene Zeit, so ist das alles in meiner Erinnerung so gut wie vernichtet durch die gewaltigen Eindrücke, welche die Theilnahme an den politischen Hoffnungen und Befürch-

tungen hinterlassen hat. — Perthes scheute sich damals schon nicht, den Zuständen des untergehenden alten Europa grade ins Angesicht zu schauen. Wer sieht es nicht, äußerte er, daß für Europa eine Wiedergeburt im Staate, in der Kirche, in der Moral nothwendig war? wer kennt nicht die Unordnung, den Kleinigkeitssinn, die Erstorbenheit im deutschen Reiche? Und unter den einzelnen deutschen Staaten gibt es keinen, für den der Untergang nicht eine verdiente Strafe ist, weil in keinem Fürst und Volk für das Ganze leben und opfern wollten. — Nothwendig mußte sich, heißt es in einem andern Briefe, aus der allgemeinen Schwäche und selbstsüchtigen Verdorbenheit eine Kraft erheben, welche alles besiegte, weil nichts kräftiges sich ihr entgegensetzte. Napoleon ist und bleibt eine historische Naturnothwendigkeit. Er, Napoleon, der Gewaltiger der Welt, ist eins in sich und sicher und fest, wie kein anderer, weil er, wie kein anderer, nichts will als sich selbst, und wie kein anderer ist er des Teufels geworden, weil er, wie kein anderer, sich selbst zu seinem Gotte gemacht hat. Er will nicht, er wird gewollt, sagte mir mit treffendem Ausdruck Baggesen. — Diesem dämonischen Menschen glaubte Perthes die Welt von Gott dahingegeben, aber nicht, damit sie sich ihm füge, sondern damit an der peinigenden Kraft des Bösen die erstorbene Kraft des Guten, wenn auch unter den entsetzlichsten Wehen, von neuem geboren werde. Was da war, äußerte er, ist ruiniert. Welcher neue Bau sich auf den Trümmern erheben wird, weiß ich nicht; aber das Entsetzlichste von allem wäre, wenn nach dieser Zeit des Schreckens die alte matte Zeit mit ihren zerbrochenen Formen wiederkehren sollte. Zu einer neuen Ordnung will Gott uns auf praktischen Noth- und Angstwegen führen. Rückwärts läßt sich das Stück nicht spielen, also vorwärts! Es falle, was nicht stehen kann! Diesen Weltbegebenheiten wird nichts entgehen, und es ist ein Trost zu sehen, daß die Begebenheiten größer werden als die, welche sie herbeiführten. Die Schauspieler in dem großen Stücke werden selbst zur Rolle und hinter den Coulissen steht der große unsichtbare Theatermeister und ist Trost und Halt für uns arme Zuschauer, denen leider nur zu arg mitgespielt wird. — Wer jetzt noch, heißt es an einer anderen Stelle, das Rad rückwärts drehen will, der will nur Ruhe, Bequem-

lichkeit und Privatglück. Dieſen dreien freilich iſt die Zeit nicht günſtig; aber danach kann die Vorſehung ſich nicht bequemen; wir vielmehr ſind es, die ſich der Zeit gewachſen halten müſſen, und wer wollte auch Anfang und Ende einer ſolchen Umwälzung, wie die gegenwärtige iſt, in ein Menſchenleben zuſammendrängen. — Ja das alte Laub muß herunter, entgegnete ihm Stolberg, auf daß der noch in brauner Knoſpe ſchlummernde Frühling für die Entwickelung aufbewahrt bleibe. Ach könnten wir nur die erſte grüne Spitze ſehen!

Daß Gott in dem großen Umbildungskampfe zunächſt und vor allem auf unſer Volk gezählt, ſtand für Perthes unumſtößlich feſt. Wir Deutſche ſind ein auserwähltes Volk, ſchrieb er 1807 an Müller, ein Volk, welches die Menſchheit repräſentierte und alles zur allgemeinen Angelegenheit machte. Wir waren nie bloß national. — Näher und beſtimmter führte Perthes ſeine Anſicht von der weltgeſchichtlichen Bedeutung des deutſchen Volkes in einem Briefe an Jacobi vom 19. October 1807 aus. Nie hat es uns Deutſchen an großen geiſtigen Aufgaben allgemeiner Natur gefehlt, heißt es in demſelben, immer haben gerade wir uns der Wiſſenſchaft ihrer ſelbſt wegen hingegeben. War nicht Deutſchland ſeit langen Jahren gleichſam die allgemeine Akademie der Wiſſenſchaften für ganz Europa? Alles, was empfunden und erfunden, was entdeckt und gedacht wurde in Deutſchland und außer Deutſchland, wurde von den Deutſchen gleich auf das Allgemeine bezogen und für die Entwickelung der Menſchheit verarbeitet. So weit wir Deutſche überhaupt ein Leben hatten, haben wir es nie für uns allein, ſondern immer auch für Europa gelebt. Wir haben alles Recht, uns reich bemittelt und tief an Charakter zu finden; aber nie haben wir es verſtanden, unſere Schätze anzuwenden; nie haben wir unſerm Volke eine gemeinſame Tüchtigkeit und eine gemeinſame Bildung gegeben und nie gemeinſame Anſtalten gegründet, welche das Gefühl für Nationalehre wach erhalten und uns Sicherheit gegen die Angriffe Fremder gewähren konnten. Dennoch aber kann alles, was wir denken und gedacht haben, nur wenn wir auch zu handeln lernen, Wahrheit und Wirkſamkeit erhalten. Noch nie gab es einen großen Heilkünſtler, der nicht praktiſcher Arzt geweſen wäre, und Sie ſelbſt, verehrter Freund, treffen doch nur darum

ſo oft die Sache und das Herz, weil Sie neben Ihrer Speculation auch einmal eine thätige Periode durchlebten. Männer dagegen, die nichts beſitzen als Wiſſenſchaft, werden, ſelbſt wenn ihnen Geiſt und Kraft nicht fehlt, zu Narren, ſobald ſie in das Leben eintreten und auf das Leben einwirken wollen, ohne die Anwendung ihrer Mittel praktiſch gelernt zu haben. Ich will nur Bülow und Buchholz anführen und könnte auch Fichte nennen, und nun leſen Sie dagegen Rehberg. Wie mit dem einzelnen Menſchen, ſo iſt es auch mit einem ganzen Volke. Sie würden mich misverſtehen, wenn Sie mir den Wunſch unterſchieben wollten, daß unſer Volk ſich ſo wie die andern Nationen auf ſich allein beſchränken, wie dieſe nur an ſich denken und für ſich ſchaffen ſollte. Solcher Wunſch, den freilich jetzt wohl mancher hat, was wäre er anders als der Wunſch eines Deutſchen, kein Deutſcher zu ſein, ſondern eine Nationalität zu haben, wie jede andere Nation ſie hat, nur die deutſche nicht?

Perthes war der feſten Ueberzeugung, daß die Deutſchen das ausſchließliche Leben in Wiſſenſchaft und Kunſt verlaſſen müßten und jetzt auf ein auch handelndes Leben angewieſen ſeien; aber ſo wie ſie denkend und dichtend nicht allein für ſich, ſondern auch in anderer Weiſe noch als andere Nationen für die geſammte Culturwelt gearbeitet hätten, ſo ſollten ſie, eingetreten ins handelnde Leben, handelnd für ganz Europa zu wirken haben. Nur die Deutſchen können Europa retten, ſchrieb er 1806. Es kann ſein, ſchrieb er 1807, daß den Deutſchen das letzte Stündlein geſchlagen hat, aber Europa wird es fühlen. — In einer Reihe von Briefen, kurz nach dem Tilſiter Frieden geſchrieben, führte er ſeine Anſicht weiter aus. Der Friede, heißt es in denſelben, und ſolcher Friede iſt alſo wirklich geſchloſſen. Nun wohl bekomms! Man könnte allenfalls vorausſetzen, daß die Begebenheit in Tilſit nur ein Werk der Noth und daß die Freundſchaft der beiden Kaiſer nur eine Scene der widrigen Gewohnheit ſei, nach welcher Fürſten, wenn ſie in Haß und Widerſtand nicht weiter können, thun, als wäre nichts vorgefallen, und ſich der Sprache der Freundſchaft bedienen. Geſetzt aber auch, es wäre ſo, ſo iſt die Herabwürdigung Alexander's und Friedrich Wilhelm's doch ſo groß, daß ſie, wenn der Kampf des Nordens und Südens in einigen Jahren von

neuem beginnen wird, unmöglich die Achtung und das Zutrauen der Völker, deren geistige Kräfte sie so wenig zu benutzen verstanden, wieder gewinnen können. Ob das die Herren in ihrer Klugheit auch wohl erwägen! Aber war die Aussöhnung der beiden Kaiser in Tilsit wirklich nur ein Schein? Vielleicht doch nicht. Ein Mittel nur, das ist jetzt klar geworden, kann Hilfe gegen Napoleon geben, das Revolutionieren der Völker. Wenn nun Alexander, weil er Fürst ist, dieses Mittel scheut, sollte dann nicht die kalte Größe und das Bestreben Napoleon's, sich als Retter des Menschengeschlechts darzustellen, den Kaiser Rußlands zu einer wahren Aussöhnung mit seinem bisherigen Feinde haben führen können? Ist das, wie ich aus besondern sicheren Nachrichten glauben muß, wirklich der Fall, so ist Alexander der Vasall von Napoleon's Geist und ist in strengerer Knechtschaft als wir, die wir nur um der Gewalt willen Knechte sind. Eine gänzliche Umkehrung aller Dinge ist dann unausbleiblich. Nie haben bisher der Norden und der Süden sich unmittelbar berührt; deutsche selbständige Völker, Schweiz, Holland, Reich, Oestreich, Preußen, standen zwischen ihnen und banden die beiden Extreme, welche sich einander nicht besiegen können. Nun sind wir niedergetreten. Auf die Dauer zwar können der Süden und der Norden nicht an einem Strange ziehen, aber auf Jahre könnten sie es doch versuchen wollen, und richten wir Deutsche in einer solchen Zeit uns nicht aus uns selbst wieder auf, so wird eine Geisel, wie man sie hienieden noch gar nicht kannte, Europa züchtigen. Von außen kann uns Hilfe nicht mehr kommen; wir sollen und müssen uns selbst helfen: aber dem tüchtigen Volke ist wie jedem ehrlichen Menschen die Hilfe von oben, das Licht und der Erlöser, verheißen.

Daß die Selbsthilfe des deutschen Volkes ihren Ausgangspunkt von den deutschen Regierungen nehmen werde, glaubte Perthes schon deshalb nicht, weil nie eine großartige und dauernde politische Gestaltung von einzelnen wenn auch noch so großen Fürsten gegründet sei. Haben nicht alle Schätze, fragte er, welche die Völker an Constitutionen, Staatsverwaltungen und Einrichtungen irgend einer Art besitzen, sich im Laufe der Jahrhunderte von selbst gemacht, das heißt, sind sie nicht sämtlich durch den Verstand, die Einsicht, Forschung und

Erfahrung der Geſammtheit entwickelt worden? Wer machte die engliſche, wer die Hamburgiſche Conſtitution? Wir wiſſen den Mann nicht zu nennen, wir ehren die Väter. — Die damaligen Regierungen hatten überdies ihre ſelbſtſüchtige Schwäche und berechnende Hingebung an Napoleon deutlich genug an den Tag gelegt. Unſer Volk iſt verrathen, äußerte Perthes nach dem Preßburger Frieden; von den Unſrigen ſind wir der Entehrung überliefert; auch der allergewöhnlichſte Gemeinſinn iſt unter den Geſchäftsführern, den Machthabern und Stimmgebern erloſchen. — Gut und Blut, Ehre und Eigenthum haben die Völker daran geſetzt, ſchrieb er nach dem Tilſiter Frieden. Wenn nun demungeachtet eine Ausſöhnung der Fürſten wie zu Tilſit ſtattfinden konnte, wer wird künftig unter dieſer Menſchen Leitung es noch einmal wagen? — Kein Stab ſoll halten, heißt es in einem Briefe an Jacobi aus derſelben Zeit. Sie brechen alle, auf daß ein jeder nur Gott anhange und ſich in ſich bereite, bis das Gericht kommt; und das Gericht iſt nahe, aber auch für die Richtenden bin ich bange.

Dieſen Regierungen gegenüber, welche ihr Volk verlaſſen hatten, hielt Perthes es an der Zeit, den Deutſchen die Rechte der Völker zu ſagen, zu lehren, was ihre Verfaſſung ohne Vernachläſſigung hätte werden können und was die Deutſchen durch ihre Geſinnung auch jetzt noch wieder erlangen könnten. Er zürnte auf Klopſtock, weil dieſer die Nationalehre höher als die Nationalfreiheit gehalten habe; er forſchte nach den Mitteln, durch welche das deutſche Volk ſeinen verzagten Regierungen gegenüber ſelbſtändige Bewegung erringen könnte. Wie erlangten, fragte er, die Engländer ihre Verfaſſung? wie drückten ſie den ſich bekämpfenden Parteien die Freiheiten ab, und bewahrten dieſelben gegen die mehreremale eintretenden concentrierten, feſten, gewaltigen Regierungen? Wie kam es, daß ſie dieſe Freiheiten nie aus den Augen verloren? wer behielt ſie im Auge? wie erbte das ſich fort vom Vater zum Sohne? Den Deutſchen könnte ein guter Spiegel dadurch vorgehalten werden.

Da Perthes weder von außen noch durch die Regierungen Rettung erwartete, ſo richtete ſich ſeine Hoffnung damals ausſchließlich auf das deutſche Volk in deſſen Einheit. Schon ſeit den Jahren 1805

und 1806 ahnete er in demſelben eine Kraft, welche es zum Befreier Deutſchlands und Europa's machen könne und werde. Allenthalben unter dem Volke, heißt es in Perthes' Briefen aus jener Zeit, iſt Wille, Kraft und Entrüſtung. Selbſt in Baiern bildet ſich ein Gemeingeiſt, der über den baieriſchen Nationalgeiſt ſiegen wird. Wir hier denken nur an Nationalehre, und Leipzig, wo in der Meſſe Menſchen aus allen Provinzen und allen Ständen des Reiches zuſammenkommen, gibt die erfreuliche Gewißheit, daß ganz Deutſchland nur eine Stimme hat: Vaterland, Freiheit, Rache. Ich ſprach mit Tauſenden und ich war der Vorſichtigere in meinen Aeußerungen. Man kann gar ſehr zufrieden ſein mit dem Volke; Gott ſende nur einen Geiſt, der die Gemüther binde und entlade. Nein, Deutſchland geht nicht unter und die Deutſchen ſterben nicht ab als ein thatenloſes Volk; ein neues Geſchlecht deutſcher Art wird entſtehen und wird blühen auf Jahrhunderte hinaus.

Als aber der Tilſiter Frieden geſchloſſen war, ſchien es möglich, daß unter dem fürchterlichen Drucke auch der nationale Geiſt erſtickt werden könne. Nur eine Sorge habe ich, ſchrieb Perthes im Auguſt 1807, eine Angſt, die mich Tag und Nacht drückt, ob auch wir Deutſche Geſchick und Verſtand genug haben, unſere Nationaltugenden und Eigenheiten bis auf beſſere Zeiten uns zu bewahren. Wir ſind jetzt grade in einer Epoche, in welcher wir uns als Volk wahrhaft groß beweiſen können. Verlaſſen von unſern Fürſten, dahingegeben, ohne Verfaſſung und ohne Religion, ſollen und können wir unſere Haus- und Menſchentugenden rein erhalten. — Alles ſchien ihm darauf anzukommen, daß in der Bedrängnis und äußeren Verwirrung der innere Sinn des Volkes unverwirrt erhalten werde. Auch im Joche müſſen wir Deutſche bleiben; wir müſſen uns ſelbſt überleben und die einſtige Auferſtehung wird nicht ausbleiben. Der Charakter des Deutſchen, ſein Sinn für Wahrheit und Recht, der muß behauptet werden, koſte es, was es wolle, ſchrieb er an Jacobi und faſt mit denſelben Worten an Müller und an Stolberg, und wer noch irgend Mann iſt, der muß ſeinen Kopf daran ſetzen, daß uns nicht Unrecht für Recht, Lüge für Wahrheit aufgebürdet werde. — Sei über Deutſchland verhängt, was da wolle, heißt es in einem andern, kurz

nach der Uebergabe von Ulm geschriebenen Briefe, immer muß der Hauptzweck sein, in den besondern Interessen der deutschen Staaten und Völker das Allgemeine, das, was das Deutsche ausmacht, zu erwecken und zu erhalten und mehr und mehr zum Bewußtsein des Volkes zu bringen. O mein Gott! wer hat je dem Oestreicher, dem Brandenburger, dem Hessen gesagt, was für ein Gut er habe, deutsch geboren zu sein, und wie wäre das eine Sünde gegen die Fürsten des Landes gewesen!

Wer aber wird uns nun in dieser Zeit wach erhalten? fragte Perthes. Seine erste und nächste Hoffnung setzte er auf Napoleon selbst; die Völker, äußerte er, müssen erschreckt werden, sonst gewöhnen sie sich an alles. — Je gewaltsamer und brutaler die Maßregeln Napoleon's waren, desto geeigneter erschienen sie ihm, den Sturz der Gewaltherrschaft vorzubereiten. Köstlich sind, schrieb er 1806, die Verfügungen der Franzosen in Frankfurt, Baiern und andern Ländern. Nur zu! Das hilft! Der Haß der Deutschen wird gründlicher werden als einer sonst. — Wenn Napoleon sich einmal begnügen und gemäßigt verfahren könnte, schrieb er an Max Jacobi, so wären wir verloren und hätten den Strick um den Hals; aber dies ist nicht zu fürchten. Auf Thatsachen stütze ich mich, wenn ich sage, daß des Kaisers Aberglaube an sich selbst so weit geht, daß er sich noch wird anbeten lassen. Ihm fehlt in solchem Grade jeder Glaube an ein Etwas oben oder unten, er hat in solchem Grade nur sich selbst, er sieht sich — wie soll ich das ausdrücken, was außerhalb des Kreises der Menschheit liegt? — er sieht sich so bestimmt als das Werkzeug des Fatums an, daß das Schreckliche, was bis jetzt nur in dunklen Sagen umherirrt, auch noch an den Tag kommen wird. — Cardinal Maury arbeitet an einem Plan zur Vereinigung aller Religionsparteien und man schreibt, der Kaiser werde sich dann zum Oberhaupt der Gesammtkirche ernennen. Ja es wird dahin kommen, daß jeder sehen muß, diese Ruhm- und Regierungswuth habe keinen Raum auf dem Erdball hienieden.

Weil Napoleon für immer neue Aufregungen des Volkes sorgte, wollte Perthes indessen keineswegs, daß die deutschen Männer ihre Hände in den Schoß legen sollten. Unsere ehrliche, einfältige Gut-

müthigkeit ängstigt mich, äußerte er. Alle seine Kräfte muß man in Zeiten, wie die unsrigen sind, gebrauchen, um sich nicht hingehen zu lassen in bloßem Vertrauen zu der guten Sache. — Von allen ehrlichen, treuen Männern forderte Perthes, daß sie je nach ihrem Berufe und ihrer Befähigung schaffen und arbeiten sollten, um die politische Rettung vorzubereiten, indem sie neue Kraft und neues Leben der Nation zuströmen ließen. Vor allem hoffte Perthes auf die heranwachsende Jugend seiner Zeit. Gewiß ich schätze und ehre unsere Alten, schrieb er an Jacobi, aber höher liebe und ehre ich für unsere Zeit die Jugend. Alle Jugend seit Anbeginn der Welt ist alt geworden, ohne die Jugend mit sich nehmen zu können. Immer verblieb bei der Jugend die Jugend und deren Frische und Feuer.

Das Recht und die Bedeutung, welche Perthes dem einzelnen entschlossenen Manne für außerordentliche Zeiten zugestand, war nicht in enge Grenzen eingeschlossen. Schon 1804 hatte er an Jacobi geschrieben: Es gefällt mir sehr wohl, daß Schiller den Tell, der nach Johannes Müller im Bunde war, von dem Bunde trennt. Nur so konnte Tell als der sichere, feste Mann handeln, der ohne Vorplan that, was die entsetzliche Zeit forderte. — Nie gab es einen Abschnitt in unserer Geschichte, schrieb er 1805 an Max Jacobi, in welchem dem einzelnen deutschen Manne mehr Freiheit zustand, auf eigene Hand zu wirken, als eben jetzt. Wir leben in einer Art des Naturzustandes: von allem sind wir entbunden, nur nicht von dem, was den Deutschen zum Deutschen macht, nur nicht von Treue, Biederkeit und umsichtiger Besonnenheit. — Wenn auch eine nähere Verabredung gleichgesinnter Männer zu Stande kommt, schrieb er 1806, so ist damit nicht gesagt, daß der einzelne, den der Geist treibt, sich nicht treiben lassen sollte. Nach Schiller war Tell ja auch nicht im Bunde. Ein jeder zählt nur sicher auf sich selbst, der Starke ist am mächtigsten allein. — Der Muth, sich und seine Stellung einzusetzen, wenn es galt, war Perthes angeboren; einmal angeregt, kannte er keine Rücksicht auf sich selbst, und ich habe, schrieb er, Gottlob! eine Frau, die meine Gefühle theilt und, wenn Noth an Mann geht, mir den Muth nicht nehmen wird. Wer Geist und Kraft, Größe und Leidenschaft in irgend einem Grade hat, sagte er, der soll und muß jetzt

den Blick nach außen richten, um mit zu schaffen und zu gestalten. Wer jetzt nur in seinem Innern Bedeutung hat, hat gar keine Bedeutung.

Perthes war seiner ganzen Natur nach zu entschieden auf die Wirklichkeit und auf das in der Wirklichkeit Erreichbare gestellt, um ins Unbestimmte und Unbesonnene hinein schwärmerisch für sein Vaterland auftreten zu können. Daß jede Gewaltthat und jedes Auflehnen des einzelnen nach Lage der Dinge rasende Thorheit und deshalb auch ungeachtet der damaligen Auflösung aller politischen Ordnung Verbrechen sei, wußte er und wußte auch, daß es damals für jeden Privatmann unmöglich war, auf die Haltung der Staatsmänner und Regierungen oder auf die politische Kräftigung der Kriegs- und Geldmacht irgend einen unmittelbaren Einfluß zu üben. Aber den Haß und die Erbitterung des Volkes gegen den Unterdrücker durch jedes mögliche Mittel muthiger und entschlossener zu machen, das hielt Perthes für jedes deutschen Mannes Recht und Pflicht. Doch auch in dieser Beziehung war es ihm seiner praktischen Natur nach ganz unmöglich, gleichsam in der Luft stehend nach außen und auf andre Wirksamkeit zu üben; er bedurfte, um zu handeln, eines durch das Leben selbst ihm gegebenen Ausgangspunktes und fand ihn in seinem Berufe als deutscher Buchhändler. Zunächst und vor allem betrachtete er es als seine Aufgabe, dafür zu sorgen, daß kräftigen und anregenden Worten deutschgesinnter Männer nach allen Seiten hin ein nachhaltiger Einfluß durch Druck und schnelle Verbreitung gesichert werde.

Haben Sie Mittel gefunden, schrieb er im October 1805 an Müller, die Gentz'sche Schrift über Englands Krieg mit Spanien unterzubringen? Sonst will ich Rath schaffen; zu rathen weiß ich in solchen Fällen immer. Daß ich Dinge der Art nicht selbst unternehme, rührt nicht aus Furchtsamkeit her, sondern weil ich mich eigentlich aufhebe. Man kann in unsern Zeiten nicht wissen, was einem vorkommt, und dann ists besser, man hat mit der Obrigkeit und Polizei noch nie etwas zu thun gehabt. — Wenn der Krieg wird ausgebrochen sein, schrieb er in den ersten Tagen des October 1806, so müßte eigentlich kein Tag vergehen, wo nicht eine neue und andere Stimme zum Ausharren und zur Einigkeit, zur Kraft und zum Muth aufmun-

terte und anſpornte. Unſere Freunde wollen beitragen, nicht als wenn ſie glaubten, ſie könnten etwas beſſeres ſagen, als z. B. die patriotiſchen Männer in Berlin, ſondern weil in jeder Form und Manier geſprochen werden muß. Für jeden Schnabel iſt auch ein Ohr gewachſen. — In Nürnberg ſollte, nach Meinung der Franzoſen, der Buchhändler Palm ein ähnliches Ziel wie das verfolgen, welches Perthes ſich geſteckt hatte. Am 25. Auguſt 1806 wurde Palm erſchoſſen. Sofort ſtellte Perthes eine Sammlung für die Witwe und Kinder des getödteten Mannes an. Der Familie werde dadurch geholfen, meinte er, und jeder, der eine Beiſteuer gebe, lerne dadurch ſich als Feind der Mörder fühlen. Als der warme Dank, den die Vormünder der hinterlaſſenen Kinder, Roſt und Rurff, gegen Perthes ausſprachen, anlangte, war Hamburg ſchon mehrere Monate hindurch von franzöſiſchen Truppen erfüllt. Jeder thue das Seine, äußerte er kurz nachher, ich laſſe nicht ab anzuregen, wo nur ein Menſch iſt, der Kopf und Herz hat. Ich treibe an, rechts und links, auf ſeinem Poſten zu bleiben und nichts aufzugeben. Um Gotteswillen bitte ich auch Sie, nicht nachzulaſſen, und das Ihrige zu thun.

Lies doch, ich bitte Dich, lieber Bruder, ſchrieb er im Juni 1806 an Max Jacobi, die von Müller herausgegebenen Poſaunen des heiligen Krieges aus dem Munde des Propheten. Es ſind die durch Ueberlieferung aufbehaltenen Sprüche und Reden, durch welche Muhammed ſeine Araber zu den Thaten entflammte, die in wenigen Jahren eine halbe Welt überwanden. Die glühende orientaliſche Beredſamkeit wird, von Herzen zu Herzen gehend, auch unſer Abendland ſtärken und begeiſtern. Der Flammenſtrom des Propheten wird viele vielleicht noch gewaltiger ergreifen als Niebuhr's Rede des Demoſthenes.

Früh ſchon war es für Perthes gewiß geworden, daß einzelne Männer, wenn ſie zuſammenhanglos ihre Thätigkeit übten, nur in einem ſehr geringen Grade auf das Volk wirken könnten. Als eine weſentliche Aufgabe erſchien es ihm daher, daß alle, welche in irgend einem Grade den inneren Beruf hatten, geiſtige Leiter ihres Volkes zu ſein, ſich in dieſer oder jener Form zu gemeinſchaftlichem Wirken verbänden. Viel denke ich, ſchrieb er ſchon 1805 an Müller, über

die Möglichkeit nach, wohlgesinnte Deutsche einander bekannt zu machen, einen Mittelpunkt zu stiften, wo Kraft an Kraft sich lehne und neue Kraft erwecke. Dazu ist eine gewisse Unbefangenheit, Unwissenheit, Unnamhaftigkeit, wie ich sie habe, sehr fähig. Wenn die Deutschgesinnten aller Länder miteinander Communication hätten, ihrer Liebe für das Vaterland gemeinschaftliche Richtung gäben, es könnte viel geschehen. — Perthes wollte nicht hart abgesprochen haben über Männer, die zur Revolutionszeit Frankreich angehangen hatten. Jetzt solle man sich, sagte er, nur in dem Hasse gegen die Unterdrücker vereinigen, alles andere finde sich und lösche sich. — Auch große Gegensätze in der politischen Ueberzeugung schienen ihm einem gemeinsamen Auftreten gegen den Feind nicht im Wege zu stehen. Verschiedene Theorien, Meinungen, Ansichten, äußerte er 1805 gegen Müller, müßten eben als das Charakteristische deutscher Nation geehrt werden und könnten einem Bunde deutscher Männer ein Hindernis nicht sein. Verstehen Sie mich nur recht, ich meine keinen Bund, der geknüpft, gebunden werden soll, sondern der Bund, der schon da ist in jedes Deutschen Brust, soll nur gemeinschaftliches Leben erhalten. Es schwebt hell vor meinem Sinn, was daraus werden könnte: den deutschen Völkern könnte ein Sinn gegeben werden, der zum Besten deutscher Fürsten die Fürsten zwänge, einen deutschen Fürstenbund zu stiften, den keine Macht sprengen würde. Doch jetzt ists Zeit zu schweigen; die große Krisis wird bald entschieden sein und bestimmen, wie man seine Richtung nehmen muß. — Als Müller auf diesen Gedanken eingegangen war, entgegnete ihm Perthes im Januar 1806: Ich mag nicht gern so ins große Blaue hineinsprechen, sondern lieber gleich was thun. Der Verein der Vaterlandsfreunde von den Alpen bis an die Ostsee, den auch Sie erwähnen, was soll er? wie soll er sein? Vor der Hand doch nur erst Verständigung, Berührung einerlei Sinnes in möglichster Ausbreitung. Mehr zu wollen, jetzt, wo niemand das Schicksal auch nur des nächsten Tages errathen kann, hieße unverständig der Gefahr sich aussetzen und dennoch den Zweck vereiteln. Ist das Verständnis eröffnet, ist der Weg bereitet, so schließt sich vielleicht mit des Höchsten Hilfe ein Thatenbund. Für die Ausbreitung ist mir nicht bange, so etwas wälzt sich fort,

aber er müßte, wie Sie schreiben, durch wenige einfache, unverbrüchliche Grundsätze verbunden und durch die Zusammensicht talentvoller Männer geleitet sein. Gedruckt müßten die Grundsätze nicht werden, sie müßten von Mund zu Mund, von Brief zu Brief in Kraft und Saft übergehen. — Das deutsche Bündnis, das ich erstrebe, heißt es in einem andern Briefe, soll das Verständnis über das, was Noth thut, um wach und würdig zu sein, verbreiten. Jeder soll werben, wo ein gutgesinnter und ehrlicher Mann zu finden ist; keiner soll versäumen, das Bündnis inniger und öffentlicher zu machen, denn es kann öffentlich sein. Denn was es bedeuten will, verstehen die Fremden nicht und auch die Deutschen nicht, die zu den Fremden gehören. Nur nach persönlichen Angriffen forschen die Spione; die Sache selbst verstehen sie nicht, und persönliche Angriffe sind nach der letzten Katastrophe ohne Frucht. Je öffentlicher wir die Sache betreiben, desto geheimnisreichere Chiffernschrift ist sie den Schlechten. Druckschriften für diesen Zweck sind recht und gut, aber das innere Verständnis ist das eigentliche Ziel. Die Lettern mit Druckerschwärze thun wenig Wirkung mehr.

Perthes hatte sich Johannes Müller als den geistigen Mittelpunkt des Bundes deutschgesinnter Männer gedacht. Müller war tief eingeweiht in die politischen Zustände des westlichen Deutschlands und in die Geheimnisse Oestreichs und Preußens; er hatte die ausgebreitetste Bekanntschaft mit deutschen Staatsmännern und Gelehrten der verschiedensten Farben; er genoß ein hohes Ansehen und zeigte als Mensch und als Schriftsteller sich rüstig und entschieden, wenn es galt, für Deutschland und gegen Napoleon zu wirken. Kein anderer schien, wie er, geeignet, die Seele des gehofften deutschen Vereins zu sein. Aber die Folgen des Krieges von 1806 warfen ihn auf eine andere Bahn. Als die Franzosen in Berlin einrückten, verließ Müller Berlin nicht. Als Napoleon ihn zu einer Unterredung vorgefordert hatte, schrieb er begeistert an Böttiger in Dresden, er habe anderthalb Stunden mit dem großen Manne gesprochen über alle großen Stellen in der Geschichte und über alle Hauptgegenstände der Politik. Nun hielt Müller in der Akademie der Wissenschaften seine bekannte Rede über *Friedrichs* Ruhm, ging im Herbste 1807 nach Paris und Anfang

1808 als Minister-Staatssecretär des Königs von Westfalen nach Kassel. Ich werde Deutschlands nicht vergessen, äußerte er freilich, so wenig wie Daniel, dem niemand die hohe Stellung zu Babel übelnahm, Jerusalems bei Hofe vergaß.

Perthes sah sich durch diese Wendung in dem Lebensgange seines Freundes in eine qualvolle Lage versetzt. Er hatte Müller lieb gehabt, und einen Mann, den er einmal lieb gehabt hatte, innerlich fallen zu lassen, war ihm fast unmöglich. Ueber Müller fälle kein Endurtheil, schrieb er an Max Jacobi, Du hast ihn nicht gesehen; gesehen aber muß man ihn haben, um das unvertilgbar Große in ihm anzuerkennen und des guten Menschen gewiß zu sein und zu seinen Schwächen, Fehlern, vielleicht auch Lastern den Schlüssel zu haben. — Perthes hatte in Müller einen Mann erkannt gehabt, der es ernst und wahr mit seinem Volke meinte, und er behielt die Ueberzeugung, daß Müller auch jetzt nur mit den Fremden sich verbinde, um noch auf dem Wege, den er für den einzig möglichen halte, für die Deutschen wirken zu können. Ueber das, was Sie für Ihr künftiges Schicksal beschließen werden, bin ich in mir sicher. So gewiß ich weiß, was Recht ist, so gewiß weiß ich auch, daß Sie nichts thun werden, wobei Sie vergessen, was Sie sich schuldig sind. Ich glaube vorauszusehen, daß Sie Dienste dans l'empire français annehmen werden, und, fügte er schmerzlich hinzu, wo wollten Sie wohl sonst auch Dienste nehmen? — Ich finde, heißt es in einem anderen Briefe, Ihre Recension des Rheinischen Bundes schön, klug und brav. Es ist die Sache des Gelehrten und Sprechers der Nation, dieselbe, in welche Form sie auch gezwängt werde, in Schutz zu nehmen und ihre Rechte und Nationalität immer wieder auszusprechen. Er schiebe das Gute unter, wo es nicht ist. Sehr glücklich war es, daß Sie das wirklich Gute bei dem Fürsten von Berg fanden. Dieser Zug hat mich ungemein ergötzt. — Gott gebe Ihnen Kraft, schrieb er, als Müller's Anstellung in Kassel entschieden war, und bewaffne Ihr Herz und Ihren Sinn mit Standhaftigkeit; das ist mein einziges Gebet für Sie. Nicht der letzte möchte ich sein, der Ihnen sagt, daß er sich des großen Berufs freut, der Ihnen geworden ist. Ihrer Nation Beruhiger, Tröster, Erwecker zu sein, das verlangt und erwartet man

von Ihnen. Ein Schickſal, wie Ihnen bereitet iſt, wurde noch keinem. Ich weiß von Ihrer Pietät, daß Sie dasſelbe nicht einem blinden Schickſalswurf beimeſſen, ſondern es als einen Beruf der höchſten Weisheit annehmen. — Komme, was da komme, ſei, was da ſei, ſchrieb Perthes etwas ſpäter, als Müller die Leitung des öffentlichen Unterrichts in Weſtfalen übernommen hatte, Sie können und werden ein Arbeiter im Weinberg des Herrn ſein. Sie ſind Vorſteher grade von den Einrichtungen und Inſtitutionen, die das eigentliche Organ des deutſchen Volkes und Geiſtes ſind. Gott ſtärke und erhalte Sie dafür! Nie habe ich an Ihnen gezweifelt, und ich habe auf Ihre Treue und Wahrheit geſchworen.

Ungeachtet alles perſönlichen Vertrauens konnte ſich indeſſen Perthes den entſetzlichen Eindruck nicht verhehlen, welchen Müller's Verhalten auf das Volk machen mußte. Mir iſt der Mann, ſchrieb Perthes 1807 an Jacobi, was er mir vorher war; aber Unrecht hat er und für die Nation iſt er verloren. — Für meine Freundſchaft war mir Ihr Brief eine große Beruhigung, ſchrieb er kurz nach der Schlacht von Jena an Müller. Ich bin Ihres Glaubens, daß die Welt von Gott an Napoleon den Großen übergeben und er darum unüberwindlich iſt. Nur möchte ich erwähnen, daß der univerſalhiſtoriſche Kopf das regſte Herz für die Nationalität mit dem weiten Blick auf die Weltregierung vereinigen kann und muß. Nicht alle aber, die einen kräftigen, feſten Glauben haben, ſind zugleich umſichtige Weltweiſe, und dem eigentlichen Kern der Nation muß man kein Aergerniß geben. Es iſt nicht genug, mit ſich und ſeinen Vertrauten im Reinen zu ſein; auch den blinden Anhängern muß man ſich rechtfertigen können. War es doch jetzt ſchon manchem Zweifler ſchwer, einzuſehen, warum Sie nach Mainz, nach Wien, nach Berlin gingen. Man muß Schonung haben mit den Gemüthvollen der Nation. Ihnen iſt die Gewalt über unſer Volk entwunden; dies müßte nicht ſein.

Auch in ſich ſelbſt fühlte Perthes ſchwere Sorge nicht über Müller's Redlichkeit, wohl aber über die Wahrheit der Grundanſicht, durch welche ſich derſelbe damals treiben ließ. Müller hatte, überwältigt durch die ungeheuren Erfolge Napoleon's, alles alte verloren gegeben *und ſah in* Napoleon das Werkzeug Gottes, welches die Beſtimmung

habe, ein Neues, nie Dageweſenes in die Weltgeſchichte einzuführen. Was werden ſolle, meinte Müller, könne man nicht wiſſen, aber dem Werden ſelbſt ſich in den Weg werfen zu wollen, ſei Raſerei. Man müſſe ſich umdenken und die an das morſch gewordene Alte nutzlos verſchwendeten Kräfte auf das Neue übertragen. Ihm, Napoleon, ſei die Welt dahingegeben; das ſei Schickſal, das ſei Gottes Finger. Gott ſei es, der die Regierungen einſetze. Wer vermag dawider? rief er aus. Alſo füge ſich der Menſch, ſuche das Beſte des neuen Ganzen, ſuche ſich ſelbſt nicht zu verſchlechtern und erwarte die fernere Entwickelung der Ereigniſſe, die nicht in unſerer Macht ſtehen. Hier handelt es ſich nicht von Theorien; die Praxis beſteht in Thatſachen; vor dieſen kann man die Augen nicht verſchließen, die Ohren nicht verſtopfen. — Dieſen Anſichten gegenüber ſchrieb Perthes an Müller: Nur dann wird mir die ſchnelle Umänderung Ihrer Anſichten nach dem in ſieben Tagen vollendeten Umſturz der preußiſchen Monarchie ganz einleuchten, wenn ich von Ihnen erfahre, wie Sie in die neue Welt ſich hineingedacht haben. So ſchwer mir es wird, zu begreifen, wie Deutſchland ohne freie Selbſtändigkeit, nur von außen gehalten, im Innern von kraftvollen Thatmännern verlaſſen, die Rolle der Lehrerin unter den Völkern einnehmen könne, da niemals ein Profeſſor, der nur Profeſſor war, Weisheit lehrte, ſo will ich doch hoffen und glauben auf Ihr Wort. — Ihre Rede auf Friedrich, heißt es etwas ſpäter, habe ich nun ganz geleſen; es kommt mir aber doch vor, als wäre hierin um des Herrn willen das übrige Menſchengeſchlecht zu ſehr als Pack behandelt. Goethe's Ueberſetzung der Rede iſt ſehr ſchön, aber wo meine Achtung und Liebe für Johannes Müller mich nicht überzeugt, wird auch Goethe mich nicht beſtechen. Sie haben Recht, wenn Sie ſagen: Alles hat ſeine Stelle, alles hat ſeine Zeit; aber es muß auch jedes wirklich ſeine Stelle und beſonders ſeine Zeit haben, und ſo befürchte ich, daß Ihre Aeußerungen über das, was nun Deutſchland zu thun habe, noch nicht an der Zeit waren, der große Proceß noch nicht entſchieden iſt. — Obwohl ich Ihnen nicht, wie die Berliner, übel nehme, ſchrieb Perthes im Mai 1807, daß Sie ſich nicht haben füſelieren laſſen, ſo iſt doch, vergeben Sie es Ihrem Freunde, das Andenken an einen wegen Wahrheit und Recht

Füselierten ein heiliges Denkmal. Auch glaube ich an dies Füselieren noch nicht. Ein Mann von so hoher, ungeheurer Kraft und so ungebrochenem Willen wie Napoleon kann auch einmal den Willen haben, sich sagen zu lassen, daß noch nie ein Staat durch die Weisheit und den Willen eines Einzigen, sondern nur durch das collective Wirken eines verständigen mannhaften Volkes gegründet war und in Wohlstand und Festigkeit bestand. Doch, wer weiß, vielleicht sagen Sie ihm auch etwas ähnliches.

Besorgter noch, als über die Wahrheit der veränderten Grundansicht Müller's, war Perthes über dessen Festigkeit und innere Sicherheit in der neuen, gefahrvollen und schwankenden Stellung, die er eingenommen hatte, seitdem er am Hofe Jerome's sich aufhielt. Es bangt Ihrem treuen Freunde, schrieb er ihm, um Sie, den Menschen mit dem reichen Herzen, mit der offenen Gutmüthigkeit. Was wird sich nicht alles an Sie drängen, wo und wie werden Sie helfen sollen, und was werden Sie können? Den großen Weltplänen des Kaisers sollen Sie hilfreiche Hand leisten, die Selbständigkeit und das Prosperieren der Monarchie Ihres Königs sollen Sie begründen, sich selbst und Ihrer Nation, so wie den von Ihnen ausgesprochenen Ueberzeugungen über Freiheit und Nationalität sollen Sie treu bleiben und nichts vergeben. Diese Aufgaben haben Sie zu lösen. Gott waffne Sie mit Standhaftigkeit und Resignation; denn auch bei dem Größten und Besten, was Sie thun, werden Sie doch von allen Seiten verkannt werden.

Alle Besorgnisse und quälende Zweifel, welche Perthes in Beziehung auf Müller hegte, hatte er schon im März 1807 in einem Briefe an denselben zusammengefaßt. Entweder ganz Freund oder gar nicht, schrieb er ihm, und so finde ich mich berufen, Ihnen zu schreiben, was ich in Hinsicht Ihrer höre, sehe und erfahre. Wahrlich ich habe dadurch schmerzhafte Wochen gehabt und bin mehreremale wahrhaft erschüttert worden. Man declamiert, fuhr Perthes, einen von Müller gebrauchten Ausdruck wiederholend, fort, von Achselträgerei, von Falschheit, Verrätherei an Freiheit und Nation, und dies thut nicht allein die pöbelhafte Gemeinheit aus elendem Zeit*geiste; von mehreren* Seiten und von Männern, die Sie lieben und

ehren, trauert und weint man am Grabe Johannes Müller's. Ein Freund schreibt mir: „Es ist wahrlich eine sehr böse Zeit, in die wir uns zu schicken haben; aber dieses Schicken muß schicklich bleiben, damit wir nicht von ihr aufgelöst und zerstört werden. Das Auflösen aller Charaktere, dies moralische Faulfieber ist jetzt die grassierende Krankheit, vor der mir ärger als vor der Pest grauset." Glauben Sie mir, setzte Perthes hinzu, unter den Kümmernissen und ungewissen, unruhigen Lagen ist mir Ihr Verhältnis zur Nation eines der quälendsten gewesen. Glauben Sie mir, es ist die Nation, die jetzt in Ungewißheit und ohne Hirten ist, und nicht weiß, ob sie ferner Ihre Stimme hören soll oder nicht. Ich quäle Sie, aber ich müßte mich nicht achten und Sie nicht lieben, wenn ich schweigen könnte. Gott sei mit Ihnen und mit uns allen; das Gottesgericht wird nun bald gesprochen haben. Ich fühle Kraft und Muth in mir, in jeder Lage deutsch und brav zu sein, und hoffe bald die Straße vorgeschrieben zu sehen, die man wandeln muß.

Die Bemühungen um die Erhaltung deutscher Gesinnung in den Jahren 1809 und 1810.

Obgleich Mortier am 19. November 1806 Hamburg besetzt hatte, war dasselbe eine freie und souveräne Stadt geblieben, aber von den Truppen Napoleon's ward es nicht wieder verlassen. In raschem Wechsel lösten sich Franzosen, Italiener, Holländer, Spanier, Deutsche unter kaiserlichen Oberbefehlshabern ab. Nach außen ging jeder Schein der Selbständigkeit verloren, die innere Verwaltung der Stadt dagegen blieb ähnlich wie in den Rheinbundsstaaten der hergebrachten Obrigkeit überlassen; nur die Einführung des französischen Gesetzbuches ward geboten. Die Staatseinnahmen Hamburgs hatten, da ihr Gebiet nicht in Betracht kommen konnte, keine andere Quelle als den Handel, und der alte Handel Hamburgs war durch das Continentalsystem vernichtet. Ueber dreihundert Hamburger Seeschiffe lagen ab-

getakelt im Hafen, und die Assecuranzcompagnien der Stadt erlitten in den nächsten drei Jahren nach der Besetzung einen Verlust von zwanzig Millionen Franken. Während die Einnahmen sich in unberechenbarem Grade verminderten, waren die hundertunddreißigtausend Menschen, welche in der Stadt und auf deren Gebiete wohnten, den unerhörtesten Ausplünderungen der französischen Regierung und den schamlosesten Erpressungen der französischen Beamten, unter denen vor allen Bourrienne sich auszeichnete, preisgegeben. Mancher wohlhabende Mann verließ, um nicht zu verlieren, was er hatte, die Stadt, und die Bleibenden gingen, gequält von Sorge und Noth, in dumpfer Trauer einher.

In dieser Zeit, die für Deutschland und Europa nicht minder trostlos und hoffnungslos war, wie für die einzelne niedergetretene Stadt, wurde die Erhebung Spaniens gegen den Gewaltherrscher mit allgemeiner Freude begrüßt. Den Norddeutschen, vor allen den Hamburgern, trat die Bedeutung des neuen Kampfes lebendig vor die Seele, als der Marquis de la Romana, welchen Napoleon möglichst fern von seinem Vaterlande, nach Fünen, gesendet hatte, sich im August 1808 mit seinen Spaniern auf englischen Schiffen dem Dränger entzog und nach Spanien zurückkehrte. Perthes wurde um so tiefer von der That des entschlossenen Mannes ergriffen, als er mit demselben während dessen Aufenthalt in Hamburg seit dem Spätsommer 1807 in vielfachem persönlichen Verkehr gestanden hatte. Die Spanier, die wir jetzt in unserer Stadt haben, äußerte Perthes sich 1807, mildern unser Schicksal sehr. Sie sind fast ohne Ausnahme gute Kinder und verständig. Gleichviel, ob sie lesen können oder nicht, man erkennt doch in ihnen die Abkömmlinge einer großen und gebildeten Nation. Ihr General, Marquis de la Romana, spricht sehr gut deutsch und kennt deutsche Literatur, besonders aber die deutschen Herausgeber der Classiker. — Noch viele Jahre später erinnerte sich Perthes mit großer Freude der vielfachen belebten Gespräche, die er mit dem Marquis gehabt. Nicht lange nach Romana's Fortgang aus Fünen erreichten dunkle Gerüchte von großen Vorbereitungen Oestreichs und von Verbindungen entschlossener Männer in Preußen und Westfalen *Hamburg und* hielten Perthes in steter Spannung.

Ostern 1809 ging er nach Leipzig. Lieb ist es mir, schrieb er an seine Frau, daß ich hierher gekommen bin. Es ist kaum zu glauben, wie einstimmig die Menschen sind; so eins wie jetzt war Deutschland nie. — Am 25. April Abends wurde in Leipzig die Reihe von Siegen bekannt, welche Napoleon in den Tagen vom 18. bis zum 20. April über Oestreich erfochten hatte. Gestern Abend ist die Nachricht von den verlorenen Schlachten hier angekommen, schrieb Perthes; in der größten Bestürzung hat man gestern hier illuminiert. — — — Der erste politische Schreck, heißt es in einem Briefe an seine Frau vom 4. Mai, hat sich gelegt, und nun fangen andere und nähere Betrachtungen an stattzufinden. Die Lage der Dinge ist schrecklich und die Aussicht von höchster Beunruhigung. Der große Kampf ist noch nicht beendet und vielleicht wird er noch lange dauern, und dann nur auf Kosten unserer Nation. Schreiben kann ich es nicht, bis auf welchen Grad Muthlosigkeit sich aller bemächtigt hat, aber an einen Zustand, wie er jetzt sich findet, grenzt ganz nahe die Wuth der Verzweiflung, und diese wird eintreten. Es gibt hier in der Nähe nach Wittenberg zu sonderbare Auftritte, die schwer zu erklären sind. Es wird das Gerücht davon sicher auch zu Euch gekommen sein. Beunruhige Dich darüber nicht. Die Sache ist bis jetzt durchaus nicht von der Art, daß sie mich etwas anginge. — Das Schill'sche Insurgentencorps hält den Weg von hier nach Hamburg besetzt, schrieb er am 8. Mai, aber wie Ehrenmänner respectieren sie alle Reisenden. Du wirst nicht bange sein, meine liebe Caroline, vor Gefahr von außen. Die Gefahr liegt wo anders. O daß ich dürfte, daß Gott mir die Erlaubnis gäbe zu thun, was ich auf meinen Willen allein nicht thun darf!

Die Schlacht von Wagram am 6. Juli und der Wiener Friede am 14. October 1809 stellten die Fortdauer der Gewaltherrschaft Napoleon's von neuem außer Frage. Der Westen Deutschlands war längst mit dem französischen Reiche vereinigt; Oestreich und Preußen, welche den Osten inne hatten, waren völlig besiegt; die zwischen ihren Staaten und dem französischen Kaiserreiche liegenden Landestheile standen unter Fürsten, die entweder der Familie Napoleon's angehörten oder doch als Glieder des Rheinbundes Werkzeuge Napoleon's waren. Jeder politische Zusammenhang des deutschen Volkes war

zerriſſen und jeder Verſuch, denſelben herzuſtellen, wäre für den Privatmann Wahnſinn geweſen. Alles aber kam darauf an, zu verhindern, daß die politiſche Auflöſung nicht zugleich eine nationale Auflöſung wurde. Wenn die Oeſtreicher und Preußen, wenn die Bewohner des linken Rheinufers und die Unterthanen der Rheinbundsfürſten das Bewußtſein verloren, Glieder einer und derſelben Nation zu ſein, ſo war die Herſtellung einer deutſchen politiſchen Einheit und Selbſtändigkeit für immer unmöglich, und dennoch war es damals nur nach einer einzigen Seite hin den Deutſchen möglich, ihre Nationalität frei zu entfalten, ohne ſogleich von dem Späherauge des Feindes ertappt und von ſeiner rohen Gewalt erdrückt zu werden. Die Wiſſenſchaft, ſo lange ſie nur Wiſſenſchaft blieb, fürchtete Napoleon nicht und beachtete ſie deshalb auch nicht. Für die Deutſchen aber war ſeit manchem Jahrhundert ihr ſelbſtändiges und eigenthümliches Leben in der Wiſſenſchaft eine der weſentlichen Kräfte geweſen, durch welche ſie als Nation erſchienen. Dieſes Bewußtſein wiſſenſchaftlicher Selbſtändigkeit und Einheit konnte freilich für ſich allein die nationale Einheit nicht erhalten, aber es konnte doch ſie erhalten helfen, konnte die Hülle werden, unter welcher verborgen der nationale Haß gegen den Unterdrücker ſich kräftigte, und ein Mittel ſein, durch welches in unverdächtiger Form ein lebendiger und feſter Zuſammenhang deutſchgeſinnter Männer aus allen Theilen des zerſprengten Deutſchlands hervorgerufen ward, der dann, wenn die Stunde der Rettung ſchlug, auch mit andern Waffen als mit denen der Wiſſenſchaft zu wirken vermochte.

Perthes hatte in den Monaten nach der neuen Beſiegung Oeſtreichs Troſt und Belehrung für die Gegenwart in der Geſchichte der vergangenen Tage geſucht. Ihm ſchien die Zeit der Reformation durch ihre ungeheuren Umwälzungen, die der italieniſchen Republiken durch die politiſche Zerſplitterung eines lebensvollen Volkes mit den Zuſtänden ſeit Ausbruch der Revolutionskriege vergleichbar. In die inneren Lebenszuſtände des ſechzehnten Jahrhunderts, ſchrieb Perthes, habe ich mich durch Benvenuto Cellini einführen laſſen, dann war mir Robertſon's Geſchichte Karl's V. Leitfaden. Ich habe gelernt, daß feſter Vorſatz und Wille, daß ruhige Beſonnenheit und die Erreichung

großer Zwecke auch in einer Zeit der fürchterlichſten öffentlichen Unruhen und Umwälzungeu möglich iſt. Jetzt erfreuen und ſtärken mich Sismondi's italieniſche Republiken. Jahrhunderte hindurch war Italien ohne gemeinſchaftlichen Mittelpunkt und ohne politiſchen Zuſammenhang geweſen; aber in den kleinen Kreiſen jener Republiken war dennoch Kraft, in ihnen erhielt man ſich dennoch mit Verſtand, und Italien konnte aufs neue erblühen und Menſchen erzeugen, deren Geiſt unſterblich, deren Thaten unvergänglich ſind. Sollten wir verzweifeln? nein. Obſchon das Ende aller bisherigen Hoffnungen eingetreten iſt, bin ich dennoch getroſt. Ich liebe mein Vaterland, habe oft gebetet, oft gezittert für dasſelbe und würde auch für dasſelbe gefochten haben, wenn damit etwas hätte ausgerichtet werden können; ich bin aber, um Adam Müller's Ausdruck zu gebrauchen, nicht mit der graſſierenden Vaterlandsretterei behaftet und darum auch nicht in Verzweiflung, ſondern habe die Ueberzeugung, daß die deutſche Geſchichte deshalb, weil die alte Form des deutſchen Reiches zertrümmert iſt, nicht eine Geſchichte des Verfalls der Nation zu werden braucht. Wenn ein jeder auf ſeinem Standpunkt thut, was er kann, ſo können die einzelnen viel ausrichten und dürfen es, und ich will verſuchen, was ich auf dem meinigen vermag.

Alle Deutſche, welche, ſei es ſchaffend, ſei es aufnehmend, irgend einen Antheil an dem wiſſenſchaftlichen Leben hatten, wollte Perthes ohne Rückſicht darauf, ob ſie dem franzöſiſchen Reiche, oder den Rheinbundsſtaaten, oder Oeſtreich und Preußen angehörten, möglichſt feſt zuſammengeſchloſſen ſehen. Deutſchland iſt recht eigentlich, ſchrieb er, Element und Vaterland des Standes der Männer der Wiſſenſchaft; deutſche Gelehrtenrepublik beſteht noch und kann auch ferner beſtehen, obgleich unſere Fürſten beſiegt ſind und das deutſche Reich zertrümmert iſt. — Zu ſeiner tiefen Entrüſtung aber mußte er ſehen, daß ſelbſt ehrenwerthe Männer hier und da aus Schwäche oder Unbedacht dem Feinde das Wort redeten. An der Akademie, deren Präſident Sie ſind, ſchrieb er nach dem Wiener Frieden von 1809 an Jacobi, hat Schlichtegroll geſagt, daß dieſesmal Deutſchland durch Baiern gerettet ſei. Wenn Napoleon das ſagt, ſo hat das ſeine Wahrheit; wenn die bairiſche Regierung das ſagt, ſo weiß man, wie man es zu nehmen

hat; wenn aber ein deutscher Gelehrter in einer deutschen Akademie der Wissenschaften das sagt, so ist es eine Entehrung, und wer dazu sich hergibt, ist das Leichenhuhn der Wahrheit. — Wie ist, fragte er, solchem Verhalten einzelner gegenüber die deutsche Gelehrtenrepublik zu sichern, wie ihr Zusammenhang zu erhalten und wie sind ihre Mitglieder vor Sklaverei, das heißt vor ihrer Vernichtung, zu bewahren? Wenn ihnen nur, antwortete er sich selbst, eine Freistätte geboten wird, durch welche sie, sei es auch nur vor der äußersten Lebensnoth, gesichert werden, so ist mir nicht bange; dann wird, weil sie Deutsche sind, die Stimme der Wahrheit erschallen von Basel bis Königsberg, von Schleswig bis Preßburg, und damit ist viel, sehr viel gewonnen und erhalten. Solche Freistätte aber hat der Buchhandel ihnen schon lange gewährt und muß sie künftig noch mehr gewähren. Der deutsche Buchhandel ist das einzige noch vorhandene Band, welches die ganze Nation umfaßt; ein Nationalinstitut ist er, frei aus sich selbst entsprossen und jetzt beinahe allein unsere nationalen Eigenthümlichkeiten echt charakterisierend. Daß er nicht alles leistete, was er leisten konnte, ist wahr; aber für die Zukunft kann er noch vieles leisten, und er allein kann die deutsche Gelehrtenrepublik retten, und das ist meine Aufgabe für dieses Leben. Das Wie ist mir klar vor Augen und ist ausführbar. Komme eine Einrichtung für Deutschland, wie sie wolle, sie kann dieser Sache kein Hindernis in den Weg legen. Ich habe durch ganz Deutschland Freunde, von denen nicht wenige fähig sind, aus eigener Ueberzeugung mit Kraft etwas gutes und wahres zu ergreifen und zu verfolgen; andere werden mir zu Liebe gerne etwas thun, und wieder andere sind mir gern gefällig um der Gegengefälligkeiten wegen. Den Kreis der Freunde suche ich mir auszudehnen, Feinde habe ich nicht. Bewahrt mir Gott das Leben, so hoffe ich selbst noch tüchtig Hand anlegen zu können, und was ich nicht kann, das werden andere nach mir thun. Vor der Hand aber muß, ehe sich etwas größeres unternehmen läßt, abgewartet werden, welche Ordnung unseres Vaterlandes nach dem nun geschlossenen Frieden von Napoleon beliebt wird.

Ein Unternehmen nur schien Perthes jetzt schon möglich und, von den verschiedensten Gesichtspunkten aus betrachtet, nothwendig. Die

deutschen Journale, schrieb er an Jacobi, sind mit wenigen Ausnahmen in ganz schlechten Händen; sie sind theils schlecht aus Absicht und Wahl, theils sind sie nur des Gewinnes wegen unternommen und trachten deshalb nur darnach, die verwöhnten Gaumen stets mit dem Neuesten zu kitzeln. Das ist zu allen Zeiten traurig, zu unserer Zeit aber ist es schrecklich. Es kommt jetzt, da es nöthig ist, zur rechten Zeit augenblicklich zu sprechen, viel darauf an, daß deutsche Männer wissen, wo sie für den Augenblick etwas zu Tage fördern können. Eine in kurzen Zeiträumen erscheinende Zeitschrift, welche lebendige Verbindung aller deutschgesinnten Männer erhält, ist dringendstes Bedürfnis. Meinen guten Willen zu solch einem Unternehmen kenne ich, meine Stellung ist günstig; ich kenne die Edelsten der Nation theils persönlich theils durch diese oder jene Berührungspunkte und kann mir deren Beihilfe versprechen; mein Buchladen reicht in der gedrückten Zeit Hilfsmittel für die Redaction dar, wie kein anderer es vermag. Aber, werden Sie vielleicht sagen, was hilft Euch Euer guter Wille. Dürft Ihr auch? Darauf antworte ich mit Jean Paul: Mit keinem Zwange entschuldigt die Furcht ihr Schweigen. Wir können auch unter Napoleon's Herrschaft vieles sagen, wenn wir nur die rechte Weise lernen, es zu sagen, und überdies wollen wir das Gute nicht verschmähen, was zugleich mit dem fremden Uebel uns zu Theil wird. Wahrlich es sind gar viele heilsame Dinge, die wir von den Franzosen erlernen und erwerben können, und es ist echt deutsche Sinnesart, das Gute allenthalben zu erkennen. Vaterländisches Museum soll sich die neue Zeitschrift nennen. Sie soll nicht verboten werden, darum muß sie sehr vorsichtig auftreten. Sie soll gelesen werden, darum muß ihre Absicht und Richtung erkennbar für die Deutschen sein. Ich werde meinen Gang ruhig vorwärts gehen, in der festen Ueberzeugung, daß ich mein Ziel erreiche, und wahrscheinlich ungestört.

Seit Ende November 1809 versendete Perthes den Plan des vaterländischen Museums nach allen Gegenden Deutschlands an alle Männer, von deren deutschem und wissenschaftlichem Sinn er Kunde hatte. In besondern Zuschriften, von denen manche zurückbehaltene Auszüge aufbewahrt geblieben sind, suchte er den einzelnen die Seite des Unternehmens hervorzuheben, welche er ihnen am meisten zugäng-

lich hielt. Bald sprach er von der Förderung der deutschen Wissenschaft, bald von der Einwirkung auf die Gesinnung des Volkes, bald von der Möglichkeit, welche die Zeitschrift den wegen ihrer deutschen Gesinnung von ihren Regierungen verlassenen oder gedrückten Männern gewähre, sich ihr Leben bis auf bessere Zeiten zu fristen. Andern that er dar, wie der wissenschaftliche Zusammenhang jetzt der einzig mögliche Zusammenhang der Deutschen sei, und wie in dem Museum aus allen Wissenschaften das Nationale hervorgehoben werden sollte. Einigen wenigen und unter diesen namentlich Jean Paul eröffnete er sein ganzes Herz. Ein unverdächtiger Bund der deutschen Männer, welche von Gott zu geistigen Leitern ihres Volkes berufen seien, werde, so hoffte er, den Augen der Dränger verborgen ins Leben treten; jedes einzelne Mitglied könne nach Maß seiner Stellung und Bedeutung, ohne Aufsehen zu erregen, gleichgesinnte Männer an sich ziehen; ein Mittelpunkt, der einzige, welcher jetzt möglich sei, sei gegeben und schnell könne sich, wenn die rechte Stunde käme, der wissenschaftliche Verein in einen Bund umsetzen, welcher zu kräftigen Thaten Kraft und Zusammenhang besitze. Damit der Verein eine so breite Unterlage im Volksleben wie möglich erhalte, sollte keine Seite des deutschen wissenschaftlichen Lebens unvertreten bleiben. Von Rumohr erbat er sich Nachrichten über die Werke altdeutscher Kunst, von Wilken über alte Gebräuche und Gewohnheiten und über die Wahrheit und Unwahrheit des Gegensatzes von Nord- und Süddeutschland. Feuerbach sollte über deutsches Recht und Gesetzgebung, August Wilhelm Schlegel über deutsche, Friedrich Schlegel über östreichische Literatur insbesondere, Sailer in Landshut über das religiöse Leben der deutschen Katholiken, Marheineke in Heidelberg über die Bedeutung des deutschen Predigtamtes, Schleiermacher über die philosophische, Planck über die historische Theologie der Deutschen berichten. Schelling machte er darauf aufmerksam, daß er wohl, wenn es darauf ankäme, sich dem großen Publicum bequemen könne, wie die Rede über bildende Künste zeige; Gentz erinnerte er daran, nicht deshalb ganz zu schweigen, weil er nicht alles sagen könne, was er zu sagen wünsche.

Zahllose Antwortschreiben aus den großen Städten wie aus den entlegensten Winkeln Deutschlands liefen ein und unter ihnen waren

nur sehr wenige, welche sich nicht mit Wärme über das Unternehmen und mit Dank gegen den Mann, welcher es versuchte, ausgesprochen hätten. Adam Müller, Gentz und Karl Ludwig von Haller, Karl Friedrich Eichhorn, Thibaut, Savigny und Heise, Marheineke, Stäudlin, Schleiermacher und Planck, Sailer, Stolberg und Friedrich Schlegel, Steffens, Arnim und Fouqué, Görres, Franz Baader und Brentano, Rumohr, Tischbein und Fiorillo, Scheffner aus Königsberg und Schlippenbach aus Kurland, Lichtenstein und Grimm, Rühs und Heeren, Raumer und Rehberg, der alte Feder in Hannover und der eben so alte Hegewisch in Kiel und viele andere hegten nach dieser oder jener Seite hin und in mehr oder minder hohem Grade Hoffnungen von dem angekündigten wissenschaftlichen Vereinigungspunkt. Hüllmann glaubte die deutsche Gesellschaft in Königsberg dem deutschen Museum anschließen zu können, und hoffte, daß auch an andern Orten ähnliche Gesellschaften eine Verbindung eingehen würden. Mit wärmster Begeisterung führte Villers Deutsche in Moskau, Paris und Warschau dem Unternehmen zu und erweckte auch Guizot's Aufmerksamkeit für dasselbe. Goethe freilich versagte seine Theilnahme. Ich muß, obgleich ungerne, ablehnen, an einem so wohlgemeinten Institute Theil zu nehmen, antwortete er; ich habe persönlich alle Ursache, mich zu concentrieren, um demjenigen, was mir obliegt, nur einigermaßen gewachsen zu sein, und dann ist die Zeit von der Art, daß ich sie immer erst gerne eine Weile vorüberlasse, um zu ihr oder von ihr zu sprechen. Verzeihen Sie daher, wenn ich dem Antrage ausweiche, und lassen Sie mich manchmal erfahren, wie Ihr Unternehmen gedeiht. — Ich freue mich, schrieb dagegen Graf Friedrich Leopold Stolberg, mich an Sie und die Ihrigen anzuschließen, lieber Perthes. Wie sehr ich die Kühnheit Ihrer als Manuscript gedruckten Ankündigung ehre und liebe, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Die für das Publicum bestimmte Anzeige mußte etwas gezwungen ausfallen. Das wird wenig schaden: der ungeübte Leser merkt es nicht, und der geübte sieht sogleich das Warum, der patriotische wird Ihnen manche Aeußerung mit vielem Danke hoch anrechnen. — Gebe Gott Ihnen, edler Mann, Muth, Kraft und Ausdauer, schrieb Marheineke, um ein Unternehmen behaupten zu können, das sich

durch seine Idee schon allen Deutschen empfiehlt. Mit großer Einsicht haben Sie eine eigene Rubrik „Kanzelredner" aufgestellt, denn grade von diesen wird das Deutsche in der protestantischen Gesinnung dem Volke nahe gebracht. Gerne bin ich bereit, Ihnen einige Aufsätze über den wahren Charakter eines protestantischen Geistlichen zu liefern, welche ich mit deutschem Sinn und deutschem Muth zu entwerfen gedenke. Suchen Sie aber für andere Seiten der Theologie noch einen Mann von gediegener Philosophie und von tüchtiger Historie; in jener Rücksicht weiß ich nur den einzigen Schleiermacher, in dieser nur den einzigen Planck vorzuschlagen. — Ihr Unternehmen, hochverehrter Herr, schrieb Haller aus Bern, sehe ich wie eine Fügung Gottes an. Nie darf man verzweifeln. Das einzige Mittel gegen das Unglück der Zeiten ist, bessere Grundsätze und bessere Gesinnungen in Kopf und Herz der Menschen zu bringen. Diese dringen zuletzt auch in das Gemüth der Gewaltigen ein und bringen Resultate herbei, die man nie erwartet hätte. Haben staats- und religionsverderbliche Irrthümer selbst auf manche Throne sich geschwungen, warum sollte der himmlischen Wahrheit nicht auch ein Platz vergönnt sein, sie, deren am Ende jeder bedarf, die Fürsten und Völkern gleich nützlich ist, für welche die Gemüther wieder empfänglich werden und die jetzt noch dazu den Reiz der Neuheit gewinnt. Lassen Sie, vortrefflicher Mann, nur den Muth nicht sinken. — Die Mannigfaltigkeit Ihres Museums hat mich keineswegs befremdet, liebster Freund, schrieb Steffens aus Halle; es mußte das Eigenthümliche der ganzen Literatur ergriffen werden, und diese bewegt sich in den mannigfachsten Richtungen. An äußere Verknüpfung des Vielfachen muß man gar nicht denken und den vielseitigsten Ansichten muß man freien Spielraum geben. Wenn nur ein jeder Aufsatz etwas tüchtiges in seiner Art leistet, so spricht sich die Einheit des deutschen Geistes von selbst im Ganzen aus. Wo die Natur das Lebendige nicht äußerlich vereinigt, sondern innerlich frei walten läßt, so, denke ich, liegt es auch uns ob, überall die Uebereinstimmung des Einzelnen mit dem Ganzen zu suchen. Mag doch der Zwiespalt in unserer Nation sich regen und scheinbar Geister von Geistern trennen; auch die Natur erschien im wildesten Kampfe mit sich selbst, bevor das herrlichste Le-

ben, der Mittelpunkt der Schöpfung, hervortreten ſollte. So ſtark iſt der Kern der deutſchen Nation, daß eine ewige Vergangenheit in ihr lebt und eine ewige Zukunft mit Sicherheit weisſagt.— Nie hören Sie auf, wie ich ſehe, ſich mit den großen Intereſſen des gemeinſchaftlichen Vaterlandes zu beſchäftigen, antwortete Gentz aus Prag, und über kleinliche Rückſichten erhaben, tragen Sie kein Bedenken, auch mich zur Mitwirkung bei dem höchſt löblichen Unternehmen aufzufordern. Sie haben vollkommen Recht. Die Preſſe iſt keineswegs in dem Grade gefeſſelt, wie ſo manche zitternde Buchhändler und Schriftſteller wähnen. Man darf ſelbſt in Frankreich und um wie viel mehr alſo in Deutſchland jetzt beinahe alles ſchreiben, was dem Publicum zu leſen frommt, wenn man ſich nur in der Form von gewiſſen Klugheitsmaßregeln nicht entfernt, die, im rechten Lichte betrachtet, der wahren Vervollkommnung ſchriftſtelleriſcher Arbeiten am Ende wohl eher vortheilhaft als ſchädlich ſind. Ihr Plan iſt vortrefflich und der, welcher die Ankündigung abgefaßt hat, gewiß kein mittelmäßiger Kopf. Auch kenne ich Sie ſelbſt genug, um mich überzeugt zu halten, daß Sie zu einer ſolchen Sache nicht ſchreiten würden, wenn Sie ſich nicht ausgezeichneter Werkzeuge verſichert hätten. Wenn ich ſelbſt mich nicht gleich beſtimmt und unbedingt unter die Zahl ihrer Mitarbeiter einſchreibe, ſo hat das ſeinen Grund in meinen perſönlichen Verhältniſſen. An authentiſchen Aufſchlüſſen über die neueſte Zeitgeſchichte kann kein Schriftſteller, können überhaupt wenige meiner Zeitgenoſſen ſo reich ſein als ich; ich darf es ſagen, weil Umſtände, nicht mein Verdienſt, mich dazu führten. Aber grade das Anziehendſte, das Wichtigſte von dem, was ich weiß, kann ich nur ſelten dem Publicum mittheilen, weil es mir unmöglich iſt, Perſonen zu compromittieren, die große Rollen auf dem Schauplatz der Welt ſpielen oder ſpielten, deren Vertrauen ich um keinen Preis misbrauchen wollte und an deren Freundſchaft mir oft mehr gelegen iſt als an dem flüchtigen Beifall oder kalten Dank des Publicums. Auch ergreife ich dieſe Veranlaſſung, um Ihnen etwas zu ſagen, was Ihnen vielleicht in mancher Beziehung nicht unintereſſant iſt. Es hat ſich nemlich ſeit den letzten öſtreichiſchen Friedensverhandlungen, ohne daß in meinen Grundſätzen oder in meinen Geſinnungen oder in mei-

ner übrigen Lage das geringste alteriert oder verändert worden wäre, in meinem Verhältnis zur französischen Regierung eine wesentliche Veränderung zugetragen, indem die Idee, welche der Kaiser Napoleon von mir gefaßt hatte, eine andere Gestalt gewonnen hat; und wenn Sie gleich nie von mir hören werden, daß ich meinen bisherigen Wandel und Charakter verleugne, so habe ich doch Gründe zu glauben, daß es in französischen Blättern forthin keine Ausfälle gegen mich mehr geben wird. Den eigentlichen Zusammenhang der Sache kann ich einem Briefe nicht anvertrauen; daß mir aber in der Lage, worin die Welt nun einmal sich befindet, diese Art von Pacification nicht unwillkommen sein kann, werden Sie leicht begreifen.

Seit dem Frühjahr 1810 trat das deutsche Museum ins Leben und brachte Beiträge von Jean Paul, Graf Friedrich Leopold Stolberg, Claudius, Fouqué und aus dem Nachlaß Klopstock's, Aufsätze von Heeren, Sartorius, Hüllmann und Friedrich Schlegel, von Görres und Arndt, von Scheffner und Tischbein und manchen andern bedeutenden Männern.

Obgleich Perthes sich zu dem Geständnisse genöthigt sah, daß nur wenig von dem, was er gesagt haben möchte, in dem Museum gesagt werden dürfe, so übertraf die Aufnahme desselben dennoch alle Erwartungen; aber auch die durch die Herausgabe geforderte Arbeit überstieg neben den großen politischen Aufregungen und neben den fortlaufenden Anstrengungen für das ausgedehnte Geschäft fast das Maß der menschlichen Kraft, und das Familienleben der Jahre 1809 und 1810 trat mit seinen Freuden und Leiden hinzu. Am 2. März 1809 ward ihm ein Knabe, Clemens, geboren. Wir haben gerne einen Knaben, schrieb Perthes; durch diese aufwachsende Jugend kann man für die Zukunft werden, was für die Gegenwart zu sein unmöglich ist. — Am 4. April 1810 wurde ihm eine Tochter, Eleonore, geschenkt, aber auch schwere Kinderkrankheiten suchten die Familie heim, und am 18. December 1809 starb Perthes' zweiter Sohn, Johannes, ein bedeutender, lebensvoller Knabe. Mit seinem Herzen voll reiner Liebe und Fröhlichkeit, schrieb Caroline, war er unser Glück und unsere Freude. Nun sehen wir ihm mit betrübtem Herzen nach und können uns noch immer nicht darauf besinnen, daß wir ohne ihn

weiter fortleben ſollen, und können uns nur traurig des vielen Guten freuen, was Gott uns gelaſſen hat. Es iſt ein bitterer Schmerz, ein liebes Kind ſo weit entfernt zu haben, aber Gott wird mein Sehnen, Hoffen und Glauben wahr machen und mir wieder geben, was mir Tag und Nacht fehlt und was ich ſo von Herzen gern behalten hätte.

Nach manchem Jahre der Unruhe und Anſtrengung gewährte ſich Perthes ein, wenn auch nur kurzes, ſorgenloſes Ausruhen, indem er ſeine liebe Schwarzburger Heimat beſuchte. Die beiden jüngſten Kinder wurden von den Wandsbecker Großeltern in Obhut genommen, und mit den vier ältern reiſten Perthes und Caroline Anfang Juli 1810 über Braunſchweig und Naumburg nach Thüringen ab. Könnte ich Euch nur, ſchrieb Caroline aus Schwarzburg an ihre Mutter, die Größe, Schöne und Lieblichkeit der hieſigen Gegend wiedergeben, aber Worte reichen nicht. Und Gott ſei Dank, daß der Menſch mehr empfinden als ausſprechen kann; es bleibt ein jämmerlich Ding um das Sprechen, wenn es Ernſt im Inneren iſt. Die Thüringer Berge und Thäler greifen den Menſchen an der rechten Stelle, ich halte ſie feſt und werde ſie feſthalten, ſo lange ich lebe. Es iſt zu viel, ſage ich, und man hat nicht Kraft, alles in ſich zur Ruhe zu bringen. In unſerer Fläche kann man zu dieſem Zuſtand von Freude, Dankbarkeit und Sehnſucht nach dem Herrn dieſer himmelſchönen Natur nicht kommen, und ich ſehe es als eine große Gabe an, daß mich der liebe Gott dieſes alles hat ſehen laſſen in dieſer Welt. Das Schwarzburger Thal iſt die Krone, es hat einen unglaublichen Reichthum von mannigfaltiger Größe und Schönheit, und man kann es nicht laſſen, man muß ſich ausſtrecken nach dem Schöpfer und Erhalter des Wunderwerkes. Auf der einen Seite ſind große Felsmaſſen wie mit Menſchenhand aufeinander geſetzt, auf der andern Seite wunderliebliche, bewachſene Berge, mit Feldern, Häuſern, Menſchen und Vieh geziert. Die Schwarza fließt hell und klar in der Mitte und rauſcht und brauſt mitunter tüchtig. Unſer Ankommen in Schwarzburg glückte ſehr gut. Wir waren zwei Stunden vor Schwarzburg ausgeſtiegen und gingen zu Fuß; mit einemmal kam um eine Felſenecke der Oberſtlieutenant und faßte Perthes in großer, herzlicher und natürlicher Freude um den Hals. Meinem lieben Perthes wurde ſein beſonnenes, ehrbares

und verständiges Concept verrückt und er mußte sich der Freude des Wiedersehens überlassen, wie andere ehrliche Leute. Dieser Onkel Oberstlieutenant ist ein sehr kräftiger, grader und gescheider alter Mann, den ich schon herzlich lieb habe. Als wir noch einige Schritte weiter gegangen waren, hatte er auf einem breiten Felsstück ein Frühstück zurecht gemacht, das er selbst in seiner Jagdtasche hergetragen hatte. Er war überaus fröhlich und freundlich und konnte sich nicht satt erzählen von der Freude, die er an Perthes gehabt, wenn sie zusammen Fußtouren gemacht oder nach dem Vogelherd gegangen wären. Noch etwas weiter kam der andere Onkel mit seiner ganzen Kinderschar. Wir packten nun das kleine Volk in den Wagen und gingen langsam hinterher. Bis tief in meine Seele bin ich gerührt über die große und allgemeine Freude, die hier ist, weil sie den Perthes wieder haben, und mein lieber Perthes ist wie ein Kind, und ich danke Gott, daß er ihn und mich dies hat erleben lassen. Sie sind alle miteinander wieder zwanzig Jahre jünger geworden.

Nach einem Aufenthalte von einigen Wochen reiste Perthes mit Frau und Kindern von Schwarzburg nach Gotha, wo Justus Perthes, der Bruder seines Vaters, lebte. Hier wären wir denn, schrieb Caroline, und sind auch hier wieder unbeschreiblich freundlich aufgenommen, aber unsere lieben Thüringer Berge sehen wir nur noch in der Ferne. Die Kinder sehnen sich nach der Waldfreiheit und mir selbst geht es nicht besser; ich habe Mühe, es mir nicht merken zu lassen. In unserm Wald hatten wir die Franzosen beinahe ganz vergessen, aber hier wird man tagtäglich wieder an sie erinnert. Schon seit Monaten werden Geschütze, wunderschöne große Kanonen, aus Danzig und Magdeburg nach Paris hier durchgeführt. Ach, man hat die Welt mit aller ihrer Noth und Unnatürlichkeit recht vor Augen, und so wunderwohl, wie in den Bergen und Thälern, in denen man sich selbst mit allen seinen Nöthen und Gebrechen vergißt, kann es einem nicht werden. In Erfurt habe ich dritthalb stille Messen abgehört oder abgesehen, die mir im höchsten Grade misfallen haben. Auch war ich in dem Ursulinerkloster, von dem sich viel erzählen läßt, aber nichts gutes; die erste Frage einer alten Nonne war, ob der Kaffee in Hamburg noch nicht wieder wohlfeiler würde. Augustiner

habe ich mehrere gesehen, die mir zu meinem größten Aerger sämtlich misfallen haben, dagegen hat Neudietendorf, ein Ort der Herrnhuter, mir wohlgethan. Die Menschen haben ein reines, ruhiges, fröhliches Auge und, ich glaube, auch eine stille Sehnsucht im Herzen. Wenn ihr Inneres wirklich dem Aeußeren entspricht, möchte ich wohl, daß nach meinem Tode die Kinder dort sein könnten. Auch der Kirchhof ist still und ruhig, und man möchte dort schlafen.

Ueber Kassel und Göttingen kehrte Perthes nach Hamburg zurück. So eine Reise, wie wir sie genossen haben, schrieb er nach Schwarzburg, ist ein wahres Bild des Lebens; nur was nach der Reise noch übrig bleibt von der Reise, ist die eigentliche Reise. Uns ist vieles geblieben.

Nicht lange nach seiner Rückkehr wurden Gerüchte von neuen gewaltsamen Veränderungen, welche Napoleon in Deutschland beabsichtige, laut. Schon im Herbste 1809 hatte sich der französische Gesandte Reinhard in Hamburg aufgehalten, um die Entscheidung über das endliche Schicksal der Stadt vorzubereiten. Er hält, schrieb damals Perthes, Conferenzen mit Deputierten und Nichtdeputierten über die Erhaltung und Fortdauer der Hansestädte. Der Kaiser wird, nachdem er erfahren hat, wie die Lage der Dinge ist, das künftige Verhältnis der Städte bestimmen. — Mehr als ein Jahr war seit diesem Briefe verlaufen, als kurz vor Weihnachten 1810 der Beschluß des französischen Senats in Hamburg bekannt gemacht wurde, nach welchem die drei Hansestädte zugleich mit dem ganzen nordwestlichen Deutschland zu einem Bestandtheil des französischen Reiches erklärt wurden. Hamburg, von Karl dem Großen erbaut, so hieß es, solle nicht länger des angestammten Glückes entbehren, seinem größeren Nachfolger anzugehören.

Hamburg war eine französische Stadt und ihre Bürger waren Napoleon's Unterthanen geworden. Da Perthes die Unmöglichkeit, seine Ziele in der bisherigen Form zu verfolgen, erkannte, gab er das deutsche Museum auf. Bei Anlegung dieser Zeitschrift, sagte er am Schlusse des letzten Heftes, war mein einziges Ziel, die Wohlgesinnten und Verständigsten unseres Vaterlandes zu vereinigen, um durch Lehre und Rath in verschiedenen Formen zur Erhaltung des Ei-

genthümlich-Guten der Deutſchen an Kraft, Wahrheit, Wiſſenſchaft und Religion beizutragen. Da ich aber als Einwohner Hamburgs durch die neueſten Einverleibungen Unterthan des franzöſiſchen Kaiſerthums werde, ſo machen die dadurch eintretenden Verpflichtungen jene frühere Richtung jetzt unzuläßlich, und das deutſche Muſeum kann von mir nicht weiter beſorgt werden. — Ihr Muſeum verſtummt nun auch, ſchrieb ihm Nicolovius, aber der Geiſt wird leben und Sie und Ihr Beſtreben preiſen. — Sehr wünſche ich, lieber Perthes, äußerte Stolberg, daß Sie mit den wackeren Männern, die Sie vereinigt hatten, auch künftig in Verbindung bleiben könnten, um ſich den Gedanken einer neuen Vereinigung zu edlem Zwecke nicht fremd werden zu laſſen, je nachdem Zeit und Umſtände auf vielleicht nicht erwartete Weiſe ſie erfordern und begünſtigen möchten.

Wer jetzt, ſo viele Jahre ſpäter, den Inhalt des deutſchen Muſeums überblickt, wird wohl den Eindruck deutſcher Tüchtigkeit und Redlichkeit empfangen; aber nur die wenigen, die ſich den Druck jener Zeit in ſeiner ganzen Furchtbarkeit lebendig vor die Seele zu bringen vermögen, werden es erklärlich finden, daß das Aufhören jener Zeitſchrift inmitten der ungeheuren Ereigniſſe als ein nationales Unglück von allen Seiten betrachtet werden konnte.

Perthes' Haltung als franzöſiſcher Unterthan. 1811 und 1812.

Napoleon hatte, um die Verhältniſſe der drei neugebildeten hanſeatiſchen Departements zu ordnen, eine eigene Commiſſion beſtellt, deren Präſident Davouſt, Prinz von Eckmühl, Herzog von Auerſtädt, wurde. Am 2. Januar 1811 langte die Commiſſion und in den erſten Tagen des Februar Davouſt in Hamburg an; unter ihm arbeitete Graf von Chaban, früher Präfect in Koblenz und in Brüſſel, als Intendant des Innern und der Finanzen, und Staatsrath Faure ſollte Einrichtungen im Gerichtsweſen treffen. Am 4. Juli hatte die Commiſſion ihre Arbeiten vollendet, und am 19. Juli wurde die

neue Ordnung der Dinge bekannt gemacht. Davouſt blieb Generalgouverneur für die drei hanſeatiſchen Departements; unmittelbar unter ihm ſtand als Generaldirector der hohen Polizei Mr. d'Aubignoſc. Er leitete das geſamte Spionenweſen und benutzte ſeinen großen Einfluß auf den Prinzen, um deſſen Mistrauen gegen die Bewohner Hamburgs zu vermehren und zum eigenen Vortheil auszubeuten. Präfect des Departements der Elbemündungen wurde Baron de Coninck, Maire von Hamburg der frühere Senator der Stadt Abendroth. An dem in Hamburg eingeſetzten kaiſerlichen Gerichtshof, welcher die letzte Inſtanz für die drei hanſeatiſchen Departements und für das Departement des Oſtens bildete, verſah de Serre, der ſpäter in Italien Niebuhr's naher Freund ward, die Stelle des erſten Präſidenten, und Eichhorn, der ſpäter das gleiche Amt am rheiniſchen Reviſionshofe in Berlin lange Jahre bekleidete, die Stelle des Generalprocurator.

Perthes war kein blinder Feind alles deſſen, was die neue Herrſchaft brachte. Glauben Sie mir nur, ſchrieb er dem Schwarzburger Oheim, mich leitet in meinen Anſichten nicht Leidenſchaft. Ich achte und ſchätze ſehr vieles der neuen Wirthſchaft und ſehr weniges von dem, was unſere Fürſten und Regierungen früher thaten. Unter den höheren franzöſiſchen Beamten ſind ſehr wackere Männer, und die Gerichtsverfaſſung iſt ein großer Gewinn. — Aber auch dem Manne, der nicht in blindem Eifer dahinging, mußte der neue Zuſtand ſchrecklich erſcheinen. In dem ganzen nordweſtlichen Deutſchland waren durch Einverleibung in das Kaiſerreich und durch die ſie begleitenden Umwälzungen alle Verhältniſſe des Beſitzes und des Verkehrs von Grund aus verändert, und auf die Stellung, welche Perthes als Geſchäftsmann einnahm, wirkte überdies das Verhältnis ein, in welchem die franzöſiſche Regierung zu der Literatur und zu deren äußerem Träger, dem Buchhandel, ſtand.

Die Denkfreiheit iſt die erſte Eroberung des Jahrhunderts, hatte Napoleon erklärt, und ich will Preßfreiheit in meinen Staaten haben; aber ich will wiſſen, fügte er hinzu, was für Gedanken und Ideen in den Köpfen umgehen. Eine Reihe von Anordnungen waren, um dieſe Wißbegierde zu befriedigen, ſchon durch das Decret

vom 5. Februar 1810 getroffen worden. Die Buchhändler und Buchdrucker sollten in jedem Departement Frankreichs bis auf eine kleine Zahl von Männern verringert werden, deren Eifer in der Pflichterfüllung gegen den Kaiser und gegen das Wohl des Staates unverdächtig sei. Um den gesamten, durch diese wenigen Männer betriebenen Bücherverkehr zu beaufsichtigen, wurde in Paris die aus vier Büreaus und zahlreichen Beamten gebildete Generaldirection der Buchdruckereien und des Buchhandels errichtet, an deren Spitze sich der Staatsrath Baron Pommereul als Generaldirector befand. In den einzelnen Departements führte ein Inspecteur der Buchdruckerei und des Buchhandels die unmittelbare Aufsicht, und neben ihm stand, um das Stempeln der einzelnen Bücher zu beaufsichtigen, der commissaire-vérificateur à l'estampille. Jeder Buchhändler, welcher nach irgend einem Punkt des Kaiserreiches ein außerhalb desselben gedrucktes Werk einführen wollte, mußte Originaltitel, französische Uebersetzung desselben, Autor, Inhalt, Jahreszahl, Format, Druckort dem Generaldirector in Paris einschicken und die Erlaubnis zur Einführung nachsuchen. Hatte dieser kein Bedenken, so sendete er den sogenannten Permis an das Grenzdouanenamt, über welches der betreffende Bücherballen in das französische Reich eingehen sollte. Das Douanenamt, wenn die Bezeichnung des Ballens mit dem Permis übereinstimmte, sendete beides an den Präfecten, unter welchem der Bücherempfänger wohnte; der Präfect übergab es dem inspecteur de l'imprimerie et de la librairie, welcher es, nachdem er einen procès verbal darüber aufgenommen, dem vérificateur à l'estampille zusendete. Der Vérificateur rief den Eigenthümer der Bücher, öffnete den Bücherpacken in dessen Gegenwart, verglich den Inhalt mit dem Permis, nahm die nicht im Permis angegebenen Bücher fort, wog die andern und bestimmte die droits nach dem Gewicht, fünfundsiebenzig Centimes nemlich für jedes Kilogramme, das heißt für 2 Pfund 2 Loth. Dann stempelte er jedes einzelne Buch und gab es frei. Am Ende jedes Monats sendete der Vérificateur ein Verzeichnis aller freigegebenen Bücher an den Generaldirector nach Paris, damit eine nochmalige Vergleichung mit den in Paris geführten Listen vor sich gehen könne. In dieser Weise schien das Reich gegen das Eindringen von

Schriften, die dem Kaiſer hätten unangenehm ſein können, ſicher genug verwahrt, und um zu verhindern, daß nicht Schriften dieſer Art im Innern ſelbſt zu Tage gefördert würden, mußte jeder Buchdrucker Frankreichs von jeder Schrift, die er zu drucken beabſichtigte, den ausführlichen Titel an den Präfecten ſeines Departements und an den Generaldirector nach Paris ſenden. Der Generaldirector konnte nach Gutbefinden Einſendung und Unterſuchung des Manuſcripts verlangen und den Druck verhindern; hielt er die Unterſuchung nicht für nöthig, ſo ſendete er dem Buchdrucker einen Schein, récépissé, darüber, daß er die Angabe des Titels erhalten habe, und der Druck durfte vor ſich gehen, jedoch auf Verantwortlichkeit des Druckers, Verbreiters und Verfaſſers.

Sobald Hamburg und das nordweſtliche Deutſchland dem franzöſiſchen Kaiſerreiche einverleibt worden war, erſchien es gewiß, daß dieſe Einrichtungen auch in den neuen Departements Geltung erhalten würden. Für jedes einzelne deutſche Buch alſo, welches in Hamburg gedruckt oder z. B. aus Göttingen oder Leipzig, Berlin oder Kiel nach Hamburg und durch Hamburg in die deutſchen Theile des Kaiſerreiches gebracht werden ſollte, mußte, wie vorauszuſehen war, ein Erlaubnisſchein aus Paris beigebracht werden. Es ſchien unmöglich, daß ferner noch von Buchhandel in Hamburg oder in einer andern deutſchen Stadt des Kaiſerreiches die Rede ſein könne. Um ſich wenigſtens für die nächſte Zukunft zu helfen, erbat ſich Perthes von allen Buchhandlungen Deutſchlands die in denſelben verlegten bedeutenderen Werke auf ſein Lager in Commiſſion. Maſſenweiſe gab man ihm größere und kleinere Werke, welche in möglichſter Eile, bevor die Sperre wirklich eintrat, nach Hamburg geſchafft wurden. Zugleich wendete ſich Perthes an den ihm ſchon länger befreundeten Görres nach Koblenz, um von dieſem Auskunft über die Art und Weiſe zu erhalten, in welcher die ſtrengen den Buchhandel betreffenden Anordnungen ausgeführt würden. Ich erhalte eben Ihren Brief, antwortete Görres, und ſetze mich ſogleich hin, denſelben zu beantworten und Ihnen in Ihrer gegenwärtigen Lage mit Rath an die Hand zu gehen. Allerdings ſteht Ihnen, wenn das franzöſiſche Geſetz bei Ihnen eingeführt wird, viel Verluſt, Störung, Hemmung und Ver-

drießlichkeit bevor. Die ganze Sache ist noch sehr schlecht organisiert, nichts greift ineinander, nirgends ist Kenntnis des Gegenstandes, alles ins Unabsehbare ausgezogen, sonst aber vor der Hand noch nicht eigentlich drückender Geist und Illiberalität. Die Bücher werden hier bei ihrer Ankunft, wenn sie verdächtig aussehen, vom Präfecten unter Leute in der Stadt zur Beurtheilung vertheilt, die sie nun nach Gutdünken Monate lang behalten. Doch unterwirft man nichts einer solchen Untersuchung als politische Schriften, und auch diese nur obenhin; aber desto strenger ist man gegen theologische Werke, in denen man etwa ultramontanische Grundsätze wittert. Hier ist die Spionerei bei dem jetzigen Streite mit dem Pabste an der Tagesordnung. Aesthetische und wissenschaftliche Schriften sind noch nicht angesehen worden, auch weiter nichts sonderliches verboten, aber die Schlechtigkeit der Zeit und die Erbärmlichkeit der Deutschen kommt den französischen Anordnungen überall auf halbem Weg entgegen. Gar manches wird hier von Deutschen denunciert, obschon die Franzosen selten eine Antwort darauf geben und auch dem Einschmuggeln von Büchern, welches, um all die Weitläufigkeiten zu vermeiden, vielfach geschieht, wenig Hindernisse in den Weg legen. Das ganze über den literarischen Verkehr jetzt bestehende System ist der Art, daß es auf keine Weise langen Bestand haben kann. Die Schreibereien und deshalb auch die Beamten sind zahllos. Bald wird die Regierung einsehen, daß die geringen Vortheile mit den großen Kosten in keinem Verhältnis stehen, und wird deshalb das ganze System über kurz oder lang wieder aufheben. Für Sie in Hamburg kommt daher alles darauf an, daß Sie die Einführung der ganzen Einrichtung so lange wie möglich von Ihrer Gegend abhalten, weil dieselbe dann wahrscheinlich gänzlich an Ihnen vorübergehen wird. Ich rathe Ihnen deshalb, sich zu diesem Zwecke ohne Verzug an Chaban zu wenden. Ich kenne diesen Mann, der vor einigen Jahren Präfect in Koblenz war, recht gut; er ist im ganzen billig, gutmüthig, leichtgläubig, blindlings vertrauend jedem ersten, der, gut oder schlecht, sich seiner bemächtigt; aber er selbst hat sich niemals wissentlich schlecht hier gezeigt und wird es auch in Hamburg nicht. Sie werden schnell sein Vertrauen gewinnen können, und haben Sie es einmal gewonnen,

ſo werden Sie manches böſe verhindern, manches gute bewirken können. Wenn Sie ihm in Beziehung auf den literariſchen Verkehr vorſtellen, wie die Sache ſteht und wie die allgemeinen franzöſiſchen Maßregeln unnütz und unpaſſend für Ihre Gegend ſeien und den Ruin des ganzen Buchhandels nach ſich ziehen müßten, dann verwendet er ſich mit allem Eifer in Paris wenigſtens für die Suspenſion auf unbeſtimmte Zeit, und er hat vielen Einfluß dort. Gelingt Ihnen das nicht, nun ſo können Sie im Anfange, ſo lange die Flitterwochen dauern, viel mit den Franzoſen anfangen, wenn Sie ſie nur einigermaßen zu behandeln wiſſen. Später aber ſich viele Mühe mit ihnen zu geben, rathe ich Ihnen nicht; denn alles iſt vom verruchten Satanas, und eben die nationale Gutmüthigkeit, die mehr oder weniger in allen Franzoſen liegt, iſt das Werkzeug der Sünde. In den Kern hat ſich der Teufel eingebiſſen, und es iſt alles nichtsnütz, und wer dauernd wirken will in dieſem Kreiſe, muß werden wie einer von ihnen, habſüchtig im Herunterblicken, niederträchtig im Heraufblicken, und dabei muß man die Beſtie ſchon von außen ihnen im Bauche heulen hören können. Halten Sie für die Dauer ſich ferne und vertrauen Sie ebenſowenig auf die Menge der Deutſchen, wie wenn von dieſen irgend etwas, was tüchtig iſt und brav, zu erwarten wäre; ſie ſind ein eitel charakterloſer Haufen, Schafe, die ein Wolf zu Tauſenden jagt, wohin er will.

Wenige Tage ſpäter ſandte Görres einen zweiten Brief an Perthes ab, in welchem er, auf ſichere Nachrichten fußend, jeden Verſuch als vergeblich bezeichnete, der die Ausdehnung der allgemeinen Maßregeln über den Buchhandel auf die neuen Departements zu verhindern ſtrebte. Die Schule, in die Sie demnach jetzt eintreten, fügte er hinzu, haben wir als ältere Lehrgeſellen bereits durchgemacht und ſind gehänſelt worden nach alter Sitte, und können nun den neu eintretenden Lehrburſchen ein warnend Wort zuzurufen uns ſchon herausnehmen. Zuerſt und vor allem warne ich Sie vor Ruhe und beſchaulicher Paſſivität, an der ich in dieſer Zeit ſchon viele Hunderte habe verderben ſehen. Entweder müſſen Sie ganz heraustreten aus allen Geſchäften, ſich zuſammenkugeln wie ein Igel zum Winterſchlaf, um der Zeit ſo wenig Oberfläche wie möglich zu geben, oder Sie müſſen Ihre

Thätigkeit um ebenso viel verstärken, als das Leben schneidender wird. Unsere Zeit läßt nichts bestehen, was ruht: wie in den Wissenschaften das gemächliche alte Büchermachen aufgehört hat, so sind auch die Kaufleute von ihren ruhigen Sitzen in den Comptoiren aufgetrieben. Wer nicht bestehen kann mit dem, was er früher erworben hatte, der muß heraus aus der Sänfte und hinauf aufs Pferd; alles alte Fußvolk muß beritten werden, denn die Zeit selbst fährt auf dem Rennwagen daher. Das haben schon Tausende versehen, als der Sturm sie erreichte: wir wollen, sagten sie, das Ungewitter vorüberziehen lassen, unsern Vertrieb beschränken und alle Höhe meiden, weil der Blitz leicht in die Höhen einschlägt. Aber wie irrten sie sich! Das Ungewitter zog nicht vorüber, sondern blieb Jahre lang fest über ihren Häuptern stehen. Das Unglück hatte ihnen Unthätigkeit gebracht und die Unthätigkeit brachte wieder Unglück. So steigerte sich das Verderben immer höher, bis alles zerronnen war. Das ist die Geschichte von Unzähligen in hiesiger Gegend und der Hauptgrund des Wechsels in allem Besitz. Ich denke nicht, daß Sie bei Ihrer Thätigkeit und bei Ihrem sicheren Auge Gefahr laufen, an dieser Klippe zu scheitern; ich wollte Ihnen das nur bestimmt ausdrücken, wonach Sie gewiß schon lange gehandelt haben. Also hinaus auf den Markt und zur rechten Zeit die Zeit benutzt! Jeder, der jetzt praktisch auf die Welt einwirken will, muß streben zu vielseitigem Besitz zu gelangen; denn alle höheren Formeln haben sich jetzt in geprägte Zahlzeichen umgesetzt, mit denen sich allein noch einige Zauberei treiben läßt. Die Schlechtigkeit und die Gemeinheit streben immer deutlicher sich in den Alleinbesitz aller Güter zu theilen, und man kann ihnen nicht wirksamer entgegentreten als dadurch, daß man ihnen von ihrem Raube entreißt so viel als möglich. Geld ist jetzt das erste Werkzeug des Despotismus, und dieses Werkzeugs muß sich der bemächtigen, der eine Gegenwirkung üben will. Und dennoch verzettelt, was uns die Gewalt nicht nimmt, unser Ungeschick, unsere Dummheit und Unbehilflichkeit. Freilich wie das, was in der Literatur Aufwand fordert, also zunächst der Verlagshandel und dann auch der Sortimentshandel, bestehen kann, ist nicht abzusehen. Aber anderseits hat die Nation nichts, was sie erfreuen könnte, als ihre Literatur. So wenig Still-

ſtand iſt nach der ideellen Seite hin eingetreten, daß mehr als je die Production in den Geiſtern drängt und der literariſche Cierſtock noch gar nicht ausgehen will. Auch Leſe- und Studierluſt iſt nicht vermindert, und es iſt daher auch wiederum nicht abzuſehen, wie die Literatur äußerlich untergehen könnte. Alſo nur Muth zum Unternehmen! Wahr iſt es freilich, wer reich werden will, fällt in des Satans Klauen, aber eben auch nur der, welcher reich werden will. Der wahre Kaufmann aber iſt der, welcher Erwerb allein als Erwerb für höhere Zwecke betrachtet und da erſt anfängt, wo andere enden. Haben Sie ſich Mittel gewonnen, dem zwiſchen Recht und Unrecht jetzt Wankenden nur einiges zu Gunſten des Beſſeren zu bieten, ſo iſt die menſchliche Natur ſo gut immer noch, daß ſie dann den Teufel von ſich ſtößt. Rühren Sie ſich, derweil es noch Zeit iſt, ſich Ihren Theil im Weltlauf zu gewinnen; es iſt nöthig, daß Sie in Ihrem Handel große Geldmittel für große Zwecke ſammeln. Daß ich ſelbſt nicht nach gleichen Grundſätzen handele, darf Sie nicht wundern; ich bin zu ſehr Gelehrter, um Kaufmann ſein zu können.

Als Perthes dieſen Brief mit Dank und mit einer näheren Auseinanderſetzung ſeines Geſchäfts erwiedert hatte, ſchrieb Görres: Nun erſt begreife ich die Großartigkeit Ihres Geſchäftes, welches, in Deutſchland und Frankreich ſeine Wurzel ſchlagend, im Norden und in der neuen Welt ſeine Zweige ausbreitet. Sie ſind als Geſchäftsmann ein wahrer Hanſeate, und es iſt nichts geringes, den geiſtigen Verkehr eines großen Theils von Europa in ſeiner materiellen Grundlage zu ſichern und zu leiten. Das iſt der Vortheil des Meeres, welches jeden, auch den kleinſten Theil aufnimmt in ſeiner Grenzenloſigkeit, während im Lande jedes Flüßchen ſich ein Eignes dünkt und ſein Gebiet abſchließt. Ich hatte die Sache niedriger genommen, und Sie werden das meinem ſchlechten Augenmaß in ſolchen Dingen und dem Umſtande zu Gute halten, daß ich ſelbſt ein Binnenländer, ein Flußanwohner bin.

Perthes ſah der Gefahr, welche ſeinem Geſchäfte zugleich mit dem ganzen deutſchen Buchhandel den Untergang drohte, beſonnen und muthig ins Auge. Meine Lage iſt durchaus verändert, ſchrieb er an Jacobi, doch ſo, daß durch alle Umſtürze das, was ich als Geſchäfts-

mann betreibe, noch größeren Aufschwung erhalten muß. In meinem Innern ist die Fülle der Liebe und des Lebens nicht weniger durch die Jahre geworden, und so wie ich von Tage zu Tage mich mehr bändigen lerne, vermag ich auch mehr meine Kräfte nach außen zu richten, um die Zwecke zu erreichen, die mir nach meinen Verhältnissen vorgelegt sind. Furcht vor Gott und Muth gegen Menschen sind ein und dieselbe Sache, so lautet meine Philosophie und mein Christenthum. — Je schlimmer die Zeiten sind, schrieb er seinem Handelsfreunde Rein nach Leipzig, um so mehr Muth und Aufmerksamkeit muß man haben, sie zu überwinden. Sei nur ruhig, wir werden schon in Ordnung kommen. — Zunächst mußten die Schwierigkeiten beseitigt werden, welche die französischen Localbehörden in Hamburg dem Einbringen deutscher Schriften entgegenstellen konnten. Nicht auf halbem sondern auf ganzem Wege kamen die kaiserlichen Beamten entgegen. Der Vérificateur à l'estampille erhielt als solcher keinen Gehalt, sondern sollte nach wohlgeleisteten Diensten vom Staate belohnt werden; bis dahin fristete er durch Buchhändler und Bücherliebhaber sein Leben. Der Inspecteur de la librairie, Mr. Johannot, ein charakterloser, verwirrter Glücksritter, bedurfte ebenfalls milder Gaben, ebenso die Gehilfen beider Männer. Die Generaldirection in Paris war weit entfernt, der ausgedehntesten Nachsicht der Localbehörden in den Weg zu treten. Der Kaiser hat wohl, äußerte sich Görres gegen Perthes, eine instinctartige Abneigung gegen die Literatur, aber keinen Haß, und betrachtet sie schon lange als das Spielwerk der deutschen Nation, und wird nicht einmal einen Versuch machen, sie uns zu entreißen. Zwar werden die für das eigentliche Frankreich getroffenen Anordnungen auch auf uns übertragen; denn um das ungeheure Ganze übersehen zu können, soll Gleichförmigkeit überall sein; überallhin werden die fertigen Patronen mitgebracht, in die über Nacht alles Vorgefundene gegossen wird und alsbald fertig da steht. Jener alte französische Gartengeschmack, wie er früher aus Bäumen Menschen schnitt, will jetzt aus Menschen gleiche Flächen schneiden; Inder und Perser, Türken und Neuseeländer werden noch Präfecten und Unterpräfecten, den Code und die Censur bekommen. Das kleinste Grundmaß hat Napoleon vom Menschen angenommen, und alles, was größer ist, wird

abgehauen, und ſo werden Raſenplätze glatt geſchoren und gleich gewalzt; aber man achtet und ſcheut keine andere Oppoſition, als die materielle, und hat gar keinen Begriff davon, daß in Deutſchland noch eine andere Widerſtandskraft lebt. Die Franzoſen würden hierüber noch mehr im Dunkeln ſein, wäre nicht das inländiſche deutſche Geſchmeiß, das ſich anhängt und zuträgt. — Davouſt zwar glaubte, äußerte Perthes etwas ſpäter, daß nur unſere Literatur es den Deutſchen möglich mache, ſich noch für eine Nation zu halten; doch auch er mußte es bei dem guten Willen bewenden laſſen, denn die Sache ſelbſt war ſeinen Begriffen zu fein. Mit Händen wollte er ſie greifen und vergriff ſich deshalb immer nur an einzelnen Männern oder an literariſchem Handwerksgerüſt. Tiefer ging es nicht. Die Ideologie, wie Napoleon das ihm im Wege ſtehende Geiſtige nannte, das heißt den Sinn für die Wahrheit, die Liebe zu Gott, die Furcht vor ihm und den uns unvertilgbaren Trieb, den Urſprung der Dinge zu erforſchen, — zu alle dem drang Davouſt und ſeine Gehilfen nicht, und ſo wurden die Grundſätze wahrer Ordnung, Freiheit und Nationalität wie ein ſtummes Geheimnis in uns bewahrt, bis die Morgenröthe kam.

Bei einer ſolchen Stellung der franzöſiſchen Machthaber zur deutſchen Literatur machten ſich die Herren in Paris ihr Geſchäft nicht ſchwer. Der alte Generaldirector de Pommereul, welcher ſeit dem Streite Napoleon's mit dem Pabſte an Portalis' Stelle getreten war, hielt die deutſchen Bücher für völlig gleichgiltig; ſein Büreau war mit ſprachunkundigen, meiſtens jungen, lebensluſtigen Leuten beſetzt, weil dieſe, da ſie am wohlfeilſten zu haben waren, ihrem Chef den größten Ueberſchuß von den ſechzigtauſend Franks Büreaukoſten ließen. Dieſe jungen Leute nun ſollten die langen, von den Buchhändlern zur Erlangung des Einführungspermis eingeſendeten Liſten der Büchertitel, deren keinen ſie verſtanden, durchleſen und dann beurtheilen, ob die Einführung zu erlauben oder zu verbieten ſei. An dieſer Aufgabe verzweifelnd, halfen ſie ſich mit angenehmer Leichtigkeit, erlaubten alles und ſtrichen, um ihre Geſchäftsgenauigkeit zu zeigen, von jeder Liſte auf gut Glück jedesmal dreißig bis vierzig Artikel, darunter oftmals Werke über Färbekunſt, Obſtbaumzucht, Schachſpiel u. ſ. w.

In der nächsten Liste führten die Buchhändler solche gestrichene Artikel von neuem auf, und es war ein seltner Zufall, wenn sie zum zweitenmal von der Einfuhr ausgeschlossen wurden. Perthes benutzte diese Verhältnisse im vollsten Umfange. Manche der von ihm eingereichten Listen haben sich erhalten. Er gab sich nicht die Mühe, die einzelnen Titel anzuführen, sondern machte allgemeine Rubriken: wenn er z. B. schrieb: oeuvres complètes in zwanzig Exemplaren, so kam die Einführungserlaubnis, und nun konnten gesammelte Werke eingehen, mochten sie von Peter oder Paul sein. Aehnlich finden sich in den Listen eingetragen: 25 Exemplare tragédies, oeuvres politiques, poésies, oeuvres diverses, discours, und dazwischen wurden mit guter Laune und zur Verspottung der Pariser, Werke über die Rechtschreibung, über den Kartoffelbau, über botanische Gärten, und dann in derselben Liste von neuem 25 Exemplare oeuvres diverses, tragédies u. s. w. gesetzt. Sechzehnmal mußte freilich der Titel jedes Buches, welches aus Deutschland nach Hamburg eingeführt werden sollte, dem Gesetze nach geschrieben werden; aber dennoch war das ganze mit peinlicher Aengstlichkeit zur Niederdrückung des Buchhandels errichtete Gebäude für das Leben bedeutungslos, und in den deutschen Theilen des Kaiserreichs erschien der literarische Verkehr nur in geringem Grade beengt. Da indessen wenige die gegebenen Verhältnisse zu benutzen verstanden, so gewann die Handlung von Perthes eine außerordentliche Ausdehnung. Ganz Holland, das ganze nordwestliche Deutschland, England und der Norden Europa's gehörten zu ihrem Gebiete. Das sauerste, mühseligste Jahr meines bisherigen Lebens, schrieb Perthes im December 1811 an seinen Schwarzburger Oheim, habe ich dieses Jahr durchlebt: der Umsturz alles Alten nöthigte mich, um nur etwas zu retten, das neue Wesen mit meinem Geschäfte auf das emsigste anzufassen. Es ist dieser Zeit eigen, daß man nicht durch Zurückziehen sich rettet, sondern durch regsames Vorwärtsgehen. Meine Geschäfte haben sich nicht verringert, sondern vermehrt, und oftmals war mir bange, ob ich mein nicht kleines Schiff durch die gefährlichen Klippen und die unerhörten Stürme durchführen könne, aber Gottlob! die Hauptgefahren sind jetzt beseitigt, und ich sehe etwas Land. — Da die eigenen Geldmittel bei weitem nicht ausreichten, um den Be-

trieb der Handlung im Gange zu erhalten, mußte Perthes hie und da nach Aushilfe ſuchen, aber in der geldarmen Zeit meiſtens vergebens. Niebuhr und ich, antwortete ihm z. B. Nicolovius, haben darüber lächeln müſſen, daß Sie, lieber Perthes, hier in Berlin Geld zu finden glauben; indeſſen wollen wir doch verſuchen, was möglich iſt. — Ihr Geſchäft iſt ein durchaus ſolides, entgegnete ihm Keetmann, ein ſehr ehrenwerther Mann von ſtrengſter Rechtlichkeit, aber es iſt doch nur deshalb ſolide, weil es auf Ihrer Perſönlichkeit ruht. Wenn Sie Ihre Perſon gefährden, ſo gefährden Sie die einzige ſichere Grundlage der Handlung. Darauf ſollten Sie doch etwas mehr Rückſicht nehmen, werther Freund, und ſich ſchonen; kein Menſch hält es aus, angeſpannt thätig zu ſein von Morgens fünf Uhr bis Abends zehn Uhr.

Ein ſehr reichhaltiger Briefwechſel mit bedeutenden Männern der verſchiedenſten Richtungen und Geſinnungen, wie mit Rumohr und Klinkowſtröm, mit Stolberg und Droſte, mit Steffens und Fouqué, mit Niebuhr und Nicolovius, mit Görres und Villers, mit Jacobi und Reinhold hielt das geiſtige Leben wach, die Sitzungen des Geſchwornengerichts, an denen Perthes als Mitglied Theil nahm, und ein freundlicher Verkehr mit de Serre und Eichhorn regten neue Intereſſen ſehr lebhaft an, und die Geburt eines Sohnes, Bernhard, am 27. September 1812 gab dem Familienleben neue Freude; aber der Druck der Zeit blieb ſchwer und ein Ende war nicht abzuſehen. Friede wird nicht, meinte Görres, bevor nicht die ganze Generation, welche die Revolution geſehen hat, ausgerottet iſt bis auf den letzten Mann. — Ich bereite mich vor, ſchrieb Nicolovius aus Berlin, im Glauben dahin zu fahren, ohne ſelbſt die beſſere Zeit anbrechen zu ſehen; aber meine Kinder will ich derſelben würdig machen. — Vorzeichen eines kommenden beſſern Tages konnte Perthes nicht erkennen; aber die Sicherheit ſeiner Ueberzeugung, daß alle Noth und alles Elend der Gegenwart ein nur vorübergehendes ſei, durch welches man ſich durchhelfen müſſe ſo gut wie möglich, gab ihm im ſchriftlichen wie im mündlichen Verkehr ſo muthige Friſche und belebende Kraft, daß viele Männer in der Nähe und Ferne mit freudiger und bewundernder Theilnahme auf ihn ſahen. Der Thränen kann man ſich freilich

nicht immer erwehren, schrieb ihm Sartorius aus Göttingen, aber Glaube und Hoffnung sollen wir nicht aufgeben. Wohl dem, der nicht in sich selbst verzweifelt; wohl Ihnen, daß Sie auch in der jetzigen Lage den Muth nicht verlieren! — Ihr Brief, schrieb ihm Fouqué, hat mich mit Wasser und Feuer getauft, mit dem Thränenwasser der tiefsten Wehmuth, aber auch zugleich mit dem Feuer des sichersten, stählendsten Glaubens und Muthes. Wenn alle gute Männer unseres Volkes die Erscheinungen der Zeit so besonnen, tieffühlend und klar wie Sie betrachten, so hat es mit dem Höchsten und Erhaltenswerthen in uns keine Noth. — Niebuhr wird Ihnen sagen, schrieb Nicolovius, wie sehr wir ihren männlichen Muth und Ihr evangelisches Schlangen- und Taubenbenehmen bewundern. Vertrauen Sie auch uns, daß wir nach bester Kraft uns wacker halten und Ihrer Theilnahme werth bleiben werden.

Auch als die Gerüchte von dem bevorstehenden Kampfe zwischen dem romanischen und slavischen Kaiserreiche laut wurden, blieb Perthes getrost und hoffnungsfest. Ihr Muth, mein lieber, theurer Freund, schrieb Nicolovius an Perthes, stärkt mich und macht Sie mir immer neu werth. Sie haben Recht, wir stehen am Einbruch neuer großer Begebenheiten, und wir müssen mit ernstem Sinne ihnen entgegengehen; aber Gram und Kummer sind erlaubt, da es nicht das Reich der Wahrheit und des Rechts ist, das immer mehr sich verbreitet. Möchte allem, was nach Gottes Rathschluß untergehen soll, ein Tod in Ehren zu Theil werden und in der finstern Nacht die Vorzeichen eines besseren neuen Tages nicht ganz unserm Auge verschwinden! — Die großen geistigen Bewegungen und die schneidenden Gegensätze der politischen Parteien, welche damals in Preußen und vor allem in Berlin hervorzutreten begannen, blieben auch außerhalb Preußens den Männern deutscher Gesinnung nicht unbekannt. Perthes war in sich nicht einig, ob dieses gährende Durcheinander politisch aufgeregter Herzen und Köpfe zum Rechten führe oder nicht, und wünschte schon im Sommer 1811 die innern Kämpfe Berlins aus eigner Anschauung kennen zu lernen; aber Hindernisse stellten sich damals der beabsichtigten Reise nach Berlin in den Weg. Wie sehr bedaure ich, daß Sie nicht kommen zu dürfen glauben, schrieb ihm Niebuhr. Mich hatte sehr

verlangt, Sie zu sehen. Sie wären ein paar Tage hier gewesen und hätten nur Freunde gesehen, und vielleicht kennen Sie von den beiden Principien, die hier unvermischt neben einander existieren, das Gute noch nicht, welches doch in manchen so rein ist, wie Sie es nur wünschen können. Mir sind wie Ihnen die Schwätzer und Maulhelden bis zum Abscheu verhaßt; aber gerne hätte ich Sie mit dem Salze in unserer Wüstenei bekannt gemacht, und vor allem ist es mir nicht weniger als Nicolovius ein Bedürfnis, mit Ihnen ein paar Tage lang von Herzen zu Herzen zu reden. Lieber Perthes, ist es nicht ganz fest bei Ihnen entschieden, so fragen Sie sich noch einmal, ob es Ihnen nicht möglich ist, zu uns zu kommen. Ich verspreche Ihnen, daß Sie es nicht verdrießen soll. Ihre Grundsätze sind freilich nicht allgemein hier geltend, ich aber befolge sie treu und lange schon bis zur strengen Gewohnheit.

Im Juli 1812 führte Perthes den im vorigen Jahre aufgegebenen Plan aus und verlebte mitten im Getümmel der nach Osten ziehenden französischen Heere einige Wochen in Berlin. Er wurde genau bekannt mit dem Getriebe der kämpfenden Parteien und mit den Wünschen und Aussichten der heißen Patrioten, und durch alles, was er sah und hörte, wurde sein Glaube, daß die Stunde der Befreiung für Deutschland nicht ausbleiben könne, verstärkt. Ergriffen und bewegt von den vielen sich durchkreuzenden und widersprechenden politischen Eindrücken des damaligen Berliner Lebens, gab Perthes sich in kräftiger Lebendigkeit dem Verkehr mit seinen Freunden und Bekannten hin und kehrte gestärkt und mit erweitertem Blicke nach Hamburg zurück. Perthes' geistreiche Lebendigkeit, schrieb Niebuhr damals an die Doctorin Hensler, hat etwas sehr belebendes. Er verließ uns am Freitag. Wir haben viele lebendige Stunden mit ihm genossen. Diese Regsamkeit, mit der er sich in jede verwandelte Gestalt der Zeit hineinfindet, literarisch und politisch, ohne je seine Selbständigkeit zu verlieren, und sich immer jung erhält und erhalten wird, ist etwas sehr beneidenswerthes. — Ihr Besuch, mein lieber Perthes, schrieb Nicolovius im August 1812, hat mich gestärkt. Sie verstehen es, es mit der bösen Zeit aufzunehmen und sich nicht unterbringen zu lassen. Gebe Gott Ihnen Kraft zu fernerem Kampf und weiterm Sieg! Unter uns

bleibt Ihr Andenken sehr lebendig, und Sie dürfen Ihrer Erscheinung unter uns sich freuen. — Wir wissen es beide gegenseitig, schrieb Niebuhr an Perthes, daß wir nun so recht alte und vertraute Freunde geworden sind und es bleiben werden. Das Andenken an Ihren Aufenthalt bleibt uns lebendig gegenwärtig, und ich denke, es ist ganz in der Ordnung, wenn es mir vorkommt, als hätten wir uns noch eigentlich gar nicht recht ausgesprochen und als wenn jede Stunde, die wir nicht allein oder mit Nicolovius zusammen verbracht haben, halb verloren gewesen wäre. Ihr Besuch, mein lieber Perthes, war ein so lebendiger Beweis Ihrer Liebe, war so erheiternd und genußvoll, und eine solche Verstärkung des Bundes zwischen uns in der zertrümmernden Zeit, daß ich Ihnen nicht ausdrücken kann, wie dankbar ich Ihnen dafür bin.

Den schweren, furchtbaren Druck, mit welchem Frankreich auf Preußen lastete, hatte Perthes in Berlin nun aus eigener Anschauung kennen gelernt; aber wahrlich in Hamburg war er nicht geringer. Handel und Schiffahrt waren zu Grunde gerichtet, von den vierhundertachtundzwanzig Zuckersiedereien hatten nur einige wenige sich erhalten, die Kattundruckereien hatten ohne Ausnahme aufgehört, die Tabaksspinnereien waren sämtlich durch die Regie verdrängt. Zahllose Abgaben dagegen: droits réunis, Regie, Enregistrement, Thür- und Fenstersteuer, Personensteuer, Grundsteuer u. s. w., waren eingeführt und brachten durch ihre Höhe und durch die Quälereien, von denen sie begleitet waren, die Bürger zur Verzweiflung. Die milden Anstalten: das Waisenhaus, der Krankenhof, die Gotteswohnungen, sahen sich ihrer Zuflüsse beraubt und in ihrem Fortbestand bedroht, das Grundeigenthum verlor seinen Werth und die Zinsen der öffentlichen Schuld konnten nicht bezahlt werden. Die einst so stolze, reiche Stadt bot nun das Bild eines allmählichen Hinsterbens dar. Mit hartherziger Brutalität wurden die herben Maßregeln durchgeführt. Gequält durch die Erpressungen geldgieriger Beamten jeden Ranges und geängstet durch die willkürlichen Bedrückungen, hatten die Einwohner Hamburgs nicht einmal den Trost, in ihren eigenen Häusern sicher gegen Beunruhigungen zu sein. Jede Aussicht auf Rettung oder auch nur auf Erleichterung schien zu verschwinden, als im Spät-

ſommer 1812 eine Siegesnachricht nach der andern von der großen Armee aus Rußland einlief, und niemand wagte, den etwas ſpäter umlaufenden dunklen Gerüchten von ſchweren Unglücksfällen derſelben Glauben beizumeſſen. In dumpfer, verzweiflungsvoller Trauer ſchickten ſich die Bürger an, das Weihnachtsfeſt zu feiern, als faſt allen unerwartet am 24. December das neunundzwanzigſte Bülletin bekannt gemacht wurde, welches über die Vernichtung der großen Armee keinen Zweifel laſſen konnte. Ein Wunder Gottes war geſchehen und ein Stern der Hoffnung aufgegangen, welcher neues Leben und neuen Muth in allen gedrückten Gemüthern ſchuf. Ein Weihnachtsabend wurde in Hamburg gefeiert, wie ſeit langen Jahren nicht.

Der Verſuch Hamburgs, ſich zu befreien.

Januar bis 18. März 1813.

Seit vielen Jahren ſchon hatte Perthes in mannigfachen Berührungen mit Ludwig von Heß, einem merkwürdigen und bedeutenden Manne, geſtanden, welcher, Schwede und Edelmann von Geburt, einſt in früher Jugend Regierungsrath ſeines Königs geweſen war. Um das Jahr 1780 hatte er ſich in Hamburg niedergelaſſen, und ſeine leidenſchaftliche Liebe zu der neuen Heimat, ſeine ſtrenge Rechtſchaffenheit, ſein ſcharfer Verſtand, ſein Reichthum an Auskunftsmitteln in ſchwierigen Lagen und ſeine Gabe, verwickelte Verhältniſſe lichtvoll darzuſtellen, fanden allgemeine Anerkennung. In den Kreiſen von Sieveking und Reimarus hatte er geglänzt und mit vielen bedeutenden Männern des Auslandes ſtand er in naher Verbindung. Durch eine Reihe ausgezeichneter Schriften über die innere und äußere Stellung Hamburgs hatte er ſich großes Anſehen unter den politiſch gebildeten Männern, durch ſein Auftreten für die Rechte der Bürgerſchaft großes Vertrauen unter den Bürgern gewonnen. Vielfach hatte er ſeine günſtige Stellung benutzt, um durch perſönliche Einwirkung fördernd und verhütend in die ſtädtiſchen Zuſtände einzugreifen; aber

nur selten war er öffentlich in Geschäften der Stadt verwendet worden, weil ihn ein starres Festhalten an eigenen Ansichten und eine unverträgliche, von den Stimmungen des Augenblicks abhängige Gemüthsart verhinderte, sich in gegebene Verhältnisse zu schicken. Er hatte viele warme Freunde, aber die meisten derselben waren zugleich seine heftigsten Gegner; denn er selbst war ein doppelter Mensch, der die größten Gegensätze ungeeinigt in sich trug. Er war großartig und edel, aber auch kleinlich und unversöhnlich; er konnte sich in vollem Vertrauen ganz hingeben und hegte und pflegte lauerndes Mistrauen in seiner Seele; er verachtete alles Aeußere und war eitel und ehrgeizig; er dürstete nach Freiheit und war militärischer Despot; eine seltene Geisteskraft machte den reizbaren, kränklichen Körper zu den größten Anstrengungen fähig, und dennoch sah man den Mann oftmals ohne äußere Veranlassung in tiefster Muthlosigkeit zusammensinken.

Auf Perthes hatte Heß immer Vertrauen gesetzt und gerne mit ihm verkehrt; aber ein nahes Verhältnis war erst im Sommer 1812 zwischen ihnen entstanden, als Napoleon's Zug nach Rußland beide Männer in die heftigste Bewegung setzte. Sie suchten Trost und Erleichterung, indem sie in der schweigenden Zeit ihre Ansichten, ihre Hoffnungen und Befürchtungen offen und rückhaltlos austauschten. Heß, einer älteren Zeit angehörend und der Geburt nach kein Deutscher, hatte sein politisches Hoffen und Sorgen an Hamburg, die Heimat seiner Wahl, gebunden; ein deutsches Nationalgefühl kannte er nicht. Perthes dagegen liebte zwar Hamburg und war der Stadt dankbar, in welcher er Bildung, Freunde, Beruf, Weib und Kind gefunden hatte, aber unumwunden sprach er schon damals aus: Wenn Deutschlands Freiheit nicht erstritten wird, so ist mir an Hamburg nichts gelegen. Dieser politische Gegensatz verhinderte indes so wenig wie die sonstigen großen Verschiedenheiten einen lebendigen Verkehr und ein unbedingtes gegenseitiges Vertrauen zwischen beiden Männern. Wir standen uns, äußerte Perthes etwas später, an Jahren fern, wir hatten einen sehr verschiedenen Gang unserer inneren und äußeren Schicksale gehabt und waren in Ansichten und Ueberzeugungen, besonders insofern sie in Saft und Blut übergegangen waren,

ſcharf getrennt, und dennoch wurden wir Freunde im eigentlichen, wahren Sinne des Worts.

Der Winter 1812 kam heran, der Brand von Moskau eröffnete die Ausſicht auf eine nahe große Zukunft. Seine eigenen Hoffnungen theilte Perthes manchen Männern, denen er vertraute, mit: zunächſt von Heß und ſeinem alten Freunde Hülſenbeck, dann dem Doctor Ferdinand Benecke, welchem das Herz warm bis zur hingebendſten Begeiſterung für Deutſchland ſchlug, und dem Grafen Joſeph Weſtphalen, welchen die Ausſicht, für ſeinen ritterlichen Sinn und ſeinen ritterlichen Muth ein weites Feld zu finden, um dieſe Zeit nach Hamburg geführt hatte. Bald erweiterte ſich der Kreis, und die Anſichten und die Ausſichten wurden beſtimmter. Im Januar 1813 beſtand die franzöſiſche Beſatzung aus wenig mehr als dreitauſend Mann. Dieſer geringen Truppenzahl gegenüber kannten die vielen kraftvollen Männer der großen See- und Handelsſtadt, welche in ſchweren und gefährlichen Anſtrengungen Tag für Tag ſich übten, ihre körperliche Ueberlegenheit, und an verwegenem Muthe fehlte es ihnen nicht. Unter den übrigen Bürgern wurden die Stimmen täglich lauter und kühner; ſelbſt Männer, welche der alten Stadtobrigkeit angehört hatten, gaben zu verſtehen, daß man in der Stunde der Entſcheidung auf ſie rechnen könne. Alles hing davon ab, der kräftigen aber ungeordneten Menge einen Zuſammenhang und eine Ordnung zu geben, und Ende Januar ſprach zuerſt von Heß mit ſeinen Freunden über die Errichtung einer Bürgerbewaffnung. Es ſchien nicht unmöglich, die Zuſtimmung der von Angſt gemarterten franzöſiſchen Behörden zu gewinnen, weil ſie hoffen konnten, in dieſer Weiſe Sicherheit gegen wilde Ausbrüche der Volkswuth zu erlangen. Während durch Riſt hierüber mit den franzöſiſchen Generalen verhandelt ward, trat Perthes mit ſeinem alten Freunde Speckter und mit dem Bleidecker Mettlerkamp, einem muthigen, entſchloſſenen und im Volke ſehr bekannten und ſehr beliebten Manne, in Verbindung. Mettlerkamp zog ſofort eine Anzahl der kräftigſten und tüchtigſten Leute, meiſtens aus dem Handwerksſtande, heran, ſprach mit jedem einzeln und forderte ſie auf, andere in gleicher Weiſe zu demſelben Zwecke zu werben. Perthes benutzte in ähnlicher Weiſe die ausgedehnte Bekanntſchaft, die

er theils durch seinen Beruf theils durch seine frühere Stellung als Mitglied der Einquartierungscommission erworben hatte. Bald konnten Verzeichnisse der Männer angelegt werden, die sich für den Augenblick, in welchem die Vertreibung der Franzosen möglich würde, zu allem bereit erklärt hatten.

Während die Aufregung und der Muth der Bürger stieg, erschien in den ersten Tagen des Februar General Lauriston in Hamburg, und nachdem er den größten Theil der Besatzung nach Magdeburg, wo ein größeres Heer zusammengezogen werden sollte, abgeführt hatte, erkannten die zurückbleibenden französischen Generale Cara St. Cyr und Ivendorf vollkommen das Gefährliche ihrer Lage und gaben durch das Schwankende und Unsichere ihrer Haltung die innere Unruhe zu erkennen.

Perthes hatte unbedingtes Vertrauen zu dem Muthe und zu der Kraft der Bürgerschaft, und es schien ihm unwürdig, die Befreiung den Anstrengungen Dritter zu verdanken; aber er konnte sich nicht verbergen, daß die Stadt keine anderen Waffen habe als die kräftigen Arme und den muthigen Sinn der Bürger. Kriegerische Uebung und erfahrene Kriegsführer fehlten gänzlich. Zwar war er überzeugt, daß an jedem Tage ein Ausbruch des Volksgrimmes hervorgerufen werden könne, welcher die damalige französische Besatzung vernichten werde; aber wer sollte dann den ohne Zweifel heranrückenden französischen Heeren und französischen Generalen gegenüber die Vertheidigung der Stadt und die Anstrengungen ihrer kriegsunerfahrenen Bürger leiten? Ueberdies konnte und wollte Perthes die Erhebung Hamburgs nicht als ein Hamburgisches, sondern als ein deutsches Ereignis betrachtet wissen. Die feierliche Lossagung der zertretenen Stadt von ihrem Peiniger schien ihm nur dann ihre wahre Bedeutung zu gewinnen, wenn sie das Zeichen wurde für die Erhebung des ganzen nordwestlichen Deutschlands; denn in diesem Falle waren, wie es schien, die Fürsten, welche in den ersten Tagen des Februar zwischen Furcht und Hoffnung schwebten, zu einem schnellen, entscheidenden Entschluß gedrängt. Um dem Aufstande der einzelnen Stadt einen solchen allgemeinen Charakter zu verleihen, war ein Mann nothwendig von hoher, allgemein gekannter Stellung, welcher die Leitung

übernehmen und den Bürgern erfahrene Kriegsführer aller Grade verschaffen konnte. Der Herzog von Oldenburg schien dieser Mann zu sein, und Perthes glaubte sich ohne weiteres mit einer kräftigen Aufforderung an ihn wenden zu dürfen. Die verhängnisvolle Zeit, heißt es in derselben, erlaubt dem Bürger, sich mit Freimuth und Vertrauen dem Fürsten zu nahen, und die Stimme des einzelnen Bürgers ist zugleich die Stimme vereinter Freunde. Deutschland kann nur durch sich selbst eine wahre und dauerhafte Unabhängigkeit erringen. Wenn in diesem Augenblicke eine auch nur kleine Zahl Truppen in unserer Gegend auftritt, geführt von einem braven deutschen Fürsten, der sich einige Männer von unbescholtenem und bekanntem Namen aus dem Adel und dem Bürgerstande beigesellt, so steht alles zur Unterstützung auf, und Deutschland wird mit Gottes Hilfe allein durch sich selbst frei bis an den Rhein. Der Fürst, der jetzt den Deutschen sich hingibt, kann mit Zuversicht auf die Nation rechnen. Immer hat der Deutsche seinen Fürsten geliebt, und diese Liebe ist auch jetzt noch da und sucht mit Inbrunst einen Gegenstand. Allgemein ist Hoffnung und Wunsch auf Sie, durchlauchtigster Herzog, gerichtet, der sein Land wie keiner glücklich machte, der deutsche Art und Kunst würdigte und die Ehre rettete, indem er der Gewalt mit hoher Würde wich.

Am 21. Februar reiste Perthes in Begleitung seines ältesten Sohnes Matthias mit dieser Schrift zum Grafen Adam Moltke nach Nütschau. Moltke brachte ihn am folgenden Tage nach Eutin, wo auf entschlossenes Zureden des damaligen Regierungsrathes Runde der Präsident von Maltzan sich bewegen ließ, die Beförderung der Schrift an den Herzog zu übernehmen. Von Eutin ging Perthes nach Lübeck und fand hier die Bürger in gleicher Weise wie in Hamburg gesinnt und bereitet. In der Nacht vom 24. zum 25. Februar eilte er nach Hamburg zurück und traf die gesamte Lage der Dinge durchaus verändert. Schon am 22. hatte sich eine große Bewegung in der Stadt gezeigt, hervorgerufen durch das falsche Gerücht von dem Herannahen der Russen. Gestern Morgen sind Kosacken in Perleberg, siebzehn Meilen von hier, gewesen, schrieb Caroline an ihren Vater nach Wandsbeck. Ach, daß ich tausend Stimmen hätte, um zu sin-

gen: Benedictus qui venit! In der Stadt ist alles lebendig, und ganz gewiß stehen ernsthafte Auftritte bevor. Ich habe nicht Ruhe, nicht Rast auf meiner Stube. Gott helfe weiter und gebe uns Lob und Dank ins Herz gegen Gott und Menschen, und lehre uns thun nach seinem Wohlgefallen! — Am 24. Februar, dem Tage vor Perthes' Ankunft, war, durch unbedeutende Vorfälle veranlaßt, auf zwei entgegengesetzten Seiten der Stadt zu derselben Stunde ein kräftiger Aufstand ausgebrochen. Am Altonaer Thor wurde die Douanenwache vom Volke angegriffen, die Douanen gaben mehreremale Feuer; eine nicht ermittelte Zahl der Angreifenden fiel, aber die Wache wurde gestürmt, das Wachhaus zertrümmert und eine lange Reihe Palliſaden niedergelegt. Am Hafen, wo die aus Bürgersöhnen gebildete Präfecturgarde eingeschifft werden sollte, hatte sich die dortige Bevölkerung ins Mittel gelegt, den herbeieilenden Maire mit Steinwürfen zurückgetrieben und, durch die Stadt ziehend, die französischen Adler unter lautem Jubelgeschrei abgerissen und mit Füßen getreten. Dann ward das Haus eines besonders verhaßten französischen Polizeibeamten von Grund aus verwüstet. Sonst aber kam kein Diebstahl, keine Verletzung vor; es galt nur den Franzosen. Das Glück oder Unglück, schrieb Caroline ihrem Vater, hat seinen Anfang genommen. Abendroth, der zur Ruhe ermahnte, ist schwer verwundet, mehrere Douanen sind todt geschlagen, eine große Menschenmenge ist auf den Beinen; die Schiffer, welche unsere Leute auf Befehl der Franzosen fortfahren sollten, haben ihre Schiffe im Stich gelassen und sind fortgelaufen; es kann also nichts fort. Gott helfe weiter! — Kein Adler ist mehr in der Stadt zu sehen, fügte sie eine halbe Stunde später hinzu; der Lärm auf den Straßen wird größer. Gott sei Lob und Dank — wäre nur mein Perthes hier! — Die französische Besatzung verhielt sich diesen Auftritten gegenüber leidend, aber unter dem wild aufgeregten Volk trat kein Führer auf. Mit einbrechender Nacht zerstreuten sich die Haufen und die Franzosen blieben, wenn auch entmuthigt durch Furcht und Schrecken, in der Stadt.

Ach, es hat ein anderes Ende genommen, schrieb Caroline am 25. Februar nach Wandsbeck, als wir gehofft und gewünscht hatten; selbst die Douanen arbeiten schon wieder auf ihren Büreaus. Die

Sache fing gewiß ernsthaft an und sie hätte auch ein ernsthaftes Ende genommen, wenn nicht fremde Hände mit ins Spiel gekommen wären; aber mächtiglich flankieren dänische Husaren durch die Straßen. Indessen ist doch auch nach diesem Ausgange schon mehr geschehen, als wir vor einigen Tagen erwarten durften, und was geschah, wird nicht ohne weitere Folgen sein. Ich war die letzte Nacht allein im Hause; alle unsere Leute waren auf der Wache. Ich bin müde und matt, aber mehr vom Hoffen als vom Fürchten.

Während des Tumultes hatten Besser und von Heß durch schnell umhergesendete Einladungen die Bürger aufgefordert, straßenweise zusammenzutreten, um die Stadt vor Plünderung zu schützen, und bald lärmten mit Zustimmung der französischen Behörden die Trommeln der alten reichsstädtischen Bürgerwache durch die Straßen und riefen die Bürger aus allen Ständen unter ihren früheren Hauptleuten zusammen. Die mit Säbeln oder Stöcken oder Flinten bewaffnete Wache war ihrer Zusammensetzung wegen sehr geeignet, die Stadt gegen Ausschweifungen der erregten Menge zu schützen; aber die Stadt sollte nicht allein gegen die Menge geschützt, sondern auch von der französischen Heerschaft befreit werden, und dazu war die Wache mit ihren veralteten, unkriegerischen Einrichtungen nicht geeignet. Den Schrecken der Franzosen benutzen wollend, begaben sich, angeregt durch die im Anfang Januar gehaltenen Besprechungen, einerseits von Heß und anderseits Benecke mit Prell und Ewald zum Maire und baten um die Erlaubnis, zur Unterstützung der Bürgerwache einige kriegerisch eingerichtete Reservecompagnien errichten zu dürfen.

Als Perthes am Morgen des 25. Februar mit dieser Lage der Dinge bekannt gemacht worden war, suchte er vor allem von Heß, der einen grundlosen, aber, wie alle seine Stimmungen, leidenschaftlichen Widerwillen gegen Benecke hegte, zu bewegen, sich mit diesem, mit Prell und Ewald zu vereinigen. Nachdem Heß sich bereit erklärt und Perthes Mettlerkamp herbeigezogen hatte, hielten die sechs Männer am 26. Februar in Perthes' Wohnung die erste gemeinsame Versammlung. Da eine Zuschrift des Maire ihnen bekannt machte, daß die französischen Behörden die Bewaffnung von fünfhundert Bürgern,

welchen die Gewehre geliefert werden sollten, zugestanden hätten, so war die Hauptschwierigkeit aus dem Wege geräumt; aber durch die schneidende Schärfe, mit welcher Heß der warmen, allgemein deutschen Begeisterung Benecke's entgegentrat, zeigte sich schon bei dieser ersten Zusammenkunft, daß ein gemeinsames Wirken beider Männer kaum möglich sein werde. Damals zuerst sah ich, äußerte Perthes, das böse Element des Hasses mit einer mir unbekannten Gewalt in von Heß hervorbrechen; ich sah, daß eine Leitung der Geschäfte nur durch meine Vermittelung möglich sei, und eine schwere, leidensvolle Thätigkeit nahm für mich ihren Anfang. — Perthes bewog den Bildungsausschuß, wie sich die vereinigten sechs Männer nannten, von Heß zum Chef der Bürgerreserve zu wählen. Ich wußte gewiß, äußerte Perthes, daß Benecke der guten Sache wegen sich freudig unterordnen werde, und ich hoffte, daß von Heß, geehrt durch diese Wahl, seinen Haß überwinden könne. Am 27. Februar wurde der Aufruf an die Bürger, sich bei den Reservecompagnien einzuzeichnen, erlassen: entschlossene und angesehene Männer meldeten sich in hinreichender Zahl und die Waffenübungen begannen. In Perthes' Wohnung suchten die fünf Hauptleute sich der nothwendigsten Handgriffe zu bemeistern, welche sie dann auf dem ihnen zum Waffenplatze eingeräumten Bauhof den andern beizubringen sich bemühten. Einige Tage der unruhigsten aber muthigsten Stimmung vergingen. In der Stadt ist es noch ruhig, schrieb Caroline ihrem Vater, aber sonst regt es sich allenthalben. Auf dem Deich haben sie das Haus des Maire aufgeräumt, aber leider unser Milchmann hat dabei einen Lehnstuhl erobert und einem Douanen zwanzig Thaler abgenommen. Das gefällt mir nicht; reinlich muß die Sache betrieben werden. Aus Billwerder sind alle Douanen verjagt, vom Deiche sind sie fortgelaufen, an unseren Thoren sind sie verschwunden. In Buxtehude haben sie die ganze Regie vor das Thor getragen und die Thore hinter ihr zugemacht. In Lübeck ist es in vollem Gange und kein Adler mehr zu sehen. Kosacken sind über die Elbe ins Hannöverische gegangen, aber freilich bis jetzt nur als Lärmtrommel; denn wir haben Briefe aus Berlin: dort waren sie noch nicht. Aber alles, alt und jung, stellt sich; auch Fouqué und Steffens sind mit. — Bald indessen

schwanden die Hoffnungen, welche auf den neuen Waffenverein gegründet waren. Der schnelle und glückliche Fortgang desselben hatte die Eifersucht der Hauptleute von der alten Bürgerwache erweckt. Sie fürchteten, völlig in den Hintergrund gedrängt zu werden, und verbreiteten ihre feindselige Stimmung gegen das neue Unternehmen auch unter anderen. Zugleich zeigte sich der Riß unheilbar, welcher die leitenden Männer der Bürgerreserve trennte. Ingrimmig trat von Heß gegen jede allgemein deutsche Gesinnung auf, aus keinem anderen Grunde wohl, als weil Benecke sie mit steigender Wärme aussprach; er verwarf mit der leidenschaftlichsten Heftigkeit jeden Plan, der bei der Befreiung Hamburgs auch auf den Aufstand der nicht in kriegerische Ordnung gebrachten Menge zählte. Benecke dagegen und Perthes fanden in den ungeordneten Volksbewegungen eine Kraft, die nach Lage der Dinge dankbar benutzt werden müsse und zum Guten geleitet werden könne. Der Aufstand des 24. Februar hat bewiesen, sagte Perthes, daß unser Volk zu großen Schritten bereit und wenig grausam und bösartig ist. — Vor allen Dingen, erklärte Benecke, muß die Bürgerreserve populär sein und deshalb alles vermeiden, was ihr das Vertrauen nehmen könnte; sie soll daher ihre Dienste durchaus auf die Beschützung der Personen und Häuser ihrer Mitbürger beschränken und nie den kaiserlichen Militär- und Douanenbehörden gegen das Volk Beistand leisten. Nicht die geringste Abweichung von diesem Grundsatz darf sie sich erlauben. — Heß dagegen hatte bei mehrfachen Gelegenheiten laut und öffentlich ausgesprochen, daß, wenn die ungeordnete Masse aufstände, die Bürgerreserve verpflichtet sei, den bedrohten Franzosen Schutz gegen die Volkswuth zu gewähren; da ihm nun im Volke diese Worte dahin verdreht wurden, als ob er die Reserve wie zum Schutze der Franzosen errichtet betrachtet wissen wollte, so trat allgemeine Abneigung gegen die Reserve hervor. Perthes erkannte, daß in dem verhängnisvollen Zeitpunkte die Einigkeit der Bürgerschaft auf dem Spiele stand, und er fürchtete, daß sich die Leiter der Reserve, wenn sie in der eingenommenen Stellung verharrten, auch für die Zukunft um das Vertrauen der Bürger und um den Einfluß auf dieselben bringen würden. Das einzige Mittel, um diese zwiefache Gefahr zu beseitigen, sah er in der augen-

blicklichen Auflösung der Bürgerreserve. Unterstützt von Mettlerkamp, gewann er am 2. März die Zustimmung des Bildungsausschusses, und am 3. März gingen die Reservecompagnien auseinander. An eben diesem Tage, an welchem Perthes schmerzlich bewegt die Anstalt, an welche er seine Hoffnung auf Befreiung geknüpft hatte, auseinander fallen sah, wurde er durch fröhliche Nachrichten aus Berlin ermuthigt und gestärkt. Hier in Berlin ist jetzt alles Leben und Thätigkeit, schrieb ihm Reimer, und jedermann ist auf seine Weise bemüht, dem Aufruf für Vaterland und König nach Kräften zu entsprechen. In schöner Regung und Bewegung erfreut sich jedes Gemüth, und der innere Mensch wird neu geboren, und der einzelne verschwindet sich selbst und geht auf in seiner Beziehung zur Gesamtheit. Durch die sichtbar gewordene Gegenwart Gottes auf Erden ist das Vertrauen bis zum höchsten Grade gesteigert und die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang ist fast zur Gewißheit geworden. So steht es bei uns, lieber Freund, und ich hoffe, ganz Deutschland wird unsere Erhebung theilen und kräftig dazu thun, daß der neue Tag hereinbreche und Friede und Freudigkeit wieder auf Erden wohnen mögen immerdar. — Als mit dem 3. März die Möglichkeit verschwunden war, eine größere Anzahl Männer öffentlich in den Waffen zu üben, sammelten Heß, Perthes und Prell im Geheimen eine kleine Zahl der entschlossensten und zuverlässigsten Mitglieder des aufgelösten Vereins und setzten mit ihnen in verschiedenen Wohnungen, unter andern auch auf Perthes' Boden, die Waffenübungen fort. Es sollten für alle vorkommende Fälle, das war die Absicht, wenigstens einige Männer sich finden, welche als Führer auftreten könnten.

Die französischen Behörden sahen verstört und verzweifelnd diesen gegen sie selbst gerichteten Versuchen zu. Von ihren auswärtigen Vorgesetzten erhielten sie den Befehl, auf das schärfste gegen die Stadt und ihre rebellischen Bürger zu verfahren, und einige Tage hindurch suchten sie diesem Befehle nachzukommen. Die Haussuchungen gingen ins Unglaubliche, schrieb später Caroline an ihre Schwester, Anna Jacobi; keine Schublade, kein Bett, auf denen Kranke oder Wahnsinnige lagen, wurde verschont. Wir wußten, daß der Präfect von auswärts eine Liste von Bürgern zugeschickt erhalten

hatte, welche aufgehoben werden sollten. Auf dieser Liste stand Perthes obenan. Ich legte jeden Abend mit Wilhelm Perthes, der in der Handlung arbeitet, Breter über das Wasser hinter unserm Garten und nahm den Hausschlüssel jede Nacht zu mir in meine Stube, damit Perthes, wenn die Franzosen ihn holen wollten, Zeit und Gelegenheit hätte, sich in die Nachbarschaft zu retten. Der Präfect aber war zu brav oder zu furchtsam, den erhaltenen Befehl auszuführen, und als er geschärfte Ordre erhielt, hing er sich auf seinem Boden auf, wurde zwar noch lebendig wieder abgeschnitten, blieb aber wahnsinnig. — Bald verloren auch die Militärbehörden Muth und Besinnung; das Schreckbild des 24. Februar und die trotzige, herausfordernde Haltung der Bürger stand ihnen furchtbar vor Augen. Die höheren Beamten wußten nicht mehr, was sie thaten, und scheuen Blickes schlichen die niederen umher. Allen war es unheimlich in der großen, aufgeregten Stadt, und viele Anzeichen deuteten darauf hin, daß die Besatzung in kurzer Zeit den unsicheren Aufenthalt verlassen würde. Lieber Papa, schrieb Caroline am 12. März Morgens 7 Uhr nach Wandsbeck, tausend und eine Nacht ist an der Tagesordnung. Cara St. Cyr, der vorgestern Nachmittag um 5 Uhr wirklich den Befehl zur Räumung der Stadt erhalten hatte, bleibt nun nach den letzten Stafetten; seine Leute haben wieder auspacken müssen, und dem Maire ist befohlen, mehrere Häuser mit Betten, Möbeln u. s. w. bereit zu halten für den Kaiser und eine Ehrengarde aus den angesehensten Bürgern zu errichten. Der Anfang damit hat gemacht werden müssen; der Maire und Godefroi und Wortmann ziehen in aller Eile aus ihren Häusern; andere Wohnungen sind für die Suite bestimmt. Jeder Mensch weiß freilich, daß der Kaiser nicht kommt; indessen wir müssen unser Stück spielen, bis St. Cyr aufbricht. — Die Sache hat sich um 11½ Uhr geändert, schrieb Caroline am Nachmittage desselbigen Tages. Die Franzosenherrschaft ist, um sich treu zu bleiben, mit einer Lüge geendet. Alles, was von Truppen hier ist, geht fort: eben ist die französische Hauptwache auf dem großen Neumarkt von den Bürgern abgelöst worden; die Franzosen haben sehr lange Gesichter gehabt, sagen unsere Leute, und die Bürger haben sehr zufrieden ausgesehen, wie

wenn sie die Ursache von allem wären. Jetzt eben ziehen die Reste mit einigen Kanonen und Bagage an unserm Hause vorbei, alle sehr ernsthaft, die Officiere blaß wie der Tod. Da kommt Prinz Reuß, St. Cyr und ein dicker Herr. Gott helfe mir danken! Ich bin durch all den Wechsel von Freud' und Leid so matt und müde, daß ich zum Danke rechter Art nicht kommen kann.

Nach Abzug der französischen Besatzung war die Stadt mit ihrer aufgeregten Bevölkerung sich selbst überlassen. Der Maire und die Municipalität errichteten eine aus fünf Männern bestehende Commandantschaft, welche die Bürgerwache befehligen und für Erhaltung der Ordnung Sorge tragen sollte. Aus dem Innern der Stadt drohte indessen keine Gefahr, aber die Absicht der Franzosen, Hamburg aufs neue zu besetzen, ließ sich kaum bezweifeln. Cara St. Cyr befand sich, obwohl er auf das linke Elbufer übergesetzt war, nur wenige Stunden von der Stadt, und aus Stralsund war General Morand aufgebrochen und zog durch Mecklenburg heran, um sich in oder bei Hamburg mit St. Cyr zu vereinigen. Anderseits wurde es bekannt, daß russische Truppen von Berlin aus sich näherten und alles aufbieten würden, um Hamburg nicht wieder in die Hände des Feindes fallen zu lassen. In hastiger Eile durchkreuzten sich einander widersprechende Gerüchte: bald sollte Morand, bald sollten die Russen sich in nächster Nähe befinden. Jubel, Angst, Wuth erfüllten wechselnd die Gemüther, aber Freude und Hoffnung behielten doch das Uebergewicht.

Es ist himmelschreiendes Unrecht, schrieb Caroline in diesen Tagen an ihren Vater, daß Du mir nur durch Gedankenstriche antwortest. Wenn wir jetzt schweigen, so müssen die Steine schreien. Ein solcher Dienst ist uns noch nicht geleistet und ein solches Glück uns noch nicht zu Theil geworden, und Du mußt mir in Worten darüber schreiben, lieber Papa. Ich weiß wohl, daß wir schweigen und doch Gott danken können, aber wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Perthes ist bis diesen Morgen 5 Uhr auf der Wache gewesen und noch habe ich ihn nicht wieder gesehen. Das Morand'sche Corps soll in Lübeck eingerückt sein. Wenn es auch wahr ist, so schadet es nicht; denn gefangen werden sie doch. Die Russen können nicht ferne mehr sein, und bei uns in der Stadt steht es gut und nirgends

artet die Freude in Tumult aus. Ich bin außer mir und weiß nicht, wie mir geschieht, seitdem die große Seelen- und Lebenslast von uns genommen ist. Gott schaffe uns unsere Conscribierten wieder und verleihe allen Gefallenen Ruhe und allen Lebendigen Muth!

Von Perthes' altem Freunde Keetmann, welcher sich nach Neuwied zurückgezogen hatte, langte in diesen Tagen ein Brief an, der zum Vertrauen auf den rechten Helfer ermahnte. Möchten wir, hieß es in demselben, bei den großen Entwickelungen der Gegenwart nur auf die Hand des Herrn sehen und nur von ihm Rettung erwarten. Er hat seine Macht bewährt und den Acker des menschlichen Herzens gepflügt und ihn mürbe und empfänglich gemacht. Wie oft sind die Hoffnungen der Menschen auf Menschen getäuscht, und dennoch hofft man immer wieder auf einen fleischernen Arm. — Das Vertrauen auf die Hilfe Gottes lebte fest in Perthes' Brust, aber die Hände in den Schoß legen dürften die Menschen nicht, blieb seine Ueberzeugung. Als am 16. März General Morand mit etwa dreitausend fünfhundert Mann in Bergedorf, einem nur wenige Stunden von Hamburg entfernten Städtchen, einrückte und die gewaltsame Spannung der Bürgerschaft den höchsten Grad erreichte, waren Perthes, Mettlerkamp und mehrere ihrer Freunde fest entschlossen, jedem Versuche der Franzosen, sich Hamburgs aufs neue zu bemächtigen, die Volkswuth entgegenzusetzen, die, um in wilder Bewegung auszubrechen, nur des leisesten Anstoßes bedurfte. Die Nothwendigkeit aber, von diesem äußersten Mittel Gebrauch machen zu müssen, verschwand, als eine Abtheilung dänischer Truppen sich zwischen Hamburg und Bergedorf aufstellte und dem General Morand den Durchzug durch das dänische Gebiet verweigerte. Während Morand sich in Folge dieser Weigerung genöthigt sah, am 17. März auf das linke Elbufer überzusetzen, trafen an demselben Tage etwa fünfzehnhundert Kosacken von Berlin über Ludwigslust und Lüneburg in Bergedorf ein. Eine Streifpartie derselben von dreizehn Mann, welche von dem damaligen Rittmeister und spätern Regierungsrath Bärsch befehligt ward, durchsprengte noch am Abend eben dieses Tages auf eine Stunde die Straßen Hamburgs. Sobald das Detachement der Stadt sich näherte und im Angesichte der Steinthorwache war, ließ unser Capitän, schrieb Be-

necke von der Steinthorwache aus an Perthes, die Wache ins Gewehr treten und ging mit acht Mann, unter denen ich war, den Russen entgegen. Auf sein Zeichen ließ der russische Officier halten und unser Capitän überreichte ihm den Schlüssel der Stadt mit den Worten: Hier ist der Schlüssel der freien Hanseſtadt Hamburg; es lebe Deutschland und Rußland hoch! Ein sich schnell unter Tausenden fortpflanzender Ton übertobte die deutsche Antwort des die Schlüssel mit adelichem Anstand und herzlicher Freundlichkeit annehmenden russischen Officiers. Der Jubel war unbeschreiblich. Deutsch, Ruß, Kosack, Alexander waren die einzigen verständlichen Laute, in vielen Augen standen helle Thränen. Lieber Perthes, es war ein Augenblick, der für die Ewigkeit Werth behält.

Während der Nacht vom 17. zum 18. März standen in Bergedorf die Russen Hamburg gegenüber, welches seiner Gesinnung nach durch und durch deutsch, den Formen seiner Verfassung nach aber noch eine französische, also den Russen feindliche Stadt war. Perthes hatte mit manchen anderen schon seit dem 12. März die Ansicht gehabt, daß die französische Civilobrigkeit, der Maire nemlich und die Municipalität, nun, nachdem die französische Militärgewalt nicht mehr dränge, sofort beseitigt und hierdurch die Lossagung von Frankreich förmlich und feierlich ausgesprochen werden müsse. Die Widerstandskraft der Bürger würde hierdurch, meinte er, bis zum Muthe der Verzweiflung gesteigert, und nur der Staat, der alles an alles zu setzen Entschlossenheit genug besitze, werde von Rußland und Preußen als selbständiger Freund behandelt werden können. Bestärkt in ihrer Ansicht wurden die Männer dieser Gesinnung durch ein Schreiben, welches der russische Geschäftsträger, Herr von Struve, am 13. März aus Altona gesendet hatte. Hamburgs Bürger, lautete dasselbe, sind durch den Abzug der französischen Militärbehörden von ihren bisherigen Fesseln frei, aber Hamburg kann sein Wohl nur durch Schritte begründen, die Europa und seinen herannahenden Befreiern beweisen, daß es frei sein will. Es muß erklären, daß es Frankreich auf immer entsagt. — Die Municipalität Hamburgs war aus wackern einheimischen Männern zusammengesetzt und der französischen Herrschaft durchaus feindlich gesinnt; aber der Form nach war

sie französische Behörde, und deshalb konnte ihr der Entschluß, sich offen gegen Frankreich zu erklären, nicht so leicht wie andern erscheinen. Es handelte sich, wenn etwa den Franzosen die Rückkehr gelang, um den Kopf der einzelnen und um das Geschick der Stadt, welche in diesem Falle nicht nur als eine feindliche, sondern auch als eine rebellische Stadt die Wuth und die Rache Napoleons und seiner Helfershelfer zu fürchten hatte. Um wenigstens den Vorwurf der Rebellion abweisen zu können, wollte die Municipalität die Erklärung der eigenen Auflösung und die Lossagung Hamburgs von Frankreich wie durch die Russen erzwungen erscheinen lassen. In der Nacht vom 17. zum 18. März erhielt sie die Nachricht, daß die Russen am folgenden Tage in Hamburg einziehen würden, und zwar als Feinde, wenn sich noch irgend eine französische Behörde innerhalb der Stadt in Thätigkeit befinde. Nun sprach sie ihre Auflösung aus, und so wie der Tag anbrach, füllten sich alle Straßen mit freudig bewegten Menschen, welche die bis dahin nur aus Ammenerzählungen bekannten Reiter einer fremden Welt ankommen sehen wollten.

Mein lieber Papa, schrieb Caroline einige Stunden vor Ankunft derselben an ihren Vater, wie soll ich es machen, um Dir das allgemeine Freudenleben von alt und jung, von arm und reich, von schlecht und gut zu schreiben? Das gesehen und gehört und empfunden zu haben, ist eine Gottesgabe. Dem Grunde und der Ursache der Freude will ich nicht nachforschen; aber der Ausbruch der Freude ist unverbesserlich schön und ist wie aus einem guten und reinen Grunde. Ein Vorposten von dreizehn Kosacken kam schon gestern Abend in die Stadt mit ihren Manteltalaren und mit Fetzen von Franzosen oder doch wenigstens von deren Kleidern geziert. Ein jeder Mund rief und jubelte, und jedes Herz dankte Gott im Himmel und den Russen auf Erden. Niemals, mein lieber Papa, habe ich eine solche Vereinigung in Einem Punkt, ausgehend von tausend Herzen, empfunden. Könnten wir so zum besten Punkt uns vereinigen, das müßte eine herrliche Kirche sein. Also die Kosacken kamen geritten, hatten ihre Lanzen gesenkt, schwangen ihre Mützen und sahen erstaunlich treuherzig und freundlich von ihren Pferden herab. Von allen Seiten brachte das Volk ihnen Brantwein, Kuchen und Brot aufs

Pferd. Leute, die kein Gemüth gehabt haben, haben gestern und heute eins bekommen, und wenn man nur öfter den Menschen so tief in die Seele kommen könnte, sollte es wohl gute Folgen haben. Ich fühle die Erlösung mehr, als ich die Freiheit fühlen werde; denn so werden wir nicht frei sein, wie wir von dem Uebel erlöst sind. Wenn die Russen eher einziehen, als der Bote geht, so schreibe ich Euch mehr; ich wollte gar zu gern, daß Ihr auch etwas von unserer Freude hättet.

In den Mittagsstunden hielten die Kosacken unter unermeßlichem Jubel ihren Einzug, und alles Weh der Vergangenheit und alle Gefahr der Zukunft war in dem Glücke der Gegenwart untergegangen. Kaum eine deutsche Meile entfernt stand der Feind und konnte in wenigen Stunden die Stadt mit Mord und Brand erfüllen, aber niemand dachte an ihn und seinen Grimm. Einen wunderbaren Anblick bot die Stadt jedem dar, der nach dem lauten Jubel des Tages in der sommerwarmen Frühlingsnacht die Straßen einsam durchwanderte. Ueberall tiefe Stille und sorgenloses Ausruhen; kein Posten war ausgestellt, keine Patrouille durchritt die Gassen, kein Polizeibeamter war zu sehen. In hellem Glanze schien der Mond auf die Häuser mit ihren schlafenden Bewohnern herab und vollendete das Bild des Friedens und der Sicherheit. Dem Schutze Gottes allein hatte die freudenmüde Stadt sich anvertraut.

Die neue Bedrohung und die Wiederbesetzung Hamburgs durch Davoust.

Vom 18. März bis 30. Mai 1813.

Die erwartungsvolle Spannung, in welcher Deutschland sich während der Monate vor den Maischlachten von Lützen und Bautzen befand, ließ den Abfall der einzelnen vom Feinde umgebenen Stadt in einem überaus glänzenden Lichte erscheinen. Mit Jubel und Freudenthränen haben wir Hamburgs That gefeiert, schrieb der alte Rein-

hold aus Kiel an Perthes, und unser eigenes, wahrlich nicht kleines Elend haben wir darüber vergessen. — Ich kann es nicht lassen, Ihnen zu sagen, heißt es in einem Briefe Schleiermacher's, wie auch unter uns allgemeine Freude ist über Hamburgs Befreiung und über das herrliche Beispiel, welches die Stadt gegeben hat. Möge es weithin in ganz Deutschland wirken und die Achtung für freie Verfassungen aufs neue beleben! — Eine kräftige Stimmung, welche zum Fortschreiten auf dem betretenen Wege ermahnte, trat besonders in den Briefen, welche Perthes aus Preußen empfing, hervor. Sie athmen wieder frei, mein lieber Freund, schrieb Reimer; nun aber lassen Sie uns auch fest daran halten, daß wir die Freiheit nicht als Geschenk von fremder Hand empfangen, sondern selbst dafür kämpfen und uns ihres Besitzes durch jedes Opfer werth zeigen wollen. Jeder Bürger Deutschlands muß stille vor Gott und laut vor seinen Mitbürgern schwören, daß er die Schande der Unterdrückung nicht wieder tragen wolle. Gott wird helfen, und wir werden einem Vaterlande angehören, daß seiner Größe und dem treuen Sinne seiner Bewohner nach zum ersten Lande von Europa bestimmt ist. — Vor einer verlorenen Affaire darf man sich nicht fürchten, meinte Schleiermacher. Für den Anfang wünsche ich sie zwar nicht, wohl aber für die Folge; denn wenn der Krieg nicht fünf, wo möglich zehn Jahre dauert, kann es uns nicht gründlich helfen. — Wer hätte es ahnen können, heißt es in einem Briefe Niebuhr's, daß uns solche Tage bereitet würden. Lassen Sie uns nun nur jedem predigen — uns selbst haben wir nicht nöthig es vorzusagen, — daß die müßige Freude nicht mehr verderblich als schmählich ist. Auch Sie lassen es sich gewiß nicht schrecken, daß der Weg auf den Gipfel der Freiheit an einem Abgrunde hinführt, daß wir recht wach an ihm vorübergehen müssen, nicht zu viel hineinschauen, sondern aufwärts blicken, aber wohl aufmerken, wohin wir den Fuß setzen. Unsere Befreiung kann nicht unvollendet bleiben, sie kann nicht rückwärts gehen, wenn wir nur einigermaßen thun, wozu uns alles aufruft.

Ermuthigende Worte, wie sie in diesen und manchen anderen Briefen geschrieben wurden, waren für Hamburg zur rechten Stunde gesprochen; denn die Stadt war zwar frei, aber ihre Lage und das

Verhältnis der in ihr wirkenden Kräfte ließ vorausſehen, daß der Kampf um die Behauptung der ſchnell gewonnenen Freiheit kein leichter ſein werde. Als es am 12. März nach Abzug der Franzoſen gewiß wurde, daß die Municipalität werde abtreten müſſen, entſtand die Frage, durch welche Behörde ſie erſetzt werden könne. Am nächſten lag es, die frühere reichsſtädtiſche Obrigkeit, den Senat nemlich und die bürgerſchaftlichen Collegien, wieder in ihre alte Stellung einzuſetzen. Von Heß aber und Perthes waren der Anſicht, daß die Obrigkeit der Reichszeit wenig geeignet ſei, die Kraft, Kühnheit und Schnelligkeit zu entwickeln, welche der große, außerordentliche Augenblick erfordere. Beide Männer hielten bis zur Herſtellung des allgemeinen Friedens eine höchſte Behörde für nothwendig, welche, ungehemmt durch die Formen und Vorſchriften der alten Verfaſſung, allein auf eigene Verantwortlichkeit und aus eigener Machtvollkommenheit die durchgreifendſten und entſchloſſenſten Anordnungen zur Vertheidigung treffen und dem zu jeder Aufopferung bereiten Eifer der Bürger eine beſtimmte Ordnung und Richtung geben könne. Aus den kräftigſten Mitgliedern des früheren reichsſtädtiſchen Senates und aus einer Anzahl allgemein bekannter und des Vertrauens der Stadt genießender Bürger ſollte dieſe Zwiſchenbehörde gebildet werden, und ihr Recht und ihre Macht ſollte ſie erhalten, indem ſie von Tettenborn, dem Führer der ruſſiſchen Truppen, eingeſetzt oder doch wenigſtens beſtätigt würde. Von Heß war allein von allen Hamburgern durch Stägemann in Berlin mit Tettenborn bekannt und er gewann denſelben bei dem erſten perſönlichen Zuſammentreffen in Bergedorf am Abend des 17. März für ſeine Anſicht. Als aber Heß im Auftrage des Oberſten nach Hamburg zurückgekehrt war, wurde er in der Nacht vom 17. zum 18. durch die Municipalität erſucht, dem ruſſiſchen Befehlshaber die Anzeige zu überbringen, daß die Municipalität das Stadtregiment dem Senate, aus deſſen Händen ſie es empfangen habe, wieder zurückgebe. Noch in der Nacht wurde der alte Senat und das Collegium der Oberalten zuſammenberufen und die ſtädtiſche Verfaſſung der Reichszeit ward ohne irgend eine Aenderung wieder hergeſtellt. Lieber Freund, ſchrieb Heß in dieſer entſcheidenden Nacht vom Rathhauſe aus an Perthes, die Sache iſt geſcheitert, aber damit nicht unſer Zweck.

Der alte Senat nimmt zwar das auf, was der Municipalrath fallen läßt, aber die außerordentliche Commiſſion ſoll doch, ſo wahr ein Gott lebt, her. Zweimal bin ich in dieſer Nacht vor Ihrem Hauſe geweſen, aber ich konnte nicht hinein. Ich wollte an Ihrem Buſen meinen Ingrimm ausweinen.

Sobald der alte Rath ſeine frühere Stellung wieder eingenommen hatte, erwachte in ihm die bedächtige Abwägung der künftig möglichen Wechſelfälle und die berechnende Vorſicht, deren die Reichsſtädte ehemals in ihren, wenn auch nicht großartigen, doch ſchwierigen Verwickelungen bedurft hatten. Die franzöſiſchen Truppen ſtanden noch in großer Nähe, die Ruſſen waren ſchwach und die Rückkehr der Napoleoniſchen Herrſchaft war nicht unmöglich. Die Berückſichtigung dieſer Möglichkeit erſchien dem Senat daher als die erſte Forderung, welche an eine umſichtige Obrigkeit gemacht werden müſſe. Sein aus ſolcher Anſicht hervorgehendes Verhalten machte auf alle, welche für die außerordentliche Zeit auch außerordentliche Kühnheit forderten, den Eindruck der Halbheit und Zaghaftigkeit. Solche Ruhe und Weisheit, hieß es, ſei weder geeignet, die Rückkehr der Franzoſen abzuwehren, noch werde durch ſie der Zorn und die Wuth derſelben ſich beſchwichtigen laſſen, falls ſie wirklich zurückkehren ſollten. Um die Wiederbeſetzung der Stadt verhindern zu können, müſſe man nothwendig von der Vorausſetzung ausgehen, daß die Wiederbeſetzung eine Unmöglichkeit ſei. In einem ſo entſcheidenden Augenblicke, als der gegenwärtige, dürfe man nur das Nächſte und Nothwendigſte, das Zurückſchlagen nemlich der Franzoſen, ins Auge faſſen, und jeder, der bereit ſei, das eigene Gut und Blut dahinzugeben, habe das Recht und die Pflicht, Gefahren außer Acht zu laſſen, welche die Stadt treffen könnten, wenn aller Widerſtand vergeblich ſein ſollte. — Anſichten und Ueberzeugungen dieſer Art hatten ſich unter dem größten Theil der Bürger geltend gemacht: bis in die arbeitenden und dienenden Stände hinab trat in Worten und Werken der freudige Muth hervor, alles zu wagen und zu opfern; auch die in den letzten fünfzig Jahren faſt erſtarrten bürgerſchaftlichen Collegien waren zu kühnen und großen Entſchlüſſen bereit. Ein Auftreten aber, welches auf dieſer Seite als Muth und Kraft erſchien, ſtellte ſich der Gegenſeite als

unbekümmerter Leichtsinn dar, welcher das Wohl und Wehe der Vaterstadt in blindem Eifer auf das Spiel setzte. Mitten hinein in diesen Gegensatz zwischen dem Rathe und der Bürgerpartei trat Tettenborn, der Führer der Russen, unbekannt mit allen städtischen Verhältnissen und in seinem Urtheile über dieselben geleitet durch von Heß, welcher leidenschaftlich mit dem Senate grollte, an dessen Stelle er die außerordentliche Regierungscommission hatte sehen wollen.

Der Oberst Freiherr von Tettenborn, Sohn eines badischen Forstbeamten, war 1812 aus östreichischen in russische Kriegsdienste getreten und hatte sich hier wie dort den Ruf eines kecken Reiterführers von persönlichem Muthe erworben. An der Spitze einer zum Umherschwärmen bestimmten Kosackenschar war ihm bei dem Vordringen des russischen Heeres manches Wagstück geglückt; nun aber sah er sich durch seinen Zug nach Hamburg in die schwierigsten Verhältnisse versetzt, ohne bisher Gelegenheit gehabt zu haben, sich in anderen Lagen zu bewähren, als in solchen, die mit den Streifereien eines fliegenden Corps verbunden sind. Nur auf seinen kleinen Reiterhaufen gestützt, konnte er unmöglich die Stadt gegen einen ernsten Angriff der Franzosen halten, und alles kam darauf an, den Mangel des Fußvolks zu ersetzen. Die natürliche Kühnheit und der begeisterte Eifer der kräftigen Bevölkerung erweckte zwar Hoffnung und Vertrauen; aber kriegerische Vorbildung fehlte ihr völlig, und ein Stamm geübter und erprobter Truppen war nicht vorhanden, an welche die junge Mannschaft sich hätte anschließen können. Officiere und Unterofficiere zur Einübung der nöthigsten Handgriffe und Bewegungen fanden sich nur in sehr kleiner Zahl, und diesen wenigen mußte ihr Geschäft durch das an militärischen Gehorsam nicht gewöhnte starke Bürgergefühl der Hamburger erschwert werden. Tettenborn hatte sich selbst zum obersten Befehlshaber der Stadt gemacht, und seine Aufgabe war es, alles zu versuchen, um mit dem guten und kräftigen Willen der Bürger die mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden, welche sich einer erfolgreichen Vertheidigung der Stadt gegen den in größter Nähe stehenden Feind entgegensetzten. Unmittelbar nach seinem Einzuge hatte der Oberst zu diesem Zwecke die Einrichtung einer Bürgergarde zur unmittelbaren Vertheidigung der Stadt und die Er-

richtung eines Corps von Freiwilligen angeordnet, welches unter dem Namen Hanseatische Legion sich den Heeren der Verbündeten anschließen sollte. Glückliche Ereignisse gewährten eine Ruhe von mehreren Wochen, um sich zum Kampfe gegen die französischen Truppen vorzubereiten. Ringsum nemlich war um diese Zeit alles in Bewegung gerathen. In Mecklenburg wurde muthig und kräftig gerüstet; Freiwillige sammelten sich in Lauenburg unter Major von Berger, in Lübeck unter dem Rittmeister von Dobeneck und dem Hauptmann von Lucadou, im Lüneburgischen unter dem Grafen Kielmansegge; Dörnberg und Tschernyscheff setzten auf das linke Elbufer über und die Franzosen zogen sich bis zur Weser zurück. Fast sechs Wochen vergingen ohne einen Versuch derselben, das rechte Elbufer zu beunruhigen; demungeachtet aber befand sich Hamburg auch nach Ablauf dieser Zeit nicht in einem vertheidigungsfähigen Zustand. Tettenborn verstand es wohl, einen raschen Reiterhaufen auf gewagten Streifereien zu führen, aber ihm fehlten Geduld und die nöthigen Erfahrungen, um mit geringen Kräften und mit beschränkten Hilfsmitteln die Befestigung der weitläufigen Stadt den Umständen entsprechend zu leiten. Er konnte wohl mit leidenschaftlichen Worten die Menschen zu einem schnellen Entschlusse drängen, aber fest und kräftig seinen Weg durch die politischen Gegensätze der aufgeregten Stadt zu gehen vermochte er nicht; denn er besaß weder die sichere Ruhe eines bedeutenden Charakters noch das Feuer eines sich selbst vergessenden Helden. Die Plätze außerhalb Hamburgs, auf welchen die Sicherheit desselben wesentlich ruhte, blieben schwach oder gar nicht befestigt, der Senat wurde zu keinem ausharrenden und entschlossenen Handeln vermocht und der oft übergroße Eifer der Bürger wenig geordnet und benutzt.

Die hanseatische Legion, welche aus zwei Hamburgischen Bataillons und etwa tausend Reitern bestand und zwei Männer, die allgemeines Vertrauen genossen, den damaligen Major von Pfuel und den Major Graf Joseph Westphalen zu Führern hatte, konnte zwar nach wenigen Wochen schon gegen den Feind verwendet werden; aber die Ausbildung der Bürgergarde, auf deren Tüchtigkeit die Vertheidigung der Stadt beruhte, schritt nur sehr langsam vor. Beinahe drei Wochen waren nach dem Einrücken der Kosacken vergangen, bevor der

Senat den Aufruf zur Bildung derſelben erließ. Als dieſer endlich am 6. April erſchien, hatten ſich bereits ſeit etwa acht Tagen dreitauſend Bürger unaufgefordert in die Liſten der am 1. März aufgelöſten Reſervecompagnien einſchreiben laſſen und ſich auf die lebendige Anregung und unter der thätigen Leitung des Herrn von Heß, welcher von Tettenborn zum Oberſt der Bürgerbewaffnung ernannt war, in den Waffen geübt. Ende April beſtand die Bürgergarde aus etwa 6000 Mann, die ſich mit Eifer zu den Uebungen drängten; aber die Lehrmeiſter fehlten und an Waffen war in Hamburg und in der ganzen Umgegend ein ſolcher Mangel durch die Plünderungen der Franzoſen entſtanden, daß für die 6000 Mann nur 1500 Gewehre herbeigeſchafft werden konnten, von denen der größte Theil, weil er zum Feuern unbrauchbar war, höchſtens zur Einübung der erſten Handgriffe dienen konnte. Die Perſönlichkeit des Herrn von Heß, ſo geeignet ſie geweſen war, den Eifer der Bürger zu entzünden und in die rechte Bahn zu leiten, zeigte ſich nicht geſchickt, die angefangene Bewaffnung durchzuführen. Er ſelbſt ſank oft von der aufgeregteſten Begeiſterung zur größten Muthloſigkeit herab und wußte nicht Ordnung und Zuſammenhang in die Uebungen der ſechstauſend eifrigen Männer zu bringen. Mismuth über die zwecklos verlorene Zeit und Unzufriedenheit mit Heß machte ſich immer lauter bemerklich. Endlich nahm ſich, ſchrieb ſpäter Mettlerkamp, Herr Friedrich Perthes der Sache an, deſſen Scharfblicke die Vernachläſſigung des guten patriotiſchen Willens der Leute nicht entging. Er ließ ſich zum Major bei dem Stabe und zum Adjutanten des Herrn von Heß machen, geſellte ſich ein paar junge, rüſtige Leute als Gehilfen zu, warf ſich in Uniform und erſchien nun jeden Morgen auf dem Uebungsplatze, wo er mit der größten Mühe und Thätigkeit die umherirrenden Haufen ſammelte und zu fixieren ſtrebte. — Perthes hatte in den erſten Tagen nach Tettenborn's Einrücken alle ſeine Kräfte verwendet, um freiwillige Gaben zur Ausrüſtung armer Bürger und zur Unterſtützung ihrer Familien zuſammenbringen zu helfen. In allen Ständen hatte er überraſchend großes Entgegenkommen gefunden. Während Salomon Heine, großartig wie immer, ihm ſchrieb: Sie erhalten hierbei dreitauſend Mark; Gott wird Ihnen lohnen, daß Sie ſich dieſer

Sache annehmen, berichtete ihm Peter Godeffroy, welcher in einzelnen Bezirken persönlich gesammelt hatte: Es ist mir nicht möglich, diesen Bericht zu schließen, ohne Sie auf die Bereitwilligkeit und den Eifer aufmerksam zu machen, den jeder ohne Ausnahme bewiesen hat. Vor allen aber haben sich die ärmeren und mittleren Classen durch ihre verhältnismäßig großen Gaben ausgezeichnet. — Unmittelbar nach Beendigung dieses ersten und nothwendigsten Geschäftes gab sich Perthes ganz den Arbeiten für die Einrichtung der hanseatischen Legion hin. Ich hatte ihr ja, schrieb er nicht lange nachher, in den drei trefflichen mir anvertrauten jungen Leuten: Mauke, Weber und Wilhelm Perthes, mein Herzblut hingegeben. — Dann wendete er sich, von vielen Seiten dazu aufgefordert, der Bürgergarde zu und wurde am 6. April zu deren Stabsmajor ernannt. Perthes hatte damals das vierzigste Jahr bereits überschritten und bis zum Jahre 1813 nie irgend eine militärische Uebung oder Erfahrung gehabt. Diesem Mangel ließ sich nicht plötzlich abhelfen, auch fehlten ihm, wie er selbst sagte, die Anlagen, sich in militärische Uebungen hineinzufinden. Als Officier im eigentlichen Sinne des Wortes konnte er daher nicht auftreten und that es auch nicht, es sei denn, daß jede andere Aushilfe fehlte; aber den Eifer und den guten Willen der Leute wußte er neu zu beleben, das gute Verhältnis derselben zu Herrn von Heß wieder herzustellen, Ordnung in die durcheinander geworfenen Verhältnisse und die rechten Leute an die rechten Stellen zu bringen. Frisch wurde er angeregt durch das Erscheinen des preußischen Staatsraths Scharnweber, welcher am 11. April in Hamburg anlangte, um eine möglichst große Einheit für die Volksbewaffnung der einzelnen Staaten zu verabreden. Preußen ist diesen Plänen bereits beigetreten, schrieb ihm Benecke; nun gehts die Elbe herunter. Mecklenburg ist bereit; für Lauenburg ist Kielmansegge einverstanden; nun fehlt noch Hamburg. Tettenborn hat sich hierum nicht zu bekümmern; das ist Hamburgs Sache. — Den persönlichen Einfluß, den Perthes bei den Bürgern, bei einzelnen Mitgliedern des Raths und in Tettenborn's Umgebung besaß, wendete er mit unermüdlicher Thätigkeit und ohne Scheu vor Verdrießlichkeiten und Opfern aller Art an, um das gestörte Verhältnis zwischen der Bürgerschaft, dem Senate und dem russischen Haupt-

quartier möglichſt wieder herzuſtellen. Innere Zwietracht wenigſtens ſollte dem Feinde den Angriff nicht erleichtern. Ein ſeltenes und allgemeines Vertrauen ward ihm und ſeiner ebenſo entſchloſſenen als anſpruchloſen Thätigkeit von allen Parteien zu Theil, und immer haben ſeine Mitbürger freudig anerkannt, daß er in der außerordentlichen Zeit vieles und großes gewirkt. Mit folgenden Worten legte einige Jahre ſpäter Poel ſich und andern die Gründe vor, welche es möglich machten, daß Perthes damals die große Bedeutung für die Stadt gewinnen konnte. Man darf, ſagte er, um Perthes' perſönliche Thätigkeit zu würdigen, nur die Geſchichte der von ihm errichteten Buchhandlung kennen, die er in wenigen Jahren ohne andere Mittel als dieſe Thätigkeit zu einer der bedeutendſten Deutſchlands erhoben hat. Weil er früh des Beiſtandes anderer Menſchen bedurfte, übte ſich ſein Beobachtungsgeiſt, lernte er Weltklugheit in der Behandlung der Schwächen anderer, Selbſtverleugnung in rückſichtsvoller Schonung fremder Meinungen, Beſonnenheit in Bezwingung leidenſchaftlicher Aufwallungen. Sollte bei dem unermeßlichen Detail ſeines Geſchäfts das Ganze nicht durch Vernachläſſigung des Einzelnen leiden, ſo mußte er ſich die raſtloſeſte Thätigkeit, den anhaltendſten Fleiß, die ſtrengſte Ordnung zu eigen machen. Den Mangel an gelehrter Bildung erſetzte reichlich der Umgang mit den bedeutendſten Männern Deutſchlands, ſo daß nichts großes und ſchönes in der vaterländiſchen Literatur zur Sprache gekommen iſt, das ſein Geiſt ſich nicht angeeignet hätte, und es wurde vielleicht um ſo reiner von ihm aufgefaßt, weil ſein Blick durch keine gelehrten Vorurtheile getrübt war. Was aber dieſer Vereinigung ſo ſeltner Eigenſchaften einen ganz vorzüglichen Werth gibt, iſt die Wärme ſeines Herzens und der tiefe religiöſe Sinn, der den weltlichen Beſtrebungen eines ſtolzen Selbſtgefühls Grenzen ſetzt und ſie veredelt.

Endlich war die Ausbildung der Bürgergarde ſo weit vorgeſchritten, daß ſie ſeit dem 21. April fünf Wachen der Stadt beſetzen und dem mecklenburgiſchen, vierhundert Mann ſtarken, Grenadierbataillon und den beiden hanſeatiſchen Bataillons den Dienſt erleichtern konnte, welcher von Tage zu Tage anſtrengender und gefahrvoller wurde, weil Vandamme und Davouſt aufs neue von der Weſer her

vorgedrungen waren und mit etwa 6000 Mann am 29. April Harburg besetzt hatten, welches von Hamburg nur durch die Elbe und durch die großen in derselben liegenden Inseln Wilhelmsburg, Ochsenwärder und Feddel getrennt wird. Die Bürgergarde erhielt zwar am 30. April zweitausend Gewehre aus England, aber an weitere Waffenübungen auf dem Exercierplatz konnte bei dem harten Ernstdienst nicht länger gedacht werden. Am 9. Mai Morgens fünf Uhr tönte die Lärmtrommel durch die ganze Stadt; der Feind war auf der Wilhelmsburg gelandet, hatte das Bataillon Lauenburger und das Bataillon Hanseaten, welche dieselbe besetzt hielten, zurückgetrieben und sich in den Besitz der Insel gebracht. Zwar gingen zwei Compagnien der mecklenburgischen Grenadiere und das erste Bataillon Hanseaten, sobald der damalige Hauptmann von Canitz sich an ihre Spitze gestellt hatte, mit Muth und Ordnung auf den Feind los, drängten ihn bis auf die äußerste südliche Spitze der Insel und schlugen ihn selbst nach Harburg zurück; aber am 11. Mai ließ Tettenborn zum Erstaunen und Entsetzen aller die ganze Insel räumen, und nun wurde am 12. Mai, nachdem die beiden hanseatischen Bataillons beinahe gänzlich aufgerieben waren, auch die Feddel verloren. Der Feind war im Angesichte Hamburgs. In der Nacht vom 19. zum 20. Mai wurde die Stadt aus Kanonen und Haubitzen beschossen. Liebe Caroline, schrieb Perthes am folgenden Tage an seine Frau, welche die Nacht in Wandsbeck zugebracht hatte, ich bitte Dich aus Grund meiner Seele, fasse Dich und stelle Dich und mich in Gottes Hände, und nächstdem vertraue mir und glaube, daß, was ich thue, ich vor Gottes Richterstuhl verantworten kann. Das Bombardement sieht übrigens fürchtlicher aus als es ist, und sollte diese Scene auch noch einmal wiederholt werden, so wird es so sehr nicht schaden; oft ist bei ganz gewöhnlichen Dingen größere Gefahr als hier. — In der Nacht vom 22. zum 23. Mai fielen abermals etwa fünfhundert Granaten in die Stadt, aber der Muth der Bürger wurde nicht gebrochen.

Seit dem 9. Mai stellte die Bürgergarde, welche höchstens dreitausendvierhundert brauchbare Gewehre besaß und daher zum Theil nur mit Piken bewaffnet war, täglich 800—1000 Mann, um den Hamburger Berg, den Stadtdeich und den Elbdeich gegen die Lan-

dung des Feindes zu sichern. Nacht für Nacht mußte ein Theil derselben bivouakieren. In diesen Wochen fühlte Perthes nun auch durch seine Stellung in der Bürgergarde sich berufen, alles, was ihm selbst an geistiger und körperlicher Ausdauer, an frischem Muth und an Gewalt über die Gemüther verliehen war, aufzubieten, um Muth und Ausdauer der Bürger wach zu erhalten in einer Lage, die, an sich schon schwierig, noch schwerer durch das Verfahren der Militärbehörden wurde. Bald gab er durch seine eigene besonnene Entschlossenheit dem Herrn von Heß, der in leidenschaftlicher Unruhe von der größten Sicherheit zur muthlosen Verzweiflung, von der angestrengtesten Thätigkeit zur kraftlosen Schlaffheit übersprang, den Halt, dessen er bedurfte; bald beruhigte er die Bürger, wenn sie ohne irgend gegründete Ursache durch den dumpfen Ton der Sturmglocke zusammenberufen wurden und in der allgemeinen Verwirrung oft viele Stunden vergessen auf dem Sammelplatze standen; bald und namentlich Nachts suchte er die Bürger auf den entferntesten Posten außerhalb der Stadt auf, und für viele war seine Erscheinung schon eine Quelle des Muthes und der Ruhe. Seit dem 9. Mai ist Perthes, so schilderte später Caroline den Zustand jener Tage, einundzwanzig Nächte nicht aus den Kleidern und nicht in ein Bett gekommen. Jeden Tag mußte ich in Sorge um sein Leben sein, und nur zuweilen war er auf eine halbe Stunde in unserer Wohnung. Meine drei kleinsten Kinder hatte ich in Wandsbeck bei meiner Mutter, die vier ältern blieben bei mir, weil ich sie nur mit Gewalt hätte entfernen können. Ich hatte keinen Mann mehr im Hause, alle waren auf den Wachen. Immer aber gingen Leute aus und ein, die essen und trinken wollten; denn keiner unserer Bekannten hatte in der Stadt noch eine Haushaltung. Unsere große Stube hatte ich mit Strohsäcken belegt, auf denen bei Tag und Nacht Bürger lagen, die sich ausruhen wollten. An dem Tage auf der Wilhelmsburg verloren wir unsern Weber und mehrere Bekannte. Tag und Nacht war ich auf dem Balkon und gab Acht, ob Perthes oder nahe Freunde unter den Verwundeten wären, die vorbei getragen wurden. In den Augenblicken des heftigsten Schießens und der größten Noth und Angst vor dem Landen der Franzosen schickte Perthes, als schon alles verloren schien, eine Ordonnanz:

ich solle ihm augenblicklich eine gewisse kleine Schlachtel, die in seinem Schreibtisch stände, schicken. Als ich mit der Schachtel die Treppe herunterlief, wurde ich auf einmal gewiß, daß sie mit Gift gefüllt sei. Ich ließ die Ordonnanz warten und ging auf meine Stube, um zu entscheiden, was ich thun mußte, denn diese große Sache war in meiner Hand. Es war ein ungeheurer Augenblick. Die Gräßlichkeit, daß Perthes lebendig in Franzosenhände fallen konnte, wurde mir so überwiegend und es kam mir in diesem Augenblicke so vor, als könnte der liebe Gott ihm unmöglich böse darum werden, daß er das nicht wollte, und das Unrecht auf meiner Seite, wenn ich zwischen ihm und Gott entscheiden wollte, erschien mir so groß, daß ich mit zitternden Händen und Knien dem Manne in Gottes Namen die Schachtel in die Hand gab. Mehrere Stunden mußte ich warten, ehe ich weiteres erfuhr. Es war Gift und Gift zu diesem Gebrauch, aber nicht für Perthes, der mir vor Gottes Augen versichert hat, daß er es sich nicht erlaubt haben würde, und mir es verdachte, daß ich es von ihm geglaubt hatte.

Das Vertrauen der Bürger zu Tettenborn war, seitdem er die Inseln dem Feinde überlassen hatte, unwiederbringlich verloren. Viele erkannten, daß er unter den gegebenen Verhältnissen der Mann nicht sei, welcher die Vertheidigung der Stadt zu einem glücklichen Ende führen werde, und manche fürchteten, er würde in dem Verluste Hamburgs nur wenig anderes als den unglücklichen Ausgang einer kühn angelegten und glücklich begonnenen Kosackenstreiferei erkennen. Von der städtischen Obrigkeit war keine Hilfe zu erwarten; die kriegerischen Vorbereitungen, die getroffen waren, waren getroffen ohne ihr Zuthun. Für Herrn von Heß war schon seit Erscheinung des Feindes an der Elbe die Aufgabe, die er lösen sollte, viel zu schwer. Aller Augen wendeten sich nach außen. Da weder von dem großen Heere der Verbündeten, noch von der kleinen Truppenzahl, welche unter Wallmoden zwischen Boitzenburg und Magdeburg sich sammelte, Hilfe zu erwarten stand, so waren es die Dänen, auf welche zunächst die Hoffnung gerichtet ward. Sie hatten in Altona, unmittelbar vor dem Thore Hamburgs, eine zu dessen Vertheidigung ausreichende Truppenzahl vereinigt, und da sie die seit Ende März gegründete

Aussicht zu haben glaubten, für den Verlust Norwegens durch die Hanseſtädte entſchädigt zu werden, ſo erboten ſie ſich ſehr bereitwillig, die Vertheidigung der Stadt zu übernehmen; eben deshalb aber machte Tettenborn erſt am 11. Mai Abends, als die Gefahr dringend geworden war, von ihrem Anerbieten Gebrauch. Däniſche Truppen erſchienen und unterſtützten die Vertheidiger. In eben dieſen Tagen aber kehrte Graf Joachim Bernſtorff aus London zurück, welcher dort über den Beitritt Dänemarks zu dem großen Bunde unterhandelt hatte. Er war hart zurückgewieſen worden; Dänemark glaubte ſich Napoleon, als dem Einzigen, welcher ſchwere Verluſte abwenden könne, in die Arme gedrängt, und am 19. Mai Abends mußten die däniſchen Truppen Hamburg verlaſſen und in Altona eine mehr als zweideutige Haltung annehmen. Nun ſetzte Tettenborn ſeine Hoffnung auf die Schweden. Der Kronprinz ſelbſt war zwar noch nicht in Stralſund angekommen, aber in Mecklenburg ſtand eine ſchwediſche Diviſion. General Döbbeln, ein braver, unerſchrockener Mann von echtem Schrot und Korn, befehligte dieſelbe und rückte am 21. Mai Abends auf eigene Gefahr und Verantwortlichkeit mit drei Bataillons in Hamburg ein. Sobald indeſſen der Kronprinz bei ſeiner Ankunft in Stralſund erfuhr, daß die Truppen in Hamburg auf der einen Seite von den Franzoſen, auf der andern Seite von den Dänen eingeſchloſſen ſeien, mußten dieſelben am 25. Mai ſich wieder aus der Stadt zurückziehen, und Hamburg war wiederum auf ſich allein angewieſen. General Döbbeln wurde wegen ſeines eigenmächtigen Verfahrens zum Tode verurtheilt.

Schon ſeit den erſten Tagen des Mai hatte Perthes die aus den innern Zuſtänden der gefährdeten Stadt hervorgehende verzweiflungsvolle Lage der Dinge erkannt. Wie wird, wie kann das enden, äußerte er, wenn unſer guter Wille alles und alles erſetzen ſoll! Ich will ja nicht reden von den Leuten, die ſo handeln, wie wenn ſie alle unſere Anſtrengungen vergeblich machen wollten, aber was hilft aller Muth, wenn keiner unter uns Bürgern die Waffen zu gebrauchen und militäriſche Bewegungen zu machen weiß, und dennoch keine Soldaten uns geſendet werden, an welche wir uns anſchließen könnten? Fürchterlich rächt es ſich jetzt, daß unſere alte gute Wachtordnung viele

Jahre hindurch so schändlich verschleudert worden ist. Hätten wir nur drei Bataillons Bürger, die marschieren und schießen könnten, hätten wir nur hundert junge Leute, die eine Kanone zu richten verständen, so wären wir gerettet; aber nun hängt unsere Erhaltung von der Hilfe Fremder ab. — Wie es um diese Hilfe stand, wußte Perthes nur zu gut. Von allen Hamburgern war nur er über die politische Stellung der Russen und Dänen, und nur er und von Heß über die der Schweden unterrichtet. Seit Wochen schon war er es gewesen, der von Heß gehalten hatte, damit dieser das Ganze zu halten schien, und alle seine vielfachen persönlichen Verbindungen hatte er benutzt, um Russen, Dänen, Schweden zum Beistande zu bewegen. Die Wendung, welche in den großen europäischen Verhältnissen eingetreten war, hatte indessen jede Möglichkeit, weitere Hilfe von außen zu erhalten, abgeschnitten, und am 26. Mai, dem Tage, nachdem die Schweden Hamburg verlassen hatten, trat die Absicht Tettenborn's, sich auch mit seinen Truppen aus der Stadt zu entfernen, erkennbar hervor. Immer noch, liebe Caroline, geht eine Stunde nach der andern in Ungewißheit dahin, schrieb Perthes, und so ist fortdauernd Jammer und Marter. Heute Abend aber noch wird es zur Gewißheit kommen und übermorgen mußt Du abreisen. — Wenn Tettenborn wirklich abzog, so war Hamburg von allen erfahrenen Truppen entblößt, und jedes militärischen Führers entbehrend, konnte es keinem Angriffe der Franzosen widerstehen. Perthes sah in einem solchen Falle für sich selbst keinen andern Ausweg als die Stadt zu verlassen und an irgend einem anderen Punkte für Deutschland und durch Deutschland auch für Hamburg aus allen Kräften zu kämpfen. Ich halte die Sache am Ende, schrieb er in diesen Stunden an Benecke, und weiß weiter auch nichts als fortdauernd auf Gott zu vertrauen. Leben Sie wohl, geliebter, theurer Freund. Wohl schwerlich sehe ich Sie wieder; ich gehe mit sieben Kindern und einer schwangeren Frau in die weite Welt, ohne zu wissen, ob ich in acht Tagen noch Brot habe. Doch Gott wird helfen. — Noch einmal leuchtete ein Schimmer von Hoffnung auf, als am 27. Mai Wallmoden auf Tettenborn's dringende Vorstellungen das tapfere preußische Bataillon von Bork nach Hamburg sendete und sogleich an der Vertheidigung Theil nehmen

ließ. Unsere Lage ist zweimalvierundzwanzig Stunden älter als vorgestern, schrieb Perthes am 28. an Benecke. Heißt das besser? Ich glaube nicht. Doch müssen wir weiter aushalten von einer Stunde zur andern; denn jeden Gedanken an Rettung aufzugeben fällt mir nicht ein, aber der Fälle, die uns retten können, sind kaum drei, und wie selten trifft man eine Terne!

Am Abend des 28. Mai ließ Perthes Frau und Kinder hinaus nach Wandsbeck bringen; dort auf dänischem Gebiet waren sie gegen Kriegsbegebnisse gesichert. Du kannst Dir, schrieb Caroline einige Wochen später an ihre Freundin Emilie Petersen in Schweden, keine Vorstellung machen von der Angst, Noth, Furcht und Hoffnung, die wir in den letzten drei Wochen unseres Hamburger Aufenthaltes gehabt haben. Mein Herz ist voll und auch Dir wollte ich es gerne gönnen zu wissen, wie viel mehr Gutes, Wahrheit und Ausdauer wir alle gehabt haben, als wir uns hätten zutrauen dürfen. Jetzt dürfen wir davon sprechen, denn es hat sich in Noth und Tod bewährt. Wie danke ich Gott für diese Erfahrung! Ich habe die Kraft nicht gekannt, welche entsteht, wenn sich alle in einem guten Punkt vereinigen. Liebe Emilie, so ein allgemeines Wollen habe ich niemals gefühlt. Wir waren alle über alle kleinen Nöthe und Kümmerlichkeiten erhoben und wollten nur das Eine, das noth war, und wollten es von ganzem Herzen, ein jeder auf seine Weise, und zweifelten keineswegs am Gelingen. Der 28. Mai, meiner Agnes Geburtstag, war der letzte Tag, den ich in Hamburg zubrachte; da nahm ich mit betrübtem Herzen, aber doch mit Dank gegen Gott von meiner lieben Stube Abschied. Betten und Leinwand hatte ich schon in den Tagen vorher nach Wandsbeck geschickt und meine andern Sachen hatte ich zum Theil versteckt, zum Theil vertheilt. Alle größeren Stücke freilich mußten an ihrem Platze bleiben, weil Perthes durch Vorbereitungen zur Flucht die Bürger nicht entmuthigen wollte.

Um unseres Gottes willen, heißt es in einem Briefe, den Perthes in diesen Tagen von seinem Freunde Moltke empfing, was ist, wie ist Euch? Vier lange bange Tage habe ich auf Euch gewartet und, Gottlob, Ihr seid noch nicht da. Hätte sich die Finsternis wieder erhellt? Jene Schlacht bei Bautzen, deren Ausgang wir hier

noch nicht kennen, hätte sie dem Horizonte unserer Wünsche und ahnungsbangen Erwartungen wieder eine lichte Farbe gegeben? Guter Gott, wenn ich nur eine Stunde zu Euch könnte, aber es ist nicht möglich; denn noch immer pocht es Tag und Nacht an der Thür meines Hauses. Unsere Truppen, die alle hier wie aufeinander liegen, haben Ordre, sich täglich marschfertig zu halten, aber niemand weiß wohin, niemand weiß gegen wen. So erwarte ich Euch, Geliebte, mit zitternden Armen, allein der krampfhafte Wunsch meines Herzens ist, daß Ihr Hamburg nicht zu verlassen braucht. Müßt Ihr aber dennoch, warum wollt Ihr nicht in mein Haus? Ich habe hin und her gedacht, Du, mein Theurer, warum Ihr Wohnung bei mir zu nehmen so hartnäckig verweigert. Glaubt Ihr mich dadurch in Gefahr zu setzen? Wäre aber das nicht das wenigste, was ich der heiligen Sache opfern könnte? Doch ich will nicht überreden, nur das noch: handelt gegen Euren Freund, der es ist mit Leib und Seele, auf solche Weise, daß Ihr in Eurem Herzen sagen könnt: wir haben ihn als einen Mann behandelt, der der großen Sache werth war. Ach, schreibe bald, ich flehe auf das inständigste darum. Deine Caroline kann schreiben, Dein Sohn; nur daß ich erfahre, was Ihr fürchtet, was Ihr hofft. Euch alle drücke ich an mein treues, blutendes Herz. — Bald genug sollte Moltke Gewißheit erhalten. Wenige Stunden, nachdem Caroline die Stadt verlassen hatte, begannen in der Nacht vom 28. auf den 29. Mai die Geschütze aufs neue zu donnern. Der Feind war von der Wilhelmsburg auf Ochsenwärder übergesetzt und griff das dort stehende Bataillon Lauenburger mit überlegener Macht an. Das Gefecht, welches seit heute Nacht 2 Uhr dauert, schrieb Perthes an seine Frau, ist auf Ochsenwärder. So viel man beobachten kann, entfernt sich der Rauch, und man kann Gutes hoffen, da der Angriff bereits fünf Stunden ausgehalten ist. — Noch immer keine sichere Nachricht, schrieb er einige Stunden später; noch schlägt man sich. Glaub doch, glaub, daß ich Gott im Herzen und vor Augen habe. Wie könnte ich in meiner Lage anders handeln, wie sollte ich vor Dir bestehen? Daß ich mein Herz möglichst den Ausbrüchen des Schmerzes, des Gefühls verschließe, ist um Deinetwillen; denn meinem Körper kostet eine Stunde des Gefühls mehr als zehn

durchwachte Nächte, und ich will mich Dir erhalten und den Kindern. — Nach muthigem Widerstande bemächtigten sich die Franzosen der unmittelbar an der Stadt gelegenen Insel Ochsenwärder, und nun standen ihrem Uebergange nach der Stadt wenige Hindernisse entgegen. Zugleich erklärte am 29. der dänische Befehlshaber in Altona, daß er, wenn er zu Feindseligkeiten übergehen müsse, nur zwei Stunden zuvor davon Anzeige machen könne. In der gewaltsamsten Spannung ging der unglückliche Tag dahin. Bald kamen Nachrichten, welche den Abmarsch Tettenborn's als bereits begonnen meldeten, bald liefen die entgegengesetzten Versicherungen ein. Perthes befand sich mit von Heß auf der Wache am Steinthor. In tief bewegtem Gespräche begriffen, gingen beide Männer Abends nach 10 Uhr vor derselben auf und ab, als Major von Pfuel, zum Thor hineinfahrend, Heß aufforderte, ihn in die Stadt zu begleiten; Heß werde schnell wieder da sein, sagte er zu Perthes. Eine halbe Stunde etwa mochte Perthes mit Mettlerkamp, welcher das dort aufgestellte Bürgerbataillon befehligte, über das, was in den Gefahren der kommenden Nacht zu thun sei, berathen haben, als er durch einen Officier den Befehl erhielt, sofort nach dem etwa eine halbe Stunde entfernten sogenannten Hühnerposten zu Herrn von Heß zu kommen. Um Mitternacht dort angelangt, erfuhr er, daß Tettenborn mit allen Truppen aus Hamburg abgezogen sei. Tettenborn brachte seine Truppen nach Lauenburg in Sicherheit und überließ die Stadt ihrem Schicksal. Wenige Stunden später, am Morgen des 30. Mai, rückten die Dänen in Hamburg ein und verhinderten Davoust, der nun aus ihren Händen die Stadt empfing, die verlassenen Bürger sofort mit roher Gewalt zu mishandeln.

Perthes war, nachdem er die Schreckensnachricht durch von Heß erfahren hatte, nach Wandsbeck gefahren. Dort sagte er um 2 Uhr Morgens seiner Frau, daß alles verloren sei, und bestimmte ihr Rütschau, das Gut seines Freundes Moltke, als nächsten Aufenthalt. Die französischen Truppen waren nur noch wenige hundert Schritte von Wandsbeck entfernt. Der Gefangenschaft und dem Rebellentode durch Henkershand zu entgehen, fuhr Perthes über Rahlstedt in die dunkle Nacht hinein.

Die Zeit des Waffenstillstandes.
Juni bis Mitte August 1813.

Für Caroline war ein längerer Aufenthalt in Wandsbeck nicht möglich. Nachdem mir Perthes im Fluge Lebewohl gesagt hatte, fing ich an zu packen, heißt es in einem etwas spätern Briefe derselben an ihre Schwester Jacobi in Salzburg. Dann fuhr ich mit sieben Kindern und der Amme sehr abgemattet und müde und schon sehr beschwert von meiner Schwangerschaft auf einem offenen Korbwagen fort. Es war ein gewaltiger Abschied, meine Mutter war außer sich, mein Vater tief bewegt, die Kinder weinten laut, ich selbst war wie versteinert und konnte nichts als ohne Unterlaß sagen: Nun in Gottes Namen! Zum Trost und zur Stütze begleitete mich meine Schwester Auguste und wollte Angst und Arbeit treu mit mir theilen. Abends kamen wir in Rütschau an, und da wir für zehn Personen nur zwei Betten fanden, mußte ich unsere Mändel und Bündel mit Wäsche vertheilen, damit die Kinder wenigstens unter die Köpfe etwas erhielten. — Noch an dem Abend dieses Tages schrieb Caroline einige Worte an ihre Eltern. Ich kann Euch, lauteten dieselben, nur noch gute Nacht wünschen, denn ich bin an der Seel' und Leib so müde, daß ich weder denken noch schreiben mag. Wäre Perthes, wie ich gehofft hatte, heute Abend gesund hier eingetroffen, so hätte ich, glaube ich, all mein Leid vergessen. Jetzt bin ich hart wie Stein und es graut mir vor dem Aufthauen. Den ganzen Tag war mir, wie wenn jemand gestorben und ich allein nachgeblieben wäre und nachsehen müßte. Das waren Wochen auf Leben und Tod! Gott helfe jedem armen Menschen, der über diese Angelegenheit in Leibes- oder Seelennoth kommt! — Am 1. Juni langte Perthes an. Nun wollten wir uns besinnen und uns besprechen, schrieb Caroline, was und wohin wir wollten; aber mein Bruder Johannes kam und sagte uns, daß alle unsere Freunde uns riethen, nicht zu säumen, sondern schnell weiter zu gehen; denn in unserem Hamburger Hause sei alles durchsucht, und Rütschau sei Lübeck zu nahe. Perthes ging also augen-

blicklich weiter, ich fing wieder an aufzupacken, und am 3. Juni fuhr ich nach Lütgenburg, um, wenn es Noth thäte, nach Auguſtenburg kommen zu können. — Perthes war, begleitet von ſeinem älteſten Sohn, Matthias, nach Altenhof gegangen, dem unweit Eckernförde an der Oſtſee gelegenen Gute des Grafen Cajus Reventlow. Ich habe, ſchrieb er von hier aus an ſeine Frau, eine ſo natürlich gute Aufnahme von dem Grafen und der Gräfin erhalten, daß ich mich wahrhaft daran erfreue. Der Graf will uns Aſchau einräumen; es ſoll zwar wüſt ſein, doch hoffe ich, es wird gehen. — Am Montag den 7. Juni trafen ſich Perthes und Caroline in Eckernförde wieder. Hier weinten wir uns aus, ſchrieb Caroline, was wir in aller Noth nicht hatten thun können. — Von Eckernförde ging die ganze Familie nach Aſchau, einem einſam an der Oſtſee gelegenen Gartenhauſe des Grafen Reventlow, und richtete ſich, ſo gut es gehen wollte, ein. Dort vergaß ich, ſchrieb Caroline, anfangs die Noth der ganzen Welt vor Freude, daß Gott mir meinen Perthes erhalten hatte, und ich kann wohl ſagen, daß wir unbeſchreiblich vergnügt miteinander waren. Ich dachte weder an Vergangenheit noch an Zukunft, ſondern dankte Gott immerwährend und freute mich, daß aus dieſer Angſt Perthes mir lebendig und geſund erhalten war.

Perthes hatte alles, was er beſaß, verloren. Seine Handlung in Hamburg war verſiegelt, ſein übriges Vermögen mit Beſchlag belegt, ſeine Wohnung wurde, nachdem ſie aller beweglichen Sachen beraubt war, von einem franzöſiſchen General bezogen. Baares Geld zum Unterhalt für Frau und ſieben Kinder hatte er nicht. Glauben Sie nicht, daß ich klage, ſchrieb er von Aſchau an ſeinen Schwarzburger Oheim. Wer nichts zu bereuen braucht, hat auch nichts zu beklagen. Ich habe vor Gottes Augen gehandelt und oft mein Leben auf das Spiel geſetzt: wie ſollte ich nun den Muth verlieren, weil ich das Vermögen verloren habe! Was werden wird, wie und wo ich in der Fremde Brot für Frau und Kinder finden werde, weiß ich noch nicht. Wenn indeſſen nur zwei Drittel meiner noch ausſtehenden Forderungen eingehen, ſo kann ich alle meine Verpflichtungen gegen Dritte erfüllen. Aber überall in unſerer Gegend iſt jeder außer Stand zu zahlen, im franzöſiſchen Reiche darf ich meine Forderungen

nicht eintreiben, und so wird es mir schwer werden, Dritte nicht in Schaden zu bringen. Das ist hart, sehr hart für mich. — Von vielen Seiten liefen Briefe seiner Gläubiger ein und kein einziger findet sich, in welchem nicht Worte wie die folgenden enthalten wären: Denken Sie jetzt nicht an meine Forderungen; ich weiß ja so gut, wie Sie, daß Sie zahlen werden, wenn Sie zahlen können; Sie handelten, wie Sie handeln mußten. — Mit Hilfe der geretteten Handlungsbücher verschaffte sich Perthes eine genaue Uebersicht seiner Verhältnisse, ordnete, was zu ordnen war, und suchte den Gläubigern seiner Handlung wenigstens für die Zukunft Deckung durch die Schuldner seiner Handlung zu verschaffen. Mit Anstrengung aller Kräfte brachte er diese Arbeit zu Ende. Er arbeitet, schrieb Caroline, von des Morgens bis des Abends mit Ausnahme einer Stunde nach Tisch, wo wir uns besinnen, das heißt schlafen, weil wir um vier Uhr aufstehen. Perthes hat den Kopf vollkommen oben, ist ruhig und, ich darf wohl sagen, auf gewisse Weise heiter, und so lange er bei mir ist, bin ich es auch. — Kraft und Muth wurden in Perthes durch Worte der Achtung gestärkt, die er von den verschiedensten Seiten empfing. Was ich von Ihnen erfahre, schrieb ihm z. B. der Herzog von Augustenburg, flößt mir die tiefste Achtung ein, Ihr ungebeugter Sinn erfüllt mich mit Bewunderung, und ich rechne es mir zur Ehre und Freude, Ihnen das sagen zu können. Es ist doch eine große Sache, dieser Ihr fester Glaube an eine höhere Welt; dieser Glaube allein gibt Ihnen Ihre Kraft. — Sobald Perthes seine eigenen Angelegenheiten nach der Lage der Dinge geordnet hatte, war seines Bleibens nicht länger in Aschau. Die dänische Regierung erklärte ihm, daß sie außer Stande sei, ihn zu schützen, wenn die Franzosen seine Auslieferung verlangten; er mußte fort. Der am 4. Juni zwischen den Verbündeten und Napoleon geschlossene Waffenstillstand hielt zwar für die nächsten Wochen auch im nördlichen Deutschland das Schwert in der Scheide; aber Perthes, der in seinem einsamen Aufenthalt keinen Ueberblick über die Lage der öffentlichen Verhältnisse gewinnen konnte, wollte zu einem Entschlusse über die Stellung, die er nach Ablauf des Waffenstillstandes einzunehmen habe, gelangen. In Mecklenburg hatten sich bedeutende Männer al-

ler Art gesammelt; dorthin wollte er gehen, und zugleich hoffte er, durch Einziehung mancher dort ausstehenden Forderungen den Unterhalt für die nächste Zeit sichern zu können. Als wir einige Wochen in Aschau zusammen gelebt hatten, sagte Perthes mir, heißt es in einem Briefe Carolinens, daß noch nicht aller Dinge Abend sei und daß er wieder fort müsse, um für unsern Unterhalt zu sorgen. Nun fiel es mir wie Schuppen von den Augen; ich wußte, ohne weiter zu fragen, was Perthes wollte und was Perthes mußte, und der ganze Jammer brach wieder über mich herein. — Vielleicht dauert es Wochen, vielleicht Monate, vielleicht bis in jene Welt, ehe ich ihn wiedersehe, heißt es in einem andern Briefe aus diesen Tagen. Ich fürchte mich vor mir selbst; denn mit ihm kann ich, glaube ich, alles ertragen, aber ohne ihn weiß ich nicht, was aus mir wird. Ach, und um meinen lieben Perthes ist meine Seele voll Trauer, Angst und Sorge. Du hast mein Sehnen und Wünschen um etwas mehr Ruhe und Zeit für Perthes gekannt, und nun muß er, da er alles in siebenzehn schweren Jahren Erworbene verloren hat, im allerglücklichsten Falle wiederum ein Arbeitsjoch auf sich nehmen, das schwerer sein wird als das frühere. Bete zu Gott, daß ich nicht verzage!

Am Donnerstag den 8. Juli nahm Perthes unter den dunkeln Tannen des Gartens Abschied von Caroline. Es war die schmerzlichste Trennung meines Lebens, schrieb er damals. Ein Tagebuch, welches mit dieser Trennung beginnt und außerdem nur kurze Angaben von Thatsachen enthält, beginnt mit folgenden Worten: Ich trete wieder in die Welt, in eine neue, unbekannte Welt voll großer Umrisse und voll Gefahren, aber ernster, froher, großer Muth ist in meiner Seele. Ergebung in Gott, sichere Ueberzeugung und reiche Erfahrung, ein Herz voll Liebe, Jugend und Gesundheit, Wahrheit, Gerechtigkeit und Treue im Charakter — das ist das Gut und der Schatz meines vierzigjährigen Lebens. Herr, mein Gott, Dir danke ich. Vergib dem armen Sünder und führe mich nicht in Versuchung.

Die beiden ältesten Kinder, Agnes und Matthias, begleiteten Perthes bis nach Kiel. Hier traf er Besser und fuhr mit ihm über Lütgenburg nach dem unmittelbar an der Ostsee gelegenen Städtchen Heiligenhafen. Die Stimmung seines Innern fand in mehreren Brie-

ſen, die er von hier aus ſchrieb, ihren Ausdruck. Anderthalb Stunden hinter Lütgenburg ändert ſich die Gegend in wunderbarer Schnelle, heißt es; alles wird wild und ſtruppig und das Wirthshaus Bröckel iſt ein Bild des Grauſens für die Phantaſie; keinen Grashalm bringt die Einöde hervor. Der Wirth lag im Sarge, Fremde wirthſchafteten gleichgiltig im Hauſe, ſelbſt der Pudel vor der Thüre war kaum noch Hund zu nennen und hatte, obſchon der Farbe nach auf ſchwarz angelegt, es nicht weiter bringen können, als bis zum trüben Grau der Natur ringsumher. Aber einige Hügel weiter und man kommt in eine andere Welt. Zwar bleibt das Land ohne Baum und Hecke, aber es iſt bedeckt mit den herrlichſten Saaten, und zwiſchen dem unabſehbaren Grün der Erde und dem unabſehbaren Licht des Himmels dehnt ſich, beide verbindend und drei zu eins machend, die See im tiefſten Blau. Am Ufer, der Erde zugewendet, wird ſie immer feſter und dunkler; am Horizonte, dem Himmel zugewendet, wird ſie immer durchſichtiger und heller, bis ſie endlich eins iſt mit dem Lichte des Himmels. Neben mir ſteht im Geiſte mein lieber ſeliger Otto Runge, um mit mir alle die Geheimniſſe und Wunder zu ſehen, welche die Natur uns zeigt und verbirgt. — In Heiligenhafen fand ſich Perthes bald allein, da Beſſer ihn gleich nach ihrer Ankunft verlaſſen mußte. Seit Wochen hat ſich, ſchrieb Perthes an Poel, ein Glied des alten Seins nach dem andern von mir abgelöſt, ein Abſchied folgte dem andern. Nun iſt auch Beſſer gegangen, und als er die Thür hinter ſich zumachte, war mir, als wenn der Deckel auf dem Sarge zugeſchlagen würde und ich aus einem vergangenen Leben in ein neues übergetreten ſei; aber die Liebe in mir und das Angedenken iſt friſcher und heiliger als je. Von hier will ich nach Roſtock, um ſelbſt zu ſehen, was ein ehrlicher Mann mit reinen Abſichten in dieſer gewaltigen Zeit zu thun hat. Vor Gott und meinem Gewiſſen habe ich ernſthaft abgewogen, ob ich der Stimme in meinem Innern folgen darf, die mich aufs neue in das Gewirre hineintreibt, und ich habe gefunden, daß ich ihr folgen muß. Aeußerer Ehrgeiz treibt mich nicht; denn in jedem Falle kehre ich, wenn ich leben bleibe, zu dem Geſchäfte, das ich liebe, zurück. Wohl fühlt mein noch jugendliches Herz einen Enthuſiasmus des Haſſes gegen unſere Unterdrücker, dem zu folgen

meine Religion mir wohl erlaubt; aber da ich nicht Militär und ohne Kenntnis des Mechaniſchen bin und da an muthigen und kräftigen Männern kein Mangel iſt, ſo werde ich mich nicht in die Linie drängen. Wenn aber ein Anführer eines Mannes bedarf, der im Leben und im Handeln geübt iſt, der verworrene Verhältniſſe ſchnell zu überblicken und zu ordnen verſteht und der mit der offenen Wahrheitsliebe eines Freundes gerne den Gehorſam eines Untergebenen und die Dienſte und Arbeiten eines Adjutanten verbinden will, ſo werde ich, um einem ſolchen Verhältniſſe zu genügen, keine Gefahr ſcheuen; Caroline wird mir vergeben, und meinen Kindern hinterlaſſe ich das Vermächtnis der Ehre. Finde ich dagegen die Verhältniſſe und die Perſonen bei meiner Ankunft im Mecklenburgiſchen ſo, daß es mir Pflicht wird, mich von aller Theilnahme an denſelben fern zu halten, ſo ſorge ich zunächſt für mich, gehe den Winter mit Frau und Kindern nach Schweden und im nächſten Frühjahr nach England, wo ich ſicher weiß, mir durch meinen Beruf in kurzer Zeit äußere Selbſtändigkeit verſchaffen zu können.

In einem kleinen Schifferhauſe zu Heiligenhafen am äußerſten und letzten Ende Deutſchlands wurde Perthes faſt acht Tage feſtgehalten, weil bei hellſtem, reinſtem Wetter ein friſcher Oſtwind blies, gegen welchen anzugehen kein Schiffer unternehmen wollte. Eine harte Geduldprobe, meinte er; doch muß man ſich von Menſchen ſo viel gefallen laſſen, warum nicht auch von der Natur? — Uebrigens ſind die Tage, ſchrieb er an Caroline, die ich hier nach der Regel la Trappe verlebe, nicht verloren. Das Evangelium Johannis führt mich zu mir ſelbſt; ich recapituliere ſtreng mit mir, und der Schluß aller Prüfung und Betrachtung iſt, daß ich in Gottes Händen war und bin, ſo wenig ich auch den Tempel, den er ſich in mir erbaut, rein gehalten habe. — Endlich am Sonnabend den 17. Juli ſetzte der Wind um und Nachmittags 5 Uhr fuhr Perthes, begleitet von einigen andern Hamburgern und dem Syndikus Curtius aus Lübeck, mit einem fliegenden Sturm aus Weſten hinüber nach Warnemünde, einem Schifferorte nahe bei Roſtock.

So eben trete ich ans Land, ſchrieb er von hier aus an Caroline. Es war eine herrliche Ueberfahrt! Welch himmliſche Luſt dieſe Waſſer-

wogen! Mein Innerstes that sich auf und wurde froh und muthig, ich fühlte mich wie in meinem Elemente. Die Wellen waren in Viertelstunden langen und hohen Bewegungen, so daß das offene Boot, welches uns zehn grade faßte, bald hoch oben auf ihren Spitzen, bald tief unten im Abgrunde stand. Mit Dunkelwerden wurden meine Gefährten nebst einem Bootsmann seekrank, ich blieb gesund. Nachts 11 Uhr schon hatte uns der scharfe Wind auf die Höhe von Warnemünde geführt; aber der Schiffer wagte nicht einzulaufen und wir kreuzten bis zum Morgen in der finstern Nacht, die uns nichts sehen ließ als die Wellenungeheuer ringsumher, welche in allen Formen ihren Rachen gegen uns aufsperrten. Mit Tagwerden lag nun unmittelbar vor uns Hope's Admiralschiff, ein Koloß von vierundsiebenzig Kanonen, und außerdem noch zweiundzwanzig andere große Schiffe unter englischer Flagge. Weit hinaus ins Meer warf der Mond eine silberne Linie und die Sonne ein strahlenloses, glühend rothes Licht. Nie habe ich einen solchen Eindruck des Großen empfunden als auf dieser Fahrt.

In Mecklenburg, wohin Perthes, um zu einem Entschlusse über seine nächste Zukunft zu gelangen, sich begeben hatte, war in den Wochen nach Abschluß des Waffenstillstandes vom 4. Juni ein buntes, bewegtes Leben. Unweit der Grenzen des Herzogthums hielt Marschall Davoust das linke Ufer der Niederelbe und das Land im Westen einer von Travemünde nach Bergedorf gezogenen Linie mit etwa zwanzigtausend Franzosen und zwölftausend verbündeten Dänen besetzt. Ihm gegenüber hatte der Generallieutenant Graf von Wallmoden-Gimborn sein Hauptquartier in Grabow nahe bei Ludwigslust genommen. Sein ungefähr vierundzwanzigtausend Mann starkes Corps bildete einen Bestandtheil des vom Kronprinzen von Schweden befehligten Nordheeres und war aus sehr verschiedenartigen, zum größten Theil neuen und ungeübten Truppen zusammengesetzt. Kosacken unter Tettenborn standen neben den Lützowern; die aus Deutschen aller Länder erwachsene russisch-deutsche Legion neben den Schweden unter General Vegesack; Engländer unter General Gibbs und Hannoveraner unter General Lyon fanden sich neben Mecklenburgern, Dessauern und Hanseaten. Das Gewirre, welches durch alle diese

Truppen in dem zu andern Zeiten still abgeschlossenen Mecklenburg entstand, wurde durch zahllose Flüchtlinge aus Hamburg und Lübeck vermehrt. Männer traten auf, die in den Bewegungen beider Städte tief verflochten gewesen waren; aber auch Weiber und Kinder erschienen, die Brot und Obdach verlangten, und neben vielen braven und ehrenwerthen Mitgliedern der ehemaligen Hamburger Bürgergarde trieben sich Abenteurer und patriotische Spitzbuben jeder Art umher. Noth und Wünsche hatten alle, und was man eigentlich wollte und sollte, wußte niemand. Nach seiner Ankunft in Rostock suchte sich Perthes ein Bild von den Zuständen der in dem Gewirre zerstreuten Hamburger und Lübecker zu verschaffen. Er ging nach Dobberan, nach Stralsund, Güstrow, Parchim, Grabow, Ludwigslust, Schwerin, und überall fand er die dringendste Noth, überall Männer, die bereit waren zu kämpfen, denen aber jede Möglichkeit fehlte, sich zu bewaffnen. Eine schnelle und kräftige Geldhilfe war dringendes Bedürfnis, und nur England konnte sie unter den damaligen Umständen gewähren.

Nach dem Falle Hamburgs war von Heß über Stralsund und Schweden nach London gegangen und hatte durch seine großartigen Anstrengungen die lebhafteste Theilnahme für die Bewohner der unglücklichen Städte und den Zusammentritt einer Gesellschaft zur Unterstützung der Hanseaten hervorgerufen, welche über sehr bedeutende Geldmittel verfügte. Dorthin wandte sich Perthes. Sie kennen mich, lieber Heß, schrieb er, und wissen, daß ich das Gute und Rechte will und daß ich die rechten Wege, es zu erreichen, von den falschen zu unterscheiden weiß. Nun versagen Sie mir aber auch Ihren Rath und Ihren Beistand nicht. Sollen unsere unglücklichen Mitbürger hier im Lande nicht völlig zu Grunde gehen und nicht viele starke Arme und viele muthige Herzen dem Kampfe entzogen werden, so muß uns Hilfe von außen kommen. Die Sammlungen in England sind, so viel ich weiß, für alle bestimmt, die durch den Krieg unglücklich wurden: also gewiß doch auch für alle, welche Hamburg und Lübeck verlassen mußten und nun Verlangen tragen, die Waffen gegen unsere Dränger zu führen. Daß nicht ein Schilling des Geldes, der großen und guten Engländer vergeudet werde, dafür werde ich, so gewiß ich

auf Gottes Wegen wandele, sorgen. Aber Geld müssen wir haben, und Sie allein sind es, der es uns schaffen kann und wird. — Hilfe für den Augenblick langte zugleich mit der Antwort auf diesen Brief an und bedeutende Geldsendungen für die Zukunft wurden versprochen. Um diese Summen zu verwenden, schien vor allen Dingen ein Verein nothwendig, welcher sich über die Lage der zerstreuten Hamburger und Lübecker genaue Kenntnis verschaffen und demgemäß die Unterstützungen unter sie vertheilen konnte. Perthes faßte die Errichtung eines solchen Hilfsvereins lebhaft auf, aber er glaubte, daß derselbe neben seiner nächsten Aufgabe eine größere und bedeutendere zu lösen habe.

Der Wiederausbruch des Krieges und die glückliche Beendigung desselben stand zwar zu hoffen und Hamburg, Lübeck und Bremen durften daher erwarten, in kürzerer oder längerer Zeit von der französischen Herrschaft befreit zu werden; aber ungefährdet schien deshalb die Lage der Städte nicht. Schon vor dem Waffenstillstand hatten Rußland und Preußen unter dem Namen Verwaltungsrath eine Behörde angeordnet, welche in allen von den Verbündeten besetzten Ländern die obere Leitung der Geschäfte durch Civil- und Militärgouverneure führen sollte. An der Spitze derselben stand Herr von Stein, und für Mecklenburg und die Hanseſtädte hatte sich als Gouverneur ein russischer Beamte, Herr von Alopeus, angekündigt. Schnell verbreiteten sich in Folge seines Auftretens dunkle Besorgnisse von Eroberungsabsichten der beiden Verbündeten, deren Verwirklichung nur durch England und durch den Kronprinzen von Schweden verhindert werden könne. Vor allem die Hanseſtädte schienen bedroht. Sie hatten keine Obrigkeit, nicht einmal, wie die Hessen oder Braunschweiger, eine vertriebene, die sich ihrer hätte annehmen können, und weil ihnen jede politische Vertretung fehlte, waren sie dem Willen der kriegführenden Mächte unbedingt hingegeben. Die großen Höfe, äußerte Perthes, werden unsere Städte während des Krieges nur als militärische Plätze berücksichtigen, und wenn es zu Friedensverhandlungen kommt, werden sie, um sich das Ausgleichungsgeschäft zu erleichtern, dieselben als herrenloses Gut behandeln und diesem oder jenem Staate als Entschädigung zuertheilen. — Das einzige Mittel, diese Gefahr

zu beseitigen, sah Perthes in der Bildung einer Behörde, welche, so lange die französische Kriegsherrschaft dauerte, als anerkannte Obrigkeit der drei Städte deren Rechte wahrzunehmen berechtigt und verpflichtet sei. Er wünschte daher, jenen zur Verwendung der englischen Gelder nothwendigen Hilfsverein zugleich zum politischen Vertreter der Städte zu gestalten, und bildete in vertrauten Gesprächen mit Dr. Ferdinand Benecke diesen Gedanken näher aus. So weit es sich mit der Ueberzeugung: der Mensch denkt, Gott lenkt, vereinigen läßt, schrieb Perthes an Heß, bin ich entschlossen, künftig meinen Aufenthalt in England zu nehmen, aber zuvor muß das Schicksal Deutschlands und der Städte entschieden sein. Ich habe ein Paar gesunde Augen, Treue und guten Willen, und an Muth, dem Schwierigen und dem Bösen entgegenzutreten, fehlt es mir nicht. So will ich jetzt denn vor allem sehen, was sich thun läßt, um den verwaisten Städten einen Hirten zu verschaffen.

Kurz vor dem Wiedereinrücken der Franzosen in Hamburg und Lübeck war der Syndikus Gries aus Hamburg und der Syndikus Curtius aus Lübeck von den Senaten beider Städte an den Kronprinzen von Schweden abgeordnet worden. Beide Männer befanden sich jetzt in Mecklenburg und niemand schien berechtigt, ihre Vollmacht und amtliche Eigenschaft deshalb für erloschen zu halten, weil die Obrigkeit, die sie abgesendet hatte, gewaltsam unterdrückt worden war. Beide Männer vielmehr erschienen als der letzte Ausfluß der rechtmäßigen Obrigkeit Hamburgs und Lübecks. An sie zunächst wendete sich Perthes. Sie wissen, meine Herren, schrieb er ihnen am 31. Juli, daß ich Sie beide als die letzten noch vorhandenen Glieder unserer rechtmäßigen Obrigkeit betrachte, und deshalb stehe ich nicht an, Ihnen zu sagen, daß es Ihre Pflicht ist, als Civilobrigkeit der Hansestädte aufzutreten und dafür zu sorgen, daß dieselben, obgleich von dem Feinde unterjocht, dennoch als freie, selbständige politische Körper auftreten können. Sie sind vom Kronprinzen als Syndici der Städte anerkannt und der englische Gesandte, Herr Thornton, wird Sie, wie ich versichern kann, anerkennen, sobald Sie ihm den Wunsch zu erkennen geben. Ich hoffe und ich weiß es, Sie werden mit voller Thätigkeit helfen, und dann wird vieles zu retten sein. Haben Sie die

Güte, mir baldigſt zu ſchreiben, was Sie beſchloſſen. — Als beide Männer zuſtimmend geantwortet hatten, ſchlug Perthes vor, daß ſich Mettlerkamp, Dr. Benecke und Dr. Karl Sieveking mit ihm und den beiden Syndicis vereinigen und ſich unter dem Namen Hanſeatiſches Directorium als Vertreter der drei Städte unter die kriegführenden Mächte einführen ſollten. Die genannten Männer willigten freudig ein, und nachdem der Herzog von Mecklenburg, der Kronprinz von Schweden, der General Wallmoden und von ruſſiſcher Seite die Herren von Struve und von Alopeus ihre Zuſtimmung ausgeſprochen hatten, erklärten am 15. Auguſt die ſechs verbundenen Männer das hanſeatiſche Directorium für conſtituiert und gaben in einer von Perthes entworfenen Denkſchrift ihren Mitbürgern nähere Aufſchlüſſe über die Abſichten, welche ſie verfolgten. Die Hanſa darf nicht untergehen, heißt es in derſelben. Können die Bürger nicht innerhalb der Städte fortleben, ſo müſſen ſie außerhalb derſelben bis zur Wiedereroberung der verlorenen Heimat in freier Vereinigung ein neues Hamburg, ein neues Lübeck, ein neues Bremen bilden. Zu dieſem Zwecke hat ſich das hanſeatiſche Directorium errichtet: es will allen hanſeatiſchen Ausgewanderten mit Rath und That beiſtehen, die vorhandenen Geldhilfsmittel verwenden und zur Befreiung der Städte auf diplomatiſchem Wege und mit den Waffen beitragen, ſo viel es vermag.

Das Erſcheinen einer eigenen Kriegsmacht der drei Städte konnte, nachdem dieſelben nicht nur Anerkenntnis ihrer Selbſtändigkeit, ſondern auch politiſche Vertretung gewonnen hatten, nicht als eine Unnatürlichkeit betrachtet werden. Für die Städte aber mußte es von größter Bedeutung ſein, Truppen im Felde zu haben, weil damals nur der größere oder kleinere Staat auf äußere Unabhängigkeit hoffen durfte, welcher Muth genug beſaß, alles für dieſelbe einzuſetzen. Aus dieſem Grunde und um in den Bürgern ſelbſt das Gefühl der eigenen Kraft und der innern Selbſtändigkeit zu ſtärken, ſuchten Perthes und ſeine Freunde eine möglichſt ſtarke Kriegsmacht der Städte herzuſtellen. Trümmer der hanſeatiſchen Legion und Trümmer der Bürgergarde, welche ſich nach Mecklenburg gerettet hatten, gaben den Anhalt.

Die hanſeatiſche Legion beſtand noch aus zwei, freilich hart mitgenommenen, Bataillons Fußvolk, acht Schwadronen Reitern, einer

reitenden und einer Fußbatterie, aber sämtliche Truppen waren in der traurigsten Lage. Ohne Sold, zum Theil ohne Schuhzeug und nur in Kleiderfetzen gehüllt, hatten sie Wochen hindurch in Nässe, Kälte und Schmutz aller Art zubringen müssen und sich, weil sie einer geordneten Kriegszucht entbehrten, manche Wildheit und manchen Ausbruch des Mismuths und des Ungehorsams zu Schulden kommen lassen. Schwer liegt mir unsere Legion auf dem Herzen, schrieb Perthes; sie ist das Capital an Gut und Blut, welches die Städte ausgethan haben. Herrliche liebe junge Leute von frischem Leben und verwegener Kühnheit machen vier Fünftheile derselben aus; aber sie sind hilflos in die Welt gestoßen und sind Entbehrungen und Verführungen aller Art, wie keine anderen Truppen, preisgegeben und niemand nimmt sich ihrer an. Sie selbst können um der militärischen Subordination willen nicht sprechen und doch ist es nöthig, daß für sie gesprochen und gehandelt werde; denn verwahrlost und mishandelt ist die Legion von Anfang an. Unreines böses Gut haben unsere Kosackenfreunde ihr gleich nach der Errichtung einverleibt und die Feigheit und Gleichgiltigkeit unseres Senates hat es nicht verhindert. Unordnungen und Schandthaten werden von solchen Banditen, die man auszustoßen nicht die Entschlossenheit hat, verübt; unser hanseatischer Name wird durch sie geschändet, Ehre und Sittlichkeit der Kinder unserer Mitbürger, unserer Freunde und Verwandten ist ihnen dahin gegeben. Dem muß abgeholfen werden und so wahr ein Gott lebt, ich lasse diese Sache nicht fallen und ich ruhe nicht, bis die Tenne gefegt ist, und ich werde durchdringen; denn ich wende mich an die Engländer, und die werden mich verstehen. — Da die keinem Staate angehörende Schar nur dann vor Auflösung und Verwilderung zu bewahren war, wenn sie Bestandtheil eines größeren Heeres wurde, so nahm England auf kräftiges Betreiben Wallmoden's sie in seinen Sold und stellte sie etwas später unter den Befehl des Oberst von Witzleben. Demungeachtet fehlte es dem hanseatischen Directorium nicht an Sorgen und Mühen, um den Truppen, denen es heute an diesem, morgen an jenem gebrach, und den vielen Erkrankten und Verwundeten Hilfe zu verschaffen; aber dringender noch war die Bürgergarde der Fürsorge bedürftig.

Als Hamburg gefallen war, hatte sich Mettlerkamp nach Mecklenburg begeben und durch Vermittelung des Herrn von Alopeus die Erlaubnis vom Herzog erlangt, in Güstrow aufs neue die Hamburger Bürgergarde zu sammeln. Tapfer wollen wir streiten, heißt es in einem Aufrufe desselben vom 21. Juni, für Vaterland, Freiheit und alte Heimat, und der im Himmel, auf den wir bauen, wird unser Werk nicht untergehen lassen. — Gleichzeitig hatten Gries und Sieveking dem Kronprinzen von Schweden einen Plan zur Wiedervereinigung der Bürgergarde vorgelegt und nach erhaltener Zustimmung am 17. Juni auch von ihrer Seite die Bürger aufgefordert, sich in Ribnitz zu sammeln. Beide anfangs getrennte Scharen vereinigten sich sodann in Güstrow unter Mettlerkamp und schworen Treue den Hansestädten und Gehorsam ihrem Obersten. In den letzten Tagen des Juli kam Perthes dorthin und trat, von allen Seiten dringend aufgefordert, unter dem Namen eines Majors neben Mettlerkamp an die Spitze der neuen Bewaffnung, welche von nun an den Namen Hanseatische Bürgergarde führte. Jede Stunde mehrt sich unsere Zahl, schrieb damals Perthes, aber nicht die Zahl macht unsere Wichtigkeit aus. Unser Name ist es, der uns Bedeutung gibt. Wenn der Name Bürgergarde vor Hamburgs Thoren gerufen wird, so wird er die Thore sprengen und im Innern wird alles aufstehen. Sollte Gott uns helfen, die Städte frei zu machen, so wird schon das ein großer Segen sein, daß sogleich eine feste, geschlossene Einheit, geleitet von rechtlichen, freien und besonnenen Männern, in der obrigkeitslosen Stadt auftreten kann; aber unsere eigentliche und nächste Bestimmung wird immer bleiben, Gut und Blut einzusetzen, um den unmittelbaren Angriff zur Befreiung der Stadt herbeizuführen. — Der englische Gesandte Thornton und der russische Gesandte Alopeus beförderten die Bewaffnung und Ausbildung der Bürger in jeder Weise. Ein neuer, von Gries, Curtius, Mettlerkamp und Perthes unterzeichneter Aufruf wurde ungeachtet der französischen Polizei an mehreren Straßenecken Hamburgs angeschlagen, der Kronprinz von Schweden und der Herzog von Mecklenburg gewährten Einquartierung und freie Beköstigung, General Lyon ließ die kleinen Bewaffnungsstücke aus den englischen Magazinen liefern; aber freilich an tausend Din-

gen litt dennoch die neu sich bildende Schar Mangel, welche mit Freude und Eifer die Waffenübungen begann. Um für die nöthigsten Bedürfnisse Abhilfe zu erlangen, wendete sich Perthes an das englische Hilfscomité und seine freie, kräftige Ansprache wurde von dem glücklichsten Erfolge belohnt. Ich habe, erwiederte der Präsident des Comité, den Aufsatz des Patrioten Herrn Perthes sogleich dem Herzog von Sussex vorgelegt, ihn ins Englische übersetzen und unter die eifrigsten Männer vertheilen lassen. Ich bin überzeugt, daß ohne Zeitverlust die so sehr verdienten Unterstützungen erfolgen werden, welche die heilige Sache, in die wir alle verflochten sind, fördern sollen. — Neben der englischen Hilfe liefen bald auch Gelder vom Kronprinzen von Schweden und freiwillige Gaben aus Berlin und Wien ein, und General Vegesack nahm auf des Kronprinzen Befehl die Bürgergarde unter seine besondere Obhut. Die Sache hatte ihren guten Fortgang. Misachten Sie uns nicht, Herr General, schrieb Perthes, der die Abneigung der Krieger gegen Bürgerbewaffnungen wohl kannte. Wir sind freilich militärisch ungeübt, aber wir haben Muth und könnten Eurer Excellenz in vielen Beziehungen nützlich sein. Unsere Verbindungen mit den Städten sind in einen so regelmäßigen Gang gebracht, daß wir stets die genaueste Nachricht über den jedesmaligen Stand der Dinge geben können, und bei Operationen auf Hamburg oder auf Holstein würden wir wegen unserer genauen Ortskenntnis als Vorposten sehr gute Dienste leisten. Sollte es aber zu einem unmittelbaren Angriff auf unsere Städte kommen, dann können und werden wir die erste Stelle einnehmen.

Ermuthigt durch den glücklichen Fortgang, welchen das hanseatische Directorium und die hanseatische Bürgergarde genommen hatten, wagte Perthes an die weitere Zukunft der Städte zu denken. Dadurch vor allem ist Hamburg wieder erlegen, äußerte er, daß nach Einrücken Tettenborn's das Alte ohne innere Wiedergeburt hergestellt ward. Wird Hamburg aufs neue befreit, so müssen wir verhindern, daß nicht das schleppende Alte voriger Zeiten den Städten zum zweitenmal durch fremde Gewalt oder einheimische Trägheit aufgedrängt wird. Die möglichste Achtung vor den alten, liebgewordenen Formen hat ihr gutes Recht; das Alte wird die Grundlage für die Zu-

kunft ſein; aber die ganze frühere Verfaſſung liegt jetzt zuſammengebrochen da, ein Theil der Glieder des Senates und des Oberaltencollegiums iſt geſtorben, ein anderer Theil läßt es ſich unter der franzöſiſchen Herrſchaft gefallen, noch ein anderer Theil iſt außerhalb der Stadt, ohne für die Stadt zu wirken. Wer nun Hamburg wieder befreit und die alte Verfaſſung wieder aufrichtet, darf und muß ſich durch die Rückſicht auf die Kraft und Friſche der neuen Zeit zu beſonnenen aber durchgreifenden Aenderungen berechtigt halten. — Das hanſeatiſche Directorium hatte nach Perthes' Anſicht die Aufgabe, über die nöthigen Umwandlungen einen vorläufigen Entſchluß zu faſſen; der General, welcher zuerſt in Hamburg einrücken würde, ſollte ſodann im Namen der Alliirten und nach dem Rathe des Directoriums eine Commiſſion zur Feſtſtellung der künftigen Verfaſſung einſetzen. Manche Pläne wurden vorläufig entworfen und alles verſucht, um die in Norddeutſchland befehligenden Kriegsführer günſtig für die künftige Selbſtändigkeit Hamburgs, Lübecks und Bremens zu ſtimmen. Die Städte ſelbſt ſollten, um kräftiger inmitten der Fürſten auftreten zu können, ihren alten Bund, die Hanſa, in erneuerter Form wieder herſtellen, ihm durch eine gemeinſame Bewaffnung, innere Feſtigkeit und durch den Stab dieſer Bewaffnung ein gemeinſchaftliches Haupt verſchaffen. Für Deutſchland ſollte der Bund durch bürgerliche Freiheit und durch Freiheit des Handels und der Gewerbe werden, was England für Europa war, und ſich wie die deutſchen Fürſten feſt der deutſchen Reichsverfaſſung, welche man erzielte, einordnen.

Manche ſchmerzens- und ſorgenvolle Stunde unterbrach freilich das an Muth und Hoffnung reiche Leben jener Wochen. Aus Hamburg liefen die traurigſten Nachrichten ein. Zwar war daſelbſt am 24. Juli ein Generalpardon bekannt gemacht. Nur zehn Männer waren namentlich ausgenommen, welche als Feinde des Staats erklärt, auf ewig aus dem franzöſiſchen Reiche verbannt und alles ihres Vermögens verluſtig geſprochen wurden. Dank Dir von Herzensgrund, mein lieber Perthes, ſchrieb Caroline, daß Dein Name unter den Namen der zehn Feinde des Gewaltigen ſteht; das ſoll uns eine Ehre und Freude ſein, ſo lange wir leben. — Der Generalpardon ſchützte

indeſſen die Stadt nur wenig gegen die Unmenſchlichkeiten Davouſt's. Schon im Juli ſchienen dieſelben, obgleich ſie ihren Höhepunkt noch lange nicht erreicht hatten, unerträglich. Es hat wohl ſein Gutes, äußerte Perthes, denn außerdem würde das alte, lahme Volk, welches jedem kräftigen Widerſtand entgegentrat, gleich wieder in die träge Gewohnheit des Lebens gekommen ſein; aber ſchrecklich bleibt es immer und tief ſchneidet es in die Seele, wenn man die Greuel hört. — Schwerer noch als das Schickſal der einzelnen Stadt drückte die unheilvolle Lage Deutſchlands. Die Ungewißheit, ob dem Waffenſtillſtande ein neuer, kühner Kampf oder ein ſchmählicher Friede folgen; ob Oeſtreich dem großen Bunde beitreten oder Neutralität behaupten werde, erfüllte alles mit banger Unruhe. Bald muß es ſich entſcheiden, ſchrieb damals ein geborner Oeſtreicher an Perthes, ob die Deutſchen eine Nation ſind oder nicht, und ob wir Stolz oder Scham darüber empfinden müſſen, Deutſche zu ſein. Wäre ich nur von der Angſt befreit, die mir Oeſtreichs Benehmen macht. Ich kann und mag nicht fürchten, daß hinterliſtige Politik ſeinem Zaudern zum Grunde liegt und daß es den Entſchluß, gegen wen es ſeine Waffen wenden will, von dem Ausfall der nächſten Ereigniſſe abhängen zu laſſen beabſichtigt. — Nicht weniger zweifelhaft erſchien es vielen, ob Deutſchland Preußen vertrauen dürfe. Das lange gehaßte oder vergeſſene Preußen wurde zwar bei dem Zaudern Oeſtreichs immer entſchiedener als die Macht anerkannt, durch welche Deutſchlands Schickſal bedingt werde, und die aus der Erhebung des Volkes hervorgegangenen großartigen kriegeriſchen Anſtrengungen riefen in ganz Norddeutſchland freudige Bewegung hervor. Der Muth Gottes, heißt es in einem Briefe Moltke's, hat ſich in die Bruſt der Preußen geſenkt und aus den Preußen wird der Odem Gottes Verderben ſprühen gegen den allgemeinen Feind. — Zugleich aber erweckten dunkle Gerüchte von manchem, was nicht ſei, wie es ſein ſollte, auch wieder banges Mistrauen. Ich weiß, antwortete Nicolovius, an den ſich Perthes gewendet hatte, daß im menſchlichen Treiben neben dem Himmliſchen auch immer das Gemeine geht und daß nur Thoren dieſes nicht in Anſchlag bringen; aber ich weiß auch, daß das weit größere Thoren ſind, die nur das Gemeine ſehen und in Anſchlag brin-

gen. Die Farben, mit denen man Ihnen Preußen gemalt hat, ſind nicht die richtigen. Ich würde glauben, wider den heiligen Geiſt zu ſündigen, wenn ich die eingetretene Wiedergeburt unſeres Volkes verkennen wollte. Wohl uns und unſern Kindern, daß die Herzen wieder himmelwärts ſich richten und die Knie ſich in den Staub beugen. Ihnen ſelbſt, mein theurer Freund, hat ſich ein großes Leben geöffnet. Mein Vertrauen auf Sie war nicht klein, aber wie weit iſt es übertroffen! Herrlich wird der Kampf enden, des bin ich gewiß, aber freilich Sie ſtehen in Gottes Hand und können als Opfer fallen. Iſt das Gottes Wille, ſo ſoll es mir eine heilige Pflicht ſein, für die Ihrigen, inſonderheit für die Söhne zu thun, was ich vermag. Sie wiſſen wohl, wie hoch ich Caroline verehre — das ſei genug. Mit Ihnen, der Sie viel thun, viel zu reden, ſchäme ich mich. Gott ſei mit Ihnen und mit unſerer guten Sache! — Aehnlich lauteten die Anſichten, welche Niebuhr aus Reichenbach über Preußens Zuſtände mittheilte. Sie ſelbſt, mein treuer Perthes, ſchrieb er, ſind mir noch näher und lieber geworden; ſo wie Sie haben ſich wenige Menſchen bewährt. Ich fragte nach dem Falle Hamburgs jeden, ob er nichts von Ihnen wiſſe, und man wußte Ihre Aechtung, aber nicht, ob Sie gerettet wären. Auch als ich erfuhr, daß Sie in Holſtein ſeien, bürgte mir nichts dafür, daß der König von Dänemark nicht noch kleinere Schandthaten nachleſen werde. Ihre Frau, das weiß ich gewiß, behält Muth und Kraft, und hat das Vertrauen, daß Ihre Thaten Segen erwecken müſſen. Sie wollen von Preußen wiſſen. Die ſchmerzliche Erkenntnis der Gebrechen, welche alle die herrlichen Kräfte der preußiſchen Nation um ihre Erfolge betrügen müſſen, und der Anblick der Wunden, welche der eine Theil des Doppelkörpers dem Ganzen ſchlägt, hält mich vom Schreiben ab. Alles Nationale iſt bei uns vortrefflich, unſere Armee iſt die erſte der Welt, die ganze Nation iſt werth ſie zu recrutieren, und wir müßten Erfolg haben, wenn nicht böſe Schäden noch ſchweres Unglück drohten. Doch ich habe Muth auf die Nation und auf eine unſichtbare innere Kraft, welche am Ende als Strom durchbrechen wird. Mit bitterem Grolle hat unſere Armee den Waffenſtillſtand angenommen und getragen, aber die Vorherſagungen, daß ihr Geiſt und ihre Kraft niederſinken würde,

ſind, Gottlob, thöricht geweſen; ſie iſt ſo löwenmuthig wie je. So geneigt bin ich, an eine höhere Leitung, die auch das Schlimmſte zum Beſten wendet, zu glauben, daß ich den Sieg als gewiß anſehe.

Der große folgenreiche Gegenſatz, welcher damals zuerſt zwiſchen Regierung und Volk in Preußen hervortrat, aber den meiſten noch verborgen blieb, war durch die Briefe dieſer und einiger anderen Freunde für Perthes aufgedeckt. Bewundernd ſah er auf die Anſtrengungen des Volkes, nicht ohne Mistrauen auf das Verhalten der Regierung, und dennoch war ihm gewiß, daß die Hanſeſtädte Preußens als ihrer Stütze nicht entbehren könnten. Ausführlich legte er dem geheimen Staatsrath Scharnweber, der das Vertrauen des Staatskanzlers in hohem Grade genoß, die Verhältniſſe des nördlichen Deutſchlands dar. Ich baue, ſchloß er ſeinen Brief, die Rettung des nördlichen Deutſchlands faſt ausſchließlich auf die preußiſche Nation, auf den Ernſt, auf den deutſchen Geiſt und die Freiheit, die ſie in ſich entwickelt. Das jedesmalige Gouvernement, mögen deſſen beſondere Geſinnungen und Zwecke ſein, wie ſie wollen, wird von dieſem Geiſte durchdrungen und fortgeriſſen werden. Was Sie, verehrter Herr, perſönlich wollen und was und wieviel Sie können, weiß ich, und ſo empfehle ich unſere Angelegenheiten Ihrer Fürſorge. Nehmen Sie ſich unſerer an, ſo haben wir einen Stützpunkt gewonnen, wie wir ihn bedürfen.

Unter ſolchen Sorgen, Arbeiten und Zweifeln lief am 10. Auguſt der Waffenſtillſtand ab, welcher auch im nördlichen Deutſchland die Waffen hatte ruhen laſſen.

Die hanseatischen Verhältnisse während des Krieges an der Niederelbe.

Mitte August bis Anfang November 1813.

Am 17. August wurde der Kampf zwischen Davoust und Wallmoden aufs neue eröffnet. Wallmoden, dessen Abtheilung den äußersten rechten Flügel des vom Kronprinzen von Schweden befehligten Nordheeres bildete, sah sich zurückgedrängt, und Ende August hatte der Feind Wismar, Gadebusch und Schwerin eingenommen. In den ersten Tagen aber des September mußte Davoust wieder zurückweichen; er räumte ganz Mecklenburg und nahm während des Septembers sein Hauptquartier in Ratzeburg. Wallmoden dagegen schickte starke Streifpartien auf das linke Elbufer, welche am 16. September ein französisches Corps von 7000 Mann an der Göhrde vernichteten, Lüneburg besetzten und weit hinein streiften in das hannöverische Land. Als mit dem Anfang October Davoust seine Hauptmacht an der Elbe zwischen Lauenburg und Hamburg fest zusammenzog, sah er sich daher von der mecklenburgischen wie von der hannöverischen Seite durch Wallmoden's Truppen bedroht.

Während dieser Monate des Fürchtens und Hoffens wurde Perthes durch die Stellung, welche er zur hanseatischen Bürgergarde und zum hanseatischen Directorium einnahm, beschäftigt. Die Erhaltung der Bürgergarde erschien ihm als eine Sache von größter Wichtigkeit für die künftige äußere Stellung und innere Entwickelung der Städte, vor allem deshalb, weil nur sie dem auf Handel und Handwerk allein gerichteten Bürgergeiste einen muthigen, der eigenen Kraft vertrauenden Sinn verleihen und dadurch dem eng abgeschlossenen städtischen Leben ein staatliches Gepräge gewähren könne. Sollte aber die Bürgergarde diese Aufgabe lösen, so mußte sie, bevor sie in die Städte zurückkehrte, allgemeine Achtung und Anerkennung sich erworben und deshalb thätigen Antheil an dem Kampfe um die Befreiung genommen haben. Perthes hielt es daher für ein Unglück, als Ende August

der General Vegesack die Bürgergarde zur Garnison von Rostock im Rücken der kämpfenden Truppen bestimmte. Wir haben geschworen, schrieb er am 3. September an Mettlerkamp, für die Befreiung der Städte unser Leben zu geben, und die Stunde, unsern Schwur zu erfüllen, hat geschlagen. Unsere Waffenbrüder in der Legion sind voraus, wir dürfen nicht zurückbleiben. Wir Bürger der Städte, wir bitten, zum Kampfe gelassen zu werden, nicht als ob unser Häuflein ein neues Gewicht verleihen könnte, nein, unsertwillen bitten wir. — Am folgenden Morgen legte er den Officieren und Gemeinen eine an General Vegesack gerichtete Bitte, sie zum Kampfe zu führen, vor; alle unterzeichneten, der General aber erklärte, es weder vor seinem Gewissen noch vor der künftigen Obrigkeit der Städte verantworten zu können, wenn er eine fast nur aus Familienvätern gebildete Schar ohne die dringendste Noth dem Feinde gegenüberstelle. Die Bürgergarde blieb daher während der Monate September und October in Wismar, Gressow, Calsow und Grevismühlen stehen, nahe dem Feinde, aber ohne Antheil an dem Kampfe. Bald genug zeigten sich die nachtheiligen Folgen einer solchen Zwischenstellung zwischen Bürgerleben und Kriegerleben. Der frische Muth nahm ab und die Unordnung nahm zu. Die langen Zögerungen, schrieb Perthes an Niebuhr, und die Unthätigkeit gebiert Uebel und erregt Fäulnisse, die auch die Edelsten anstecken. Gebricht es an Geist, Luft und Leben, so hilft kein guter Wille, kein edler Vorsatz, keine gute Natur; die Menschen verderben doch. Und dann ist auch dieses Land, in welchem wir stehen, ein wahres Grab für Geist und Leben. Ganz Mecklenburg ist eine große Fabrik für Lebensbedürfnisse, die freilich die ersten, aber auch die gröbsten sind; alle Anstalten sind nur darauf berechnet, und die Herren dieser Fabriken taugen so gar viel nicht. Es ist eine Freude, aus dem fetten Boden auf die reine, saubere Heide zu kommen. — Streitigkeiten ohne Ende fielen vor, weil die einen militärische Subordination forderten und die andern die Unabhängigkeit des Bürgers entgegensetzten. Gefährlicher noch als die innere Zerrüttung mußte der Zwiespalt erscheinen, in welchen die Bürgergarde zur Legion getreten war. Müßig lägen die Bürger der Garde im Rücken des Feindes, so murrte man in der Legion; sie lebten gut bei Bürger

und Bauer, hätten warme Betten, Kleider und Geld, während die Bürger der Legion vor dem Feinde ſtänden und Näſſe und Kälte und Mangel aller Art ertragen müßten. Ob dieſe Bürger der Garde denn etwas anderes, beſſeres oder verdienteres ſeien als die der Legion? — Die Bürgergarde vergalt den Spott mit bitterm Groll und nannte die Mitglieder der Legion Miethlinge und Solddiener Rußlands und Englands; aber ſie fühlte den Stachel des Vorwurfs doch und alt und jung wollte vorwärts und etwas thun gegen den Feind, ehe man in die Städte einzog.

Schon ſeit Ende September ſah Perthes, um Unheil für die Zukunft zu vermeiden, keinen andern Ausweg als die Vereinigung der Bürgergarde mit der Legion unter dem gemeinſamen Oberbefehl des Oberſten Witzleben. Mettlerkamp war entſchieden dagegen und wollte mit ſeinen Bürgertruppen eine unabhängige Stellung bewahren; aber Perthes gewann Vegeſack und Witzleben und bot ſeinen ganzen perſönlichen Einfluß auf, um auch die Mitglieder der Bürgergarde für ſich zu gewinnen. Wenn unſere Mitbrüder in der Legion uns misachten, redete er am 24. October die Officiere an, wenn vor und mit uns ein übler Name in die Städte kommt, wie ſoll das werden? Bürgerzwiſt wird entſtehen und Streit in der Stadt und in den einzelnen Familien, Haß zwiſchen Brüdern und Brüdern. Nur ein Mittel kenne ich, uns und unſere Ehre aus dieſer unglücklichen Lage zu retten. Mit Genehmigung des Generals Vegeſack darf ich Ihnen den Anſchluß an die Legion vorſchlagen. Laſſen Sie uns mit unſern Brüdern in der Legion dulden und kämpfen und mit ihnen die Ehre und Freude des Einrückens in die Städte und des Wiederſehens theilen. Niemand ſoll zum Uebertreten gezwungen oder überredet, Mann für Mann ſoll um ſeinen freien Entſchluß gefragt werden, aber das weiß ich, daß jeder von uns lieber alles ertragen wird als Mangel an Ehre. — Alle ſtimmten ihm bei, auch Mettlerkamp ſah ſich zum Nachgeben genöthigt und am 29. October trat zu Gadebuſch die Vereinigung der Bürgergarde mit der Legion ein. Aller Groll und alle Eiferſucht war vergeſſen; es war, ſchrieb Perthes, eine freudige Stunde, als Bürger und Bürger, Bruder und Bruder ſich wiederfanden. Freilich ſehr böſe Elemente waren zu überwinden, aber was nicht

im Guten ging, ſetzte ich mit Gewalt durch. Alle Jugend in der Bürgergarde wie in der Legion hing an mir und deren Liebe ſiegte über das üble Alte.

Im hanſeatiſchen Directorium hatte Perthes einen nicht kleinen Theil der Anſtrengungen auf ſich genommen, welche gemacht werden mußten, um immer neue Geldhilfen aus Deutſchland und England zu gewinnen und unter die von Tage zu Tage wachſende Zahl der Flüchtlinge zu vertheilen. Das Vertrauen zu ſeiner Gerechtigkeit und Gewiſſenhaftigkeit ſtand um ſo feſter, weil er geglaubt hatte, jede Unterſtützung für ſich ſelbſt beſtimmt und für immer zurückweiſen zu müſſen. Die Stellung jedoch, welche das hanſeatiſche Directorium als politiſcher Vertreter der drei Städte einnahm, ließ deſſen Eigenſchaft als Hilfsverein für einige Zeit in den Hintergrund treten. Die Anſichten über die politiſche Zukunft hatten in dieſen Monaten eine beſtimmtere Geſtalt gewonnen. Auf Herſtellung des in ſich erneuerten deutſchen Reiches unter einem Kaiſer aus dem Habsburgiſchen Hauſe waren die Hoffnungen des außerpreußiſchen Norddeutſchlands gerichtet. Die zum Hanſabunde vereinigten Städte ſollten einen ebenſo ſelbſtändigen Beſtandtheil des Reiches wie Baiern oder Preußen oder Hannover bilden und, um lebenskräftig und geachtet auftreten zu können, ſich in ſich ſelbſt erneuern. Trennung der Juſtiz von der Verwaltung, beſſere Finanzverwaltung, Aufhebung der politiſchen Unfähigkeit aller Nichtlutheraner, Beſeitigung des Oberaltencollegiums und eine neue Grundlage für die Vertretung der Bürgerſchaft ſollten, um die Erneuerung zu bewirken, von einer einzuſetzenden Organiſationscommiſſion herbeigeführt werden. Seine ausgebreitete perſönliche Bekanntſchaft benutzend, wendete ſich Perthes nach den verſchiedenſten Seiten hin, um Auskunft darüber zu erhalten, inwiefern das Streben des Directoriums vereinbar mit den Plänen der verbündeten Mächte ſei, und von allen Seiten lief die gleichlautende Antwort ein, daß noch niemand, daß kein König und kein Staatsmann irgend eine Anſicht über die politiſche Zukunft Deutſchlands habe und daß daher Deutſchland ohne Zweifel das ſein werde, was der von Zufällen abhängige Gang der Dinge aus ihm machen werde. Der Herzog von Oldenburg ſei durch Kaiſer Alexander beauftragt, ihm Vorſchläge über

die deutschen Angelegenheiten zu machen. Der Kaiser von Oestreich sehe die deutsche Krone als eine Dornenkrone an und sein Cabinet verharre in einer verschlossenen und zurückgezogenen Haltung. Stein, der von Tage zu Tage bitterer und schneidender würde, habe den früheren Einfluß zum größten Theil eingebüßt und sein Verwaltungsrath liege noch ganz im Rohen. Die Absichten der preußischen Regierung kenne niemand, aber ohne Furcht dürfe man sie in keinem Falle betrachten. — Unter solchen Umständen ließ sich die Stellung der Städte nach außen nur mit Hilfe Englands und des Kronprinzen von Schweden, nach innen nur mit Hilfe des sie befreienden Generals sichern und bestimmen. Gries und Sieveking begaben sich Anfang September im Auftrage des Directoriums in das Hauptquartier des Kronprinzen, Perthes suchte in England, besonders in dem Grafen Münster, durch persönliche Verbindungen eine günstige Stimmung zu erwecken, und unermüdlich eilte er von Vegesack zu Wallmoden, von Wallmoden zu Dörnberg, Witzleben und den übrigen in Deutschland einflußreichen Männern, um ihre Theilnahme für das Schicksal der Städte zu erregen oder lebendig zu erhalten.

Die Absichten und Bemühungen des hanseatischen Directoriums konnten nicht verborgen bleiben und erregten den heftigsten Widerwillen mancher früher in Hamburg einflußreichen Männer. Für alle, die der städtischen Obrigkeit angehört hatten, lag in der kräftigen Thätigkeit ein schneidender Vorwurf, und nie werde, meinten sie, die gute alte Zeit, welche durch die Gewalt der Franzosen so schrecklich unterbrochen sei, wiederkehren, wenn die Neuerungssucht unberufener und unbefugter Männer das Unterste zu oberst kehre und alles verwirre. In dem von den Franzosen fürchterlich bedrängten Hamburg selbst, unter den Hamburgern in Mecklenburg und auch unter den höhern fremden Officieren machte sich namentlich bei ältern Männern eine Stimmung bemerklich, welche die Thätigkeit des hanseatischen Directoriums mit Mistrauen betrachtete und ihr im Stillen entgegenzuwirken suchte.

Sieveking zuerst, wie es scheint, faßte die Gefahren ins Auge, welche aus dem Hervortreten eines solchen argwöhnischen Gegensatzes für die Selbständigkeit der Städte erwachsen konnten. Wir haben,

ſchrieb er am 19. September aus Berlin, die Denkſchrift über die Schritte, welche bei der Beſetzung Hamburgs unter militäriſcher Autorität zu thun ſein möchten, dem Kronprinzen übergeben. Ich kann aber nicht leugnen, lieber Perthes, daß mich bei dieſen Vorſchlägen manchmal ein ängſtliches Vorgefühl anwandelt. Die künftige Unabhängigkeit der Hanſeſtädte ſcheint mir ſo ſehr von der Ruhe in ihrem Innern und von dem Ausſchluſſe jeder Einmiſchung der Fürſten abzuhängen, daß ich das Geſtändnis eignen Unvermögens vermeiden möchte und Scheu fühle, Widerſpruch, bürgerliche Unruhen und Eingreifen der Fürſten, ſei es auch den beſten Abſichten zu Liebe, zu veranlaſſen. Laſſen Sie uns klare Sinne und freie Hände behalten, damit der Untergang der Städte, den die Richtung des Zeitalters vielleicht unwiderſtehlich herbeiführt, nicht auf unſere Rechnung geſetzt wird. Laſſen Sie uns nicht allzu ſehr auf die gelaſſene Spießbürgerei unſerer Mitbürger rechnen; es glimmt Feuer genug unter der Aſche, und Sie wiſſen ſo gut wie ich, daß die Vorſehung ſich oft geſetzgeberiſcher Ideale bedient, um nach und nach die verblendeten Menſchen zu einem politiſchen Selbſtmord zu verführen. Mir iſt Hamburg zu fremd, um die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der ungeänderten alten Verfaſſung zu beurtheilen; aber das weiß ich, daß wir nur im Falle ihrer Unmöglichkeit viel wagen dürfen, um viel zu gewinnen, und auch dann dürfen wir nicht vergeſſen, daß es ein Würfelſpiel iſt, das wir ſpielen. Mich macht die Reaction, die ſich ſchon jetzt nachdrücklich äußert, immer ſicherer, daß jeder Schein der Neuerungsſucht vermieden werden muß. — Die Gefahr des Verſuches, Verfaſſungsänderungen mit fremder Hilfe durchzuführen, erſchien um ſo größer, als der Glaube erweckt wurde, daß von Heß ſeine Stellung zu den engliſchen Miniſtern benutzen, die Bürgergarde in engliſchen Sold nehmen und in ſolcher Weiſe ſich ſelbſt zum Gründer einer neuen Verfaſſung aufwerfen möge. Dieſer Wallenſtein, heißt es in einem Briefe an Perthes, muß wirklich ſcharf ins Auge gefaßt werden; er ſucht in Ihnen ſeinen Octavio Piccolomini. Aber halten Sie ſich frei, lieber Perthes, und hat es wirklich mit Wallenſtein's Plänen ſeine Richtigkeit, ſo laſſen auch Sie ſich bei dem Feſtmahl in Pilſen entſchuldigen.

Zugleich waren dunkle Gerüchte verbreitet über tief verborgene

Absichten, welche der Kronprinz von Schweden in Beziehung auf Norddeutschland hege. Unter seinem Oberbefehl, sagte man, ständen die Truppen aller kleinen deutschen Staaten vereinigt; so wie er für sich allein einen Sieg erfochten haben würde, könne er ganz frei über ein Heer von fünfzigtausend Deutschen und dreißigtausend Schweden gebieten; zu den Hanseſtädten habe er sich namentlich so zu stellen gewußt, daß ihr Schicksal in seiner Hand liege, und er vermeide es sichtlich, irgend eine feste, sie betreffende Aeußerung zu thun. In der That hatte der Kronprinz mit dem hanseatischen Directorium durchaus, als wenn es eine völlig berechtigte und selbständige politische Macht sei, verhandelt; aber wenn es wirklich selbständig auftreten wollte, wurde wohl von revolutionären Schritten, die vermieden werden müßten, gesprochen. General Vegesack, ein derber Krieger alten Schlages, gab auf die Bemerkungen über die künftige Verfassung der Städte zur Antwort: Wenn ich in Hamburg oder Lübeck einrücke, werde ich den Leuten sagen: Nun, Kinder, dankt Gott; da habt Ihr Eure Freiheit wieder; nun regiert Euch nach Euren Gesetzen. Wo ist Euer alter Bürgermeister? wo sind Eure alten Rathsherren? Die will ich wieder auf ihre Stühle setzen. Habt Ihr dummes Zeug gemacht, so seid hinfüro klüger. Ich kenne weder die Strohköpfe noch die Füchse unter Euch; die müßt Ihr selbst kennen. Ich kann mich um nichts kümmern; nichts von Regierungsveränderungen, dazu habe ich den Kopf gar nicht. Das Alte setze ich wieder ein, wie es vordem gewesen ist, und thue, was mir mein Herr befehlen wird.

Perthes wurde durch diese Gegensätze, deren Gewicht er nicht in Abrede zu stellen vermochte, in die heftigste innere Bewegung gebracht. Es ist eine große Zeit, schrieb er, und ich bin fähig, sie zu fassen, aber manchmal sinkt der Mensch zusammen, und alles, alles wird ihm eitel und elend, alles wird zu Lug, Trug und Schatten. Durch solche elende Stunden muß man sich durchwinden; sie gehören zum Menschenschicksal, und mußte doch auch der, der ohne Sünde war, sie ertragen. Meine Caroline, nicht auf tausend Blättern ist es zu sagen, was an Gefühlen und Gedanken mir den Tag über durch den Kopf geht. Saure Tage habe ich jetzt: wie schwer ist es, der Wahrheit eine reine Gestalt in den Millionen Farben zu geben, die sie durch

Beimischung von zahllosen Thorheiten in jedem Menschen annimmt. Wie schwach und verkehrt sind die Menschen, auch die guten! Wäre man nicht ein armer Sünder, man müßte sich für einen Gott halten. — Möge Gott mir helfen das Rechte thun, heißt es in einem andern Briefe, und mich vor Ueberhebung meiner selbst bewahren. Rein will ich bleiben, mit gutem Gewissen will ich das Vaterland betrachten können und mit freier Stirne in die Städte zurückkehren. — Zwar blieb ihm die feste Ueberzeugung, daß die Verhältnisse, wie das Leben sie hervorgerufen habe, eine Aenderung der Verfassung für die Städte forderten und sie dennoch ohne fremde Vermittelung unmöglich machten; aber was hilft es, äußerte er, daß uns die Verhältnisse deutlich und bestimmt den Weg vorzeichnen, den wir zu gehen haben? Die Menschen, mit denen und für die wir handeln sollen, haben sich blind gegen das gemacht, was die Verhältnisse verlangen, und in diesem Augenblick ist die Meinung der Menschen stärker als die Kraft der Verhältnisse, und sie jetzt außer Acht lassen wollen, wäre Thorheit und Verbrechen. — Perthes gab das Vorhaben auf, durch Hilfe Fremder eine Verfassungsänderung für Hamburg herbeizuführen. Jeder Verdacht muß entfernt werden, schrieb er, als ob wir den politischen Zwecken auswärtiger Fürsten dienen oder revolutionäre Neuerungen im Innern der Städte beabsichtigen könnten. Das hanseatische Directorium muß sich für die nächste Zukunft stille verhalten und ruhig abwarten, was der Gang der Dinge bringen und, ohne Mistrauen und Argwohn zu erwecken, möglich machen wird. Nur dahin muß es von jetzt an alle seine Anstrengungen richten, daß die verbundenen Städe nicht nur keinem Fürsten untergeben werden, sondern auch dieselbe selbständige Stellung wie die Fürsten in dem künftigen Reiche einnehmen.

Die bewegte Zeit, welche von dem Ende des Waffenstillstandes bis zur Mitte November verlief, hatte von Perthes geistige und körperliche Anstrengungen, Opfer und Aufregungen aller Art gefordert, aber sie war auch überreich an inneren und äußeren Erfahrungen für ihn gewesen. Er hatte die Beschränktheit seiner Kräfte, denen ein übergroßes Vertrauen zu schenken er nie abgeneigt gewesen war, kennen gelernt; aber auch dessen bin ich sicher geworden, äußerte er, daß

die Stimme des rechtlichen Mannes, der ſich frei von Selbſtſucht hält, eine ſtarke Kraft iſt und große Gewalt hat über den Menſchen. — In einzelnen Augenblicken machten es ihm freilich die Eindrücke der großartigen Erhebung Preußens und der an Anſtrengung und Erfolg gleich außerordentlichen Schlachten ſehr ſchwer, für Verhältniſſe, die den ungeheuren Ereigniſſen der Zeit gegenüber eng und kleinlich erſcheinen mußten, freudige Theilnahme und thätigen Muth zu bewahren. Auch manche ſeiner Freunde wünſchten ihm einen größeren Wirkungskreis. Wollte Gott, ſchrieb ihm Niebuhr, daß Sie jetzt als Staatsmann im Vaterlande erſcheinen könnten; jedem, der Ohren hat zu hören, rufe ich zu, in welcher Weiſe Sie bei unſerem weiteren Vorgehen als Adminiſtrator wirken könnten. — Perthes indeſſen war ſich deſſen ganz gewiß, daß er vermöge ſeines bisherigen Lebensganges nur den Beruf erhalten habe, in dem kleinen Kreiſe für die große Sache zu wirken, und freute ſich, da ihm ein unmittelbarer Antheil an den großen deutſchen Verhältniſſen verſagt war, des nahen Verkehrs mit den in Norddeutſchland hervorragendſten Männern. General Wallmoden, General Dörnberg, General Begeſack, der Erbprinz von Schwerin und der Oberſtlieutenant von Witzleben vertrauten ihm perſönlich unbedingt und nahmen in unzähligen Fällen ſeine Vermittelung in Anſpruch, wenn es darauf ankam, neue Hilfsmittel herbeizuſchaffen, ſchwierige Verwickelungen zu löſen oder die jungen Truppen mit freudigem Muthe und hingebender Begeiſterung zu erfüllen. Mit Leib und Seele, mit kindlicher Liebe und Vertrauen hingen die jungen Leute der Legion ihm an. Sie hatten ihre Freude daran, daß der kleine, zartgebaute Mann ſich keiner Beſchwerde entzog, an ihren Freuden und Gefahren mit jugendlicher Friſche Theil nahm und nimmer abließ von freundlichem und ernſtem Zuſpruch, wenn es galt, ſie in dem wilden Leben vor Verwilderung zu bewahren. Durch die lebendigſte Anerkennung vergalt Perthes den jungen Männern ihre Liebe. Nicht ohne einigen Stolz meldete er es hierhin und dorthin, wenn Witzleben und andere erfahrene Officiere die fröhliche Ausdauer bei allen Beſchwerden und den verwegenen, tollkühnen Muth bei dem Angriff an der kaum zuſammengetretenen Legion rühmten, und die mancherlei Wildheiten

entschuldigte er wenigstens gegen Dritte als Ueberschuß an Poesie. Thränen traten ihm in die Augen, als Witzleben ihm schrieb: In dem gestrigen Gefechte am Möllner Walde, mein lieber Perthes, hat die Infanterie wie ein Löwe gefochten; ich bin völlig mit ihr zufrieden; den Ruhm der alten Hansa hat sie erneuert. — Manch herrliche Jugend, schrieb Perthes, sehe ich hier, die sich kühn und frei entfaltet. Auf unserer Jugend wird Gottes Segen ruhen, und durch sie wird er alles gut machen. Das ist meine feste Ueberzeugung, und meine Freude ist, daß alle die jungen Leute mir wie die Kinder anhängen.

Mitten hindurch durch das frische und muthige Leben jener Monate zog sich freilich in Perthes' Innerem ein Zug tiefer, schmerzlicher Wehmuth, hervorgerufen durch die Lage, in welcher er seine Frau und seine Kinder wußte. In Aschau, jener zu Altenhof, dem Gute des Grafen Cajus Reventlow, gehörenden Meierei, hatte er sie, als er Anfang Juli nach Mecklenburg übersetzen wollte, zurücklassen müssen. Dort stand unfern der Pachterwohnung, nahe der See und mitten im Gehölz, ein Gartenhaus mit einem Saale und einigen kleinen Kammern, in welchem Caroline mit ihren Kindern eine Zuflucht gefunden hatte. Außer dem Pachter wohnte im Umkreise einer Stunde kein Mensch. Wir konnten, schrieb Caroline später ihrer Schwester nach Salzburg, von dem Pachter, so willig er auch war, durchaus nichts als Milch und Butter erhalten; Brot, Salz, Seife, Oel u. s. w. war unter einer Stunde Weges nicht zu bekommen und mußte von meiner Schwester und den beiden größeren Kindern geholt werden. Fleisch und Weißbrot haben wir in achtzehn Wochen nicht im Hause gehabt. Unsere sogenannte Küche war vierzig Schritte vom Hause entfernt; unser Küchengeräthe bestand aus vier kupfernen Töpfen, einer zinnernen Terrine, einigen Tellern, und damit Punctum. Unsere Löffel hatte ich mitgenommen, einige Messer und Gabeln gekauft; alles übrige ward entbehrt. Und doch sind wir, heißt es in einem anderen Briefe, reich im Vergleich mit vielen anderen; denn immer haben wir hunderttausendmal mehr als nichts. — Caroline selbst erwartete in wenigen Monaten ihre Entbindung. Von ihren sieben Kindern war die älteste Tochter so eben fünfzehn Jahre alt, der jüngste Knabe lief noch nicht. Der älteste Sohn Matthias,

wanderte jeden Morgen 7 Uhr nach dem eine Stunde entfernten Altenhof, um an dem Unterricht der Söhne des Grafen Theil zu nehmen; für den Unterricht der übrigen Kinder konnte nichts geschehen. Ein altes Dienstmädchen hatte treu bei ihrer Herrschaft ausgehalten, ein zweites anzunehmen erlaubten die Geldmittel nicht. Das feuchte Gartenzimmer mit seinem zwölf bis auf die Erde hinabgehenden Fenstern, die der Laden entbehrten, zog den Kindern in dem nassen, regnichten Sommer Unpäßlichkeiten aller Art zu und brachte Carolinen mehreremale auf das Krankenlager. Zwar war in Eckernförde ein alter freundlicher Pferdedoctor, aber ein Arzt nur in dem vier bis fünf Stunden entfernten Kiel zu finden.

Manche Hilfe und mancher Trost wurde der verlassenen Frau von freundlicher Menschenhand zu Theil. In muthiger Ausdauer stand ihr ihre Schwester Auguste zur Seite, bei Tag und Nacht zu jeder Mühwaltung bereit, und von den eine Stunde von Aschau entfernten Familien des Grafen Cajus Reventlow und des Grafen Christian Stolberg schrieb Caroline: Es ist gar nicht auszusprechen, wie unsere Freunde in Altenhof und Windebye sich in Worten und Werken gegen uns nehmen. Einer übertrifft den andern an treuer Sorglichkeit und an der Freude, uns zu helfen. — Auch die Kinder bereiteten der Mutter neben vielen Sorgen und Mühen Freude und Stärkung; sie erquickten mich, schrieb sie, in meiner Noth, ein jedes auf seine Weise, durch ihr Herz voll Liebe, den kleinen Bernhard nicht ausgenommen, der sich oft vor Freundlichkeit nicht zu lassen weiß. Ich habe es in der Wahrheit erfahren, heißt es in einem anderen Briefe, daß Gott uns nichts größeres geben kann in Freud und Leid als ein liebhabendes und geliebtes Kind. Nichts kann uns das Herz so erquicken, aufrichten und beschämen. Das habe ich hundertmal erfahren, und ich glaube kaum, daß ich Herr geblieben wäre, wenn Gott mir nicht meinen Engels-Bernhard und in ihm das lebendige Bild der kindlichen Liebe und des kindlichen Vertrauens gegeben hätte. Wenn ich versunken war in Angst und Sorge um Perthes und in den Jammer, meine acht Kinder ohne Vaterrath und Vaterliebe ihren Weg durch das Leben anfangen zu sehen, so war ich oftmals in Gefahr zu verzagen. Wenn ich dann aber meinen lie-

den Bernhard in meine Arme schloß und ihm in sein helles Kinderauge sah und gewahr ward, wie er sich um nichts bekümmerte und für nichts fürchtete, sondern nur freundlich war und mich lieb hatte, so fand auch ich meinen Haltpunkt wieder und bat Gott, mich werden zu lassen, wie mein liebes Kind.

Gegen den schweren Druck des äußeren Lebens konnte Freundeshilfe und Kindesliebe wohl einen Halt gewähren, aber wenn die Sorge um den entfernten Mann erwachte, vermochten sie das betrübte Herz nicht zu trösten. Während bei der unterbrochenen Verbindung mit Mecklenburg nur in sehr langen Zwischenräumen Nachrichten von Perthes einliefen, verbreiteten sich die widersprechendsten Gerüchte über die Stellung, welche er eingenommen habe, und die Gefahren, in denen er sich befände, wurden bis ins Ungemessene vergrößert. Carolinens bange Sorge fürchtete das Schlimmste; für eine nicht zu ferne Zukunft sah sie ihre Kinder bald ohne Mutter, bald ohne Vater, hilflos und verlassen in der Welt. In Briefen voll tiefer Wehmuth legte sie den Schmerz nieder, der sie erfüllte. Ich habe Hoffnung nöthig, schrieb sie an Perthes; denn die Gegenwart ist traurig und mein Zustand und meine Lage ist ernsthafter und meine Verlassenheit größer, als Du in Deiner Thätigkeit und Hoffnung wissen kannst. Soll ich hier allein meiner Stunde entgegengehen, soll ich ohne Nachricht von Dir bleiben und Dich in beständiger Gefahr wissen, so überlebe ich es nicht. Ich kann es Dir nicht genug ans Herz legen, mein Perthes, daß, wenn es möglich ist, Du ernsthaft sorgen mußt, daß wir den Winter nicht getrennt bleiben. Ich versichere Dich, es ist ein Unrecht, wenn Du mich ohne die höchste Noth hier verlassen läßt. Ich sehe wohl, daß Deine Arbeit und ihr Gelingen Dir die Sache erleichtert und daß Du die Qualen nicht hast und kennst, die mich erwarten. Doch ich will schweigen und stille halten, bis es Gott gefällt, mich zu erlösen. Mir ist alles dunkel und angstvoll, und mir ist zu Muthe, wie an einem harten Sterbebette, an welchem man sich jeden Augenblick zurufen muß: Ich will doch nicht verzagen. Gott schütze Dich und erhalte Dich uns, wenn es möglich ist; wir beten alle Tag und Nacht für Dich. — Wenn Du mich liebst, schrieb sie etwas später, so sorge, daß, wenn ich sterbe, meine

Kinder und ſonderlich meine kleinen Kinder in Hände kommen, wo ſie Gott lieben lernen, ehe und ohne daß ſie ſelbſt es wiſſen. Das allein iſt die Hauptſache, alles andere genügt ſonderlich für die Kleinen nicht, deren Herz, in dem ſo vieles ſchläft, erſt aufgeſchloſſen werden ſoll. Ach, mein Perthes, Gott helfe uns, mögen wir nun einzeln oder vereinigt leben ſollen hier auf dieſer Welt, daß wir Gottes Liebe in unſern Kindern wecken. Meine Hand zittert und ich bin ſo bewegt, daß ich nicht weiter ſchreiben kann. — In andern Stunden überwog die Sorge um das Leben ihres Mannes den Gedanken an die Gefahr, welcher ſie ſelbſt entgegengehen ſollte. Wie ſollte ich mir einreden dürfen, ſchrieb ſie, daß grade Du, mein lieber Perthes, erhalten werden müßteſt! Tauſende von Männern nimmt Gott in dieſer Zeit hinweg, die von Frau und Kindern geliebt uud feſtgehalten wurden, wie Du von mir. Perthes, mein lieber Perthes, Deinen leiſeſten Wunſch wahr zu machen, wenn ich den Jammer erleben ſollte, ohne Dich auf dieſer Welt zu ſein, wird die einzige Freude ſein, die ich mir dann noch denken kann. Sage mir doch mehr, damit ich thun kann, was Du willſt.

Die ſtille Kraft und ruhige Beſonnenheit, mit welcher Caroline auch im tiefſten Schmerze ihrem Hauſe vorſtand, und mancher Brief voll Muth und Ergebung, den ſie an Frauen ſchrieb, die wie ſie von den Schlägen der gewaltigen Zeit berührt worden waren, hatte in weitem Freundeskreiſe die Ueberzeugung feſtgeſtellt, daß ſie, ſelbſt wenn das Härteſte ſie treffen ſollte, ihre innere Sicherheit nicht verlieren würde. Wohl machte ſie ihrem Manne gegenüber, in welchem ſie, ſo lange ſie ihn kannte, eine feſte Zuflucht in inneren und äußeren Nöthen gefunden hatte, dem geängſteten Herzen in mancher Klage Luft, aber mitten unter den Klagen ſprach ſich oftmals unwillkürlich die Kraft des Duldens aus. Den feſten Glauben zu mir habe ich, ſchrieb ſie an Perthes, daß mein Vertrauen zu Gott niemals enden kann, aber nicht immer kann ich mit Freuden das wollen, was Gott will, und Dich kann ich nicht laſſen ohne Thränen und ohne ein tief verwundetes Herz; zu ſehr biſt Du mir alles auf dieſer Welt. Aber glaube mir, ich murre gewiß nicht, ich weine nur, und Dein bin ich in Ewigkeit. — Heute kann ich Dir nicht ſchreiben,

heißt es in einem Briefe vom erſten Auguſt, ich bin gar zu ſehnſüchtig, betrübt und bange, und ein Grauen iſt in mir vor dem, was kommen wird. Daß ich Dich lieb habe aus aller Kraft, weißt Du auch ohne Brief, und an Dich denken will ich morgen an unſerm Hochzeittage tief im innern Herzen, wenn auch mit heißen Thränen; aber in dieſen Tagen darf ich meine Seele nicht anrühren, wenn ich ſie nicht zerbrechen will. — Gott ſchütze und bewahre Dich, ſchrieb ſie etwas ſpäter, und gebe mir Kraft zu tragen, was ich ſoll und muß. Das ganze Glück der Liebe habe ich, die Gott gibt, aber auch ihre ganze Angſt und Qual. Ich bin bei Dir, mein Perthes, und laſſe Dich nicht in Ewigkeit; halte auch Du mich feſt und vergiß mich nicht.

Nur nach langen Zwiſchenräumen kamen dieſe Briefe in Perthes' Hände und ſeine Antworten, die oft verloren gingen, oft Monate hindurch umherirrten, konnten die Entſchlüſſe Carolinens nicht beſtimmen wollen. Frau und Kinder nach Mecklenburg in das Kriegsgewirre zu verſetzen, war unmöglich, und auch nur auf einige Tage nach Holſtein zu gehen, hätte nach Andeutungen der däniſchen Regierung Freiheit und Leben in Gefahr gebracht. Daß er den einmal betretenen Weg nicht verlaſſen dürfe, fühlte und wußte Perthes feſt. — Ich folge Gottes Ruf und meiner Pflicht, ſchrieb er, die mir in dieſer Zeit ſo beſtimmt ſpricht, wie früher nie, — aber deshalb traf ihn die Noth und die Sorge, in welcher er ſeine Familie wußte, nicht weniger ſchwer.

Wie könnte ich, ſchrieb er, Dich täuſchen wollen und ſagen, daß mein bunter Wandel in jetziger Zeit nicht mehr Lebensgefahren in ſich trüge, als der ſichere, geregelte Gang in gewöhnlichen Tagen! Aber keinen Gedanken laß in Dir aufkommen, liebe Caroline, wie wenn meine Liebe zu Dir und den Kindern weniger tief und warm wäre, als etwa bei denen, die Leib und Leben für Weib und Kinder aufzuheben ſich ängſtlich bemühen. Es gibt Stunden, in denen die ganze Angſt des Lebens, welches verborgen vor mir liegt, und der ganze Jammer des Lebens, welches ich jetzt führen muß, auf mir laſtet. Ja wahrlich, für Dich iſt die Zeit ſchwer, aber für mich iſt ſie nicht leicht. Habe Geduld, Stille und Ruhe in Dir, meine herzliebe Caroline, traue meinem Gewiſſen und meiner Vorſicht und über-

laſſe den Ausgang Gott. Du wollteſt, als wir Abſchied voneinander nahmen, wiſſen, wie es mit den Kindern werden ſollte für den Fall, daß es mit mir hier auf Erden ein Ende nehme. Man ſollte über das Grab hinaus wenig oder nichts verfügen; denn jeder Augenblick des Lebens iſt ein anderer und neuer, und jede Verfügung muß, weil ſie feſtſtehend iſt, unpaſſend werden. Dir, Deinem Verſtande, Deiner Kraft und Deiner Liebe vertraue ich und bitte Gott, daß er Dir gebe, was Du nicht immer haſt: Ruhe. Hätte ich einen Wunſch, ſo wäre es der, daß Du mit den Kindern an dem Orte leben könnteſt, wo Nicolovius wohnt, und daß Matthias unter Tweſten's Leitung ununterbrochen fünf bis ſechs Jahre bliebe. Doch der Menſch denkt, Gott lenkt. — Gott ſei es gedankt, heißt es in einem andern Briefe, daß Ihr wohl ſeid, Ihr meine Lieben und einzigen Güter dieſer Welt. Liebe Caroline, wie groß und wild iſt die Welt, wenn man nicht zu Hauſe iſt! Das, was mir als Jüngling fehlte, fehlt mir jetzt als Mann, aber anders als damals. Als Jüngling ſah ich Dich, das Ziel meiner Liebe und Freundſchaft, vor mir in reizendem Zauberlicht; jetzt ſeh ich Dich wieder vor mir, aber im ganzen Ernſt Deiner Wahrheit und Wirklichkeit, und kann Dich nicht erreichen. Die Zeit, die ich durchlebe, iſt groß und intereſſant; aber es iſt hart, keine Heimat zu haben, und der elenden Stunden, in denen ich mich ohne Dich allein mit mir ſelbſt kümmerlich behelfen muß, ſind gar zu viele und in einer Beziehung wenigſtens iſt meine Lage härter als die Deinige. Du haſt doch nur mich von Dir gelaſſen; wie viele Menſchenleben aber ließ ich zurück, von denen jedes, wenn es erliſcht, mir das Herz brechen wird! Der Anblick kleiner Kinder treibt mir jedesmal Thränen in die Augen. — Gott wird helfen, ſchrieb er ein anderesmal. Ich thue, was ich nicht laſſen darf. Keine Thorheit und kein Wahn verhindert mich zu ſehen, daß Mangel an Talenten und an Kenntniſſen, daß Alter und der bisherige bürgerliche Beruf mir, da es an tapferen jungen Männern nicht fehlt, ein eigentliches militäriſches Wirken nicht vorſchreiben; aber meine Aufgabe iſt es, der Wahrheit und Gerechtigkeit, wo es nur angeht, mit Verſtand das Wort zu reden und zu zeigen, daß Gottes Wille nicht untergegangen iſt im Menſchen, wenn auch Sündhaftigkeit und

Schwäche nirgends den Gotteswillen rein und völlig erſcheinen laſſen. Daß man aber in Zeiten, wie die jetzigen, in denen der Streit des Böſen mit dem Guten, der Lüge mit der Wahrheit, ſo gewaltig iſt, nichts ausrichten kann, wenn man ſich nicht ausſetzen will, daß man, um zu ſchaffen, Leib und Leben, Gut und Blut daran ſetzen muß, um der Wahrheit und dem Rechten die Ehre zu geben, das, mein edles Weib, weißt Du ſo gut wie ich. Ich habe Muth und Kraft und Demuth und bin einig mit Gott und mit mir ſelbſt. Ich kann beten, wie ich niemals gebetet habe, und bete viel. Liebe Herzens-Caroline, ſei muthig und ruhig; Gott wird Dir und mir helfen. — Es iſt, ſchrieb er etwas ſpäter, als wenn Gott mein Thun und Treiben recht ſegnete. Wirklich, es iſt viel geſchehen, manches Verhältnis hat durch mich Geſtalt gewonnen und in manches Handeln habe ich Feſtigkeit und Einheit gebracht. Aber nicht bloß in der Mitwirkung für das große allgemeine Ziel bringt unſere Trennung Früchte, ſondern auch für viele einzelne bekannte und unbekannte Menſchen; denn über nicht kleine Summen habe ich zu verfügen und kann Nothleidenden aller Art zu Hilfe kommen, nicht bloß mit Troſt und Rath, ſondern auch mit Hilfe und That. Ja, liebe Caroline, alle Reizmittel, die den Menſchen bewegen können, kräftig und thätig mit Aufopferung aller Erdengüter zu handeln, treffen jetzt in mir zuſammen: Ehre, Dank, Liebe, Freiheit, Thatluſt. Richte an dem, was erreicht wird, mit mir Dich auf und ſei getroſt.

Am 17. September war Caroline mit ihren Kindern von Aſchau nach Kiel gezogen, wo ihr Graf Moltke einige Zimmer eingeräumt hatte, die er bei längerem Aufenthalt in Kiel zu bewohnen pflegte. Aerztliche Hilfe, Freunde und Verwandte fand Caroline in der ſichern Stadt; aber die äußerſte Geldbedrängnis, kranke Schwäche des eignen Körpers und Kinderkrankheiten aller Art waren geblieben, und die Sorge um das Schickſal der verlaſſenen Kinder, wenn ſie ſelbſt, wie ſie fürchtete, ihre Entbindung nicht überleben ſollte, wurde um ſo drückender, als ſie in gänzlicher Ungewißheit über ihres Mannes Lage und Aufenthalt war. Vom 7. Auguſt bis zum 2. October blieb ſie ohne Nachricht von ihm und wußte nicht, ob er lebend ſei oder todt. Ich bin, ſchrieb ſie gegen Ende October an Perthes, in immerwähren-

der großer Arbeit, um Phantaſie und Gedanken, Herz und Sehnen in Zaum und Zügel zu halten. Ach, mein Geliebter, ich leide unausſprechlich! — Nachdem ſie ihm dann ihre und ihrer Kinder Lage ausführlich dargelegt hatte, fügte ſie hinzu: Ich mußte Dir alles ſagen, damit Du die Wahrheit weißt und thun kannſt, was recht iſt; aber ich ſage Dir es nicht, um Dich zur Rückkehr zu bewegen. Gott den Herrn, der mir mehr iſt als Du, nehme ich zum Zeugen, daß ich nicht will, was Du nicht darfſt.

Wenige Tage, nachdem Perthes dieſesmal ungewöhnlich ſchnell dieſe Worte Carolinens erhalten hatte, ſah er ſich in eine Thätigkeit verſetzt, die es ihm erlaubte, ſeiner Frau zu antworten: Nun haſt Du für mein Leben nicht mehr zu fürchten, da ich auf friedlicher Laufbahn bin.

Perthes' Bemühungen für die Hanſeſtädte.
November 1813 bis Januar 1814.

Durch einen kühn und glücklich ausgeführten Zug Tettenborn's war Bremen von der franzöſiſchen Herrſchaft befreit und hatte am 6. November ſeine frühere Verfaſſung wieder angenommen. Eine außerordentliche Commiſſion zur vorläufigen Leitung der Geſchäfte wurde beſtellt, und Tettenborn beauftragte zwei von ihm ernannte Officiere, Freiwillige in Bremen zu ſammeln und aus ihnen eine beſondere Abtheilung der hanſeatiſchen Legion zu bilden. Als der Befehlshaber der hanſeatiſchen Brigade, Oberſt von Witzleben, dieſe Nachricht erhalten hatte, fürchtete er, daß Tettenborn auch die weitere Bildung und künftige Führung des neuen Truppentheils in Anſpruch nehmen werde. Um einen ſolchen Uebergriff zu verhindern und die Leitung der Rüſtungen und den Befehl über die geſammelten Truppen in ſeine eigene Hand zu bekommen, ſendete er zwei Officiere nach Bremen und beauftragte Perthes, ſie zu begleiten. Perthes ſolle verſuchen, ſchrieb er ihm, was er durch ſeine perſönliche Bekanntſchaft mit Tettenborn und mehreren einflußreichen Mitgliedern des Senates auszurichten

vermöge, in jedem Falle aber nicht dulden, daß ſich der Senat die Ernennung der Officiere von Tettenborn aus den Händen winden laſſe. Es wiſſe ja jeder, wie ſchwer es ſei, ſich von den aufgedrungenen räudigen Schafen zu befreien.

Nicht weniger ungern als Witzleben ſahen die Mitglieder des hanſeatiſchen Directoriums das Auftreten Tettenborn's in Bremen. Sie hatten ſeine Unfähigkeit zu organiſieren und ſeinen grenzenloſen Leichtſinn in Hamburg kennen gelernt und hielten es für eine Schmach, daß ein Koſackenofficier die erſten, vielleicht für alle Zukunft nachwirkenden Anordnungen in der befreiten Stadt treffen ſollte. Sobald die in Mecklenburg zurückgebliebenen Mitglieder des hanſeatiſchen Directoriums Perthes' Abſendung nach Bremen erfuhren, forderten ſie ihn dringend auf, aus allen Kräften dahin zu wirken, daß der Senat eine feſte Stellung Tettenborn gegenüber behaupte. Wir entbehren Sie hier freilich ungern, ſchrieben ſie ihm, aber in Bremen wird Ihre Anweſenheit von guten Folgen ſein. Wenn Sie auch die bereits ins Leben getretenen Operationen nicht aufhalten können, ſo ſind Sie doch vielleicht im Stande, die Uebel der Hauptquartierwirthſchaft, welche Sie in Hamburg kennen lernten, zu mildern, damit es nicht wieder ſo wild und leichtſinnig hergehe, wie in unſern Städten.

Perthes war am 10. November, unmittelbar nachdem er Witzleben's Auftrag erhalten hatte, aus Gadebuſch abgereiſt. In Wittenberg erhielt er perſönlich von Dörnberg, in Dömitz von Wallmoden nähere Nachrichten über den gegenwärtigen Stand der Dinge und am 13. November traf er in Bremen ein, wo er alles in größter Bewegung fand. Tettenborn war jetzt hier, wie früher in Hamburg, der Held des Tages und wurde, wo er ſich ſehen ließ, von freiheitstrunkenen Menſchen umlagert, die ihn mit freudigem Hurrah begrüßten. Am 12. November ſchon war General Winzingerode mit zahlreichen ruſſiſchen Truppen, unter denen auch Tſchernyſcheff und ſeine Koſacken ſich befanden, eingetroffen, am 17. November langte der Kronprinz von Schweden, am 26. November der Herzog von Oldenburg an. Mit freudigem Jubel wurden die Befreier aufgenommen, große Feſte wurden ihnen gegeben und die Häuſer ihnen gaſtlich geöffnet; aber zugleich ſuchte die ernannte einheimiſche Regierungscom-

miſſion kräftig und entſchloſſen Bewaffnung und Verfaſſung den Einwirkungen der Fremden zu entziehen und ſcheute, um dieſes Ziel zu erreichen, auch die unangenehmſten Misheligkeiten nicht. Schnell wurde Perthes von dem Stand der Dinge unterrichtet; die Bremer betrachteten ihn wie einen alten vertrauten Freund, der Oberſtlieutenant Pfuel machte ihn mit der Stellung Tettenborn's zu Witzleben bekannt und Tettenborn ſelbſt verhandelte faſt täglich mit ihm ohne Mistrauen und Rückhalt. Ich ſtehe, ſchrieb damals Perthes, auf einer bedenklichen Stelle, da ich Freund bin der verſchiedenen, ſich bekämpfenden Parteien. Du mein Gott, gib mir Weisheit und Verſtand und den Muth der Wahrheit und laß mich niemals dich vergeſſen! — Ungeduldig harrte Witzleben auf Nachricht. An gutem Willen fehlt es hier nicht, ſchrieb ihm Perthes; bei der Obrigkeit iſt Verſtand, bei dem Volke Feuer und warmes Gefühl bei den Weibern. Schon ſeit einer Woche iſt alles im vollen Gange und es wird nichts anderes zu thun ſein, als vorläufig mit dem Strome zu ſchwimmen. Denn Tettenborn tritt auf und organiſiert im Namen des Kronprinzen; der General Winzingerode ſelbſt iſt und bleibt hier und läßt alles durch Tettenborn formieren und einrichten; kurz, Tettenborn ſitzt mitten in der Seele des Körpers, während Sie mit der Legion außerhalb der Bewegung ſtehen.

Obſchon es an muthigen Männern in Bremen nicht fehlte, rückte dennoch die Bildung der einheimiſchen Truppenabtheilung nur langſam vor. Die hanſeatiſche Legion, ihre Beſtimmung und Einrichtung, war der Stadt in Folge der Anſtrengungen der franzöſiſchen Polizei nur dem Namen nach bekannt; die Truppen der Befreier dagegen, vor allem die preußiſchen Jäger ſtellten ſich den Augen der dankbaren Bürger in dem hellen Glanze eines friſchen Kriegerlebens dar, und viele junge Leute ſuchten daher mit Umgehung der heimiſchen Truppen die Aufnahme unter den Preußen und Lützowern nach. Perthes fühlte den Nachtheil, der aus dieſer Richtung für das Anſehen der Legion und der Städte hervorgehen mußte, und ſuchte ihm entgegenzutreten, indem er durch ſeine warmen und lebendigen Schilderungen bei alt und jung, bei Männern und Frauen Aufmerkſamkeit und Theilnahme für die hanſeatiſchen Krieger zu erwecken wußte. Von

vielen Seiten aufgefordert, legte er die Entstehung und Ausbildung der Legion in einem kurzen Aufsatze dar, welcher, in der Sprache des Jahres 1813 geschrieben, die Leiden und Thaten derselben auf das glänzendste darstellte. Gottes Segen den Eltern, heißt es am Schlusse, die ihre Söhne dem Vaterlande geben; Gottes Segen den Söhnen, die für ihre Eltern kämpfen; und der Friede Gottes allen denen, die als Opfer fallen. Ihnen ist die Krone des Lebens geworden. — In vielen Exemplaren verbreitet, war die Wirkung dieser, den Eindrücken des Augenblicks angehörenden Schrift eine nicht geringe und trug wesentlich dazu bei, Perthes in jenen, jetzt längst vergessenen Tagen allgemeiner Aufregung zu einem Liebling der patriotischen Kreise Bremens zu machen, während zugleich die Erfahrungen, welche er in Hamburg gesammelt, so wie das Vertrauen, welches seine Persönlichkeit einflößte, und die Stellung, welche er zu Tettenborn einnahm, seiner Stimme Gewicht für die städtische Obrigkeit verliehen. Smidt, welcher am 15. November von einer Sendung an den Kronprinzen zurückgekehrt war, wurde sein naher, vertrauter Freund. Die Senatscommission zog ihn zu ihren Sitzungen hinzu, der Bürgerconvent lud ihn zu seinen Verhandlungen ein, und als Bremen durch eigne besonnene Kraft die Bewaffnung und Verfassung zu einem guten Ende geführt hatte, durfte Perthes sich sagen, daß auch er zu dem Werke mitgewirkt habe, indem durch ihn manche Schwierigkeit beseitigt, mancher schroffer Gegensatz gelöst und manche Gefahr vermieden worden war. Wir haben es wohl gehört, schrieb ihm damals ein entfernter Freund, daß Sie alter Alchymist von neuem Ihre wohlbekannten Künste üben und Elemente, die sich einander fliehen, zusammenzwingen, indem Sie bei einem Glase Wein, oder weissagend und in Zungen redend, Ihr eigenes aus Liebe und Eisen geschaffenes Herz als Bindungsmittel zwischen die feindlichen Gegensätze werfen.

Während die französische Herrschaft in Bremen beendet war und in Hamburg und Lübeck sichtlich ihrem Ende entgegenging, schien von anderer Seite her die künftige Selbständigkeit der drei Städte aufs neue in Frage gestellt zu werden. Schon seit seinem ersten Auftreten im nördlichen Deutschland hatte der Kronprinz von Schweden eifrig gestrebt, Hamburg und Lübeck an sich zu fesseln; er war längst schon

bemüht gewesen, die Bürgerschaft beider Städte für sich zu gewinnen und sich der hanseatischen Legion und der hanseatischen Bürgergarde als Schützer, Vertreter und Befehlshaber darzustellen. Mit dem Anfange des Monats November glaubten einsichtsvolle Männer mit Bestimmtheit wahrzunehmen, daß er die drei Städte aus allem Zusammenhange mit den großen Landmächten und ihrer Centralcommission bringen, die Legion unmittelbar an seine Person binden und um jeden Preis schwedische Besatzung in die Städte bringen wollte. Er bot Davouſt die vortheilhaftesten Bedingungen an, wenn dieser Hamburg in seine Hände liefere; er ließ in einem Gespräche mit Sieveking Aeußerungen fallen, welche denselben in die größte Bestürzung versetzen mußten. Es schien gewiß, daß der Kronprinz die drei Städte oder doch wenigstens Hamburg und Lübeck in Besitz nehmen wolle, um sich später durch deren Abtretung an Dänemark die Herrschaft über Norwegen zu sichern. Als Perthes und Sieveking am 28. November dem Ausschusse des Bremer Senats ihre eignen Befürchtungen und die bedenklichen Aeußerungen des Kronprinzen mittheilten, erfuhren sie, daß der Senat alle Ursache habe, die Absichten Hannovers nicht weniger als die des Kronprinzen mit größter Vorsicht zu beachten. Zwar nicht das englische Ministerium, wohl aber der hannöversche Minister, Graf Münster, beabsichtigte, wie man fürchtete, die Hansestädte oder doch wenigstens Bremen in seinen besonderen Schutz zu nehmen, um sie durch Einverleibung in Hannover allen Gefahren einer freien Stadt zu entziehen. Solche Befürchtungen machten es zur dringenden Pflicht, sich um einen mächtigen Schutz gegen Schweden und Hannover zu bemühen.

Die früheren Besorgnisse vor den Eroberungsabsichten Rußlands und Preußens waren im nördlichen Deutschland schon vor der Schlacht von Leipzig in den Hintergrund getreten. Jene Absichten waren, wie man glaubte, durch das von England unterstützte Auftreten Hannovers, durch das Widerstreben des Kronprinzen von Schweden und vor allem durch den Beitritt Oestreichs zur großen Allianz für immer vereitelt; denn Alexander's Macht, Kriegslust und Einfluß habe abgenommen, je weiter er sich von seinem Reiche entferne, und Preußens mittelmäßiges Cabinet sei nicht im Stande, die Stellung zu gewin-

nen, welche der Strom der öffentlichen Meinung dem Heldenmuthe seiner Nation freudig zugestehe. Fürst Metternich wäre daher nun der Mann geworden, welcher fast in allen Dingen den Ausschlag gebe, und Oestreichs weise, jedem Schwindel abgeneigte Mäßigung werde niemals die Unterdrückung deutscher Staaten durch Preußen und Rußland zugestehen. — Als die Schlacht bei Leipzig gewonnen war, erschien die Stellung Oestreichs und Preußens wiederum in einem andern Lichte: beide Mächte waren von neuem die natürlichen Vertreter Deutschlands geworden, und die größeren und kleineren Fürsten drängten sich an sie heran, um von ihnen die Entscheidung ihres Schicksals zu empfangen. Während sich das große Hauptquartier langsam von Leipzig nach Frankfurt bewegt hatte, war bereits einer Anzahl deutscher Staaten Anerkenntnis ihrer Unabhängigkeit und Aufnahme in die große Allianz gewährt, und als um die Mitte des November sich Kaiser und Könige, Staatsmänner und Generale in Frankfurt sammelten und zugleich der unter Stein's Vorsitz angeordnete deutsche Verwaltungsrath Leben zu gewinnen schien, konnten die Hansestädte nur in Frankfurt Sicherung ihrer politischen Selbständigkeit erlangen. Perthes war zuerst durch Wallmoden auf die Wichtigkeit der Versammlung in Frankfurt aufmerksam gemacht worden. Der brave Mann gab uns ehrlichen Bescheid, schrieb Perthes damals, und rieth den Städten, sich unter den gegenwärtigen Umständen fest an den Freiherrn von Stein zu halten. — Auch der Herzog von Oldenburg und der General Wintzingerode, die nach Perthes' Ausdruck offen und wie gute Deutsche sprachen, waren der Meinung, daß in Frankfurt die wesentlichsten deutschen Fragen ihre Erledigung finden und deshalb die Städte große Gefahr laufen würden, wenn in diesem entscheidenden Augenblicke niemand seine Stimme für sie erhöbe. Zwar fürchteten mehrere Mitglieder des hanseatischen Directoriums, daß das Erscheinen von Abgeordneten Hamburgs und Lübecks, weil die Städte selbst noch unter französischer Gewalt ständen, leicht Befremdung und Misstimmung erregen könnte; aber als der Bremer Senat eine Deputation nach Frankfurt absendete, schlossen sich dennoch auf Smidt's dringendes Zureden Perthes und Sieveking unbedenklich derselben an. Dieser Augenblick darf nicht versäumt

werden, ſchrieb Perthes an einige bedeutende, in die großen Handelsverhältniſſe eingeweihte Hamburger Kaufleute; jetzt iſt die allgemeine Aufmerkſamkeit auf Hamburg und ſein Schickſal gerichtet, und der Congreß, welcher ſich in Frankfurt verſammelt, wird auf lange Zeit hinaus das Schickſal unſerer Gegenden beſtimmen. Wir haben uns deshalb entſchloſſen, mit der Bremer Deputation nach Frankfurt zu gehen, und bitten Sie dringend, uns durch Mittheilung Ihrer Erfahrungen und Ihrer Kenntnis der Thatſachen zu unterſtützen. Wie groß ſind die Verluſte, die Hamburg erlitten hat; was muß geſchehen, damit Hamburg ungeachtet des ungeheuren Capitalverluſtes wieder in die großen Handelsverhältniſſe eingreifen könne; was iſt für die Bank, was für die Zölle, nicht allein auf der Elbe, ſondern auch auf den andern Handelsſtraßen, zu erſtreben? Verſäumen Sie nichts; es iſt in dieſem Zeitpunkte vielleicht manches zu erlangen, was, einmal verſäumt, für immer verloren ſein wird.

Am 3. December reiſten Perthes und Sieveking in Gemeinſchaft mit den Bremer Deputirten Smidt und Gildemeiſter aus Bremen ab. In Hannover erhielten ſie über die hannöveriſchen Abſichten durch den Hofrath Rehberg, über die ſchwediſchen durch A. W. Schlegel neue Aufſchlüſſe. Benjamin Conſtant in Hannover, Villers, Sartorius, Heeren und Hugo in Göttingen, Martens, die Brüder Grimm, Harnier und Suabediſſen in Kaſſel, Wachler und Merrem in Marburg gaben ihnen in belebten Unterredungen ein Bild von dem Gewirre der Wünſche, Hoffnungen und Befürchtungen, welche in jenen Wochen Deutſchland erfüllten. Am 8. December langten ſie in Frankfurt an und am folgenden Tage ſchon hatte Perthes die Freude, von dem Herrn von Stein in einer langen und ſehr offenen Unterredung die nachdrücklichſten Zuſicherungen für die Selbſtändigkeit der drei Städte zu erhalten. Das deutſche Reich, ſagte Stein, werde hergeſtellt werden; aber ſo lange der Friede noch nicht geſchloſſen ſei, dürfe, damit nicht Zwieſpalt entſtände, keine Verhandlung über die nähere Geſtaltung desſelben geführt werden. Den drei Städten ſei die Stimmung der großen verbündeten Mächte durchaus günſtig; ſie würden keinem Fürſten untergeordnet werden, ſondern eine ſelbſtändige Stellung im Reiche erhalten. Nichts hätten ſie von dem Kronprinzen von Schwe-

den zu fürchten; man kenne ihn schon mit seinen Projecten und Intriguen und wisse, daß der Schmutz der Revolution ihm noch anhinge. Sobald die Absichten, welche derselbe vertraulich geäußert hatte, officiell bekannt würden, werde man ihn mit seinen 25,000 Mann, die theuer genug bezahlt würden, einpacken und nach Hause schicken. Im äußersten Falle könne man seiner immer mit Geldopfern los werden; jetzt aber den Schlangengängen seiner Politik nachzugehen, sei unter der Würde der verbündeten Mächte. Eben so wenig habe Hannover Eingriffe zu machen; die Städte sollten nur jede Zumuthung desselben ohne weiteres abweisen; die Verbündeten hätten überall keine Ursache, Hannover etwas zu schenken. In das Innere der Verfassung der Städte werde sich, wenn diese sich so nähmen, daß keine Unruhen entständen, niemand mischen. Alle Misbräuche müßten abgeschafft werden, und die Gleichstellung der drei christlichen Confessionen in allen politischen Verhältnissen mache er dringend zur Pflicht; aber kein Jude dürfe als gleichberechtigt aufgenommen werden. Das Verfahren des hanseatischen Directoriums billige er sehr und ganz richtig sei es, daß für Hamburg eine provisorische Regierungscommission bestellt werden müsse, um die nothwendigen Verfassungsänderungen vorzunehmen. — Ausführlich ließ sich sodann Stein auf die Bedenken ein, welche Perthes gegen den Elsflether Zoll erhob. Zölle, sagte er, seien keine Beschränkung des Handels, auch England habe sie; aber freilich nur für eine einzelne Gegend dürfe ein Zoll nicht bestehen, sondern eine einzige große Zollinie für das ganze Reich müsse von Holland bis Rußland errichtet werden. — So frei, so herzlich und offen sprach Stein, schrieb Perthes, daß ich ihm alles, was ich über unser deutsches Vaterland und über unsere Städte auf dem Herzen hatte, ohne Rückhalt äußern konnte und bald merkte, daß er mich gerne hörte.

Unmittelbar von Stein ging Perthes mit Sieveking zu Herrn v. Pilat, dem Cabinetssecretär des Fürsten Metternich. Als wir, äußerte Perthes, mit ihm und dem Baron Binder den Mittag und Abend in freier und fröhlicher Unterhaltung zubrachten, spürten wir bald, daß Oestreich jedes Hinstreben auf deutsches Reich und deutsches Kaiserthum billige und gut aufnehme. Eine andere Seite der Dinge aber zeigte sich uns, als wir zu dem preußischen Rathe Bartholdy

gingen. Hier deutete alles auf große Umwälzungen hin; der König werde, ſagte Bartholdy, in kurzer Zeit Nationalſtände zuſammen berufen, und bald werde ſich Preußens Stellung zu Deutſchland entwickeln. Im Innern der Städte ſollten wir immerhin, ohne viel zu fragen, machen, was wir machen könnten; wenn es gemacht wäre, würde es gebilligt werden. — Am 10. December wurden die vier Reiſegefährten durch Pilat zum Fürſten Metternich geführt. Der Fürſt nahm uns mit großer Güte auf, ſchrieb Perthes, und ſagte uns feſt die Freiheit der Städte zu und ſprach von der ſicheren Hoffnung auf Herſtellung des deutſchen Reiches. Als ich bemerkte, daß die Städte an eine Neutralität wie in früherer Zeit jetzt nicht denken wollten, ſondern ſich nur durch einen feſten Anſchluß an das Reich geſichert hielten, antwortete er: Ich ſehe, Sie, wie wir alle, ſind von vielen Chimären der früheren Zeit zurückgekommen. — An demſelben Tage gewährte auch Kaiſer Franz eine Audienz. Sie haben viel gelitten, ſagte dieſer ihnen freundlich, aber es wird ſchon beſſer werden; denn nun bleiben wir alle Deutſche, und ich will ſchon machen helfen. Dann zu Perthes und Sieveking ſich wendend, ſetzte er hinzu: Ja, dem Hamburg geht es ſchlecht, und der wüſte Kerl, der Davouſt, rächt ſich arg; aber was ich gut machen kann, will ich thun. — Während die zutrauliche Anſprache des Kaiſers die Vorliebe für denſelben noch erhöhte, waren die kurzen, barſch klingenden Worte des Königs von Preußen, der am folgenden Tage die vier Männer empfing, nicht im Stande, die Abneigung zu beſeitigen, welche damals im nördlichen Deutſchland gegen die preußiſche Regierung beſtand. Der Staatskanzler Hardenberg, Wilhelm von Humboldt, der Staatsrath Hippel ſprachen von der Freiheit der Hanſeſtädte wie von einer politiſchen Nothwendigkeit, aber dennoch blieb ein geheimes Mistrauen gegen tief verborgene Abſichten des Berliner Hofes nach wie vor beſtehen.

Eine Maſſe von großen politiſchen Eindrücken drängten während des kurzen Aufenthalts in Frankfurt auf Perthes ein. An der Tafel des Staatskanzlers fand er die hervorragendſten Perſönlichkeiten Preußens vereinigt; Graf Neſſelrode ſprach wohlwollend zu ihm von der Bedeutung der Hanſeſtädte für den europäiſchen Verkehr; der hannöveriſche Graf Hardenberg beeilte ſich, ſeine freundnachbarlichen

Gesinnungen erkennen zu geben; Stägemann und der Banquier Harnier erklärten ihm unumwunden, daß die großen deutschen Handelsverhältnisse, daß Stromschiffahrt und Zollwesen, weil niemand über sie eine feste Ansicht besitze, lediglich durch den Zufall und durch die Einflüsse des Augenblicks ihre künftige Gestalt erhalten würden; die Bevollmächtigten der kleinen Staaten, Kanzler von Kettelhodt, Präsident von Berg, Minister von Gagern, so wie die Schweizer Deputirten, Landammann Aloys Reding, Staatsrath Escher und Rathsherr Hirzel, gewährten Aufschluß über Einzelverhältnisse der Gegenwart, und an den belebten Abenden, die Perthes mit Schlosser, Zacharias Werner, Günderode, Passavant, Rühle von Lilienstern und andern bedeutenden Männern zubrachte, kamen geistige Interessen aller Art zur Sprache. Heute, am 16. December, ist unsere Entdeckungsreise zu Ende, schrieb Perthes, und wir haben gefunden, daß das feste Land, welches wir suchten, gar nicht vorhanden ist; aber unsere Herzen sind erfüllt von Lob und Dank gegen Gott, der uns so viel Gutes für unser deutsches Vaterland und für unsere Städte in den Gewalthabern Europa's finden ließ. — Während Smidt dem großen Hauptquartier folgte, kehrten Perthes und Sieveking nach Bremen zurück, wo sie am 20. December anlangten. Kaiser Franz, König Friedrich Wilhelm und Kaiser Alexander erkannten in besonderen Handschreiben die Freiheit der Städte an, und freudig konnten Perthes und Sieveking auf dem Rathsweinkeller zu Bremen den dort zusammengekommenen Senatoren Bericht über ihre Reise abstatten.

Vergebens hatte Perthes gehofft, in Bremen Briefe von Caroline zu finden. Er war um so besorgter, als Holstein nun der Schauplatz des Krieges geworden war. Der Kronprinz von Schweden hatte, nachdem er Bremen verlassen, schon am 29. November sein Hauptquartier in Boitzenburg genommen und sich, nachdem er Davoust und die französischen Truppen auf Hamburg beschränkt hatte, zum Angriff gegen die Dänen gewandt; er nahm am 5. December Lübeck, drängte nach einer Reihe von Gefechten die dänische Kriegsmacht über den Kanal zurück, und behauptete in dem am 15. December geschlossenen Waffenstillstand ganz Holstein und das südliche Schleswig. Es war auf diesen Kriegszügen nicht grade reinlich zugegangen, und angst-

voll hatte Perthes schon von Frankfurt aus nach Kiel geschaut, wo Caroline in eben diesen Wochen ihre Entbindung erwartete. Du bist gewiß noch bei mir auf dieser Erde, hatte er am 14. December an sie geschrieben, ich weiß es, ich bin dessen überzeugt. Wohl hat es Stunden gegeben, in denen ich glaubte, Du wärest drüben bei Gott, zu dem auch ich früher oder später komme; mit dem innersten klaren Auge des Geistes habe ich dorthin nach Dir geschaut, aber nichts vernommen; Du bist gewiß noch hier bei mir. O daß Gott Dir auch das geliebte Kind in Deinen Armen gelassen hätte! Ich bin gesund und habe viel erlebt, genug, um eine Lebenszeit darum zu geben, und kann von hier mit Muth und Ruhe und mit Glauben zu Gott fortgehen — was so viel ist, als man kaum hoffen durfte, wenn man weiß, daß die Fürsten der Welt und ihre Minister und Feldherren hier versammelt sind. — Da Perthes in Bremen keine Briefe vorfand, eilte er nach Lübeck und brachte auch dorthin die Zusicherungen für die Freiheit der Städte. Hier erhielt er die Nachricht, daß Caroline am 16. December glücklich von einem Knaben, Andreas, entbunden sei. In der Weihnachtsnacht reiste er weiter nach dem nun von feindlichen Truppen befreiten Kiel, wo er am ersten Feiertage Nachmittags fünf Uhr eintraf. Unerwartet, Abends im Halbdunkel, trat er nach fast sechsmonatlicher Trennung in unser Zimmer, schrieb Caroline; Matthias hatte ihn zuerst gesehen; alle Kinder konnte ich ihm gesund übergeben und noch einen lieben, gesunden Jungen obendrein in Kauf. Was das war, weiß niemand, als der es erfahren hat.

Wenige Tage nach seiner Ankunft erhielt Perthes von dem Generalstabe des Kronprinzen von Schweden den Auftrag, in Gemeinschaft mit zwei von Lübeck und Bremen ernannten Männern die Verwaltung und Verwendung der bedeutenden Summen zu übernehmen, welche der Kronprinz zur Unterstützung der aus Hamburg Vertriebenen bewilligt hatte. Perthes verließ daher am 1. Januar 1814 seine Familie und begab sich, um den Hilfsbedürftigen nahe zu sein, nach dem zwei Stunden unterhalb Hamburg an der Elbe gelegenen kleinen Orte Flottbeck. Hier trat ihm sogleich die Lage Hamburgs in ihrer ganzen Erschrecklichkeit vor Augen.

Während der größte Theil Deutschlands längst von den Franzosen befreit war, hatte sich Davoust in Hamburg gehalten; aber er war mit seinen Truppen auf die Stadt selbst und deren nächste Umgebung durch den General Benningsen beschränkt, welcher seit Ende December an General Woronzow's Stelle die Belagerung leitete. Was Davoust that, konnte vielleicht in der Stellung eines belagerten Generals seine Entschuldigung finden; aber wie er that, was er that, läßt sich nur aus der Wuth und der Stumpfheit eines Bösewichts ableiten. Unermeßliche Gelderpressungen, Beraubung der Bank und barbarische Bedrückungen der Bürger hatten den Anfang gemacht; dann waren seit der Weihnachtswoche alle Vorstädte, alle Vordörfer und alle die herrlichen Landhäuser an der Alster nach einer nur achtstündigen Ankündigung niedergebrannt und an zwanzigtausend Menschen aus der Stadt gestoßen worden, zuerst die Jungen und Starken als gefährlich, dann die Alten und Schwachen als überflüssig; die Kinder aus dem Waisenhause, die Gebrechlichen aus den Gotteswohnungen, die Verbrecher aus den Zuchthäusern wurden vor die Thore gebracht und ihrem Schicksal überlassen, und am Nachmittag des 30. December befahl Davoust, das mit achthundert Kranken und Wahnsinnigen gefüllte Krankenhaus zu leeren: am Mittag des andern Tages werde es in Brand gesteckt werden.

Während Rotten betrunkener Soldaten mit den Kranken um ihre Habe kämpften, die Umgegend plünderten, die nahe liegenden Häuser anzündeten und Scheußlichkeiten aller Art verübten, wurde das Krankenhaus durch die großen Anstrengungen braver Bürger völlig geräumt; aber die Todesangst in dem wilden Gedränge und die strenge Kälte des Januar kostete in den nächsten Tagen fast sechshundert der geflüchteten Kranken das Leben.

Die Nachricht von diesen Greueln machte Perthes und seinen in Flottbeck versammelten Freunden das Blut erstarren, und das Elend, welches sie mit eigenen Augen sahen, war nicht geringer. Stundenweit lag die Umgegend wie ein großer, mit Schnee und Eis bedeckter Schutthaufe da, aus welchem nur einzelnes Mauerwerk und halbverbrannte Bäume hervorstarrten; Weiber und Kinder irrten, nach ihrem alten Eigenthum suchend, in der Zerstörung umher, und noch

immer wurde Nacht für Nacht der Himmel von der Glut brennender Häuser geröthet. In den Gassen Altona's, auf den Landstraßen und Dörfern der Umgegend sah man halberfrorene Gestalten umherschwanken, die nach Kleidung, Brot und Obdach in den eisigen Winternächten verlangten, und auf den Wegen nach Lübeck und Bremen bewegten sich, geführt von Kosacken, lange Züge von Alten und Kranken, von Weibern und Kindern, die in den Schwesterstädten Hilfe suchen wollten. Du wirst gehört haben von dem Elend dieser Gegend, schrieb Perthes an Caroline, aber kein Ausdruck reicht aus, um es zu bezeichnen, gesehen muß es werden. Aller Jammer, den ich in den letzten dreiviertel Jahren an mir und andern erlebt habe, ist nichts gegen diese Gegenwart. Wie wird sie enden? Möge Gott sie abkürzen und uns durch sie hindurch geleiten! — Es geschah vieles, um das unerhörte Elend zu lindern: in Altona, Bremen und Lübeck wurden große, besonnene Anstrengungen gemacht; bedeutende Gaben liefen aus der Nähe und Ferne ein; ein Unterstützungsverein angesehener Hamburger Bürger übte in Altona umfassende Wirksamkeit, und die Verwaltungscommission der schwedischen Gelder that, was sie thun konnte: aber alle unsere Anstrengungen, äußerte Perthes, können nur diesem oder jenem einzelnen sein Elend lindern; zu helfen ist der Gegenwart nicht, möge Gott die Zukunft retten! Alles, was an Kräften in uns lebt, müssen wir zusammennehmen, um die unglückliche Stadt und ihre Bürger vor einem Untergange zu bewahren, aus dem kein Erstehen möglich.

Auf Jahre hin schien Hamburg durch das, was bereits geschehen war, zu Grunde gerichtet, und wenn die Befreiung der Stadt von dem Erfolge der Belagerung abhängig blieb, so konnten Davoust und seine kalten Gehilfen, Präfect Breteuil und Maire Rüder, noch Monate hindurch an der Vollendung ihres Werkes arbeiten. Auf schnellerem Wege als auf dem der Eroberung oder Aushungerung mußte daher Hamburg, um der gänzlichen Vernichtung zu entgehen, von seinen Peinigern befreit werden, und alles kam darauf an, die Verbündeten zu bewegen, den Abzug Davoust's aus Hamburg zu einer Präliminarbedingung der ersten Waffenstillstandes- oder Friedensverhandlungen zu machen, welche sie mit Napoleon anknüpften. Ein-

pfindlicher noch als in diesem Verhältnisse trat in den mannigfachen Verwickelungen des Augenblicks der Uebelstand hervor, daß Hamburg, obschon es als eine freie, nur vorübergehend vom Feinde besetzte Stadt betrachtet ward, dennoch der einheimischen Obrigkeit und der politischen Vertretung entbehrte. Die Bürgergarde, welche sich in der äußersten Bedrängnis befand, verlangte die nöthigen Geldmittel, um sich von einem Tag zum andern erhalten zu können; General Benningsen und der Chef seines Generalstabes wollten Nachricht haben über die verschiedensten Verhältnisse und Zustände der von ihnen belagerten Stadt; Smidt, welcher dem großen Hauptquartier gefolgt war, forderte dringend Auskunft über die Verluste und Ansprüche Hamburgs und über die Handelsaufgaben, welche gelöst werden sollten. Viele Dinge könnte ich jetzt mit sicherer Hoffnung auf guten Erfolg geltend machen, schrieb er damals, wenn ich genaue Zahlen und sonstige Data hätte. Wäre doch Perthes, wie er es wollte, zu uns zurückgekehrt. Wahrlich, die Hansestädte werden die Wichtigkeit des gegenwärtigen Augenblicks erst kennen lernen, wenn er vorüber ist. — In diesen und vielen andern Beziehungen fehlte es an einer Behörde, welche die Stadt hätte vertreten und Rede und Antwort hätte stehen können. Das hanseatische Directorium hatte unter den ganz veränderten Umständen seine Thätigkeit einstellen zu müssen geglaubt, und am 5. Januar zeigten Perthes und Sieveking die Auflösung desselben den aus Hamburg geflüchteten Gliedern des Senates an. Nach der Befreiung zweier Hansestädte, heißt es in dem abgestatteten Bericht, und nachdem so viele Mitglieder des alten Senats von Hamburg und so viele in Geschäften mehr als wir bewanderten Bürger sich dem französischen Einflusse entzogen haben, halten wir uns nicht länger für befugt, allgemeine Angelegenheiten der Städte zu behandeln. Wir haben daher den Senatscommissionen in Lübeck und Bremen diejenigen Aufklärungen über die Verhältnisse der Hansestädte gegeben, die wir uns durch unsere Verbindungen hatten verschaffen können. In beiden Städten hat man mit Beifall unsere Bemühungen anerkannt. Jetzt überliefern wir vertrauensvoll den Männern, die wir als die natürlichen Häupter Hamburgs zu ehren gewohnt sind, die ganze Sammlung von Aufsätzen, die für die politi-

sche Zukunft dieser Stadt und für die Wohlfahrt ihrer Angehörigen nicht ganz ohne Bedeutung sind, und fordern sie auf, diejenigen Maßregeln zu treffen, durch welche unsere Stadt in dem Vereine der Schwesterstädte eine geeignete Vertretung erhalten könne. — Ein gemeinsames Auftreten indessen der außerhalb Hamburgs sich befindenden Senatsglieder erfolgte nicht und war auch für die nächste Zukunft nicht zu hoffen.

Den einzelnen Bürgern, welchen das Wohl ihrer Stadt am Herzen lag, blieb es daher überlassen, zu versuchen, wie viel sie durch ihre Anstrengungen auszurichten vermöchten. Perthes wendete sich zunächst mit der dringenden Bitte an Smidt, nicht abzulassen von seinen Anstrengungen, Metternich, Hardenberg und Nesselrode zu bestimmen, daß sie den Abzug der Franzosen aus Hamburg zu einer der Vorbedingungen aller Verhandlungen mit Napoleon machten. Zugleich nahm Perthes zu demselben Zwecke die Verwendung des Herzogs von Oldenburg, dessen persönliches Wohlwollen er genoß, in Anspruch, indem er denselben um seine Fürsprache bei dem Kaiser Alexander ersuchte. Wie eine von Gott gesendete Retterin, schrieb er dem Herzog, erscheint eben jetzt die durch ein geliebtes Fürstenhaus für Deutschland gewonnene Fürstin in unsern Gegenden. Ein Wort bei dem kaiserlichen Bruder, und viele Tausende sind vom Elend und vom Jammertode errettet. — Der Herzog will Ihnen selbst antworten, entgegnete hierauf Zehender; vorläufig aber soll ich Sie benachrichtigen, daß wahrscheinlich schon in den nächsten Tagen ein Courier an den Kaiser abgeht, welcher ein gut Wort für das unglückliche Hamburg mitnehmen wird.

Die drückende Noth der Bürgergarde suchte Perthes durch Schritte, die er bei Benningsen und in London that, zu erleichtern, aber vergebens; nun brachte er in Form einer Anleihe bei wohldenkenden Männern namhafte Summen zusammen, durch welche wenigstens für Unterhalt und Kleidung einige Hilfe möglich ward. Die Stadt werde, sagte er in seiner Aufforderung, diese Schuld künftig gewiß erkennen und sie als Ehrenschuld vor jeder anderen abtragen. — Für Smidt fertigte Perthes mit unsäglicher Mühe eine Zusammenstellung der Verluste an, welche Hamburg durch die Franzosen erlitten hatte, und

unabläſſig war er bemüht, dem Hauptquartier des Generals Benningſen Männer zuzuführen, welche die nöthigen Nachweiſungen geben konnten.

Die zum großen Theil noch erhaltenen Briefe aus jener Zeit geben ein Bild von der faſt unglaublichen Maſſe von Anforderungen, welche an Perthes während ſeines Aufenthaltes in Flottbeck aus der Nähe und Ferne in kleinen und in großen Dingen gemacht wurden. Das Hauptquartier der Ruſſen und das des Kronprinzen, die leitenden Männer in Lübeck und in Bremen, Unglückliche aller Art und Männer aller Parteien wendeten ſich an ihn, um Auskunft, Rath und Unterſtützung zu erhalten oder um ihre Abſichten mit ſeiner Hilfe durchzuführen. Perthes bekleidete kein Amt und hatte keinen Rang, und dennoch war es, wie wenn er im Mittelpunkte der Geſchäfte ſtände, welche ſich auf das Schickſal Hamburgs in dieſen Wochen bezogen.

Die Zeit vor der Rückkehr nach Hamburg und die Ausſichten für die Zukunft.

Januar bis Mai 1814.

Perthes hatte die letzten Tage in Flottbeck trübe und niedergedrückt durch Arbeit und Sorge zugebracht. Keinen Brief, kein Wort von Dir, meine geliebte Caroline, hatte er am 17. Januar geſchrieben; wie iſt dies möglich? Ich fühle mich ſehr unglücklich hier und ſchmachte nach Dir und den Kindern; aber ich darf nicht fort, da die Rettung einer großen Sache von meiner Gegenwart abhängen kann. Seit unſerem Fortgang von Hamburg iſt mir kein unglücklicherer Zuſtand geworden als dieſer, und nun auch keine Nachricht von Euch. Es iſt gewiß ein großes Unglück geſchehen: mein Bernhard lebt doch noch? Er war krank, als ich fortging. — Das Kind, ein Knabe von ungewöhnlicher Schönheit und ungewöhnlichem Leben, lebte zwar noch, als Perthes dieſe Zeilen ſchrieb, aber es rang ſchon mit dem Tode und zwei Tage ſpäter, am 19. Januar, nahm Gott es zu ſich.

Mein lieber Perthes, ſchrieb Caroline unmittelbar nach dem Tode des Kindes, was ich gefürchtet, iſt wahr geworden: unſer lieber Bernhard iſt recht krank, und obgleich der Arzt mir noch geſtern Abend verſicherte, daß er ihn nicht für gefährlich halte, ſo bin ich doch voll Angſt und Sorgen und fürchte alles. Ich wünſchte unausſprechlich um Deinet- und meinetwillen, daß Du hier wärſt. Er leidet freundlich wie ein Engel und er iſt mein Engel in Ewigkeit. Gott ſtehe uns bei mit ſeiner Kraft! Was ſoll ich es Dir verhehlen? — unſer Engel iſt bei Gott; dieſen Morgen um halb zehn Uhr iſt er geſtorben. Er ſieht wunderbar ſchön aus, und ich bitte Dich, komme ſo ſchnell wie möglich, damit Du ſeine liebe Leiche noch einmal ſiehſt, ehe ſie ſich verändert. — Perthes hatte bei der Unterbrechung des Poſtenlaufes weder dieſen Brief noch die früheren Nachrichten von der Krankheit des Kindes erhalten und trat am 21. Januar wohlgemuth mit der Frage in Carolinens Zimmer: Sind alle wohl? Ich mußte meinen armen Perthes zur Leiche des lieben Kindes führen, ſchrieb Caroline ihrer Schweſter; er wurde heftig in ſeinem Schmerze, und die Sorge um ihn brachte mich über die ſchrecklichen Tage fort.

Wenige Stunden nach ſeiner Ankunft in Kiel erhielt Perthes die Aufforderung, ſogleich nach Pinneberg in das ruſſiſche Hauptquartier zu gehen, um im Namen des Kronprinzen die weiteren Schritte zu verabreden, durch welche die Noth der vertriebenen Hamburger gemildert und vielleicht die gutwillige Uebergabe der Stadt beſchleunigt werden könnte. Wenn Du in dieſer Zeit und in ſolchen Verhältniſſen gerufen wirſt, ſagte ihm Caroline, ſo mußt Du folgen. Perthes aber fühlte ſich körperlich unfähig zu gehen. Carolinens Heldenmuth war größer, ſchrieb er, als meine Kraft. Nicht früher als am 27. Januar vermochte er es, ſich vom Hauſe zu trennen. Durch meine ſpätere Ankunft iſt, Gottlob, nichts verſäumt worden, ſchrieb er von Pinneberg aus an Caroline; ſonſt aber ſieht es mit dem Menſchenjammer ebenſo aus, wie vor acht Tagen, und zu dem Alten kommt noch Neues hinzu. Sei ſtark, meine Geliebte — möge Gott uns nicht weiter prüfen — wir halten ja ſtille! — Worte habe ich mit Dir nicht weiter zu machen — für die Ewigkeit verſtehen wir uns auch ohne Worte.

Gott schütze Dich und meine geliebten Kinder und halte uns die in Liebe, welche ruhen.

Das Elend, welchem Perthes auf jedem Schritte begegnete, erlaubte ihm nicht, dem eigenen Schmerze nachzuhängen. Alle seine Kräfte nahm er zusammen, um Einheit in die Anstrengungen zu bringen, welche vom Kronprinzen von Schweden und von den Städten Altona, Lübeck und Bremen zur Rettung der Vertriebenen, deren Zahl zwischen zwanzig und dreißig Tausend betrug, gemacht wurden. Große Sammlungen sind in den bedeutendsten Städten Europa's für die Unglücklichen angestellt, berichtete er dem General Oppermann, aber die eingelaufenen Gaben befinden sich in den Händen von vielleicht hundert Privatpersonen, und wir erfahren oft nur durch die fünfte, sechste Hand, daß hier oder da Geld für uns vorhanden sei. Deshalb habe ich den Plan zu einer Centralunterstützungsbehörde entworfen, der in den verschiedenen Orten bereits genehmigt ist. — Der Centralverein trat bald ins Leben und übte unter dem Vorsitze des thätigen und kräftigen Senators Abendroth eine Wirksamkeit, die vielen Unglücklichen Rettung aus der äußersten Noth gewährte. Perthes selbst war, um dem eigentlichen Sitze der Noth möglichst nahe zu sein, auf van der Smissen's Mühle an der sogenannten Teufelsbrücke in Flottbeck einquartiert und mußte, da die Russen am 9. Februar in derselben Mühle ein fliegendes Lazareth zur Anlegung des ersten Verbandes errichteten, seine Arbeiten unter dem Gejammer der Verwundeten und Sterbenden vornehmen.

Meinen Brief vom 7. Februar, Deinem vierzigsten Jahrestag, Du meine noch immer jugendliche Braut, wirst Du erhalten haben, schrieb Perthes von hier aus an Caroline; wie gerne wäre ich in Deine Arme geeilt und hätte Dich ans Herz gedrückt! Sei getrost, meine geliebte Caroline: was sich liebt und recht liebt, das lebt; unsere geliebten Entschlafenen sind gewiß durch irgend einen Zusammenhang der Liebe an uns gebunden. Hier geht es seit dieser Nacht drei Uhr sehr, sehr ernsthaft her. Auf der Wilhelmsburg, in Neuhof, in Harburg werden die Franzosen von allen Seiten angegriffen, und mancher der Unsrigen ist schon verwundet gebracht. Ein sehr braver junger Mann, Volkmann, wird heute noch sterben; er ging gestern so

heiter ab; sein Vater, ein wackerer Handwerksmann, hatte grade dieses Sohnes wegen aus Hamburg flüchten müssen und steht nun hier tief betrübt, doch stützt ihn die Ehre, daß sein Sohn so sich opferte. Neben mir liegt ein russischer Capitän, ein alter Mann über fünfzig Jahre; er schrie, als ihm die Kugel herausgeschnitten wurde, daß das Haus erbebte. Unter Blut, Aechzen, Stöhnen sitze ich nun unter Sterbenden; aber ich hoffe zu Gott, die Sache führt zu einer Entscheidung. Da kommen wieder drei Wagen mit Verwundeten, und es ist kein Plätzlein mehr im Hause; neun Todte liegen schon der Reihe nach vor meiner Thür im Schnee. Wärst Du doch hier, um helfen und pflegen zu können; es ist wunderbar zu sehen: diese wilden Menschen nun so still und zahm.

Das Elend der Vertriebenen und der Jammer der Verwundeten in seiner unmittelbaren Nähe erfüllten Perthes, dessen Gemüth durch den Verlust des Kindes in anderer Weise noch als durch die Schrecken der großen Zeit wund und weich geworden war, mit einem Grauen und einem Entsetzen, wie er es früher nie gekannt hatte. Zugleich mußte er auf den durch tiefen Schneefall unwegsamen Straßen seinem Körper selbst dann noch maßlose Anstrengungen zumuthen, als er durch einen unglücklichen Sturz aus dem Wagen sich eine gefährliche Verletzung am Fuße zugezogen hatte. Ringsum führte ein bösartiges Nervenfieber das Regiment, und den Keim desselben trug Perthes mit sich, als er am 16. Februar Flottbeck verließ, um im Hauptquartier und in Lübeck einige Einrichtungen zur Unterstützung der Vertriebenen zum Abschluß zu bringen. Wenn ich komme und etwas hinke, so erschrick nicht, schrieb er von hier aus an Caroline; ich bin vom Wagen gefallen und habe eine Flechse gequetscht; ein paar Tage weiter und es wird wieder gut sein. — Am 19. Februar langte Perthes in Kiel an und nun fand sich, daß das Bein gebrochen war. Ich hoffe, mein künftiger Lebensbeschreiber wirds erzählen, schrieb er noch scherzend an Sieveking, daß ich fast vierzehn Tage auf einem gebrochenen Beine umhergestiegen und auf Requisitionskarren an zwanzig Meilen umhergefahren bin. — Neun lange Wochen war Perthes nun an das Bett gebunden und ein gewaltsamer Ausbruch des Nervenfiebers brachte ihn während der ersten Zeit seines Krankenlagers in große Ge-

fahr. Bald aber trug seine gute Natur den Sieg davon und er hatte nur von der Qual des Stilliegens zu leiden. Hier habe ich nun nach manchen Irrfahrten fest vor Anker gehen müssen, schrieb er an Besser. Es ist hart, so ein Schicksal in diesem Augenblick! Hätte mans noch von einer Kugel, so ließ man sichs gefallen. — Seinen guten Muth indessen verlor Perthes auch jetzt nicht. Mein lieber Perthes hat sich im Liegen und Leiden wie im Fahren und Handeln bewährt, schrieb Caroline; während seines langen Krankenlagers ist er keinen Augenblick ungeduldig oder verdrießlich gewesen. Ich freute mich, daß er bei uns war und ich ihn hegen und pflegen konnte; die Kinder waren alle gesund und wir waren so vergnügt, wie wir es sein konnten. — An geistigen Anregungen fehlte es für Perthes, sobald die erste Kraft der Krankheit gebrochen war, nicht. Reinhold, Graf Adam Moltke, Hegewisch, die beiden Grafen Reventlow, Dahlmann, Pfaff, Graf Christian Stolberg, die Hamburger Ferdinand Schwarz, Jakob Oppenheimer, Anton Schröder, ferner Rist und der alte Schönborn brachten manche belebte Stunde mit ihm zu. Brieflich und mündlich berieth er mit Besser, dessen Liebe und Treue ihm in dieser wie in jeder andern Lebenslage Trost und Halt gewährte, die Mittel und Wege zur Wiedereröffnung ihres Geschäftes, und eifrig gab er sich der lang entbehrten Freude des Lesens hin. In Pütter's Entwickelung der deutschen Reichsverfassung, in Friedrich Schlegel's Vorlesungen und Lacretelle's Geschichte Frankreichs suchte er nach den Gründen, welche die Ereignisse der Gegenwart möglich gemacht hätten; die zahllosen Flugschriften des Tages hatten auch ihr gutes Recht, und auf Neander's heiligen Bernhard wurde er durch Nicolovius hingewiesen. Sobald Sie können, schrieb dieser ihm, müssen Sie Neander's heiligen Bernhard lesen: Sie werden erstaunen über Neander's Reichthum an innern Erfahrungen und über die ihm aufgehenden Blicke. Friedrich Leopold Stolberg hat mir mit dem größten Feuer darüber geschrieben und fragte mich, ob der Mann noch mehr leisten könne oder schon alt sei. Sein Beifall auf der hiesigen Universität ist groß und sein Einfluß muß schön werden. Es ist rührend, mit welcher Einfalt er die erhabensten Ansichten und Resultate seiner Studien vorträgt. — Mehr indessen als durch irgend ein anderes Werk wurde Perthes

aufs neue durch Goethe's Wahrheit und Dichtung gefesselt. Wie die Bibel das Buch des Lebens in Gott ist, möchte ich, schrieb er damals, Goethe's Wahrheit und Dichtung das Buch des Lebens in der Welt nennen. — Alle übrigen Interessen aber wurden freilich durch die gewaltige Gegenwart in den Hintergrund gedrängt. In zahllosen, nach allen Seiten hin gerichteten Briefen suchte Perthes Einheit, Ordnung und Ausdauer in die Maßregeln zur Unterstützung der Vertriebenen zu bringen, und auch vom Krankenlager aus ist sein Bemühen nicht vergeblich gewesen.

Die Verhandlungen zu Chatillon, die neuen Siege Napoleon's, das Vordringen der Verbündeten, ihr Einzug in Paris wurden ihm, noch bevor er das Zimmer verlassen durfte, bekannt und manches begeisterte Wort der Hoffnung für die Zukunft fand nach dem entlegenen Kiel seinen Weg. Ja wir leben unter Gottes Wunder, schrieb Nicolovius in einem Briefe, den die Gräfin Luise Stolberg Perthes mittheilte. Was wir unsern Kindern mit kummervollem Herzen wünschten, aber niemals zuzusichern wagten, das haben wir selbst noch erlebt. Und diese wunderschöne Morgenröthe, welch einen Tag verheißt sie! Ein Geschlecht, das so sich erhob, wird nicht wieder sinken, sondern von Kraft zu Kraft in Ehren wandeln. Ja ich hoffe, wie im neuen Jerusalem wird fortan Gott selbst unsere Sonne und die Quelle alles vollen echten Lebens sein; denn Volk, Heer und Herrscher haben ihn erkannt und sich vor ihm gebeugt. Und was kümmern mich die Minister, die doch nur nach eitler Ehre geizig sind und bald nach dem herrschenden Geiste sich drehen und wenden werden. — Am 9. April endlich erhielt Perthes die Erlaubnis, von seinem langen Krankenlager aufzustehen. Ich habe, schrieb er an Max Jacobi, die Geduldsprüfung des Liegens so ziemlich mit Ruhe und Heiterkeit ausgehalten. Immer hat mich wieder die große Zeit gestärkt, in welcher die Wahrheit siegend wieder Freiheit, Ordnung und Liebe unter die Menschen bringt. Gott ist uns nahe und jeder fühlt, wie er mehr gethan hat, als er selbst sich zugetraut hätte. Kein Saul ragt, Gott sei Dank, über das Volk hervor, dem man alles zu verdanken hätte, und so kommt keine Abgötterei und der Dienst Gottes kann rein und herrlich dastehen. Lassen wir die unglückseligen Menschen, die auch

jetzt zur lauten Freude und zum Jubel, das heißt zum Lobe Gottes nicht kommen können, lassen wir sie in der Verknöcherung und Versteinerung einer untergegangenen Zeit und halten uns an der Jugend des aufgehenden Frühlings.

Am 19. April verließ Perthes mit seiner ganzen Familie Kiel und traf am 20. April in Blankenese, einem Fischerdorfe drei Stunden unterhalb Hamburg, ein, wo er bis zum Abzug der Franzosen aus Hamburg zu bleiben sich entschlossen hatte.

Wir sind, schrieb Perthes von hier aus an Rist, am 20. Abends bei guter Zeit hier angekommen, groß und klein gesund und munter. Wir können von Glück sagen, daß wir die Reise in den schönen Tagen machten; heute liegt es draußen voll Schnee und ich schreibe mit erstarrten Fingern. Als wir in Pinneberg anlangten, war eben der Fürst Gallitzin mit der Depesche aus Paris nach dem Marschall Davoust abgegangen und alle meinten, nun würde sogleich capituliert werden: die Männer nahmen den Hut, die Frauen die Handschuhe, um nach Hamburg hinein zu spazieren. Mir schien das nicht wahrscheinlich, und jetzt, nachdem ich den Inhalt der Depesche erfahren habe, die nichts enthält als eine Aufforderung, sich der Pariser Regierung anzuschließen, bin ich gewiß, daß Davoust sich zwar unterwerfen, aber die Uebergabe der Stadt, so lange er kann, verzögern wird, um an Silber und Silberwerth so viel als möglich einzuziehen und das Eingezogene zu verwechseln, zu verstecken und zu verschleppen.

So ungewiß indessen der Tag der Befreiung Hamburgs auch erschien, so gewiß war es, daß derselbe innerhalb einiger Monate erfolgen müsse, und mit dieser Gewißheit traten zugleich alle durch die Noth des Augenblicks zurückgedrängten Hoffnungen und Befürchtungen für die künftige politische Gestaltung der Stadt aufs neue hervor. Es stand nun fest, daß Hamburg, um der Gewaltherrschaft entledigt zu werden, keiner eignen außerordentlichen Anstrengungen weiter bedurfte, und immer lauter konnte die Partei ihre Stimmen erheben, welche schon seit dem März 1813 jedes entschlossene Auftreten der Bürger als ein Unglück für die Stadt betrachtet hatte. Heftig griff sie alle an, welche bei dem Herannahen der Russen nur in der allgemeinen Erhebung der Bürger Rettung zu finden geglaubt hatten;

heftig wies sie jeden Versuch zurück, der eine Aenderung in den alten reichsstädtischen Verfassungsformen bezweckte. Ueber jugendlich lebhafte Köpfe hörte man klagen und über Schwärmer mit Ideen und Projecten zu leichtsinnigen Neuerungen, über eitele Menschen, die sich als Schöpfer einer neuen Verfassung bewundern lassen wollten, über Intriganten, die sich ein bequemes Leben zu schaffen suchten und hoher Protection sich rühmten. Nicht ohne tiefen Unwillen hörte Perthes bald hier bald da diese und ähnliche Aeußerungen laut werden. Was wir gethan haben, äußerte er damals, mußten wir thun; denn überall mußte erst der Glaube an die Unüberwindlichkeit Napoleon's gebrochen und der zitternde Dienst vor diesem Götzen beseitigt werden; überall mußten die Regierungen erst wieder Zutrauen zu ihrem eigenen Willen und ihrer eigenen Kraft erhalten, und dieses Zutrauen konnte ihnen nur durch das muthige Auftreten des Volkes gegeben werden. Wie die andern Deutschen sind auch die Hamburger aufgestanden, und ohne solches allgemeine Aufstehen war für Deutschland keine Rettung möglich. Nun ist Deutschland gerettet und Deutschland wird Hamburg auf Jahrhunderte hin die Freiheit gewähren, welche kein Privateigennutz und keine Magistratsvorsicht uns hätte erwerben können. — Wo sind die Schwärmer, schrieb er ein anderesmal, wo sind die Intriganten, wie heißen sie? Seid doch nicht zu feige, ihre Namen zu nennen. Ich will Euch zwar mit Vornamen und Zunamen die Männer von vorgerückten Jahren bezeichnen, welche vermöge der Beschränktheit ihrer Ansichten mit solchem bornierten Eigensinn auf vorgefaßte Meinungen bestehen, daß ihre leidenschaftliche Hitze weit hinaus über den Eifer aller Enthusiasten reicht; ich will Euch auch die jüngeren Männer namentlich bezeichnen, die nur ihrem Privatvortheil nachgehen und sich nicht um das allgemeine Wohl bekümmern; ich will Euch die Jungen und Alten nennen, die alles, was andere thun, bekritteln, beräsonnieren und verklatschen und, während sie selbst die Hände in den Schoß legen, auf Patrioten den Schein voreiliger und eigennütziger Thätigkeit werfen.

Perthes hatte die feste Ueberzeugung bewahrt, daß Hamburg nur dann sich wieder erheben könne, wenn in dem Senate wie in der Bürgerschaft eine kräftige und entschlossene politische Bewegung mög-

lich geworden sei. Zwar hielt er die frühere Verfassung als Ganzes für ein bewundernswürdiges Meisterstück und glaubte nicht, daß sie einem neuern frischeren Leben Hindernisse entgegensetzen werde, aber in einzelnen Beziehungen schien ihm eine Fortbildung derselben dringendes Bedürfnis. Er wünschte Gleichstellung der drei christlichen Confessionen, freie, nicht, wie nach bisherigem Gebrauch, auf die ältesten Mitglieder des Sechzigercollegiums beschränkte Wahl der Oberalten, Verstärkung und Belebung der erbgesessenen Bürgerschaft durch Hinzutritt mehrerer Deputationen der Hunderte, der wissenschaftlich Gebildeten, der Juden u. s. w., und endlich Feststellung des Rechtes für die Bürgerschaft, den Senat zur Vorlegung bestimmter Gesetzesentwürfe zu nöthigen. Viel umfassender als in der Verfassung mußten nach seiner Ansicht die Aenderungen in der Verwaltung sein, die in ihrer Gesamtheit einer Anfrischung, Anpassung und Umänderung bedürftig sei. Der Unthätigkeit der Mitglieder des früheren Senates gegenüber schien es nicht schwierig und, da die Stadt damals weder rechtmäßige Obrigkeit noch Verfassung besaß, auch der Form nach nicht widerrechtlich, die vielen ältern und jüngern Männer, welche keine unbedingte Herstellung des Alten wollten, zu vereinigen, um durch ein gemeinsames kräftiges Auftreten die Zustimmung der verbündeten Mächte und die Nachgiebigkeit der einheimischen Gegenpartei zu erlangen.

Manche sahen in Perthes den Mann, der eine solche Vereinigung zu Stande bringen könne und müsse. Perthes aber war besonnen genug, um zu wissen, daß seine Lebensstellung ihm nicht gestatte, Aufforderungen, wie sie damals an ihn gerichtet wurden, Folge zu leisten. Sie machen zu viel aus mir, schrieb er. Wenn die Verhältnisse es verlangten, bin ich gewiß nie aus dem Wege gegangen; oft habe ich mit nur zu großer Lebhaftigkeit zugegriffen: aber nun mich unberufen aufzuwerfen, das thut nicht gut und geht auch nicht. Wohl weiß ich, womit Gottes Gnade mich ausgestattet hat, und preise und danke ihm dafür; aber um in einem so bedeutenden Verhältnis aufzutreten, muß man nicht allein durch angeborene Anlagen, sondern auch durch den ganzen Gang seines Lebens den Ruf erhalten haben. Das aber ist bei mir nicht der Fall: mir fehlt wissenschaftliche Bildung

und Erfahrung und Uebung im politiſchen Geſchäftsgang; beides läßt ſich nicht aus der Taſche ſpielen. Alles Revolutionäre aber muß vermieden werden und auf die Gewalt der Fürſten möchte ich mich in keinem Falle ſtützen.

Auch abgeſehen von der Erkenntnis ſeiner eignen Stellung war es Perthes mehr als zweifelhaft geworden, ob nicht ein offner Parteikampf im Innern der Stadt in dieſem Augenblick größere Gefahren als die in der Wiedereinführung alter abgeſtorbener Einrichtungen liegenden hervorrufen werde. Aus dem großen Hauptquartier der Verbündeten mahnte eine warnende Stimme eindringlich von jedem innern Zwieſpalt ab. Die Hanſeſtädte können noch jetzt darüber zu Grunde gehen, ſchrieb Smidt, wenn ſie es nicht verſtehen, die Nothwendigkeit fremder Einmiſchung auszuſchließen. Den Verbündeten gegenüber darf jede Stadt nur als ein einziger politiſcher Körper, nie als getheilt in Parteien erſcheinen, von denen jede ein Verſchiedenes begehrt; denn die Miniſter hier ſagen ganz richtig: Wer in gegenwärtiger Zeit uns nöthigt, uns in ſeine innern Angelegenheiten zu miſchen und Friede und Ruhe in ſeinem Hauſe zu ſtiften, der muß, damit er die Erreichung des einen großen Ziels nicht ſtöre, unter Vormundſchaft geſetzt werden. So iſt es den Schweizern gegangen. Jeder Canton und faſt aus jedem Canton jede Partei hatte Abgeordnete geſchickt, und weil des Lärmens und Anſuchens kein Ende ward, hat man endlich Lebzeltern und Capo d'Iſtria nach Zürich geſchickt, um die Sachen in Ordnung zu bringen. Die Hanſeſtädte genießen dagegen bis jetzt noch die vollſte Achtung, und dieſe muß uns erhalten bleiben, koſte es auch was es koſte. Kein Wunſch, kein Anſpruch kann ſo wichtig ſein, daß er irgend eine Partei berechtigte, die Einigkeit der Stadt den Verbündeten als geſtört erſcheinen zu laſſen. Alle müſſen Mäßigung beobachten und jetzt nichts übereilen oder etwas unzeitig durchſetzen wollen; dann wird alles gut gehen. Gibt es Gegenſtände, über die man ſich nicht einigen kann, ſo ſetze man ſie aus oder wähle Schiedsrichter aus den Beſten und Einſichtsvollſten der eignen Stadt oder im äußerſten Nothfall einer andern Hanſeſtadt. Zu etwas weiterem aber darf es in keiner Weiſe kommen.

Dem Gewichte dieſer Gründe ließ ſich wenig entgegenſetzen und

jeder Versuch, Umgestaltungen der städtischen Verhältnisse durch Vermittelung der Verbündeten oder der fremden Generale hervorzurufen, ward gänzlich aufgegeben. Um so bewegter aber und heftiger wurden die Kämpfe, welche unter den Hamburgern, deren Zahl sich in Altona und dessen Umgegend täglich mehrte, geführt wurden.

Ach, lieber Perthes, schrieb ihm ein Freund, wenn Gott nicht alles noch anders fügt, als wir es denken, so wird die Zukunft Hamburgs trübe sein; denn bald werden nun die Menschen, deren beschränkte Armseligkeit vor einem Jahre die freudige Erhebung störte, aufs neue wieder die alten Zügel mit ungewisser Hand ergreifen und jede Hoffnung vernichten, daß diese große Zeit auch unser Gemeinwesen durchdringe und beseele. Ich will ja wahrlich kein neues Haus, aber im alten Haus will ich einen neuen Geist. Nun aber treten unsere Verfassungsaltflicker auf und wollen ohne neuen Geist es treiben, wie es vordem träge und traurig getrieben worden ist. — Machen Sie sich nur keine Sorgen, heißt es dagegen in einem Briefe, den Perthes von einem Vertheidiger der Gegenseite erhielt; wenn wir nur erst unser Hamburg wieder haben, so wird schon alles gehen, was unsere eitelen Schwärmer nicht zu Grunde richten. Die unverständigen Menschen sollen ja jetzt, wie ich höre, an einer neuen Constitution arbeiten. Nun ich denke, wir lassen sie arbeiten, vielleicht finden sich unter dem Wust einige gute Ideen, die man brauchen kann. Aber daß nur keine Factionen gebildet werden, mein verehrter Herr Perthes, um Gottes willen keine Factionen! Was wollen denn nur diese tollen Leute? uns noch unglücklicher machen, als wir schon sind, und selbst eine große Rolle spielen? Aber sie werden in der Geschichte jämmerlich paradieren; denn darüber ist doch wohl kein Zweifel, daß wir ernsteren, gesetzteren Männer es sind, welche allein von den Mächten unterstützt werden können. Aber wer will, wer kann solche Unterstützung von außen wünschen? Darum suchen Sie, mein lieber Herr Perthes, wenn Sie irgend etwas über diese Menschen vermögen, ihrer verkehrten Thätigkeit Meister zu werden; die Leute sind in jeder Hinsicht, so wenig dieselben selbst es glauben mögen, zum praktischen Leben verdorben und haben durchaus keinen Tact dafür. Es lassen

sich nun einmal die Menschen und die Sachen in der Wirklichkeit nicht so behandeln, wie in einem Roman.

Immer schroffer traten sich die Ueberzeugungen gegenüber, immer verworrener brausten die Meinungen durcheinander. Wie in allen Zeiten großer politischer Entscheidungen trat auch damals die zähe Selbstsucht derer, die conserviert, und die gierige Selbstsucht derer, die neu eingeführt wissen wollten, was gerade ihnen für ihre Person gut that, laut sich geltend machend hervor und ließ die Männer, welche weniger sich als das politische Ganze, dem sie angehörten, wollten, fast wie nicht vorhanden erscheinen. Es war schwer, sich zu entscheiden, ob man den Kämpfenden der einen oder der andern Seite sich anschließen wollte. Es offenbaren sich so viele gemeine Gesinnungen, schrieb Perthes am 10. Mai an Villers, und durch die lange Verzögerung der Räumung Hamburgs erhitzen sich die Gemüther so sehr, daß ich für rathsam halte, dem Gedränge erst etwas zuzusehen, bis man klar wird, wo der Weg zum Besseren und Kräftigeren sich ebnet. Noch ist mir es nicht entschieden: soll man mit wohlgesinnter, wackerer, fester Obrigkeit zur Schlichtung unruhigen, unbestimmten Volkes hinarbeiten, oder soll man das Streben und Drängen der Bürger aller Classen, alte Lahmheit und Feigheit aus den Behörden zu fegen, unterstützen? Die Zeit wirds lehren.

Während die an sich schon kleinen Verhältnisse der einzelnen Stadt nun durch das widrige Gezerre selbstsüchtiger Leidenschaften auch kleinlich geworden waren, trat die Größe und die Großartigkeit der Begebenheiten, in denen die Entscheidung für Deutschlands Zukunft lag, mit wachsender Stärke hervor. Zunächst wurde der Unterschied zwischen den Lebensregungen innerhalb eines Theiles der Bürgerschaft Hamburgs und der gewaltigen Erhebung Preußens scharf und schneidend durch Niebuhr vor Perthes' Augen gestellt. Niebuhr war seinem gesamten Lebensgange nach nur wenig zugänglich für eine allgemein deutsche Begeisterung, und von der Größe, die sich in Preußen offenbarte, so erfüllt, daß ihm der rechte Maßstab für das, was außerhalb Preußens geschah, fehlte. Er mußte sich daher durch die Stimmung, in welcher Perthes sich befand, unangenehm berührt und zurückgestoßen fühlen; denn Perthes hatte Auge und Herz ausschließ-

lich Deutſchland zugewendet und glaubte in Preußen eine Richtung zu erkennen, welche, weil ſie nur Preußen wolle, Deutſchland gefährden müſſe. Zugleich erſchienen ihm die Verhältniſſe, in denen er ſelbſt ſich bewegt hatte und in denen er ſelbſt eine treibende Kraft geweſen war, ungeachtet des großen Unterſchiedes in Rückſicht auf ihre eingreifende Bedeutung, dennoch ihrem innern Weſen nach gleichartig mit dem Größten, was in Preußen geſchehen war. Perthes hatte während ſeines Aufenthalts in Bremen, als es darauf ankam, die dortigen jungen Männer für die hanſeatiſche Legion zu gewinnen, einen Aufſatz, der die Opfer und Thaten Hamburgs und ſeiner Legion in einem mehr der aufgeregten Stimmung des Schreibers wie der Wirklichkeit angehörenden Glanze erſcheinen ließ, geſchrieben und denſelben auch dem unter Niebuhr's Leitung ſtehenden preußiſchen Correſpondenten eingeſendet. Um dieſelbe Zeit erhob er in einem Briefe an Niebuhr die Herrlichkeit des Beiſpiels, welches Hamburg gegeben habe, in Ausdrücken, die nichts weniger als genau abgemeſſen waren, und ſprach die Meinung aus, daß der Stadt, welche für alle ſich geopfert habe, auch von allen geholfen werden müſſe. Niebuhr war gereizt und erklärte im preußiſchen Correſpondenten mit ſeiner Namensunterſchrift, wie die Hamburger Inſurrection, deren trübſeliges Ende aus ihrem Anfang und Fortgang unvermeidlich gefolgt ſei, mit dem tiefen Ernſt der preußiſchen Anſtrengungen nicht verglichen werden dürfe; denn wenn Hamburg geleiſtet, was Berlin gethan habe, ſo hätte es ſich durch eigene Kraft ohne alle fremde Hilfe behaupten können.

Wie ich Sie anſehe, ſchrieb er an Perthes, Sie, der Sie ſich bewährt haben, wie Ihre Freunde es erwarteten, habe ich nicht nöthig zu erklären; aber dem Hiſtoriker muß man nicht zumuthen, ein Volk ſo unkriegeriſcher Art, wie Ihre Hamburger, deſſen Angeſehene keine andern als Gewerbgedanken haben, und eine ſo unrühmlich gefallene Stadt, wie Ihr Hamburg, auszeichnend rühmen zu hören, ohne ſolches Rühmen eine parteiiſche und ärgerliche Uebertreibung zu nennen. — Längſt ſchon, äußerte Niebuhr etwas ſpäter, hatten die iſolierten handelnden Städte kein anderes als ein gefriſtetes Leben ohne alle politiſche Regungen gehabt. Solche Bürgerſchaften waren mit dem Glücke des Schilfes ſehr zufrieden und ſahen es als ein Vorrecht

an, sich vor dem Winde zu beugen. Männlichkeit besteht nur bei den Bürgern eines Staats voll freien Lebens, der als Gesamtheit mit eigner Kraft sich behaupten kann. Volles Leben ist jetzt nur in großen Staaten möglich, die das Gleichartige zusammenfassen. — Manches heftige, aufgebrachte Wort wechselten im Frühjahr 1814 die alten Freunde, und Perthes schrieb so erbittert über Niebuhr, daß Nicolovius ihm entgegnete: Auch ich mag zwar das Rechten in solchen Zeiten so wenig wie Sie und ich bin überzeugt, daß man in keinem Verhältnis keck absprechen darf, sobald nur der gute Geist sich regt, da es hier wie im Evangelium ein Scherflein gibt, das mehr werth ist als reiche Gaben und große Thaten; aber thun Sie Niebuhr nicht Unrecht, wie in Ihrem letzten Briefe an mich. Sie combinieren nicht richtig und ziehen falsche Schlüsse. Erhalten Sie ihm Ihr ganzes, volles Vertrauen, denn er verdient es. Er ist nicht nur einer der tiefsten, reichhaltigsten Menschen, sondern auch einer der reinsten. Reizbar und daher bisweilen ungerecht kann er sein, aber immer ist er voll Demuth gegen die Guten und vor allem Göttlichen, Höheren.

Um den Preis eines, wie damals scheinen mußte, unheilbaren Bruchs mit dem Manne, welchem er durch gemeinschaftliches Gefühl und einstimmigen Sinn in leidensvoller Zeit nahegetreten war, hatte Perthes die Gewißheit gewonnen, daß ein großes geistiges Ringen bevorstehe zwischen denen, die durch das deutsche Volk, und denen, die durch den preußischen Staat Deutschlands künftiges Geschick bestimmt wissen wollten. Manche bange Sorge mußte durch die Aussicht auf einen solchen Kampf hervorgerufen werden; aber der helfenden Hand von oben, die so eben aus der schrecklichsten Noth gerettet hatte, durfte niemand sein Vertrauen für die Zukunft versagen. Warm und lebendig legte Nicolovius diesen Glauben Perthes an das Herz. Da ich heute sicher ein Blatt in Ihre Hand bringen kann, heißt es in einem Briefe desselben vom 7. Mai, so schreibe ich diese Zeilen, mein lieber alter herrlicher Perthes. Gott im Himmel hat es doch besser gewollt und besser verstanden als die klugen Köpfe in Chatillon, die sich mit dem Bösen vertragen wollten und nicht wußten, wie Gott wunderbar hilft, wenn man von ganzer Seele etwas großes will und die Erde mit Füßen tritt. Diese mächtige, gewaltige,

gänzliche Hilfe wird auch Ihnen neues Leben in Bein und Herz gegeben haben und das Unterpfand eines herrlichen Lohnes sein für alle Aufopferungen, die Sie gemacht haben. Werden Sie forthin, was Sie wollen — und mich freut es, daß Sie wieder Buchhändler sein wollen. Die Krone von Ihrem Haupte und den Orden von Ihrer Brust und das gute Bewußtsein in derselben wird Ihnen niemand nehmen und tausendfacher Segen wird Ihnen auch im Leiblichen zu Theil werden. Das ist mein Glaube und ich höre den Himmel dazu Amen sprechen. Lassen Sie uns guten Muth haben für alle Krankheiten, die noch zu heben und zu heilen sind, namentlich auch für die Uebel arger Staatsverfassungen oder Unverfassungen. Eine Zeit, in der die Wolken so getheilt und Gott so sichtbar unter uns erschienen ist und die Völker seiner Erscheinung so inne geworden sind und Augen und Hände zu ihm aufheben, kann nicht vorbeigehen wie ein Sonnenblick, sondern muß neues, echt menschliches, das heißt frommes Leben erzeugen, und wir, die wir uns rein gehalten und keine Gemeinschaft gemacht mit dem Fürsten dieser Welt, werden noch unseres Lebens uns freuen und, gesegnet uns Gott, anderen helfen und wohlthun können. Die neue Zeit wird fortschreiten und wir werden immer neue Wunder erleben. Halleluja!

Die großen Eindrücke, welche von diesen und manchen andern Seiten auf Perthes einwirkten, verschafften ihm die Ueberzeugung, daß die Zukunft Hamburgs weniger durch den Gang des eignen als durch den des allgemeinen deutschen Lebens ihre Gestaltung erhalten werde. Die Herstellung dieser oder jener städtischen Einrichtung verlor nach dieser Ansicht vieles von ihrer Wichtigkeit und mit größerer Ruhe und größerem Gleichmuthe konnte Perthes von nun an die Ereignisse betrachten, unter deren Einfluß Hamburg zu seiner früheren Selbständigkeit zurückkehrte. Ueberall sah er Gährung und Bewegung, überall im Großen die Gegensätze, die Hamburg im Kleinen darbot. Mich quält, schrieb ihm Achim von Arnim, die Sorge, daß jetzt alles so dumpf und lebenslos enden könne wie nach dem dreißigjährigen Krieg. Die elende Sorge Oestreichs hat angefangen, alle andern Regierungen zu ergreifen; aber dennoch hoffe ich, daß die schändlichste aller Arten Furcht, daß die Furcht vor der

Freiheit der Völker endlich vor dem Triumphe über den consequentesten aller Tyrannen schweigen wird.

Bereits seit den ersten Tagen des Mai war durch Vermittelung eines aus Paris gesendeten französischen Generals mit Benningsen über die Uebergabe der belagerten Festung zunächst an einen preußischen General verhandelt worden, und noch immer hielten die Mitglieder des alten Senats es für zu gewagt, außerhalb Hamburgs zusammenzutreten und als die rechtmäßige Obrigkeit der Stadt Antheil an den Verhandlungen über dieselbe zu nehmen. Endlich am 12. Mai langte General Gerard an und leitete an Davoust's Stelle den allmählichen Abzug der Franzosen ein; aber auch jetzt war von dem Senate nichts zu hören und zu sehen. Nun freilich haben die Herren eine Entschuldigung für ihre Feigheit, schrieb damals Perthes; denn General Gerard soll gesagt haben, so lange eine französische Compagnie in Hamburg sei, werde er keine andere Behörde einreden lassen, sondern die Stadt als eine französische betrachten. Nur die Feigheit der Unsrigen, fügte Perthes hinzu, hat solche Anmaßung hevorgerufen; denn auch dem Erbärmlichsten muß der Kamm wachsen, wenn er noch Erbärmlichere sich gegenüber sieht. — Ein Blick auf das Gewirre der Meinungen, welches in den zahllosen Conferenzen der Hamburger in Altona sich zeigte, ließ mit Gewißheit vorausseh en, daß unmittelbar bei der Herstellung der früheren Verfassung kein durchgreifender Schritt zu deren Belebung und Erneuerung geschehen werde; um so nothwendiger erschien es daher, daß die vielen durch den Tod erledigten Stellen im Senate und im Oberaltencollegium mit kräftigen und raschen Männern wieder besetzt würden. Ist nur das der Fall, schrieb Perthes, so muß man bei der jetzigen Lage der Dinge zufrieden sein und dem rascheren und besseren Geiste unserer Zeit sich vertrauend überlassen; ist es aber nicht der Fall, so muß man wirken und thätig sein, selbst auf die Gefahr hin, daß für den Augenblick Unruhe und Unheil entstehen könnte. — Am 26. Mai machte der alte Senat bekannt, daß er in Amt und Würde wieder eingetreten sei, und als die am folgenden Tage versammelte erbgesessene Bürgerschaft auf drei Monate eine Commission von zwanzig Männern erwählt und mit den Verhandlungen über die Reorganisation

der Stadt beauftragt hatte, waren die Versuche zur Fortbildung der Verfassung und zur Belebung der Verwaltung in den hergebrachten Gang des städtischen Lebens gebracht worden. Von jetzt an darf ich, schrieb Perthes, keine andere Beziehung zu den öffentlichen Verhältnissen haben, als die ist, welche mir mein Recht als Mitglied der Bürgerschaft und mein Einfluß auf meine Freunde von selbst gewährt, und Gott bin ich von Herzen dankbar, daß mir im reichsten Maße meiner Mitbürger Liebe und ein Vertrauen geworden ist, welches sonst einem Manne selten gegönnt wird, der ein anderes und ein mehreres that, als sein häuslicher Beruf von ihm verlangte.

Der Tag, an welchem Perthes mit Frau und Kindern Blankenese verlassen und nach Hamburg zurückkehren konnte, war nahe herangerückt. Diese sechs Wochen in Blankenese, schrieb Caroline an ihre Schwester, sind das Confect meines Lebens gewesen. Ich hatte Perthes bei mir, die Kinder waren gesund, und die Hoffnung auf Befreiung unserer Stadt wurde mit jedem Tag größer. Da wehte plötzlich in Harburg und vom Michaelisthurm in Hamburg die weiße Fahne, und nun strömten von allen Seiten die Vertriebenen wieder der Stadt zu. Wir wohnten nahe an der Elbe und konnten alle, die von Bremen und aus dem Hannöverischen zurückkehrten, ankommen sehen. Einmal wurde uns ein ganzer Wagen voll kleiner Kinder zugeschickt, deren Eltern im Krankenhause zu Bremen gestorben waren. Große Scharen von armen Ausgehungerten zogen mit vielen Kindern und weniger Habe bepackt an unseren Fenstern vorbei, und wunderbar groß und rührend war die Liebe zu Haus und Herd ersichtlich, obgleich die meisten nur Jammer und Elend zu erwarten hatten. So wie die armen Leute ans Land stiegen, brachen sie schweigend Zweige von den Bäumen, und alt und jung bis auf die kleinsten Kinder herunter bekamen einen Busch in die Hand und dankten Gott unter Freudenruf und Trauerthränen für die Erlösung von dem großen und allgemeinen Uebel, wohl wissend, daß ein jeder seinen Privatpacken mit hineintrüge in die Stadt.

Am 31. Mai hielt General Benningsen mit den Russen und der Bürgergarde seinen feierlichen Einzug. Am Morgen dieses Tages brach auch Perthes mit seiner ganzen Familie in Blankenese auf und

kehrte von Altona aus in der Mitte der einziehenden Truppen in die Stadt zurück, die er grade vor einem Jahre hatte verlassen müssen. Die Geistesstimmung, mit welcher er in seine frühere Stellung und in seinen früheren Beruf wieder eintrat, läßt sich aus den Briefen ersehen, die er in diesen Wochen an Villers und an H. Jacobi schrieb.

Ich habe manches wirklich Harte und Schwere getragen, heißt es in diesen Briefen; aber wahrhaft unglücklich ist der Mensch nur, wenn er mit Gott, mit sich und mit der Welt irrig, ungewiß und uneins ist. Das aber war ich nie. Ich weiß, daß Gott im Himmel ist und daß sein ewiges Wort durch Jesum Christum zu uns gesprochen hat, und ich weiß, daß kein Volk und kein einzelner im Volke fremde Herrschaft dulden darf und, um sie nicht zu dulden, alles und jedes irdische Gut opfern darf und muß. An diese einfache Wahrheit habe ich mich gehalten, und sie war mir bisher genug. Um schlechte, gute oder beste Staatsverfassung mich zu quälen, hatte ich nicht nöthig; ich konnte thun, was ich nicht lassen durfte, und darum sehe ich auch jetzt ruhiger und zufriedener in die Zukunft als viele andere. Unser deutsches Vaterland ist zum Kern und Inhalt der großen europäischen Staatenrepublik bestimmt. Europa ist nicht bestehend ohne Deutschland und bedarf seiner jeden Augenblick, um europäisches Leben leben zu können, und Deutschland kann zu keiner politischen Gestalt und zu keinem politischen Zustand oder politischen Vollkommenheit berufen sein, die dieser seiner Bestimmung widersprechend wäre. Wir armen Deutschen müssen uns schon bequemen, als Inhaber der Ideen und als Aufsteller der Ideale, durch welche das Uebergewicht Europa's über die übrige Welt geschaffen wird, ein etwas unbequemes und durcheinander wogendes Leben zu ertragen. Bei jeder Unzufriedenheit mit dem, was unserm Vaterlande zu Theil wird, müßten wir uns schämen, wenn wir die Schuld auf Kaiser Alexander oder auf das englische Parlament schieben wollten. Von dem Augenblick des Einzugs in Paris an hätte jeder Kaiser Alexander ein russischer Kaiser und jedes englische Parlament ein englisches sein müssen. Daß andere für uns kämpfen und sterben, dürfen wir nicht verlangen, und müssen uns schämen, es auch nur zu wünschen; für Deutschland haben wir und wir allein zu sorgen und zu ringen, und was auch

der große Congreß, der nun in Wien bevorſteht, gebäre, die deutſche Nation wirds ſich ſchon bilden und ſo lange ſich wenden und winden, bis das Rechte zu Tage gefördert iſt; und unſere Fürſten am wenigſten haben ein Recht, über Unrecht zu klagen, das ihnen etwa jetzt willkürlich zugefügt werden ſollte. Was auch komme, die franzöſiſche Nation hat viel Zeit gebraucht, um auf conſtitutionellen Boden zu gelangen, ſo wie Napoleon, um auf großen Umwegen von Corſica nach Elba zu kommen. Dieſe Zeit und dieſer Raum ſind mit Jammer, Blut und Elend angefüllt, aber die Reſultate rechtfertigen die Weltregierung. Was auch künftig große und kleine Tyrannen beginnen mögen, es wird ihnen doch nicht möglich ſein, den Geiſt ordnungsmäßiger Freiheit, den Sinn für Verfaſſung und für ſtändiſche Rechte bei den Völkern zu unterdrücken. Hat es doch auch, ſeitdem das Chriſtenthum in die Welt trat, noch Aberglauben und Unglauben genug gegeben, und ſchlechte Päbſte und dumme Superintendenten haben ihr Unweſen getrieben; aber hohe, geiſtige Idee, Sinn für göttlichen und ſittlichen Adel ſind nicht wieder auszulöſchen geweſen. Klinger hat geſagt, die franzöſiſche Revolution ſei ein Schauſpiel, worin Hölle und Erde thätig waren, aber der Himmel ſchweige. Nun hat der Himmel geſprochen, und er wird nicht wieder ſchweigen. Getroſt für mich gehe ich der Zukunft entgegen und voll guter Hoffnung für meine Kinder.

Druck von Fr. Frommann in Jena.

Friedrich Perthes Leben

nach deſſen

ſchriftlichen und mündlichen Mittheilungen

aufgezeichnet von

Clemens Theodor Perthes,
ordentlichem Profeſſor der Rechte an der Univerſität in Bonn.

Zweiter Band.

Vierte Auflage.

Gotha.
Verlag von Friedrich Andreas Perthes.
1857.

Vorrede.

Der erſte Theil des Lebens meines Vaters hat einem weit größeren Kreiſe, als ich erwarten konnte, Freude und auch Stärkung in ſchwerer Zeit gebracht; ich fürchte nicht, daß dieſer zweite Theil dem erſten nachſtehen werde. Den vielen Bekannten und Unbekannten in allen Theilen Deutſchlands, welche das, was meine Eltern ihnen gewährt haben, auch mir zu ſchulden glaubten, ſage ich für die freundlichen Zuſchriften, die einzeln zu beantworten unmöglich war, meinen herzlichen Dank. Behalte ich Kraft und Geſundheit, ſo hoffe ich ſpäter in einem dritten und letzten Theile die reichen Erfahrungen auch der letzten zwanzig Lebensjahre meines Vaters mittheilen zu können.

Bonn, im Mai 1851.

Perthes.

Inhalt.

Drittes Buch.

Die Verſuche zur Wiedereinrichtung in Haus und Stadt und Staat ſeit der Befreiung Deutſchlands. 1814—1816.

Seite

Perthes' Rücktritt in die früheren Verhältniſſe. Sommer 1814. 3

Die politiſchen Stimmungen während des Wiener Congreſſes und des zweiten Befreiungskrieges. Herbſt 1814 bis Herbſt 1815. 20

Perthes' Thätigkeit für die leidenden Stände und ſeine Erfahrungen in der Familie 1814 und 1815. 37

Die politiſchen Ausſichten nach dem zweiten Pariſer Frieden. Herbſt 1815 bis Herbſt 1816. 57

Perthes' Anſichten über die Bedeutung des Buchhandels für Deutſchland. . 72

Perthes' Reiſe nach Frankfurt am Main 19. Juli bis 4. Auguſt 1816. . . 80

Perthes' Aufenthalt in Frankfurt, Heidelberg und Stuttgart. 4. Auguſt bis 20. Auguſt 1816. 94

Perthes' Reiſe von Stuttgart nach Wien und ſeine Rückkehr nach Hamburg. 20. Auguſt bis 8. October 1816. 113

Perthes' Bemerkungen über den literariſchen Verkehr während ſeiner Reiſe durch Deutſchland. 130

Viertes Buch.

Perthes' brieflicher Verkehr über die politischen und religiösen Fragen von der Zeit des Wartburgsfestes bis zur Zeit der europäischen Congresse in Troppau und Laibach. 1817—1822.

Seite

Die Bewegungen im Volke bis zu den Karlsbader Beschlüssen im Spätsommer 1819. 143

Die Haltung der Regierungen um die Zeit der Karlsbader Beschlüsse. . . 161

Das Hervortreten einzelner politischer Fragen. 181

Oestreich und Preußen während der ersten Jahre nach den Karlsbader Beschlüssen. 1819—1822. 199

Die öffentliche Meinung über die deutschen Angelegenheiten während der ersten Jahre nach den Karlsbader Beschlüssen. 1819—1822. 211

Die Eindrücke der südeuropäischen Revolutionen auf die Stimmung in Deutschland. 1820—1822. 224

Die heilige Allianz in ihrem Verhältnisse zu den südeuropäischen Revolutionen. 1820—1822. 240

Die religiösen Gegensätze der Zeit. 1817—1822. 251

Die kirchlichen Gegensätze der Zeit. 1817—1822. 264

Fünftes Buch.

Perthes' Familienleben bis zur Verlegung seines Wohnsitzes von Hamburg nach Gotha im Jahre 1822.

Die Verheirathung der ältesten Tochter. 285

Die Verheirathung der zweiten Tochter. 301

Der Fortgang des ältesten Sohnes zur Universität. 311

Carolinens letzte Lebenszeit. 327

Drittes Buch.

Die Verſuche zur Wiedereinrichtung in Haus und Stadt und Staat
ſeit der Befreiung Deutſchlands.

1814—1816.

Rücktritt in die früheren Verhältniſſe.

Sommer 1814.

Als Perthes am 31. Mai 1814 die Stadt und die Wohnung wieder betrat, die er ein Jahr zuvor verlaſſen hatte, konnte dem Danke für die kaum gehoffte Heimkehr ſchweres Sorgen für die nächſte Zukunft nicht ferne bleiben. Gott ſei gelobt für ſo weit, für ſeinen Beiſtand und ſeine Nähe in dieſem ſchweren und ernſten Jahr! ſchrieb Caroline am Tage der Ankunft ihren Eltern nach Wandsbeck. Ich will mich freuen und will alles vergeben und will alles vergeſſen, nur meinen lieben Bernhard nicht. Unſerer wartet, fügte ſie hinzu, wenn es am glücklichſten geht, eine mühſelige Zeit. Gott erhalte mir nur Perthes und gebe ihm Muth und Kraft zu ſeinem ſchweren Tagewerke!

Die Wiederanknüpfung des alten, durch ein Jahr voll Noth und Angſt unterbrochenen Lebens war in der That nicht leicht. Schon die Wohnbarmachung des Hauſes hatte ihre Schwierigkeiten: die ſchönen, freundlichen Räume zur ebenen Erde hatten Monate hindurch franzöſiſchen Soldaten als Wachtſtuben gedient; mitten in dem größten Zimmer ſtand ein mächtiger Ofen; zum Fenſter hinein waren Baumſtämme geſchoben, deren Ende dem Feuer im Ofen zur Nahrung diente; alles irgend ablösbare Holzwerk im ganzen Hauſe war heruntergeriſſen und verbrannt; Rauch und Qualm hatte ſeinen Weg durch die Fenſter ſuchen müſſen. Die oberen Stockwerke waren zuletzt vom General Loiſon bewohnt geweſen, aber auch hier hatten die

Soldaten in einer ſolchen Weiſe gehauſt, daß das ganze Haus einem einzigen großen Schmutzhaufen glich. Aller Mobilien war dasſelbe völlig beraubt; theils hatten Freunde ſie hier und da verſteckt, theils der franzöſiſche Präfect ſich ihrer bemächtigt. Nirgends war eine Stelle zum Ausruhen, überall mußte der fußhohe Unrath fortgeſchafft, überall für die Einrichtungen zum Sitzen und Liegen, zum Kochen und Eſſen geſorgt werden, und dennoch mahnte der Mangel an Geld und der herzzerreißende Anblick der vielen bleichen, halbverhungerten Jammergeſtalten heimkehrender Flüchtlinge daran, auch die kleinſte, irgend vermeidliche Ausgabe zu ſcheuen. Es war ein harter Wiederanfang für Caroline. In unſerem alten Hauſe wohnen wir, ſchrieb ſie im Juli, und ſtreben danach, auch wieder in das alte Geleiſe zu kommen; ob das aber gehen wird, weiß Gott. — Es ging, wenn auch nicht ohne viele Arbeit und Sorge. Noch vor Eintritt des Winters war das Hausweſen geordnet und in ſeinen früheren Gang zurückgeführt. Mit ungleich größeren Schwierigkeiten war freilich die Herſtellung des Geſchäfts verbunden, welches ungeachtet ſeiner völligen Auflöſung eine zahlreiche Familie erhalten und bedeutende Schulden tilgen ſollte.

Jede politiſch ſtark aufgeregte Zeit bringt außer den Abenteurern, den Beuteluſtigen und Revolutionsmenſchen auch die bedeutenderen und thatkräftigeren Männer in Bewegung, entzieht ſie ihrem eigentlichen Lebensberufe und entführt ſie in das allgemeine Gewirre, wo die außergewöhnlichen Zuſtände auch außergewöhnliche, nicht der hergebrachten Ordnung angehörende Kräfte fordern. Wenn nun die wilden Gewäſſer ſich wieder verlaufen haben, ſo ſollen dieſe Männer aus einem bewegten, durch tauſend Reizmittel immer neu angeregten und mit den größten Verhältniſſen zuſammenhängenden Leben wieder zurück in den ruhigen, einförmigen und engen früheren Beruf. Ein ſolcher Schritt iſt zu allen Zeiten vielen und wackeren Naturen ſchwer geworden und oft hat ſich aus denſelben Männern, die in der bewegten Zeit Dankenswerthes leiſteten, ſpäter nach hergeſtellter Ruhe ein Geſchlecht von geiſtig vornehmen Vagabunden gebildet, welche, in keinem Berufe zu Hauſe, hier und da umher hantieren und, mit ſich und der Welt unzufrieden, ſich und anderen zur Qual werden.

Für Perthes, der seit Jahr und Tag, ungeachtet so mancher schweren Stunde, nicht ohne Behagen in den gewaltsam durcheinander geworfenen Verhältnissen gelebt und gehandelt hatte, war, wenn er nicht einer solchen Gefahr unterliegen sollte, mit der Befreiung Hamburgs der Augenblick gekommen, in welchem er sich wieder mit voller und ganzer Kraft seinem Lebensberufe hingeben mußte, und er hatte Tüchtigkeit genug, diesen Entschluß zu fassen und durchzuführen. Die Lage freilich, in welcher er sein Geschäft vorfand, machte ihm den Uebergang zu den Sorgen und Mühen des täglichen Lebens doppelt schwer. Es grauet mir, schrieb er an Villers, aus der Poesie meines bisherigen Lebens wieder in die Prosa des gewöhnlichen Lebens zurückzukehren, besonders da ich auf Jahre hin Sorgen und Arbeit schwerster Art haben werde.

Als Hamburg ein Jahr zuvor, am 30. Mai 1813, von den Franzosen wieder besetzt worden war, hatte Davoust gleich am folgenden Tage Perthes' Bücherlager und Handlung versiegeln lassen und bald darauf bekannt gemacht, daß die Schuldner der Handlung nicht an Perthes, sondern an die französischen Behörden zu zahlen hätten. Davoust's erster Anordnung gemäß sollten die brauchbaren Bücher des Lagers an die Bibliotheken, Schulen und Behörden vertheilt und der Ueberrest öffentlich versteigert werden. Ein großer Theil des bedeutenden Landkartenlagers wurde auch wirklich dem topographischen Büreau und verschiedenen Generalen überwiesen und manches werthvolle Buch kam in die Hände einzelner Officiere; aber für das Bücherlager im großen und ganzen ward die Ausführung jener Anordnung hintertrieben. Perthes zwar hatte auf seinem Wanderleben keine Sorge für das Geschäft tragen können; aber Besser, obgleich gleichfalls aus Hamburg geflüchtet, verlor dasselbe nie aus den Augen. Mit rastloser Thätigkeit und besonnener Aufmerksamkeit benutzte er jeden Umstand, um zu retten, was zu retten war, und wurde an Ort und Stelle durch die bewegliche Gewandtheit und den treuen Eifer eines sehr rührigen Dieners, d'Haspe mit Namen, unterstützt. Zunächst gelang es, das große Commissionslager, weil es nicht Perthes', sondern fremder Buchhändler Eigenthum sei, von dem übrigen Lager zu trennen: es wurde der Handlung von Hoffmann und Campe

zum treuen Verwahr übergeben. Sodann bezahlte der gewandte Diener Schlächter, Bäcker, Buchbinder und andere Handwerker, welche an Perthes zu fordern hatten, nicht mit baarem Gelde, sondern gab ihnen zum Eintreiben von den Handlungsschuldnern kleine Rechnungen, die er selbst bei der Auflösung aller Ordnung schwerlich bezahlt erhalten hätte. Endlich wurde nicht ohne Erfolg der Versuch gemacht, unter der Firma der Handlungen von Hammerich in Altona und Michelsen in Lübeck den Faden des Geschäfts fortzuspinnen und durch persönliche Zusprache oder durch Freunde und Bekannte die Schuldner der Handlung in den benachbarten Gegenden zu bewegen, ihre Schuld ungeachtet des Verbotes der französischen Machthaber an Besser zu bezahlen. Die schwierigste Aufgabe aber war gewesen, die befohlene Vertheilung und Versteigerung des eigenen Lagers in Hamburg zu verhindern. Zu diesem Zwecke waren die Gläubiger der Handlung unter der Hand angeregt worden, sich an Davoust mit der Behauptung zu wenden, daß, bevor zu einer Vertheilung der Bücher geschritten werden könne, ihnen aus denselben Befriedigung für ihre Forderungen werden müsse. Da sie sich zur Begründung dieser Behauptung auf bestimmte Gesetzesstellen berufen konnten, so gab Davoust, welcher der Angelegenheit wiederholt persönliche Aufmerksamkeit zuwandte, nach, ordnete die Versteigerung des ganzen Lagers an und befahl, daß von dem Erlöse zunächst die Handlungsgläubiger befriedigt werden sollten. Da nun, bevor zur Versteigerung geschritten werden konnte, ein Katalog aller vorhandenen Bücher angefertigt werden mußte, so machte Besser, in Erwartung einer baldigen Befreiung von der französischen Herrschaft, den Versuch, die Anfertigung desselben möglichst in die Länge zu ziehen. Der Versuch gelang, obschon Davoust einigemale drohte, die Bücher bei längerer Verschleppung pfundweise verkaufen zu lassen. Die dreißigtausend Bände, welche das Lager etwa zählte, waren, um Platz zu gewinnen, von den französischen Beamten auf Blockwagen in ein anderes Haus geschafft und bei dieser Gelegenheit sämtlich durcheinander geworfen worden. Demungeachtet wurde die Aufzeichnung sofort begonnen. Sie sollten da die Wirthschaft sehen, mein wohlgeborner, hochgeehrtester Herr, schrieb im August 1813 der an strenge kaufmännische Ordnung gewöhnte

d'Haspe: Landkarten, Kriegskunst, Classiker, Campe's Robinson, das Gebetbuch für gute Christen, Goethe's Werke, Band sieben, der dritte Theil einer Reise in die Südsee, die Anleitung einer erfahrenen Köchin, alles liegt wild durcheinander und so wird es numeriert, und das Lustigste ist, daß sie auf die Bücher nur die Einer und Zehner jeder Zahl setzen, aber nicht dazufügen, zu welchem Hundert oder Tausend dieselbe gehört. Wenn sie fertig sind, müssen sie natürlich wieder von vorne anfangen. Darum kümmern sie sich aber nicht, sondern setzen Tag für Tag ihre unkluge Arbeit fort; es ist unmöglich, daß es vor Neujahr zur Versteigerung kommen kann. — Als endlich der Katalog fertig war, hatten die Verbündeten bereits den Rhein überschritten und Davoust hütete sich sorgfältig vor jedem Schritte, der nun unter veränderten Umständen einen Anspruch an sein Privatvermögen hätte begründen können. Die Bücher blieben ungeachtet des Kataloges unversteigert und wohlverschlossen aufbewahrt.

Diese Lage ihres Geschäftes fanden die beiden Freunde Besser und Perthes vor, als sie seit Ende Februar 1814 zuerst in Kiel, dann in Blankenese zusammentrafen und über das, was zu thun sei, beriethen. Obschon das ganze bisherige Publicum der Handlung zersprengt war, hatten doch beide die Ueberzeugung, daß unter den gegebenen Umständen die Wiederaufnahme des Geschäfts ohne strafbaren Leichtsinn gewagt werden könne und daß sie gewagt werden müsse, weil nur auf diesem Wege die Möglichkeit gegeben werde, die Gläubiger der Handlung vor Schaden zu bewahren. Von dieser Ansicht aus erließ Perthes im April 1814 ein Circular, in welchem er den deutschen Buchhandlungen die Absicht, sein Geschäft wieder zu eröffnen, bekannt machte. Mir würde, heißt es in demselben, wohl niemand zumuthen wollen, meine Verpflichtungen ganz zu erfüllen, und ich weiß, daß ein großer Theil meiner Collegen dem Anerbieten eines Accords entgegensieht. Da mir aber durch die Stellung des Vaterlandes gestattet wird, mein Haus wieder aufzurichten, so habe ich die Hoffnung zu Gott, daß er mir die Kräfte schenken werde, enden zu können, wie ich begonnen habe, und jedem gerecht zu werden. Kann ich auch jetzt nicht mit so jugendlichem Muthe wie vor achtzehn Jahren beginnen, habe ich auch jetzt ein zahlreiches Haus zu ernähren, so besitze ich doch

Erfahrungen, die manches Lehrgeld ersparen, besitze die Gunst meiner Mitbürger, einen großen Kreis von Gönnern und Freunden und bedeutende Verbindungen im Auslande. Getrost und mit guter Hoffnung und im Vertrauen auf die Freundschaft meiner Collegen will ich also wieder anfangen und erkläre, daß ich entschlossen bin, alles Schuldige zu bezahlen und niemand etwas verlieren zu lassen. Das Wie und Wann der Zahlung muß ich bitten mir zu überlassen, doch soll innerhalb dreier Jahre alles berichtigt sein. — Zugleich erklärte Perthes in demselben Circular, daß von nun an Besser, welcher der That nach schon lange Gesellschafter der Handlung gewesen sei, sich auch in der Firma nennen und derselben dadurch eine noch größere Gewährleistung in der Handelswelt geben werde.

Die großen Schwierigkeiten, welche sich dem Gelingen entgegenstellten, verhehlten sich die beiden Freunde nicht und beide stimmten darin völlig überein, daß es jetzt nicht an der Zeit sei, keck zu wagen, sondern besonnen sich und andere vor Schaden zu bewahren. Wir hätten wohl noch den jugendlichen Muth, schrieb Perthes am 5. März an Besser, und auch wohl noch die jugendliche Kraft, um im Vertrauen auf unser Glück wiederum ein Geschäft im großen Umfange zu beginnen; aber besinnen wir uns recht, so muß dennoch bei unseren Jahren und in unseren Verhältnissen unser zweites Etablissement sich lediglich auf die Erfahrung, die wir besitzen, gründen. Sieh, ganz still und einfach fangen wir unser Wesen wieder an, legen immer nur einen Stein nach dem andern und halten uns auch still und einfach. Das Publicum ist uns günstig, viele Freunde sind thätig für uns, und die Menschen, die uns aus augenblicklicher Noth helfen, finden sich gewiß. — Auf Hamburg und seine nächste Umgebung schien damals für die Wiederbelebung des Geschäftes gar nicht, auf das übrige Deutschland nur wenig gerechnet werden zu können, weil zu erwarten stand, daß die Folgen der langen Noth noch auf Jahre jede Lebendigkeit des literarischen Verkehrs verhindern würden. Die Aufmerksamkeit beider Freunde wendete sich daher nach England, wo in Folge der Freiheitskriege die Theilnahme an Deutschland größer als seit Jahrhunderten geworden war. Der damalige Zeitpunkt schien überaus geeignet, um durch kräftige und nachhaltige Thätigkeit eine all-

gemeinere Verbreitung der deutschen Literatur in England hervorzurufen und namentlich die Blicke der vielen und reichen Sammler mehr als bisher auf deutsche Philologie und classische Werke aller Art zu leiten. Die mangelhafte Einrichtung des englischen Buchhandels konnte sogar die Hoffnung erwecken, daß es möglich sein werde, die Gesamtvermittelung zwischen England und der nicht englischen Literatur in die Hand des deutschen Buchhandels zu bringen. Besser war schon früher längere Zeit in England gewesen und war der Sprache völlig mächtig; die besten Empfehlungen an einflußreiche Männer aller Art standen zu Gebote. Beide Freunde beschlossen daher, daß Besser nach England gehen und versuchen solle, das schon immer dorthin betriebene Geschäft weiter und weiter auszudehnen. Bald waren die Vorbereitungen geendet und am 4. Mai ging Besser von Ritzebüttel aus in See.

Perthes traf inzwischen die nöthigen Anstalten, um möglichst bald nach dem Abzuge der Franzosen aus Hamburg die Handlung eröffnen zu können. Am 9. Mai zeigte ihm der **Maire adjoint** schriftlich an, daß die Beschlagnahme seines Bücherlagers aufgehoben sei und daß er dasselbe gegen Erstattung der von den französischen Behörden für Inventur, Miethe u. s. w. aufgewendeten Kosten in Empfang nehmen könne. Gestern ließ mich der Herr Präfect einladen, schrieb Perthes an Villers, in die Stadt zu kommen, weil der Herr Marschall beschlossen hätte, das Sequester von meiner Bücherſammlung zu nehmen; zugleich wollte man aber 700 Francs für einen angefertigten Katalog. Sie sehen daraus, daß diese Leute auch unter der weißen Cocarde sich gleich bleiben. Dafür, daß sie mich bildlich an den Galgen genagelt, mich von Haus und Hof gejagt, meine Handlung vernichtet, meine Bücher um die Hälfte bestohlen, meine Möbeln verbrannt haben, wollen die Kerls noch 700 Francs. — Da indessen Perthes kurz und bestimmt erklärte, daß er die Mühe, welche die Behörden sich mit Aufbewahrung, Inventur u. s. w. gegeben hätten, durchaus nicht beansprucht habe und deshalb auch nicht gesonnen sei, die Auslagen derselben zu ersetzen, so wurde das Lager am 19. Mai ohne weitere Bedingungen seinem Bevollmächtigten Runge übergeben. Nachdem die Franzosen abgezogen waren, traf Perthes am

30. Mai in Hamburg ein. Aus unserem alten Wohnort biete ich Dir, schrieb er an Besser, die brüderliche Hand. Der Worte, um auszudrücken, was mich bewegt, bedarf es nicht; es ist eine völlige und förmliche Auferstehung von den Todten. Genug davon. — Die Arbeiten zur Wiedereröffnung der Handlung wurden sofort begonnen und mit höchster Anstrengung fortgesetzt. Glauben wirst Du es, heißt es in einem andern Briefe an Besser, aber vorstellen kannst Du es Dir dennoch nicht, was für eine Arbeit das ist, so ein Wesen wieder herzustellen und auseinander zu wirren; und wenn mir nur noch jemand helfen könnte, aber das geht nicht. Gottlob, daß ich gesund bin und heiteren Geistes dazu und dankbar gegen Gott und Menschen. Ein schlimmes Ding freilich bleiben die augenblicklichen Geldzahlungen. Uns bezahlen nur wenige, aber Tag für Tag gehen größere und kleinere Rechnungen von Peter und Paul, von Buchbindern und Handwerkern und von aller Welt ein; die armen Leute sind in schrecklicher Noth und bitten und quälen, und das thut weh. Auch von außen laufen jetzt die größeren Anweisungen und Wechsel auf uns ein. Durchhelfen will ich mir schon, aber es kostet Angstschweiß. — Durch dieses Arbeiten, Mühen und Sorgen wurde indessen Muth und Hoffnung in Perthes nicht gebrochen und manches günstige Ereignis half ihm leichter über die bösen Stunden fort. Vor allem aber ist mir, heißt es in einem Briefe an Besser, das Zutrauen, die Liebe und Güte rührend, welche unsere Mitbürger in so vielfältiger Weise gegen uns äußern. Unser Credit ist nicht allein erhalten, sondern befestigter als jemals. Auch auf unser Circular sind nun die Antworten der Buchhändler eingelaufen. Sie sind sämtlich, nur eine einzige Handlung ausgenommen, mit unseren Vorschlägen zufrieden und sprechen das größte Zutrauen aus. Fest kannst Du Dich darauf verlassen, daß unsere Handlung sehr bald wieder in voller Blüte sein wird. Man sehnt sich ordentlich nach uns. — Ende Juni eröffnete Perthes den Geschäftsbetrieb in Hamburg selbst und wenige Tage später konnte er schon schreiben: Hier ist Gottes Segen mit uns und alles, wirklich alles schlägt zum Guten aus; aber ich kann allein nicht mehr durchkommen und es wird hochnöthig, daß Du wieder kommst. Eines geht vor dem andern; allenthalben ist eben nichts in Ordnung; jeder will

seine Freundschaft bezeigen, Aufträge kommen von allen Seiten und die öffentliche Unruhe macht auch nicht grade ruhig; kurz, ich bin sehr im Gedränge und wünsche Dich herbei.

Besser's Aufenthalt in England war ursprünglich auf längere Zeit berechnet gewesen, aber Besser faßte die dortigen Geschäftsverhältnisse in einer Weise auf, welche ihm eine weitere Anwesenheit als unnöthig erscheinen ließ. Der erste Eindruck, welchen London und seine Bewegung in jenen Monaten unmittelbar nach dem Sturze Napoleon's auf ihn gemacht hatte, war außerordentlich gewesen. Hier bin ich, heißt es in seinem ersten Briefe aus London, um in dieser Riesenstadt, in diesem wunderlich schönen Lande eine Zeit zu durchleben, die ihres gleichen in der Geschichte nicht hat; schon in den nächsten Tagen werden die gekrönten Häupter erwartet. Aber mehr als auf diese ist alles auf General Blutscher gespannt. Es ist nicht zu sagen, in welchem Maße dieses Ungeheuer des lebendigen und des mechanischen Lebens den Menschen ergreift und überwältigt; aber bei dem Volke ist man trotz aller seiner Unliebenswürdigkeiten wie zu Hause, wenn man nur seine Sprache und sein Wesen versteht. — Mit Menschen aller Art und jeden Standes nähere oder fernere Verbindung anzuknüpfen, lag in Besser's Reisezweck, und seine ausgedehnten Empfehlungen öffneten ihm den Eingang in die verschiedensten Kreise. Deutsche und Engländer, gentlemens und Matadore der city sah er; heute verkehrte er mit recht klugen und brauchbaren Menschen, morgen mit guten und liebenswürdigen, bald mit Methodisten und Quäkern, bald mit Leuten, die nichts kannten als die schlechten Seiten des Lebens. Es ist ein gefährliches Ding für ein schwaches Menschenkind, rief er in einem seiner Briefe aus, Metier von dem Kennenlernen so vieler anderer Menschenkinder zu machen; mag man wollen oder nicht, man muß sich dabei mehr oder weniger über die Personen stellen, die zu beurtheilen man nicht lassen kann. Ich bin recht müde und mürbe davon und verlange Abends oftmals recht sehnlich nach meinem Kämmerlein, um in Gedanken wenigstens mit Euch dort drüben zu leben. — Um auszuruhen und um sich zu erfrischen, wußte er nichts lieberes als den Besuch in den großen Museen und den vielen Privatsammlungen Londons. Wie freue ich mich,

ſchrieb er einmal, bei allen dieſen herrlichen Dingen einen Mitgenoſſen an Hans Lappenberg zu haben. Ein junger Menſch iſt doch etwas herrliches, mit ihm wird man ſelbſt wieder jung. — Durch die freundliche Theilnahme ſo vieler und verſchiedener Menſchen an der deutſchen Literatur glaubte Beſſer ſich zu den größten Hoffnungen berechtigt und entwarf umfaſſende Pläne für die Zukunft. Durch Schwabe, ſchrieb er, der ein durch und durch vortrefflicher Mann iſt und im größten Anſehn ſteht, durch einige andere Geiſtliche und durch Graf Münſter, ſobald er hier ankommt, will ich es zur Sprache zu bringen ſuchen, daß auf den hieſigen Schulen die deutſche Sprache eben ſo wie die franzöſiſche gelehrt wird; das heißt die Sache, lache nur nicht, an der Wurzel angreifen und ſoll ſchon gehen. Sodann müſſen wir hier ein deutſches Journal, nach Art der engliſchen Miscellen, zwar nicht ſelbſt unternehmen, aber doch veranlaſſen, deutſche Miscellen mit einem literariſchen Anzeiger. Die rechten Männer, das Innere und Aeußere dieſes Unternehmens zu betreiben, habe ich ſchon im Auge. In enger Verbindung mit dieſem Journal ließe ſich wohl die Gründung einer deutſchen Bibliothek auf Subſcription in London verſuchen, welche die Liebhaber der deutſchen Literatur miteinander in Verbindung brächte und die Zahl derſelben vermehren würde. Befinden ſich doch gegenwärtig auf den zwanzig verſchiedenen Bibliotheken Oxfords gar keine deutſchen Werke. Mit großer Wärme ſind meine Vorſchläge von unſeren Freunden und Bekannten aufgefaßt. Habe nur guten Muth, ich kann Dir mit Gewißheit ſagen, daß meine Reiſe hierher von bedeutenden Folgen für uns ſein muß.

Nach einigen Wochen ſtimmten ſich jedoch die anfänglichen Hoffnungen Beſſer's bedeutend herab. Man muß hier, äußerte er bedenklich, oftmals auf einen Fleck ſchlagen, bis es hilft. Am Schlagen laſſe ich es nun zwar nicht fehlen, aber der Ausführung meiner Pläne bin ich noch nicht näher gerückt. — Beſſer hatte, wie es in der Natur der Sache lag, in der erſten Zeit ſeines Aufenthalts vorzugsweiſe hervorragende Deutſche und Engländer, welche deutſche literariſche Bildung und Liebhaberei beſaßen, geſehen und die Meinung bekommen, daß dieſe Männer nur einzelne Spitzen eines bedeutenden ſtark für deutſche Literatur angeregten Kreiſes ſeien. Bald aber mußte er durch

dieſe Männer ſelbſt erfahren, daß ſie eine vereinſamte Stellung einnähmen. Leider äußern mir, ſchrieb Beſſer, nicht nur die Deutſchen, ſondern auch die Engländer, welche mit der deutſchen Literatur gründlich bekannt ſind, ihre Ueberzeugung unverhohlen, daß die Engländer als Volk nicht fähig ſeien, die deutſche Literatur aufzufaſſen. Goethe und Herder verſtehen ſie nicht, Klopſtock misverſtehen ſie völlig. Ich ſelbſt begreife es immer mehr, wie es dem Original-Engländer immer unmöglich bleiben wird, Sinn für die deutſche Literatur zu bekommen. Ich will gar nicht von den Männern der City reden, die freilich nichts weniger als Beſchützer der Literatur und wirklich quill-drivers, wie Robinſon ſie nennt, ſind, ich will auch nicht von meinen Methodiſten-Freunden reden, für die Goethe ein wicked fellow iſt; aber der inſulariſche Charakter des Volkes bleibt auch geiſtig abgeſchloſſen für ſich, kann nicht aus ſich heraus und kann nichts Fremdes aufnehmen. Männer wie Robinſon werden ſtets eine ſehr ſeltene Erſcheinung in England bleiben. Einen beſſeren Vertreter als dieſen merkwürdigen und anziehenden Mann kann Deutſchland nicht haben, und unwillkürlich ſtelle ich ihn in meinen Gedanken neben Villers, und dann tritt die Verſchiedenheit des Einfluſſes, welchen gründliche deutſche Bildung auf den Franzoſen und auf den Engländer hat, mir in ſehr ſcharfen Zügen hervor. — Wiederum einige Wochen ſpäter erklärte Beſſer an Perthes: Gründlich habe ich jetzt gelernt, daß verſprechen, wollen und können drei verſchiedene Dinge ſind, und daß wir des erſten und des zweiten von vielen Menſchen gewiß ſein können, ohne deshalb auf das dritte rechnen zu dürfen. Mich quält der Gedanke, Dir im Anfange zu große Hoffnungen von den Ergebniſſen meines hieſigen Aufenthaltes gemacht zu haben, doch ſind die einzelnen Vortheile desſelben in jedem Falle ſehr groß. Wir wiſſen nun beſtimmt, was wir nicht thun dürfen, und wenn wir auch neue große Unternehmen auf England nicht gründen können, ſo werden doch die einzelnen poſitiven Vortheile nicht unbedeutend ſein. Auf eigentlich gelehrte Werke, namentlich naturhiſtoriſche und mediciniſche, müſſen wir unſer Augenmerk richten; dagegen wird der Gebrauch der deutſchen Ausgaben von Claſſikern abnehmen, wie es ſcheint. Ein längerer Aufenthalt in London iſt unter dieſen Umſtänden unnöthig und

Anfang Auguſt hoffe ich wieder in Hamburg zu ſein. — Deine Klagen erſchrecken mich nicht, antwortete Perthes. Sei nur zufrieden, auch von England her wird uns der Segen nicht ausbleiben. Wir ſtehen dort in gutem Andenken und die Ruhe, die nach und nach in der Welt wieder eintritt, wird auch jenſeits des Kanals neue Quellen eröffnen.

Nach Beſſer's Rückkehr aus London, im Auguſt 1814, arbeiteten beide Freunde nun mit vereinten Kräften an der Belebung und Ausdehnung des Geſchäfts. Nähere und fernere Bekannte halfen ihnen gerne die immer noch wiederkehrenden Geldverlegenheiten überwinden. Kann ich Ihnen, ſchrieb z. B. der edle Jakob Oppenheimer an Perthes, von Ihren kleinen Sorgen, die Sie eigentlich gar nicht haben ſollten, um kräftig für alles Gute und Edle wirken zu können, etwas abnehmen, ſo thue ich es ſehr gerne. Beſonderen Papieres bedarf es dazu nicht; ein Billet von Ihnen genügt völlig, und ich bitte Sie, bei der Rückzahlung keine andere Rückſicht als die Ihrer Convenienz zu nehmen. — Schon Oſtern 1815 konnten Perthes und Beſſer anzeigen, daß die Handlung noch vor Ablauf der ausbedungenen dreijährigen Friſt alle Verpflichtungen erfüllt haben werde. Sehr raſch nahm von jetzt an die Handlung die bedeutende Stellung ein, welche ſie ſeitdem behauptet hat.

So dringend Perthes auch in dem erſten Jahre nach der Wiederbefreiung Hamburgs durch die Lage des Geſchäfts genöthigt ward, ſeine Kräfte zuſammenzunehmen und auf die Ausfüllung ſeines nächſten Berufs zu verwenden, ſo war es ihm in den heftigen Bewegungen jener Monate doch nicht möglich, theilnahmlos den Verſuchen zuzuſehen, durch welche Verfaſſung und Verwaltung der freien Stadt in die neue Zeit hinübergeleitet werden ſollten. Auch gab er niemals zu, daß in der lebendigen Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, ſo fern ſie nur nicht weit geſucht, ſondern nahe gebracht ſei, eine Gefahr für den tüchtigen und ernſten Betrieb der eigenen Angelegenheiten liege. Lachen habe ich müſſen, ſchrieb er einem Freunde, daß Sie Ihre Kräfte nicht verpuffen wollen. Sollten Sie wirklich ſo wenig Munition haben? Hat nichts zu bedeuten: geiſtig mehren ſich die Kräfte, je mehr man ihrer von ſich gibt.

Die von den großen Mächten vielfach zur Sprache gebrachte Frage, ob Hamburg künftig eine Festung werden sollte oder nicht, setzte damals zunächst alles in Bewegung. Nach den verschiedensten Orten hin, an denen er Einfluß und ein empfängliches Ohr vermuthete, wendete sich Perthes, um die drohende Gefahr abwenden zu helfen. Für sich selbst, für Deutschland, für die europäischen Völker hat Hamburg die Bestimmung, schrieb er einmal, einen Punkt der Communication, der Circulation, des Vertriebes, des Erwerbens und Verbreitens abzugeben. Kann man, will man einen solchen Punkt nicht haben, oder hält man Hamburg nicht für den rechten, oder weiß man einen besseren? Findet sich ein anderer Ort als deutsch-europäischer Communicationspunkt und erfordert es die Sicherheit Deutschlands, daß gerade der Ort Hamburg ein fester Ort sein muß, so wird sich das finden; befehlen läßt sichs nicht. Das kann niemand meinen, daß ein solcher Handelsplatz und eine Festung zusammen bestehen würde. Trotz der Montalembert'schen Thürme würden unsere Waarenlager und Banken den Congreve'schen Raketen bald zum Raube werden. — Was soll doch eigentlich Festung werden? schrieb Perthes ein anderesmal. Soll auch Altona, soll auch Harburg und sollen die Elbinseln befestigt und demgemäß ihren bisherigen Herren entzogen und in das Hamburgische Festungsgebiet gezogen werden? Wer die großen Pläne gesehen hat, die unter Aufsicht des Generals Bertrand entworfen und vom General Haxo verbessert sind (einer derselben befindet sich jetzt in Händen des Generals Wallmoden), der wird eine Vorstellung von dem Riesenhaften des Unternehmens haben, Hamburg in eine Festung zu verwandeln. Hält Deutschland etwas auf Hamburg, sieht es in ihm wirklich den Verbindungspunkt zwischen Mitteleuropa und dem Norden, erkennt es in der Hamburger Bank das große Werkzeug eines freien gewaltigen Geldumlaufs, so wird es dieses Hamburg nicht zur Festung machen wollen. Wie könnte Sicherheit des Handelseigenthums sich mit der Herrschaft militärischer Nothwendigkeit vertragen? Können Geschäfte großer, lebendiger Art geführt werden an einem Orte, wo Soldatenehre und Soldatenstrenge auch im Frieden das erste sein muß? Hamburg kann die große Besatzung der Festung nicht stellen, also muß es ein anderer. Zwar eine

fremde Garniſon wird es nicht oder doch wenigſtens nicht lange haben; denn dem Staate, der ſie gibt, wird Hamburg nichts weniger als fremd bleiben, ſondern binnen wenigen Jahren ſein Fleiſch und Blut ſein. Kommt es zu einem Kriege, ſo muß alles Eigenthum Hamburgs und das ihm von Fremden anvertraute Gut dem wirklichen oder vermeintlichen Intereſſe der Vertheidigung dienen. Alle Geſchäfte werden augenblicklich ſtocken; die fremden Kaufleute der ganzen Welt werden augenblicklich Gelder und Waaren der bedrohten Feſtung entziehen, um ſie niemals wiederzubringen. Hamburgs und ſeiner Schweſterſtädte Stellung wird um ſo bedeutender für Europa ſein, je ferner ſie jedem nur politiſchen Kriege bleiben können. Gilt es einſtens wieder dem deutſchen Vaterlande, ſo wird Gott unſern Kindern Sinn und Kraft geben zu thun, was ihre Pflicht iſt. Hat er doch auch uns nicht ganz ohne ſeine Gnade gelaſſen!

Die Gefahr, in eine Feſtung verwandelt zu werden, ging ſchnell vorüber, aber im Innern der Stadt lagen Gefahren mancher Art verborgen, wohl geeignet, ſchwere Beſorgnis für die Zukunft zu erwecken. Am 27. Mai 1814 hatte die Bürgerſchaft, als ſie zum erſtenmale nach Beſeitigung der franzöſiſchen Herrſchaft wieder zuſammentrat, auf Antrag des Senates eine Deputation von zwanzig Mitgliedern für einen Zeitraum von drei Monaten gewählt, welche gemeinſchaftlich mit dem Senate die durch die franzöſiſche Herrſchaft beſeitigte Verfaſſung und Verwaltung der Stadt zu neuem friſchen Leben erwecken ſollte. Die anfangs gehegten großen Erwartungen auf eine großartige politiſche Wiederbelebung wollten ſich aber nicht erfüllen. Der in den Verhältniſſen liegenden Schwierigkeiten waren ſehr viele, der Senat und die bürgerſchaftlichen Collegien waren noch nicht wieder vollſtändig beſetzt und beſtanden zum größten Theil aus alten wohlwollenden, noch zur Reichszeit gewählten Männern, welche ſich in die neue Bewegung nicht finden konnten und vor jedem entſcheidenden Schritte ſcheu zurückwichen. Kaum vermochten ſie die dringenden Anforderungen, welche das tägliche Leben brachte, zu befriedigen, und für die Neugeſtaltung der alten Verfaſſung und Verwaltung war wenig geſchehen, als am 29. Auguſt das Mandat der Zwanzigerdeputation ablief. Perthes, welcher glaubte, daß Monate, ſo wie die

gegenwärtigen, geeignet zur Herstellung eines frischen politischen Lebens, nicht wiederkehren würden, sah dieselben mit Schrecken ungenutzt vorübergehen. Schon im Juli klagte er bitter über die Armseligkeit und Erbärmlichkeit der Männer, die zum Handeln und Schaffen berufen wären, und als im September der Senat mit einer neuen Geldforderung vor der Bürgerschaft erschien, trat er als Mitglied derselben auf und sprach: Seit drei Monaten ist unsere Stadt wieder frei und noch ist der Senat nicht wieder vollständig besetzt und läßt, wie wir soeben gehört haben, die wichtigsten Geschäfte liegen, weil er zu viele Geschäfte hat. Das Oberaltencollegium tritt meistens nur mit fünf Mitgliedern zusammen, die Kammer ist unvollständig, die Hundertundachtziger haben sich nicht wieder versammelt und die Sechziger sind gelähmt. Die Entscheidungen aber der Bürgerschaft können nur dann wahr und richtig ausfallen, wenn die an sie gebrachten Propositionen von einem kräftigen, zuverlässigen Senate entworfen, von erfahrenen Oberalten geprüft, von den Sechzigern zur Verhandlung vorbereitet und durch die Hundertundachtziger einer großen Zahl einzelner Bürger bereits vor der eigentlichen Berathung bekannt geworden sind. Von alledem aber geschieht jetzt nichts, und ob die versammelte Bürgerschaft zu den ihr vorgelegten Propositionen ja oder nein sagt, ist — das wissen wir alle — so ungewiß wie das Spiel in der Lotterie. Solch ein heilloser, unverantwortlicher Zustand in dieser tobenden Zeit muß und wird uns alle ins Verderben bringen. Es ist hohe Zeit, daß wir uns selbst helfen; wo nicht, so wird uns von außen geholfen werden, und dann ist es um unsere Stadt geschehen. Schweigen hat seine Zeit, aber Sprechen hat auch seine Zeit, und jetzt schweigend zuzusehen, ist eine Sünde, die wir und unsere Nachkommen schwer büßen würden. Ich erkläre, daß ich heute zum letztenmale auf einen Antrag des Senats mich bei meiner Abstimmung aus Gründen, die in der Sache liegen, bestimmen lasse; künftig werde ich auf jede Proposition des Senates mit nein antworten, bis der Senat ergänzt und das Collegium der Oberalten durch vollständige Besetzung in den Stand gesetzt ist, seine Pflicht zu erfüllen.

Wie durch diese Worte in der Bürgerschaft, suchte Perthes auch unter einflußreichen Mitgliedern des Senates seiner eigenen Ueberzeu-

gung von der unbedingten Nothwendigkeit entschlossener Schritte zur Belebung der Verfassung und der Verwaltung Geltung zu verschaffen. In einer sehr offenen und unumwundenen Zuschrift wendete er sich an Abendroth, ohne Zweifel den muthigsten und kräftigsten Mann im damaligen Senat. In den ersten Wochen nach der Befreiung, äußerte er in diesem Briefe, als es noch möglich schien, daß heftige Bewegungen von innen und von außen die Stadt erschüttern könnten, begehrte der Senat die Ernennung der Zwanziger-Deputation und gab zu verstehen, daß dieselbe den wesentlichsten Einfluß auf die Erneuerung der öffentlichen Angelegenheiten haben sollte. Unbewußt hatte der Senat damals wohl die Absicht, sich hinter die Deputation zu verstecken, wenn innere Unruhen ausbrechen sollten. Die Bürgerschaft war einfältig genug, nicht auf bestimmte und umfassende Vollmachten der Deputation zu dringen, und deshalb konnte dieselbe, weil keine inneren Unruhen entstanden, in schmählicher Ohnmacht gehalten werden. Eben so ordnete der Senat, so lange er noch Unruhen fürchtete, eine Bürgerbewaffnung an, entzog ihr aber, da sich die Sicherheit von Tage zu Tage erhöhte, Schritt für Schritt die Mittel ihres Bestehens. Der Senat machte die vortreffliche Proposition zur Umgestaltung unserer höchsten Finanzbehörde, konnte aber den wichtigsten Theil derselben, die Einsetzung des Generalcassierers, nicht durchbringen, weil er die nöthigen Vorbereitungen versäumt hatte. Die sehr gut ausgearbeitete Umbildung der Baubehörde wurde vom Senate proponiert und wurde angenommen, aber auch hier wieder zeigte sich der Krebs, weil man krebsartig verfuhr. Die Kirchenbauten und Klosterbauten nemlich wurden durch die Bürgerschaft von der Oberaufsicht der Baubehörde ausgenommen und so aufs neue der Staat im Staate gegründet, weil der Senat nicht den Muth hatte, gleich in den ersten Wochen die Aufhebung dieser inneren Wechselbälge bei der Bürgerschaft zu beantragen. Dann kam es zur Verhandlung über die Handelskammern. Senat, Bürgerschaft, Publicum waren dafür und sie wären trotz aller Gegenanstrengung der Advocaten eingeführt worden, wenn der Senat seinen Vorschlag nicht heimlich, künstlich und unter der Hand hätte durchsetzen wollen. Hierauf folgte das Religionsproject, bei welchem die Intoleranz des Senates, der keine an-

deren Christen als Lutheraner in seiner Mitte haben will, die Intoleranz der Bürger bei weitem übertrifft, die keine Juden mit gleichen Rechten unter sich dulden wollen. Doch dieses alles ist nur weniges von vielem. Hätte der Senat in den ersten Wochen die Gleichheit der christlichen Religionsparteien durchgesetzt und sich selbst vervollständigt, so durfte er auf vollständige Bürgerschaften zu seiner Unterstützung rechnen. Statt dessen aber blieb der Senat drei Monate hindurch unvollständig besetzt in überhäuften Geschäften stecken und verschmähte in stolzer Einengung alle Hilfe in Rath und That. Ihm fehlt es an Freiheit des Geistes, an Kraft des Willens, an Weltumsicht. Die Geschäfte beginnt er nicht aus einem Gesichtspunkt und nach einem Plan, sondern führt sie abgerissen, tumultuarisch, und dieses Verfahren pflanzt sich durch alle Verwaltungen fort. Alles soll von allen gemacht und so zu sagen aus der Tasche gespielt werden. Fruchtlos scheint die Zeit an dem Senate vorübergegangen zu sein, und ist ein Mitglied in ihm, welches sich besinnt und gründlich die Lage der Dinge ansieht, nun so ergeht es ihm, wie es Ihnen ergangen ist. Daher ist es gekommen, daß alle Verbesserungen nur stückweise, nur am letzten Ende beginnen konnten, und was ist alles liegen geblieben — die Justiz, das Hypothekenwesen, die Armenanstalten. Was mag in London und in Wien vom Senate verabsäumt sein, und was man angriff, geschah im letzten Augenblick, in Hast und Unsicherheit und mit der Angst, sich nicht zu compromittieren. Zu allem Guten mußte der Senat erst durch das Publicum genöthigt werden. Ich ahne Unglück von außen und Verfall im Innern.

Ob diese Worte, die Perthes hier schrieb, dort sprach, ob die vielen Aufsätze, die er in jenen Tagen über einzelne städtische Angelegenheiten ausarbeitete, eine Einwirkung auf den Gang der Dinge geübt haben, ist nicht zu entscheiden. Wie viele aus wahrem warmem Herzen geschriebene und geredete Worte verwehen in der Luft, aber wie oft auch hat ein einziges Wort, am rechten Tage und in der rechten Stunde geredet, viel böses verhindert und viel gutes gefördert!

Die politiſchen Stimmungen während des Wiener Congreſſes und des zweiten Befreiungskrieges.

Herbſt 1814 bis Herbſt 1815.

Während zahlloſe Menſchen aus allen Ständen und in allen Theilen Deutſchlands ähnlich wie Perthes daran arbeiteten, nach den Stürmen des Krieges ein abgeriſſenes Leben wieder anzuknüpfen, ſollten ſich die Könige und Fürſten, die Miniſter und Diplomaten Europa's in Wien verſammeln, um auf einem großen Congreß die europäiſchen Verhältniſſe neu feſtzuſtellen und um insbeſondere die deutſchen Staaten, welche ſeit Auflöſung des Reiches vereinzelt nebeneinanderlagen, wieder in einen Zuſammenhang zu bringen.

Die unerhörten politiſchen Widerſprüche, an denen Deutſchland ſeit Jahrhunderten ſchwer gelitten hatte, waren nothdürftig verdeckt geblieben, ſo lange die träge Macht einer langen Gewöhnung allen alles erträglicher als die Mühe politiſcher Bewegung erſcheinen ließ. Ein politiſches Leben hatte Deutſchland freilich im vorigen Jahrhundert nicht gehabt, aber doch eine politiſche Exiſtenz. Napoleon löſte die altüberlieferten Widerſprüche nicht, aber er zerhieb den Knoten. Er zerſtörte das deutſche Reich und nun konnten die deutſchen Einzelſtaaten widerſpruchlos als ſouveräne Staaten daſtehen; er machte Oeſtreich und Preußen ohnmächtig und nun war jede Gefahr beſeitigt, die aus deren Zuſammenſtoß hätte entſtehen können: aber freilich Deutſchland entbehrte jetzt nicht allein des politiſchen Lebens, ſondern auch der politiſchen Exiſtenz. Napoleon's Herrſchaft wurde vernichtet und in dem Augenblick der Vernichtung traten die alten politiſchen Schwierigkeiten in unberechenbar erhöhtem Grade aufs neue hervor. Deutſchland mußte ein Ganzes bilden und dennoch mußte eine Mehrzahl ſelbſtändiger deutſcher Staaten auch künftig ſich finden; Deutſchlands Zukunft hatte das feſte Zuſammenhalten Oeſtreichs und Preußens zur Vorausſetzung und dennoch war der eiferſüchtige Gegenſatz beider Mächte eine gegebene Thatſache. Keine Möglichkeit beſtand, die harten Widerſprüche des Lebens wieder wie

zu der Väter Zeit in die träge Gewohnheit des politischen Vegetierens zu begraben: eine Gewohnheit ist oder wird, aber niemand kann sie befehlen, niemand kann sie machen, und einmal beseitigt, ist sie für immer beseitigt. Im grellen Lichte lagen die alten Schäden, die alten Schwierigkeiten vor: wer hätte die Augen gegen sie verschließen, wer sie dahin gestellt sein lassen können? Es gab keinen Ausweg; der Congreß konnte seine Aufgabe nicht verkennen und nicht umgehen; er mußte eine politische Gestalt Deutschlands, welche die im Leben vorhandenen Widersprüche nicht ignorierte, aber erträglich machte, suchen, mußte sie finden, mußte sie bestimmt und deutlich aussprechen und bindend feststellen. Wenn dieser Bau, dessen Errichtung in Wien versucht werden sollte, mislang, vielleicht schon während des Bauens zusammenbrach, so wurde Deutschland, so wurden alle jene einzelnen, die sich so emsig um Herstellung ihrer besonderen Verhältnisse bemühten, zugleich mit allen ihren Sorgen und Arbeiten unter den Trümmern begraben.

Ein Gefühl von der für Gegenwart und Zukunft unermeßlich großen Bedeutung des Congresses ging zwar durch unser ganzes Volk, aber während der ersten Sommermonate 1814 hatte die Hoffnung das Uebergewicht, daß die Staatsmänner in Wien, so bald sie nur zusammengetreten seien, der Nation eine große politische Zukunft als fertiges Geschenk überreichen würden. Bald jedoch nach Eröffnung des Congresses im Herbste 1814 zeigte sich zuerst den Eingeweihten, dann auch den Außenstehenden, daß die Kraft der versammelten Diplomaten weniger im Wollen als im Nichtwollen bestand. Jede politische Form, welche für die nationale Einheit und den Zusammenhang der einzelnen Staaten in Vorschlag kam, wurde eifrig bekämpft, aber die sachlichen Schwierigkeiten zu überwinden und eine Verfassung für Deutschland mit schöpferischem Geiste zu zeugen, wollte nicht gelingen. Die Gewalt der Dinge indessen war stärker als die Weisheit der Menschen; immer von neuem warf sie die Bundesform, als Form der nationalen Einheit, in das Gewirre der Meinungen hinein. Indem nun die verneinenden Geister des Congresses an der Bundeseinheit die Einheit möglichst beseitigten, kam es endlich dahin, daß am 8. Juni 1815 die deutsche Bundesacte unterzeichnet ward. Sie über-

ließ es den ausführenden Staatsmännern des künftigen Bundestages, die Einheit wirklich ins Leben zu führen, welche die feststellenden Staatsmänner des Congresses nur anzudeuten vermocht hatten.

Perthes war von Hamburg aus dem Gange der Verhandlungen mit lebhafter Theilnahme gefolgt; unter den wissenden und auch unter den handelnden Personen besaß er nahe Freunde und viele Bekannte, mit denen er in schriftlichem Verkehre stand, und manche vertraute, merkwürdige Nachricht über die Stellung der Persönlichkeiten und über die wechselnde Lage der Verhältnisse findet sich in den Briefen, die er während des Congresses aus Wien und während des Krieges aus Frankreich empfing.

Schon seit Mai und Juni 1814 wurde er mit den großen in den gegebenen Verhältnissen liegenden Schwierigkeiten bekannt, welche sich der politischen Gestaltung Deutschlands entgegenstellten; schon früh erhielt er Kunde von dem Ringen Oestreichs und Preußens und sah das unruhige Arbeiten Baierns nach einer Stellung, die für voll nicht nur in Deutschland, sondern auch in Europa gelte; er hörte von der Sorge Würtembergs, nicht hinter Baiern zurückzubleiben, und von dem Mistrauen Hannovers, welches sich vieles gefallen lassen wollte, nur nicht das Ansehen Preußens; er kannte die rathlosen Anstrengungen der minder mächtigen deutschen Staaten, die ihren Fortbestand durch ein deutsches Kaiserthum Oestreichs gesichert glaubten, sofern dasselbe nur ihrer Souveranetät nicht zu nahe trete; er erfuhr, wie Baden und Hessen schwankten, ob sie sich Baiern und Würtemberg oder den kleineren Fürsten anschließen sollten, und er wurde von dem Widerwillen der europäischen Mächte gegen jeden Schritt unterrichtet, welcher die Bedeutung Deutschlands oder einer deutschen Macht verstärken könne.

Lebendiger noch trat aber aus jenen Briefen die Gewißheit hervor, daß die in den Verhältnissen liegenden Gegensätze durch die Leidenschaft der sich bekämpfenden Parteien über alles Maß hinaus verschärft und erweitert wurden. Erbittert griffen Bekannte, welche Perthes auf dem Congresse besaß, die Haltung Oestreichs an und eiferten in heftigen Worten gegen Metternich. Metternich will, schrieb ihm ein Freund, nicht lassen von den alten Künsten böser Politik,

und um für Oeſtreich Gewinn zu ziehen, begünſtigt er am Rhein und in Schwaben das Drängen nach einer kaiſerthümlichen Republik, in Baiern die Souveränetätsſucht ehrgeiziger Miniſter und in den kleineren Staaten das Streben der Fürſten nach einem patriarchaliſchen Kaiſerthum, zugleich aber unterhält er mit Talleyrand Verbindungen, welche Deutſchland und Europa ins Verderben ſtürzen können. — Die öſtreichiſchen Staatsmänner ſind, ſchrieb ein anderer, dem ſchlechteſten Dienſte politiſcher Bequemlichkeit verfallen und wollen mit abſcheulichem Haſſe gegen alles, was nicht hochgeboren iſt, ganz Oeſtreich nur als Mittel für die Zwecke der Diplomaten gebrauchen. — Das Wiener Cabinet hält, heißt es in einem anderen Briefe, jede Gefahr für beſeitigt, weil Napoleon beſiegt iſt, und ahnet nicht, was unten laut wird und von unten zur Entſcheidung drängt. Dieſes Oeſtreich, in fremder Meinung geſchwächt, an eigenem Geiſte verarmt und jeden Geiſt, der ſich ihm hingibt, unglaublich ſchnell verzehrend, kann nie und nimmer an der Spitze Deutſchlands ſtehen. Soll Deutſchland dem Schickſale Italiens, eine große Entſchädigungsmaſſe für die Nachbarn zu bilden, entgehen, ſo müſſen ſich alle ſchwächeren deutſchen Kräfte der ſtärkſten deutſchen Kraft, alſo Preußen unterordnen; es hat in ſeiner neueſten Heldenperiode wiederum gezeigt, daß es alles daran ſetzen kann und will, um Deutſchland frei und ſelbſtändig zu machen.

Nicht weniger heftig als die Angriffe gegen Oeſtreich waren die Angriffe gegen Preußen, welche andere Bekannte in ihren, damals aus Wien an Perthes geſchriebenen Briefen laut werden ließen. Während Oeſtreich zwanzig Jahre hindurch, ſagte einer derſelben, unaufhörlich für Deutſchland gekämpft hat, ohne je damit zu prahlen, während Oeſtreichs Kaiſer, unſer eigentlicher Kaiſer, mit allen ſeinen Brüdern und ſeinem ganzen Cabinette deutſch geſinnt iſt durch und durch, lebt in ganz Preußen kein anderer Gedanke als der des eigenen Vortheils und der eigenen Vergrößerung. Wie ein Keil hat Preußen ſich in Deutſchland hineingeſchoben und die Splitter, welche es ſelbſt hat abfallen machen, reißt es nun unter dem Vorwande an ſich, daß dieſelben ihre Unfähigkeit zu leben ja längſt gezeigt hätten. Die Preußen kommen nicht los von der fixen Idee, daß Preußen

Deutschland und jede Vergrößerung Preußens eine Verstärkung Deutschlands sei; sie meinen, die Deutschen könnten nur, wenn sie Preußen würden, zur rechten Deutschheit kommen. — Von tiefer Unredlichkeit ist der ganze preußische Staatskörper durchzogen, schrieb ein anderer; der Rath des Königs besteht zum großen Theil aus höchst unmoralischen Menschen und fast alle Beamte tragen etwas von der Politik des Staates an sich, nach welcher jedes Mittel „Staatsweisheit" heißt, so bald es nur geeignet ist, andere zu hintergehen. — Des Franzosenthums sind wir, schloß ein Brief vom December 1814, Herr geworden, Gott bewahre uns vor dem Preußenthum. Helfen auch Sie, mein lieber Freund, Deutschland vor diesen Raubthieren schützen, die, um sich zu vergrößern, kalt und herzlos alles zerreißen wollen.

Die gehässige Bitterkeit, welche in den Gemüthern der Menschen zu dem thatsächlich begründeten Gegensatze zwischen Oestreich und Preußen hinzugetreten war, blieb selbst den Verhandlungen der Cabinette nicht fremd und wurde für Perthes schon früh aus manchen brieflichen Andeutungen erkennbar. Das, was in Oestreich, und das, was in Preußen gährt, heißt es schon in einem Briefe vom August 1814, ist durchaus entgegengesetzter Art und wird feindlich zusammenstoßen müssen. Noch freilich berühren sich die entgegengesetzten Strömungen nicht, oder doch nur in den Köpfen einiger wenigen Menschen; aber ereignisvoll wird die nächste Zeit sein. — Fortwährend werden Noten gewechselt, schrieb im October ein Freund aus Wien, und sie sind abwechselnd gelinde und heftig; daher glaubt man einen Tag bestimmt an den Frieden, den anderen Tag an den Krieg. Alles ist gerüstet und die Allianzen sind geschlossen; die Parteien hassen sich genugsam, um loszuschlagen: aber noch hält die Furcht sie vor dem Beißen zurück und gestattet nur das Bellen. Wie bei der überall hervortretenden Selbstsucht und Erbärmlichkeit irgend etwas würdiges und dauerndes zu Stande kommen soll, ist nicht abzusehen und leicht könnte der Krieg das einzige Mittel sein, durch welches der ewige Schöpfer eine neue Ordnung der Dinge hervorbringen will.

In den Briefen, die Perthes seit dem November 1814 empfing,

trat der fortschreitende Zerfall der großen Congreßmächte immer deutlicher hervor. Neue Ursachen zum Groll und Haß zeigen sich täglich, heißt es in denselben, aber neue Mittel, sie zu beseitigen, wollen nicht erscheinen. Man weiß in der entsetzlichen Lage weder Weg noch Ziel, und die großen Mächte gebrauchen in dem heftigen Kampfe, den sie gegeneinander führen, wieder die alten Waffen der früheren Unterhandlungskunst mit allen ihren Ränken, Ueberlistungen, Vorspiegelungen und Rückhalten, welche durch die letzte große Zeit für immer beseitigt schienen. Wahrlich die Sachen sind hier so gestellt, daß man sich schämen muß, sie in einem anderen als in einem falschen Lichte erscheinen zu lassen. Wehe dem, der seine Hoffnungen auf diesen Haufen Diplomaten setzt, welche, der Wahrheit nach, nichts anderes wissen als die Schwierigkeiten hinauszuschieben, zum Scheine aber doch, bevor sie auseinander gehen, eine Art von Schluß des Congresses zusammensetzen werden, der mit dem Trugbilde einer Beendigung tröstet! Noch nie ist das Herrschen und die Staatskunst so gänzlich aller Würde entblößt erschienen, aber wahrscheinlich wird sie auch nie so erfolglos gewesen sein. — Die Beschlüsse, nach zufälligen Launen und wechselnden Bequemlichkeiten anmaßender Menschen gefaßt, schrieb ein anderer, können und werden nichts bleibendes erzeugen und eine fremde Gewalt, der revolutionäre Zeitgeist, wird über kurz oder lang den ganzen Plunder über den Haufen werfen, aber was dann? Einen Mann, der der bedeutenden Zeit gewachsen wäre, haben wir nicht.

Im schroffen Gegensatze zu dem erfolglosen Abmühen des Congresses und zu den Aengsten und Nöthen der Diplomaten wurde die Nation von einer bis zur Begeisterung erhobenen politischen Stimmung beherrscht, welche aus dem Zusammenwirken verschiedenartiger Kräfte langsam seit einigen Menschenaltern erwachsen war. Es ist nicht möglich, Männer richtig zu würdigen, welche, wie Perthes, die auf die Freiheitskriege folgenden Jahre mit lebendiger Theilnahme durchlebten, wenn man nicht die mächtige Bewegung sich vergegenwärtigt, von welcher die Nation damals geistig ergriffen war.

Nach langer Selbstvergessenheit hatten bereits etwa ein halbes Jahrhundert früher die Deutschen sich plötzlich in dem poetischen Bilde erblickt, welches Klopstock und das ihm folgende jüngere Dichterge-

ſchlecht von ihnen entwarf. Zu ihrer eigenen Verwunderung hatten ſie durch die Dichter in Erfahrung gebracht, daß ſie nicht nur ein Volk ſeien, ſondern auch ein Volk, dem an Kraft und Herrlichkeit nicht leicht ein anderes verglichen werden könnte. Der Glaube an das Daſein eines idealiſirten deutſchen Volkes war während der letzten Jahrzehende des vorigen Jahrhunderts ungehindert durch die kleinliche Wirklichkeit tiefer und tiefer in das geiſtige Volksleben geſenkt und hatte eine neue Färbung durch jene in Schiller verkörperte Richtung erhalten, welche für das Ideale eine Wirklichkeit zu ſchaffen ſtrebte. Dann hatte die Romantik, Werth und Weſen der Dinge und Verhältniſſe faſt ausſchließlich in deren poetiſchem Gehalt erblickend, des Poetiſchen gar viel im deutſchen Volke aufgefunden und eben um dieſes poetiſchen Kernes wegen die nationale Herrlichkeit aufs neue hoch geprieſen. Als nun der Druck Napoleon'ſcher Herrſchaft die Beſten des Volkes in einer früher unbekannten Weiſe feſt aneinander drängte, mußte wohl inmitten der politiſchen Zerſplitterung deutſche Sitte und Sprache, deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt als ein großes nationales Gut in hellem Glanze leuchten und die außerordentlichen Anſtrengungen und Erfolge der Freiheitskriege fügten dieſem nationalen Schatze eine große kriegeriſche That hinzu. Nicht mehr die Dichtung allein, ſondern das Leben ſelbſt lobte nun die Deutſchen und mit ſtaunender Bewunderung ſahen die Fremden auf die neu ſich erhebende europäiſche Kraft. Die Nation trat aus dem Kampfe mit einem glühenden Glauben an die eigene Größe hervor, der aus der Dichter Poeſie, aus Idealismus und Romantik, aus der Freude an deutſcher Wiſſenſchaft und Kunſt und aus dem Stolze auf das vollbrachte große kriegeriſche Werk erwachſen war. Unmöglich konnte das mächtig überſchwellende Nationalgefühl wieder eingehäuft werden in die engen, kleinlichen und nun in Scherben umherliegenden Formen des vorigen Jahrhunderts, aber eben ſo wenig konnte es zertheilt werden in eine Vielheit vereinſamt nebeneinander liegender Staaten, wie zur Napoleon'ſchen Zeit. Eine Form, welche die ſich ihrer aufs neue bewußt gewordene Nation ganz umſchloß und als politiſcher Ausdruck für die nationale Einheit gelten konnte, war Nothwendigkeit, und das Bewußtſein dieſer Nothwendigkeit bemächtigte ſich der

Gemüther so ausschließlich, daß alles Streben und Hoffen nur auf die deutsche Einheitsform gerichtet war. Wie es künftig in den einzelnen deutschen Staaten aussehen werde, daran dachten zunächst nur wenige und der mit der ganzen Kraft des Neuen hervorbrechende Jubelruf der Nationalität drängte schnell die Regungen des Selbstgefühls zurück, die sich hier und da, namentlich in Hannover, Baiern und Sachsen, dem Trieb nach Einheit entgegenstellen wollten. Darüber war die öffentliche Meinung völlig einig, daß dem deutschen Volke in seiner Einheit eine herrliche Zukunft zu Theil werden müsse; über deren Natur aber waren bekanntlich nicht grade die deutlichsten Vorstellungen verbreitet. Der Mangel derselben machte indessen nur wenigen Sorge; die meisten hielten es für kleinlich und der großen Zeit nicht würdig, sich mit so untergeordneten Fragen wie der nach der Möglichkeit oder Unmöglichkeit bestimmter Verfassungsformen Deutschlands zu beschäftigen oder dem Widerstande, welchen die wirklichen Verhältnisse und thatsächlichen Zustände dem Wünschen und Hoffen entgegenstellten, ein aufmerksames Auge zu leihen.

Indem das Streben nach einem der nationalen Einheit entsprechenden politischen Ausdruck sich des Blickes auf die Wirklichkeit entschlug, trat durch ganz Deutschland ein dunkles, ungeordnetes und deshalb um so heftigeres Drängen hervor nach einem unbekannten Etwas, welches bald deutsche Einheit oder deutsche Ehre, bald deutsche Freiheit oder deutsche Herrlichkeit, zuweilen auch wohl deutsches Kaiserthum genannt ward. Dieses Etwas wollten die Deutschen im Jahre 1814 mit eben dem Eifer erstürmen, wie im Jahr 1813 die Befreiung von der französischen Herrschaft; aber die Volksbewegung beider Jahre hatte durch die Verschiedenheit des Zieles, auf welches sie gerichtet war, eine durchaus verschiedene Natur angenommen. Im Jahr 1813 war sie auf ein einziges, fest bestimmtes Ziel: die Vernichtung der Herrschaft Napoleon's, gerichtet gewesen; jeder hatte gewußt, was er wollte, und niemand beschäftigte sich mit den Dingen, die er etwa nicht wollte. Im Jahre 1814 dagegen war allerdings das nationale Bedürfnis nach Einheit als ein wahres und wirkliches vorhanden, aber das Drängen und Arbeiten im Volke zur Befriedigung desselben entbehrte jedes gemeinsamen Zieles; in tausend Rich-

tungen, Hoffnungen, Bestrebungen war das vor wenigen Monaten noch in sich fest geschlossene Volk auseinander gesprengt; jeder wußte, was er nicht wollte, und machte dieses Nichtwollen leidenschaftlich geltend, aber was er wollte, wußte in einer bestimmt gedachten und der Ausführung fähigen Form niemand. Denn das unter dem glänzenden Namen: deutsche Freiheit oder deutsche Einheit oder deutsches Kaiserthum, von vielen scheinbar gemeinsam verfolgte Ziel gehörte nicht der Wirklichkeit an, sondern dem wogenden Meere eines unbestimmten Ahnens und Sehnens; es glich einem Wolkenbilde, welches, selbst gestaltlos, seine Gestalt von dem beschauenden Auge empfängt und deshalb so viele Gestalten besitzt, als es beschauende Augen gibt. Zwar versuchte es wohl dieser oder jener, das Gebilde seines Auges festzuhalten und in Worte oder Paragraphen gebannt anderen vorzulegen; aber durch solche Versuche ward das Gestaltlose nur fixiert, aber so wenig gestaltet wie ein Wolkengebilde, wenn es zu Eis erstarrt.

Die auf ein Grenzenloses hinarbeitende Bewegung im deutschen Volksleben mußte nothwendig mit jenem Congresse in Wien auf das heftigste zusammenstoßen, der vor allem mit den Schwierigkeiten des Augenblicks sich abmühte und das Ziel aus den Augen verlor, indem er um die Wege und Mittel stritt. Der Congreß sah in den späteren Monaten seines Zusammenseins auf die Bewegungen im Volke hin wie auf eine unheimliche, gefahrdrohende Macht, und die Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland bestand vom Frühsommer 1814 bis zum Frühsommer 1815 in dem Uebergange von der Hoffnung zum Zweifel, vom Zweifel zur Misachtung, von der Misachtung zum bittersten Haß gegen die Congreßthätigkeit der Regierungen und zum Theil schon gegen die Regierungen selbst.

In diesem großen, zwischen Staat und Volk, zwischen Politik und Nationalität hervorgetretenen Gegensatze mußten die Männer, welche politisch fühlten, sich ihre Stellung wählen, hier oder da. Perthes neigte sich dem natürlichen Zuge seines Herzens nach auf Seiten der Nationalität. Von Jugend auf hatte er mehr Sinn für Wesen und Werth des Nationalen als für Wesen und Werth des Staates gehabt, war mehr national als politisch entwickelt gewesen. Wie

groß und bedeutend ihm damals die Macht der Nationalität vor der Seele stand, spricht sich unter anderm in einem Briefe lebendig aus, den er an Fouqué schrieb, als Chamisso, bekanntlich ein geborener Franzose, in Hamburg gewesen war. Es hat mir leid gethan, heißt es in diesem Briefe, daß Du über diesen wunderbaren und wunderlichen Mann mir nichts näheres gesagt hast. Ich habe ihn sehr liebenswürdig, sehr geistreich, sehr verstandvoll gefunden; aber sehr unglücklich ist der Mann: er hat kein Vaterland. Seine Natur gehört ganz seinem französischen Mutterlande an; er kann sich davon nicht trennen und kann doch auch nicht zu den Menschen gehören, die dort — fast möchte ich sagen — wachsen. Die Liebe zum Vaterlande, das Gehören zu einer Nation und die Gemeinschaft alles ihres Glücks und Unglücks scheint dem Menschen so tief eingeseelt zu sein, daß kein Verhältnis, keine Universalität, ja auch die Liebe und Gott nicht hienieden über solchen Verlust uns trösten und uns denselben ersetzen kann. — Die Masse der Menschen als einzelner, schrieb er ein anderesmal, mag wohl zu allen Zeiten und in allen Ländern so ziemlich gleich sein in Rücksicht auf gut und böse, aber in den Nationalitäten bildet sich Gottes Ebenbild verschieden ab. In den Nationen und nicht in den einzelnen liegt der Unterschied nach Zeit und Land, und je höher die Nation, um so bloßer steht der einzelne in seiner Sünde. Wer wollte richten zwischen den Millionen Franzosen und den Millionen Engländern, ob diese oder jene einzeln genommen zur Rechten Gottes sitzen sollen oder zu den Böcken gehören? Gewiß niemand, aber das ist keine Sünde, die Franzosen als Volk zu verdammen und die Engländer hoch zu preisen. Waren die einzelnen, welche Jerusalem zerstörten, besser als die einzelnen Juden? Das weiß Gott, aber dennoch mußten die Römer Jerusalem zerstören und die Juden in alle Welt zerstreut werden — und das von Rechts wegen.

Für die Deutschen insbesondere hatte Perthes immer einen ungleich größeren Werth auf die Nationalität als auf die politische Verfassung gelegt. Nicht nur Hessen, Würtemberg oder Mecklenburg, sondern auch der preußische und der östreichische Staat traten ihm im Vergleiche mit der deutschen Nationalität sehr in den Hintergrund. Als die deutschen Staaten, einer nach dem andern, Napoleon unter-

legen waren, schien ihm dennoch nicht alles verloren; ohne Wanken hoffte er auf Rettung der deutschen Staaten durch das deutsche Volk, und die nationale Erhebung während des Freiheitskrieges hatte seinen Glauben an die deutsche Nation noch gestählt. Nimm uns Deutschen, schrieb er damals einem Freunde, unsere Nationalität, so werden alle unsere Staaten und Städte, alle unsere Bürger und Hausväter das sein, was Zweig und Blatt der Eiche ist, wenn ihnen die unsichtbare Kraft entzogen wird, die Gott in dem Stamm der Eiche leben läßt. — Unter allem Wechsel der Ereignisse in den Jahren 1814 und 1815 hielt Perthes die Ueberzeugung fest, daß die den Deutschen von Gott gegebene und von dem guten oder bösen Willen der einzelnen unabhängige Nationalität groß und gut und eine gewaltige Kraft sei, der man vertrauen könne und müsse, möchten die einzelnen Fürsten oder Kaufleute, Minister oder Handwerker, Soldaten oder Schriftgelehrten auch noch so Selbstsüchtiges, Verkehrtes und Willkürliches erstreben. Schon im Frühjahr 1814 hatte er geäußert: Was auch der große Congreß, der in Wien zusammentreten soll, gebäre, die deutsche Nation wirds sich schon bilden und so lange sich wenden und winden, bis das Rechte zu Tage gefördert ist. — Auf das entschiedenste wies er daher, so hoch er auch Preußen stellte, jede Aeußerung zurück, die auf ein Preußischwerden Deutschlands oder einzelner seiner Theile hindeutete. Immer lebendiger wird in mir die Freude an der herrlichen Entwickelung des preußischen Volkes, hatte ein Freund ihm geschrieben, und immer lebhafter der Wunsch, so viel vom übrigen Deutschland, wie ohne Unrecht geschehen kann, mit demselben zu amalgamieren, damit es mit ihm und in ihm entwickelt werde. — Was Sie mir schreiben, antwortete Perthes, drückt sehr genau die Stimmung und die Ansicht der besseren Preußen und derer, welche ihnen anhängen, aus, aber richtig ist es deshalb nicht. Nehmen Sie aus Ihrem Satze die Worte: „so viel, wie ohne Unrecht geschehen kann," heraus, so ist Ihre Behauptung durch und durch Napoleonisch und sie ist, auch wenn Sie jene Worte stehen lassen, durch und durch undeutsch; denn der Grundzug unserer Nationalität ist: jeder Eigenthümlichkeit ihr freies Wachsthum zu lassen. Warum sollten wir in diesem Augenblicke, in welchem wir gezeigt haben, was

wir einem fremden Unterjocher gegenüber vermögen, unſer eigenſtes deutſches Selbſt aufopfern, indem wir die deutſche Nation einem einzelnen ihrer Staaten unterordnen? Alle die Männer, welche jetzt in gutem Glauben Deutſchland an einen oder an zwei Staaten hinzugeben arbeiten, ſind, ohne es zu wiſſen oder zu wollen, Werkzeuge in der Hand ſchlauer Diplomaten, von denen ſie noch dazu als Phantaſten verlacht werden. Die Deutſchen werden auch dieſer neuen ihnen drohenden Gefahr entgehen und ſie werden auch künftig als Nation eins ſein, ohne deshalb zur preußiſchen oder zur öſtreichiſchen Fahne ſchwören zu müſſen.

Leider ſind die Briefe, welche Perthes während des Congreſſes an ſeine Bekannten in Wien ſchrieb, bis jetzt nicht zugänglich geworden, aber aus den Antworten läßt ſich mit Beſtimmtheit erkennen, daß er in ſeinem Vertrauen auf das deutſche Volk und deſſen politiſche Zukunft auch durch den unſichern, fern vom gehofften Ziele abſchweifenden Gang der Staatsmänner in Wien nicht irre gemacht und nicht entmuthigt ward. Nicht auf das beliebige Wollen einzelner Männer, ſondern auf die gegebene nationale Kraft der Deutſchen war damals ſeine Hoffnung gebaut. Mit Freude begrüßte er daher, als im März 1815 Napoleon aufs neue Europa bedrohte, den herannahenden gewaltigen Kampf, weil durch ihn die Entſcheidung der Dinge wiederum der Willkür der einzelnen entzogen und in die Erhebung der Nation und in das Walten Gottes gelegt zu werden ſchien. Jetzt gilt es wieder, Mann an Mann, Freund an Freund, ſchrieb er im März; nun muß es ſich zeigen, ob es Flackerfeuer iſt oder ein wirkliches, was in unſerer Nation brennt. — Unverantwortlich ſchien ihm daher die läſſige Gleichgiltigkeit, mit welcher in den kleinern deutſchen Staaten die Rüſtungen betrieben wurden. Für Hamburg konnte er, da er zum Bewaffnungscommiſſär der Bürgerſchaft gewählt war, genau überſehen, was geſchah und was nicht geſchah. Bitter grollte er auf die ſtädtiſche Obrigkeit. Wir haben, ſchrieb er im März, bis jetzt weder aus Wien, noch von einem anderen Orte eine Marſch- oder Bewaffnungsordre erhalten und unſer Staat ſcheint ſeine bekannte Schläfrigkeit fortdauern laſſen zu wollen, und zwar ſehr mit Abſicht. Hannover hat uns angezeigt, daß die dortige Regierung es

für nöthig finde, Maßregeln zu ergreifen, und es der Weisheit unserer Obrigkeit überlasse, zu beurtheilen, ob es nicht auch für sie gerathen sei, Maßregeln zu ergreifen. Nun dieſesmal kann der Senat ſein Schwanken und ſeine Feigheit nicht mit der Unzulänglichkeit eines ruſſiſchen Oberſten entſchuldigen.

Beſorgter noch als auf das furchtſame Zögern der kleinen norddeutſchen Staaten ſahen in jenen Tagen viele auf Süddeutſchland hin; die bedenklichſten Gerüchte über die Unzuverläſſigkeit der Regierungen von Baiern, Baden und Würtemberg waren in Umlauf. Ich ſehe Unglück, großes Unglück aufs neue über uns kommen, äußerte Perthes, und wer Unglück kommen ſieht, muß Hand anlegen, wo und wie er kann, um vorzubeugen, ſo viel in ſeinen Kräften ſteht. Das poſitiv Böſe tritt wiederum in kraftvollſter Einheit auf. Napoleon gebietet unumſchränkt über eine aus allen menſchlichen und rechtlichen Verhältniſſen herausgetretene und in militäriſche Verwilderung übergegangene Nation. Ihm gegenüber kann ſich das jetzt freilich überall vorwiegende, aber tief in die einzelne Menſchenbruſt verſenkte Gute nur unbehilflich und nur vereinzelt Geltung verſchaffen. Militäriſche Streitkräfte hat Deutſchland allerdings dieſesmal für den erſten Kriegsanfang genug; es iſt heute anders als vor zwei Jahren. Damals mußte, weil das Volk die Armeen erſt bilden und den Fürſten Muth und Vertrauen verſchaffen ſollte, das edelſte Blut voraus. Jetzt ſind die Armeen unter den Waffen, jetzt können die Regierungen verfaſſungsmäßig aufbieten, was aufgeboten werden muß. Darum dürfen jetzt nicht wieder wie 1813 die edelſten Kräfte, das freieſte, feſteſte Wollen auf Vorpoſten und in Freicorps vergeudet werden, ſondern müſſen aufgeſpart werden für die eigentlich entſcheidende Stunde, und dieſe kann uns in furchtbarer Schrecklichkeit erſcheinen. Wer kann dafür einſtehen, daß nicht ein Unglück eintritt oder ein Fehler gemacht wird und Napoleon hier oder dort als Sieger daſteht? Iſt aber nur an einer einzigen Stelle ein Damm gebrochen, dann wird ſchnell genug in dieſem oder jenem Cabinette — wir kennen ja die Geſinnung in manchen derſelben genau genug — Feigheit oder Verrath die Oberhand gewinnen. Zuerſt hier, dann dort, dann an vielen Orten wird das Gewehr geſtreckt werden und wir alle ſind zugleich mit Deutſchland

verloren. Um ein solches Unglück abzuwenden, muß schon jetzt eine Macht gebildet werden, die ein Damm werden kann gegen den Durchbruch des Feindes und ein Schrecken für den treulosen Freund.

Nach verschiedenen Seiten hin, besonders aber im preußischen Hauptquartier machte Perthes diese Ansicht geltend. Im Rücken des kämpfenden Heeres sollten, so war seine Meinung, die besten, edelsten Kräfte aus ganz Deutschland unter einem Führer ersten Ranges gesammelt werden, um einen frischen und guten Geist im Volke zu erhalten, die hinter sich blickenden schwachen Fürsten zu stützen und schnelle Rache zu nehmen an den Verräthern unter ihnen. Wenn spätere Ereignisse ein Aufgebot in Masse forderten, so würde dasselbe durch Einreihung in diese schon gebildete Schar sofort Ordnung und Führer erhalten können. Schon durch ihr Dasein allein, äußerte Perthes, wird eine solche Reserve unter Preußens Leitung und Befehl die Gelüste zum Abfall aus Feigheit oder Verrath auch bei den zweideutigsten Regierungen zurückdrängen. — Während Perthes außerhalb Hamburgs nichts thun konnte als versuchen, die Theilnahme für seine Ansicht anzuregen, legte er in Hamburg selbst sofort Hand ans Werk. Eine Anzahl muthiger und kampfeslustiger junger Männer wählte einen Ausschuß von zehn älteren Bürgern, welcher am 1. April in Perthes' Wohnung zusammentrat. Die Vorbereitungen zur Bewaffnung wurden getroffen, Verbindungen in Lübeck und Bremen angeknüpft und an den Landgrafen Ernst von Hessen-Philippsthal-Barchfeld der Antrag gestellt, den Befehl über ein in dieser Weise gesammeltes Banner zu übernehmen. Ihr glücklicher und bedeutender Gedanke ist zwar, schrieb später ein preußischer Staatsmann an Perthes, bei dem unglaublich schnellen Gange des Krieges unausgeführt geblieben; aber ihn in der damaligen Lage der Dinge gehabt zu haben, wird Ihnen eine Freude bleiben, so lange Sie leben.

Inmitten der allgemeinen politischen Aufregung reiste Perthes am 8. April nach Leipzig ab, um die Handlung auf der dortigen Messe nach zweijähriger Unterbrechung wieder zu vertreten. Er fand alles in großer Spannung über die Zukunft Sachsens, die in jenen Tagen entschieden wurde. Aber die Theilnahme an dem entsetzlichen Schick-

ſal des auseinander geriſſenen Landes wurde in allen nicht unmittelbar Betheiligten ſchnell durch das Gewicht der großen europäiſchen Frage in den Hintergrund gedrängt. Was ſoll ich über die Weltbegebenheiten Dir ſchreiben? äußerte Perthes in einem Briefe an Caroline aus der zweiten Hälfte des April; hier und überall iſt es ſchrecklich ſtille wie vor einem fürchterlichen Ausbruche. Ich habe Briefe aus Berlin und Wien: ein großer, gewaltiger Krieg beginnt und wir Deutſche können uns nur auf uns und auf nichts anderes in der Welt verlaſſen. Von manchen Verhältniſſen ſehe ich jetzt den Zuſammenhang, doch wer mag Gottes Willen erkennen? Kein Menſch, und kenne er die Vergangenheit auch noch ſo gut und ſei ſein Auge auch noch ſo ſcharf für den Blick in die Zukunft gebildet, kann ahnen, wie ſich Europa, wie ſich Deutſchland geſtalten werde. — Ja wohl, die kommende Zeit ſieht ſchwarz und dunkel aus, antwortete Caroline, der liebe Gott wolle ſie uns ſo helle machen, wie wir es vertragen können. Eben hat mir Runge das letzte Stück vom Rheiniſchen Mercur vorgeleſen; das redet gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten. Es iſt unmöglich, daß die Rede ohne Folge bleibt; ſie iſt mir faſt zu ſtark, und dennoch fürchte ich, daß ſie die Wahrheit ſagt; und daß dem Manne, der ſie ſchrieb, nur die Wahrheit und das Gute am Herzen liegt, darüber kann kein Zweifel ſein. Gewiß, lieber Perthes, ich wollte, dieſer Aufſatz wäre von Dir. Was auch darnach kommen mag, er iſt beſſer als ein Feldzug. Aus Wien habe ich einen Brief von der Gräfin B.; dort ſcheinen die hohen Herrſchaften einen kläglichen Glauben zu haben und den Großen für noch größer als groß zu halten. Wie gewaltig Napoleon jetzt nach allen vier Winden hin im Stillen arbeiten läßt, wird ſich zwar bald genug öffentlich offenbaren, aber klein muß der Große dennoch werden. — Die Angſt, welche die Herrſchaften haben, entgegnete Perthes, kann nicht ſchaden; ſie wollen ja ſelbſt noch im alten Teſtament leben, wo Gott nur als Herr der Heerſcharen im Donner und Wetter regierte; ſie, die Fürſten und Regierungen, verſtehen es nicht, die öffentliche Meinung, die ihnen durch die Liebe der Völker kund gemacht wird, zu benutzen, und müſſen deshalb durch die Zuchtruthe des Herrn dazu genöthigt werden.

Bald nachdem Perthes aus Leipzig zurückgekehrt war, näherten

ſich die feindlichen Heere einander und der Tag der großen Entſcheidung ſtand bevor. Ein friſcher Kampfesmuth ging wieder durch die von dem langen politiſchen Gezerre vertrockneten Gemüther. Zwei Tage vor der Schlacht bei Belle-Alliance ſchrieb Perthes an Fouqué, der nach einem kurzen Aufenthalt in Hamburg die Grafen Stolberg und Reventlow auf deren Gütern beſuchte: Sie werden jetzt den verehrten Grafen Stolberg und ſeine herrliche Gemahlin, Sie werden die fromme, edle Familie in Altenhof haben kennen lernen. Wie gerne wäre ich dort einen Tag mit Ihnen! Wir wollten gemeinſchaftlich eine heitere Anſicht der Geſchichte geltend machen und bewahrheiten, wie eine muthige, kräftige Jugend, die durch Anſtrengung und Bekämpfung von Gefahren und Schwierigkeiten früh zum Aufblick zu Gott und zur Demuth geführt ward, wie eine ſolche Jugend dem deutſchen Volke ſeine uralte freie Verfaſſung wieder herbeibringen wird, ausgeſtattet mit der Ausbildung und Vollkommenheit, die die Erfahrung von Jahrhunderten mit ſich führt. Nicht aufhören möchte ich zu predigen den Muth, das frohe Vorwärts, die liebende Hoffnung zu dem ewig jungen Menſchen. Lange gährt und brütet die Zeit, ehe ſie einen Schritt thut, dann aber thut ſie einen rieſigen, wobei freilich vieles Gewürme jammernd und krümmend zu Grunde geht. Das muß uns nicht ſtören im Glauben und Vertrauen — thun wir doch den harten Schritt nicht im ſtolzen Selbſtvertrauen, ſondern ſehen tiefſchauernd, wie Gott lang warnend und vorbereitend die Weltgeſchichte den Schritt thun läßt. Wir aber haben ritterlich zu kämpfen mit denen, die, ſich ſelbſt verblendend, den Lauf der Geſchichte aufhalten wollen, um entweder despotiſch ihr Ich gelten zu laſſen oder bequem auf dem letzten noch haltenden Polſter vergangener Zeiten ruhen und vergnüglich ſich darauf ergötzen zu können.

Schneller, als irgend jemand hatte erwarten können, wurden die kühnſten auf Beſiegung Napoleon's gerichteten Hoffnungen durch die Schlacht bei Belle-Alliance erfüllt. Als die erſten unbeſtimmten Gerüchte von einem großen, entſcheidenden Schlage nach Wandsbeck gekommen waren, wo Caroline ſich einige Wochen aufhielt, ſchrieb ſie ſogleich in höchſter Bewegung nach Hamburg: Iſt es wahr, lieber Perthes? — warum biſt Du nicht hier oder ich bei Dir? Schreibe mir

doch, ob es wahr iſt, oder ſage mir, ob es wahr iſt; ich kann es nicht glauben und horche auf Töne in der Luft. — Caroline hatte ihre Kinder auf der nach Hamburg führenden Landſtraße aufgeſtellt, um ſchon von weitem den erwarteten Boten ſehen zu können; endlich ſprengte ein Reiter in geſtrecktem Galoppe heran, der aus der Ferne ſchon unter lautem Jubelrufe ein weißes Tuch hoch in der Luft wehen ließ. Es war ein Freund des Hauſes, welcher von Perthes nebſt dem Zeitungsblatte mit der Siegesnachricht die Worte überbrachte: Siehe die Wunderwerke Gottes und preiſe und danke. — Das iſt ein Sieg, antwortete Caroline, Gott helfe weiter und, wenn es ſein kann, ohne zu kriegen und zu ſiegen, wenns nicht zu viel verlangt iſt. Hanbury, ſchreibſt Du, ſei zuſammengeſchoſſen? Die arme Mutter in Flottbeck! Sie muß aber doch Stand halten; ſie ſieht zu deutlich, für was es iſt. — In wunderbar raſchem Verlaufe rückten nun die Begebenheiten weiter vor. Der erſte große Act des europäiſchen Schauſpiels iſt beendet, ſchrieb Perthes am 30. Juni an Caroline; Napoleon iſt dethroniſiert. Inliegendes Extrablatt lehrt Dich das weitere. Wenn die Franzoſen dieſen ihren Götzen ausliefern, ſo ſetzen ſie ſich die Krone ihrer Verworfenheit ſelber auf. Ich erwarte es, und dafür will ich illuminieren, nicht für den Sturz des Ungeheuers, der mir längſt als geſtürzt erſchien. — In Frankreich geht es bunt über, ſchrieb er wenige Tage ſpäter, und dies Höllenreich bricht ſchrecklich zuſammen. Welch eine Gerechtigkeit Gottes! — Geſtern hat ſich das Gerücht von Napoleon's Gefangennehmung verbreitet, heißt es in einem Briefe an Caroline vom 26. Juli; ſicher aber iſt es noch nicht. Glaube mir, in den jetzigen alles Maß und allen Gedanken überſteigenden Zeitläufen iſt die Perſon, dieſes Ungeheuer nicht mehr in ſolchem Grade unſerer Beachtung werth, wie es Dir und der halben Welt erſcheint. Betrachte das Schickſal der Franzoſen, ihren bisherigen Untergang, ihre fürchterliche Zukunft! Die Zerſtörung der Juden iſt nichts dagegen.

Perthes' Thätigkeit für die leidenden Stände und seine Erfahrungen in der Familie 1814 und 1815.

Die Ereigniſſe, welche vom Spätſommer 1814 bis zum Spätſommer 1815 Europa aufs neue erſchütterten, drängten zwar den einzelnen gewaltſam aus ſeinem Einzelleben heraus und in die Theilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten hinein; aber in der politiſch bewegten Zeit bleibt doch der Menſch mit ſeinem ganzen rein menſchlichen Geſchick nicht weniger bedeutend und nicht weniger berechtigt als in den Jahren tiefer politiſcher Ruhe. Weil Staaten miteinander kämpfen, ſiegen oder untergehen, thut Hunger und Froſt, leibliche und geiſtliche Noth dem einzelnen Menſchenherzen und einzelnen Menſchenleibe nicht weniger weh, und weil große Schlachten geſchlagen und große Congreſſe gehalten werden, ſoll der Antheil an dem Menſchen und ſeinen irdiſchen und ewigen Bedürfniſſen nicht geringer ſein; denn auch der arme, der verkommene Menſch ſteht dem Staate in unvergleichbarer Hoheit gegenüber; er iſt auch in ewigen, der Staat nur in irdiſchen Verhältniſſen ein Dauerndes. Es wäre nicht ein Zeichen politiſcher Größe, ſondern ſittlicher Kleinheit geweſen, wenn in der gewaltigen Erhebung der Freiheitskriege der Menſch vergeſſen worden wäre. Die menſchliche Noth trat überdies in den anderthalb Jahren zwiſchen dem erſten und dem zweiten Pariſer Frieden überall ſo ſcharf und ſchneidend hervor und hatte namentlich in Hamburg eine ſolche Höhe erreicht, daß ſie auch inmitten der größten politiſchen Eindrücke nur den ſtumpfen Sinn unberührt laſſen konnte.

Lange Monate hindurch hatten in Hamburg die vielen Hände, die in täglicher Arbeit das tägliche Brot für Frau und Kind verdienen, feiern müſſen, weil das ganze lebendige Getriebe, wie es der Handel und die Schiffahrt der Weltſtadt hervorruft, einer Grabesſtille Platz gemacht hatte. Mit dem Augenblicke, in welchem der Verkehr im Hafen und in den Waarenlagern aufhörte, fing der Hunger an

für viele thätige und kräftige Menschen. Tausende hatten Obdach und Eigenthum verloren, als Davoust die Vorstädte Hamburgs abbrennen ließ; an sechsundzwanzigtausend Greise, Frauen, Kinder und hilflose Männer waren von ihm in harter Decemberkälte aus der Stadt getrieben. Schrecklich hatte zwar der Tod unter ihnen aufgeräumt; auf jener Wiese hinter Ottensen allein lagen elfhundert achtunddreißig eingegraben: aber dennoch kehrten Tausende, begleitet von Krankheit und Siechthum, zurück, ohne irgend ein Besitzthum als das, was sie auf dem Leibe trugen. Brot und Obdach und ein Strohlager mußte doch wenigstens jedem der vielen Hilflosen zu Theil werden. Fleißige Handwerker entbehrten, um ihr Handwerk wieder beginnen zu können, des nothwendigsten Werkzeugs; die vielen kleinen Verkäufer, durch welche der tägliche Bedarf der großen Stadt vermittelt ward, mußten zur Bestreitung der ersten Auslagen über ein kleines Capital verfügen können; an allen Orten und Enden traten Bedürfnisse hervor, die dringend Befriedigung verlangten. Die öffentlichen Armenanstalten griffen zwar gleich nach der Befreiung der Stadt großartig ein; 148,000 Mark verwendeten sie jährlich an Almosen und für Miethe und Bekleidung: aber die durch die außerordentlichen Umstände herbeigeführte massenhafte Noth forderte außerordentliche Anstrengungen. Bedeutende Hilfsmittel wurden durch Sammlungen unter den wohlhabenden Bürgern zusammengebracht und aus vielen europäischen Handelsplätzen liefen größere und kleinere Gaben ein: sendete doch das entfernte Malta 1300 Gulden Augsburger Courant und in London wirkte von Heß mit unabläßlichem Eifer, um seinen unglücklichen Mitbürgern immer neue, reichliche Spenden zu verschaffen. In die schwierige Verabreichung der Unterstützungen hatte sich eine Anzahl erfahrener Bürger getheilt; Perthes übernahm mit einigen anderen namentlich die Verwendung der englischen Gelder, und die langen noch jetzt erhaltenen Verzeichnisse der ausgetheilten Gaben legen ein Zeugnis ab von der Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit welcher er sich dem Geschäfte unterzog. Im bunten Wechsel finden sich angegeben: Bezahlung der Miethe für einen Blinden, Kleidung eines Mädchens, um wieder in Dienste gehen zu können; Handwerkszeug für einen Tischler, Heilung eines bei der Vertreibung aus Ham-

burg wahnsinnig gewordenen Mädchens; Erziehung mehrerer Kinder, deren Eltern und Verwandte sämtlich während der Vertreibung umgekommen waren; Unterhalt einer Witwe, deren Mann die Franzosen erschossen hatten; Wiederaufrichtung eines von Davoust abgebrannten Hauses, für zwei rechtliche Weiber zum Wiederanfang ihres Fischhandels, Unterstützung eines achtzigjährigen Schusters, welcher mit ausgetrieben gewesen war.

Durch die Hilfe, welche er zu gewähren vermochte, war Perthes mit vielen in der äußersten Noth verkommenen Menschen in nahe Berührung getreten, und überall fand er, daß noch andere als leibliche Bedürfnisse dieselben quälten und in tiefer Verkommenheit erhielten. Ich habe reiche Erfahrungen in den untersten Ständen gemacht, schrieb er im September 1814, und Gottlob, oft habe ich gefunden, daß die erduldeten Leiden und Schmerzen viele Menschenherzen aus dem früheren stumpfen Dahinleben in der verlahmten Zeit herausgeführt und auf das Uebersinnliche und Göttliche hingewendet haben; hunderte von Familien möchten Trost und Hilfe bei Gott suchen, aber sie kennen die Wege, die zu ihm führen, nicht und können sie nicht kennen, so wie unsere früheren Zustände waren. Was vermögen die wenigen Geistlichen diesen vielen gegenüber, und auch Bibeln sind nur in wenigen Familien bekannt; selbst in Schulen habe ich Mangel daran gefunden. — Um eben diese Zeit begann die 1804 gegründete Londoner Bibelgesellschaft kräftige Versuche einer Einwirkung auf Deutschland zu machen. Sie forderte durch die herübergesendeten Geistlichen Steinkopf und Patterson zunächst den Senior Rambach, Perthes und Gilbert van der Smissen auf, auch in Hamburg und Altona einen Verein für Bibelvertheilung zu gründen, und versprach einen sofortigen Zuschuß von mehreren hundert Pfund. Perthes und seine gleichgesinnten Freunde verbargen sich nicht, daß bei der damals herrschenden Richtung unter jedem Versuche, der ergangenen Aufforderung nachzukommen, ein mystisches oder pietistisches oder mit irgend sonst einem verwerfenden Namen bezeichnetes Unternehmen geargwohnt werden würde.

Um so viel wie möglich dem Verdacht des Heimlichen und Sectiererischen zuvorzukommen, wendete sich Perthes im Auftrage der ent-

ſtehenden Geſellſchaft an die Männer, welche die erſten kirchlichen und politiſchen Aemter in Hamburg inne hatten, und bat ſie, an dem beginnenden Werke perſönlichen Antheil zu nehmen. In einem Schreiben an den Bürgermeiſter Bartels vom September 1814 hob er namentlich hervor, daß vor allem unter den norddeutſchen Proteſtanten Vereine von Laien zur Verbreitung der heiligen Schrift ein dringendes Bedürfnis ſeien, weil der Einfluß der Geiſtlichen durch deren eigene Schuld in ſolchem Grade geſunken ſei, daß keine allein von ihnen ausgehende Thätigkeit durchgreifende Wirkung üben könne. Hamburgs Obrigkeit möge überdies bedenken, daß ſich unter den leitenden Mitgliedern der engliſchen Bibelgeſellſchaft königliche Prinzen, Erzbiſchöfe, Miniſter und viele Männer befänden, durch deren Vermittelung den Bürgern Hamburgs die reichen Gaben zur Abhilfe der leiblichen Noth zugefloſſen wären. Wenn nun jetzt die dargebotene geiſtige Gabe kalt und trocken zurückgewieſen würde, ſo werde auch materieller Schaden für Hamburg nicht ausbleiben.

Am 6. und am 13. October 1814 wurden in Perthes' Wohnung die erſten Verſammlungen zur näheren Verſtändigung über die in Deutſchland fremdartige Angelegenheit gehalten und am 19. October trat die Hamburgiſch-Altonaiſche Bibelgeſellſchaft ins Leben. Als dieſelbe 1839 ihr fünfundzwanzigjähriges Stiftungsfeſt feierte, erkannte ſie dankend die Förderung an, welche ſie von dem nun ſchon lange aus Hamburg entfernten Perthes erhalten habe, und konnte die Mittheilung machen, daß 73,000 vollſtändige Bibeln durch die Geſellſchaft gedruckt und in nähere und weitere Kreiſe vertheilt ſeien. Auch in anderen Gegenden Deutſchlands regte ſich 1814 die Theilnahme für das Unternehmen, welches als erſter Anfang einer geordneten, nicht ausſchließlich von den kirchlichen Behörden geübten Thätigkeit zur Erweckung und Erhaltung chriſtlichen Lebens erſcheint. Mit Freuden will ich, ſchrieb der Herzog von Holſtein-Beck an Perthes, die Aufforderung zur Errichtung eines Vereins für Schleswig und Holſtein ergehen laſſen und dann mit allen Kräften im Directorium arbeiten. Mancher Chriſtus-Freund wird ſich, davon bin ich überzeugt, zur Theilnahme melden. Feſt aber müſſen wir daran halten, daß unter

Protestanten nur die lutherische Uebersetzung ohne jeden Commentar vertheilt werde.

Ich hatte mir oft den bevorstehenden Neujahrstag, heißt es in einem Briefe, den Nicolovius im December 1814 aus Berlin an Perthes schrieb, als unser kirchliches Fest eines neuen Lebens gedacht. Aber die Wolken stehen noch dick am Horizonte, der Athem ist noch nicht frei. Meine Zuversicht wankt deshalb nicht, daß der, der das gute Werk einer neuen Belebung und Heiligung unseres Volkes angefangen hat, es auch herrlich vollenden und zu unserem Staunen ausführen werde; aber ich sehe noch so vielen Krankheitsstoff in unseren Oberen und so viel Böses in der noch immer groß sich dünkenden französischen Nation, daß große Pestbeulen mit heftigem Fieber zu befürchten oder vielmehr, da das Gift nun einmal noch im Inneren steckt, zu hoffen sind. Sie sind in der Bibelgesellschaft von ganzem Herzen thätig. Wunderbar lebt sie auch hier auf und mir ist oft, als hörte ich Bileam's Stimme, dessen Fluch sich in Segen verwandelte. Was erleben wir und wie könnten wir nach solchen Erfahrungen an einer guten Zukunft zweifeln!

Es fehlte indessen auch nicht an ernsten Warnungen vor einer Ueberschätzung des Einflusses, welcher von der Bibelvertheilung zu erwarten sei. Bibelvertheilung sei gut, schrieb Keetmann aus Neuwied, aber es werde weniger auf die Menge der vertheilten Bibeln ankommen, als auf den Sinn und den Geist, mit welchem sie vertheilt würden. In Hamburg zwar finde bei diesem Unternehmen der Ehrgeiz, der ja oft auch zu edler Thätigkeit die einzige Triebfeder sei, wenig Nahrung, aber dennoch möge sich ein jeder prüfen. — Was können die Bibelvereine für sich allein helfen, äußerte der Herzog von Holstein-Beck gegen Perthes, wenn nicht zugleich auch in anderer Weise das Werk angegriffen wird! Die preußischen Kirchenreformen sind wohl gut und werden auch nicht, wie das Religionsedict Friedrich Wilhelm's II., das Kind mit dem Bade verschütten; denn es scheint jetzt in Preußen ein Geist innerer Frömmigkeit zu herrschen, welcher, von guter Liturgie und guten Gebräuchen unterstützt, viel gutes erwarten läßt. Gott gebe nur, daß wir nicht einem neuen Opferdienst oder einem theatralischen Gottesdienst verfallen mögen! Aber was

werden uns auch im beſten Falle neue Kirchenreformen und neue Liturgien neben den Bibelvereinen helfen, wenn nicht kräftiger auf die Schulen und durch die Schulen auf die Jugend gewirkt wird, damit ſie wieder Sinn für die Religion Chriſti, Liebe zu ihm und Begierde nach ſeinem Worte bekomme und die Achtung vor den Dienern der Kirche neu erwache! Es iſt ein Jammer, auf dem Lande und in den kleinen Städten die Kinder den ganzen Sommer hindurch neben und bei dem Vieh herumlaufen zu ſehen, wo ſie das wenige in dieſer oder jener Schule etwa Gelernte vergeſſen. In den meiſten Landſchulen lernen ſie überdies wenig oder nichts, und wo ſie etwas lernen, ſind es Worte, ſelten Sachen. Kommen die Kinder aus der Schule, ſo erfahren ſie nichts mehr vom Worte Gottes; denn das Landvolk nicht weniger als der größte Theil der Städter hält Kirchengehen für unnöthig, ſelbſt für lächerlich. Da muß geholfen werden!

Perthes verbarg ſich nicht, daß die Bibelvertheilung noch nicht Wiederbelebung des chriſtlichen Lebens, ſondern nur eines von mehreren Mitteln ſei, um die Wiederbelebung möglich zu machen. Bereitwillig erkannte er daher das Bemühen anderer an, welche, wenn auch in ſehr verſchiedener Weiſe, anregend und kräftigend auf das Volk Einfluß zu gewinnen ſuchten. Das Schauſpielhaus freilich, obſchon es Maſſen von Menſchen, die jeder andern Einwirkung ſich beharrlich entziehen, als bereitwillige Hörer verſammelt, zu einem Mittel religiöſer Belebung zu machen, ſchien ihm doch mehr als bedenklich zu ſein. Sei mäßig, ſchrieb er an Fouqué, Deine religiöſen Gefühle oder vielmehr Deine Ueberzeugung von unſerer heiligen Religion auf den Bretern mitzutheilen. In das Theater gehört Leben und Natur, d. h. das Schickſal, aber nicht der Troſt darüber. Den ſuche der Menſch in ſeinem Kämmerlein oder im Tempel, und Gott wird das Herz ihm erſchließen. — Volksſchriften dagegen, die das tief verſchüttete chriſtliche Bewußtſein aufs neue lebendig machen könnten, hielt Perthes für ein dringendes Bedürfnis. Es iſt, ſchrieb er an Fouqué, unſeren Volksſchulen ein vaterländiſcher hiſtoriſcher Katechismus nöthig, welcher der Jugend einprägt, wie wir von Gott herkommen; wie das Menſchengeſchlecht ſich durch Sünden zur Abhängigkeit zurückgeführt hat, bis der Erlöſer kam; wie das Chriſtenthum über

die Völker sich verbreitete und wie die Natur durch das Drängen der germanischen Völker dem Christenthum menschlich Wege bereitete; wie wir Deutsche dann neu geboren aus der neuen Weltstellung hervordrangen, und wie bei uns der Same einer besseren Zukunft erhalten wurde und noch erhalten ist. Ich verstehe es nicht so anzugeben; Du aber wirst den Anklang gleich in Dir haben. Wenige Bogen müßten es sein, in Frag und Antwort oder doch in kurzen Sätzen. Gelänge dieses, ein vor Gott und Menschen unschätzbares Verdienst würde der Geber sich erwerben.

Auf die heranwachsende Jugend vor allem und auf ihre noch nicht gestörte Empfänglichkeit baute Perthes die Hoffnung einer neuen besseren Zukunft unseres Volkslebens. Für sie und ihre Entwickelung sorgen zu helfen, bot sich ihm in Hamburg eine günstige Gelegenheit dar, die er nicht ungenutzt vorübergehen ließ. Die Glocken sollen heute, mein lieber Perthes, Gedeihen auf die Sache Deutschlands erflehen, hatte ihm Charles Parish geschrieben, als die Nachricht von der zweiten Entthronung Napoleon's in Hamburg eingetroffen war. Sollte das nicht der rechte Augenblick sein, um eine außerordentliche Sammlung für unsere Armen zu machen? Sie haben sich so oft unserer nothleidenden Mitbürger angenommen, daß ich Sie unbedenklich auffordere, den ersten Schritt zu thun. — Perthes that den ersten Schritt und nicht ohne Erfolg. Wir bekamen, schrieb er an Fouqué, gleich dreißigtausend Mark zusammen zum Unterricht armer Kinder und wir hoffen noch viel mehr zu bekommen. Nun haben wir denn unserer zwölf die Stadt durchsucht, und wie viel herrliche Kinder haben wir gefunden! Gottes Segen ist noch recht bei unserem Volke. Siebenhundert haben wir bereits aufgenommen. Ein solches Geschäft und Betreiben ist in dieser auf das Allgemeine hintreibenden Zeit, welche Menschen wie Summen von Zahlen verrechnet, recht heilsam. Man fühlt lebendig in sich, was man eigentlich im natürlichen Zustand, in der Sorge für die nächste Erdscholle sein sollte hienieden. Wovon das Herz voll ist, geht der Mund über, also die Kinder quellen heraus. — Das später weit ausgedehnte Armenschulwesen Hamburgs hat in den damals unternommenen Sammlungen einen seiner wesentlichsten Ausgangspunkte.

Bei allen diesen und bei manchen verwandten Unternehmen, welche in Hamburg wie in vielen deutschen Städten begonnen wurden, gaben zwar viele gerne, aber nur wenige hatten Zeit, Neigung und Geschick, selbst Hand ans Werk zu legen. Daß auch Männer zu gemeinsamer und geordneter Thätigkeit sich verbinden könnten, um auf die an Leib und Seele verkommenen Theile unseres Volkes einen erregenden Einfluß zu üben, war ein Gedanke, welcher dem Jahre 1814 durchaus ferne lag; aber auf die vielen Frauenvereine, die überall in Deutschland während des Krieges zur Pflege der Verwundeten und zur Fürsorge für die hilflosen Weiber und Kinder der Krieger hervorgetreten waren, setzte Perthes große Hoffnung. In einer einzelnen Angelegenheit von dem Hamburger Frauenverein um Rath gefragt, theilte er in der Antwort seine Ansichten näher mit. Die Vereine entsprangen, äußerte er, in der höchsten Nothzeit aus der richtigen Ansicht, daß, wenn die Männer und Jünglinge dem Tode entgegengingen, es Sache der Frauen sei, für Rettung und Pflege der hilflos Gewordenen zu sorgen. Zweimal in kurzen Zeiträumen haben die Frauenvereine ihre Bestimmung herrlich erfüllt und dem innigen Gefühle und dem unverleiteten Wahrheitssinne der Frauen darf man sicher vertrauen, daß sie nun auch in der Friedenszeit, die uns Gott lange erhalten wolle, ihren Beruf erkennen werden. Wir Deutsche nicht weniger als die andern Völker haben lange und schwere Lehrjahre durchlebt, zuerst ein halbes Jahrhundert der Vernachlässigung, der Verflachung, des falschen Strebens, dann fünfundzwanzig Jahre der Revolution, des Krieges, der Verwilderung. Während dieser Zeit sind die letzten Reste frommer und milder Stiftungen unserer Voreltern durch Aufhebung der Klöster und durch Raub und Vernichtung des den Kranken-, Armen- und Waisenhäusern gehörenden Eigenthums verloren gegangen und keine neuen Gaben und Vermächtnisse haben einen Ersatz geliefert. Hier ist ein unendliches Feld der Thätigkeit für die zarte Sorgfalt der an Pflege und an Beistehen gewöhnten Frauen eröffnet, welche immer auf persönliche Hilfe sehen und achten. Die Vereine derselben werden zunächst jeder an seinem Orte und in seiner Provinz wirken, bald aber werden sie sich einander anschließen und gemeinsam handeln und als ein großer Bund der deut-

schen Frauen Segen rund um sich her verbreiten. Ihnen wird eine Fülle von Gaben zuströmen, indem fromme Gemüther, wieder wie ehemals sie zu Ausführerinnen des eigenen Willens machen, und sicherer als durch die stärkste Männerkraft werden die neuen Stiftungen in Frauenhand behütet sein. Ob künftig zwei oder drei oder vier deutsche Staaten brüderlich miteinander sein werden, kann niemand wissen; aber durch allen Zwiespalt und durch alle Kämpfe hin können die Frauenvereine des ganzen Deutschlands sich zu einem großen segensreichen Ganzen zusammenschließen und fest und einig bleiben, wenn sie sich rein und frei erhalten von allem Einmischen in die Verhältnisse der Staaten und in die vielen Streitfragen über Recht und Unrecht, welche die nächste Friedenszeit erfüllen müssen.

Eine anhaltende, mit Eifer und Erfolg zur Rettung der Nothleidenden und Verkommenen geübte Thätigkeit hat wohl schon manchen guten Mann verleitet, das Helfen als die Hauptsache, die Hilfe als die Nebensache zu behandeln oder über das geschäftige Mitleid mit anderen das Leid über sich selbst zu vergessen und sich wie einen Gesunden unter den Kranken anzusehen. Perthes indessen ward in jener Zeit nicht nur durch die vielen Mühseligkeiten seines Berufes, sondern auch durch manche ernste Erfahrung dringend genug daran erinnert, daß er nicht wie durch eine Art Privilegium über die Noth des Lebens emporgehoben sei. Die Folgen des in Angst und schweren Sorgen hingebrachten Fluchtjahres waren für Caroline in körperlichen Leiden hervorgetreten, von denen sie niemals völlig genesen sollte. Bei der ihr bis zum Tode bleibenden Frische und Lebendigkeit des Geistes drückten die Fesseln doppelt schwer, welche ihrem Körper durch die Reizbarkeit der Nerven und ein langsam sich ausbildendes Herzübel angelegt waren. Ich bin noch immer nicht wieder frisch und kräftig, schrieb sie ihrer Freundin Petersen in Schweden, und mir vergeht auch fast die Hoffnung, es wieder ganz zu werden. Mein Amt im Hause zu verwalten, wird mir oft recht schwer und manchmal bin ich verzagt. — Weil sie sich krank und zu Zeiten auch wohl entmuthigt fühlte, war Caroline indessen nicht kalt oder gleichgiltig geworden gegen das viele Gute, was sie besaß. An jedem Morgen ist, schrieb sie einmal, das alte Lied wieder neu, daß ich wo möglich

Perthes noch lieber habe als den Tag zuvor. Wie ist doch aller Dank für das große Geschenk, ihn behalten zu haben, so klein! — Unsere Kinder, heißt es in einem anderen Briefe, sind meine Lust und meine Freude; sie machen uns freilich Leid und Freud, aber, Gottlob, Leid nur durch Krankheit, und sind natürlich artig und natürlich unartig und damit bin ich, wenn es nicht über die Schnur geht, noch zufrieden; nur wenn ich Gemachtes an Kindern sehe, werde ich bange und furchtsam. — Oftmals spricht sich in Carolinens Briefen aus dieser Zeit ihr lebendiges Fortleben mit den verstorbenen Kindern aus. Mein lieber seliger Bernhard fehlt mir, heißt es einmal, jeden Morgen von neuem. Möchte auch ich ihm fehlen können, doch nicht um seinetwillen, sondern um meinetwillen! — Grade heute vor sieben Jahren war meine selige Dorothea gestorben, schrieb Caroline einer jüngeren Freundin, welche ihren Bruder durch den Tod verloren hatte, und ich bin sehr darnach zu Muthe, mich in Eure Stelle zu denken. Dieses gänzliche Entferntsein ist unbegreiflich schwer zu tragen, wenn man das feste Anhängen und die volle Liebe im Herzen hat. Trösten kann ich nicht, so wenig wie ich getröstet werden könnte. Ich habe mich fest daran gehalten, daß die Seelen meiner geliebten Kinder in Gottes Hand sind und keine Qual sie anrührt und ich nach Gottes Willen und Einrichtung die harte Entbehrung tragen muß, bis es ihm gefällt, uns wieder zusammen zu bringen. Dabei bin ich sehr betrübt, aber nie verzagt gewesen. Ergib Dich ganz in Gottes Willen, wenn auch mit Thränen, liebe Fanny.

In nächste Nähe trat eben um diese Zeit der ganze Ernst des Strebens an Caroline heran, als sie ihren Vater dem großen Augenblicke entgegengehen sah, in welchem Zeit und Ewigkeit sich begegnen. Hart war Claudius von den Jahren 1813 und 1814 getroffen worden. Dreiundsiebenzig Jahre alt hatte er das Haus und den Ort, mit welchen er seit fast einem halben Jahrhundert verwachsen gewesen war, verlassen müssen und bald hier bald dort in Holstein ein vorübergehendes Unterkommen gefunden, oftmals von der drückendsten Noth bedrängt. Wir sind hier so weit wohl, schrieb er einmal aus Lübeck an Caroline, wir haben ein kleines Stübchen, darinnen ein Bett und ein Kanapee stehen, dann aber auch so wenig Raum

übrig ist, daß ein Mensch sich kaum umwenden kann. Wir kochen selbst Grütze und Kartoffeln, nur ist die Feuerung übertheuer. Aus der Zeitung werdet ihr erfahren haben, daß Wandsbeck in der Alliierten Hände ist. Fritz ist dort und hält Haus und hat die Kuh verkauft. Im Keller sieht es aus, schreibt er, wie vor der Schöpfung, wüste und leer. — Wir wohnen itzo, schrieb er einige Wochen später, in einem größeren und man kann sagen großen Zimmer, aber es ist sehr kalt und unsere Kräfte reichen nicht zu, es warm zu machen und zu halten. — Der äußeren Noth war viel, aber sie war nicht das Schwerste, was Claudius drückte. Der noch aufrecht stehende dreiundsiebenzigjährige Mann hatte wohl die Kraft, schrieb damals Perthes, die persönlichen Leiden und die Zerstreuung aller seiner Kinder zu ertragen, aber sein dankbares und treues Herz brach an der Ungewißheit des Gefühls, an der Unsicherheit des Gedankens, als er sein deutsches Vaterland im Kampfe sah mit Dänemark und sich sagen mußte: die Erhebung und der Sieg der Deutschen sei die Besiegung seines eigenen Königs, den er ehrte und liebte und Ursache hatte zu ehren und zu lieben. Diesen Zwiespalt während der gewaltig aufgeregten Zeit im eigenen Inneren zu ertragen, war dem einfachen Sinn, dem liebenden Herzen des herrlichen Greises zu viel. Er war und blieb gebrochen.

Im Mai 1814 war Claudius nach Wandsbeck zurückgekehrt, aber recht froh ward er des alten Wohnorts nicht wieder. Erschöpft von der Last der Jahre und vielfach gestört durch körperliche Beschwerden sah er den Sommer und den Herbst vorübergehen. Endlich im Anfang December gab er den dringenden Bitten seiner Tochter nach und zog, um dem Arzte näher zu sein, zu ihr nach Hamburg. Papa ist müde und matt, schrieb Caroline einige Tage, nachdem sie ihren Vater und ihre Mutter aufgenommen hatte; doch können wir Gott nicht genug dafür danken, daß er so leidensfrei ist. Er ist so ruhig und freundlich, ja man möchte sagen vergnüglich, daß ich aus Freude darüber den Schmerz, der in mir ist, nicht zu Worte kommen lasse. — Bald wurde es gewiß, daß auf Genesung nicht zu hoffen sei, aber sieben Wochen noch ließ die letzte Stunde auf sich warten und diese sieben Wochen waren für Claudius eine Zeit des Dankes und fast

ununterbrochener Freundlichkeit und Liebe; er freute ſich des blauen Himmels, des Aufgangs der Sonne, erfreute ſich des Anblicks ſeiner Rebekka, ſeiner Kinder und Enkel. Einmal rief er Carolinen Nachts an ſein Bett und ſagte: Ich muß die Nacht zu Hilfe nehmen, denn der Tag iſt wahrlich zu kurz, um Dir zu danken, liebes Kind. Er iſt, ſchrieb Caroline wenige Tage vor ſeinem Tode, getroſt, ruhig und, einzelne Augenblicke abgerechnet, freudig. Als er ſich geſtern von einer beklommenen halben Stunde erholt hatte, ſagte er zu Perthes: Ja, lieber Perthes, gut geht es, aber nicht angenehm; dann ſprach er von der ſauern Arbeit, die ihm bevorſtände, aber er habe einen ſtarken Helfer neben ſich und verlaſſe ſich auf Gott. Er iſt erſtaunlich freundlich mit uns allen und hat ſehr gerne, daß unſere Mutter an ſeinem Bette ſitzt. Auch ſorgt er täglich dafür, daß Ihr Abweſenden Nachricht bekommt, und grüßt Euch jedesmal. — Als Hände und Füße ſchon Tage lang ihren Dienſt verſagt hatten, wirkte die kräftige innere Organiſation des Körpers in geſunder Arbeit fort und das eigentliche Weſen des körperlichen Menſchen blieb unverletzt. Er behielt ſeinen ſanften natürlichen Schlaf, hatte kein Fieber, keine Beängſtigung, und da er faſt ununterbrochen volles, helles Bewußtſein bewahrte, konnte er ſein eigenes Sterben, die Löſung des großen Räthſels der Trennung von Seele und Leib von Stufe zu Stufe verfolgen. Mein ganzes Leben hindurch, ſagte er zu Perthes, habe ich an dieſen Stunden ſtudiert, nun ſind ſie da, aber noch begreife ich ſo wenig als in den geſundeſten Tagen, auf welchem Wege es zum Ende gehen wird. In den letzten Tagen betete er unabläßlich, ſah es auch gerne, wenn die Umſtehenden beteten, aber lautes Beten und Zuſpruch mochte er nicht. Die Hoffnung, noch diesſeits eines hellen Blickes in das Jenſeits von Gott gewürdigt zu werden, gab er nicht auf; aber obſchon ihm das Schauen nicht zu Theil ward, blieb ihm der Glaube felſenfeſt.

Am 21. Januar war ſein Todestag. Nachmittags um zwei Uhr fühlte er mit größter Gewißheit die nächſte Nähe des letzten Augenblicks; führe mich nicht in Verſuchung und erlöſe mich von dem Uebel, betete er; eine Stunde ſpäter ſagte er einigemale gute Nacht und im Augenblicke des Todes ſchlug er hell und groß das Auge auf, liebe-

voll seine Frau und die Kinder suchend, welche den letzten Blick der Liebe von ihm empfangen sollten.

Die volle Kraft des Geistes, seine Eigenthümlichkeiten und Eigenheiten blieben ihm bis zur letzten Stunde, schrieb am Sterbetage Perthes. Er ist sorgenlos, ja wahrhaftig reich gestorben, denn ihm stand wie immer das Füllhorn der Hoffnung auch im Zeitlichen zu Gebote. Sein Körper gewährt einen wunderbaren Anblick: so müde, so satt und befriedigt vom Irdischen und dabei noch am Obertheil des Kopfes die großen schönen Formen und um den Mund noch die Fülle der Liebe. Das Ende dieses Mannes ist groß und herrlich. — Gott wird uns verzeihen, heißt es in einem Briefe von Nicolovius, wenn wir einen solchen Menschen lieber der Erde als dem Himmel gönnen möchten.

Die Freudigkeit, die Kraft und Ruhe, welche Caroline von dem Sterbelager des Vaters mit sich hinweggenommen hatte, spricht sich in einem Briefe aus, den sie im März 1815 an ihre Freundin Petersen schrieb. Am liebsten, heißt es in demselben, schreibe ich Dir von meinem seligen Vater. Mit Augen habe ich es nun gesehen, daß der Glaube eine gewisse Zuversicht ist des, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht sieht, und daß dieser blinde Glaube für sich allein Kraft genug hat, uns über alle Noth und Angst und Todesfurcht ruhig, freudig und gottergeben zu erhalten in dem großen ernsten Augenblick des Ueberganges bei hellem und vollem Bewußtsein. Ich bin auch für mich überzeugt: wir müssen glauben, wir müssen wagen, denn die Götter leihen kein Pfand. Mein Vater hatte sich immer gesehnt, immer gehofft, ich möchte sagen in jedem Augenblick seines Lebens sich vorbereitet auf eine nähere oder lieber auf eine bewußte und wissende Mittheilung Gottes, die ihm diesen dunklen und für ihn sehr grauenvollen und gefürchteten Schritt erleichtern und heller machen sollte. Er sagte mir noch den Tag, ehe er starb, daß man Erfahrungen hätte, nach welchen dem Menschen noch kurz vor dem Sterben lichte Blicke in jenes Leben zu Theil würden. Er hat darauf gewartet bis ans Ende und sie sind ihm nach unserer aller Ueberzeugung nicht geworden. Er blieb aber im tiefen Grunde der Seele vollkommen ruhig, freundlich und gottergeben und

fühlte das Losreißen des Lebens, das ihm sehr schwer und sauer wurde und über sechs Stunden währte, von Stufe zu Stufe, sagte uns, wie weit es sei, schon einige Minuten bevor wir es an seinem Körper wahrnehmen konnten, und rief zuletzt: Nun ist es aus, wendete seine Augen, die er schon mehrere Minuten groß offen immer nach dem Himmel gerichtet hatte, noch einmal nach der Seite hin, wo meine Mutter stand, schloß sie und war todt. Es läßt sich hiervon wenig mittheilen, am wenigsten schriftlich. Er ist aber gewißlich wie ein großer Mensch und Mann gestorben und ich möchte es jedem Menschen, der ernstlich über sich und seinen Zustand nachdenkt, gönnen, an diesem Sterbebette gewesen zu sein. Schwer ist dieser Schritt, aber größer, als man begreifen kann, ist es, ihn in dieser Weise zu thun.

Die ernste Erfahrung dieser gemeinsam mit Perthes durchlebten Wochen wirkte lange in Carolinen fort und bei der Lebhaftigkeit ihrer zur Mittheilung drängenden Phantasie fühlte sie es oftmals als eine wirklich schwere Prüfung, daß Perthes, beladen mit Geschäften, Sorgen und Interessen aller Art, nur wenige flüchtige Augenblicke für das Zusammenleben mit ihr und den Kindern erübrigen konnte. Wenn ich mich nicht zu Grunde sehnen und wünschen soll, schrieb sie im Frühjahr 1815, so muß ich einen Schritt, der mir schwer wird, zurückthun. Die Hoffnung nemlich schwindet je länger je mehr, daß Perthes eine Einrichtung seines Lebens machen kann, in welcher einige ruhige Stunden für mich und ihn übrig bleiben. Ich kann nichts anderes thun, als ihn auf meine eigene Hand lieb behalten und im Herzen tragen, bis es Gott gefällt, uns an einem Orte zusammenzubringen, wo wir keine Wohnung und Nothdurft mehr brauchen und keine Wechsel und Bücher zu bezahlen sind. Perthes hat es bitter schwer, bleibt aber guten Muthes, wofür ich Gott danke. In acht Tagen geht er nach Leipzig und wird auch dort nicht viel Freude haben. Doch Freudenzeit ists auch nicht, und allgemeiner Jammer und Noth kommt wieder an die Tagesordnung.

Als Perthes kurz darauf nach Leipzig abgereist war, fand Caroline für diese und eine verwandte Stimmung, die sie schon lange mit sich umher getragen hatte, in ihren an Perthes geschriebenen Brie-

sen die rechten Worte. Ihre Liebe zu dem Manne hatte die jugendliche Frische durch alle schweren und wechselvollen Stunden einer achtzehnjährigen Ehe bewahrt; in ihrem Herzen war Leben und Liebe nicht zur Gewohnheit geworden, sondern so neu und ursprünglich geblieben, wie einstens in der Braut. Sie selbst sprach das, was in ihr lebte, stets auch in einer frischen und ursprünglichen Weise aus und konnte es schmerzlich empfinden, wenn Perthes jetzt als Ehemann sich ihr gegenüber anders ausdrückte, als er es als Bräutigam gethan. Während Perthes nun eine Reihe von Wochen in Leipzig sich aufhalten mußte, wurde dieses Verhältnis halb im Ernste und halb im Scherze zwischen beiden Ehegatten zur Sprache gebracht. Du hast Dir zwar, schrieb Caroline einige Tage nach Perthes' Abreise, alle Empfindung für dieses Jahr Deiner vielen Geschäfte wegen verbeten, aber ich bin eine Person, die nicht ohne Empfindung schreiben kann, wenn sie an Dich schreibt; denn ich empfinde mein Alles, wenn ich an Dich denke. Noch habe ich kein Wort von Dir. Sage mir, ist es nicht hart, daß Du mir aus Braunschweig nicht geschrieben hast? Ich wenigstens habe es sehr weh gefühlt, daß G., der mit Dir reiste, seiner Braut geschrieben hat und Du mir nicht. Ich habe Dich doch nun achtzehn Jahre so rein, allein und von Herzen lieb gehabt, wie jene es für die Zukunft erst vorhaben, und dennoch sollte diese Abnahme von Deiner Seite zur Sache gehören; es ist das erstemal, so lange Du reisest, daß Du es hast lassen können, mir schon von einem Zwischenorte zu schreiben. Ich habe mir zur Gemüthsergötzung Deine früheren Briefe hervorgenommen und lese mich wohl und wehe dabei. Im vorigen Jahre versprachst Du mir aus Blankenese sehr ernsthaft viel Freudenstunden, wenigstens im Zusammenleben mit Dir; solche Freudenstunden sind mir noch nicht viel geworden und Du bist sie mir wahr und wahrhaftig schuldig. — Du schreibst, antwortete Perthes, ich hätte mir für dieses Jahr alle Empfindung verbeten. Das, mein liebes Herz, ist wohl nicht so, wenigstens etwas anders: ich meine, wenn durch vieljähriges Miteinandersein der Gefühls-, Empfindungs- und Gedankenwechsel und Austausch so innig und vielseitig gewesen und geworden ist, daß man sich vollkommen versteht, kann von Zärtlichkeitsäußerungen, die immer ein noch In-

tereſſantes und darum Fremdes gegenüber vorausſetzen, nicht mehr die Rede ſein. Sei Du nur zufrieden mit mir, mein liebes Kind, wir verſtehen uns doch. Daß ich Dir nicht von Braunſchweig geſchrieben habe, hatte ſeinen Grund in unſerer ſchnellen Durchreiſe. Uebrigens iſt Dein Vergleich zwiſchen mir und dem mitreiſenden Bräutigam auch nicht richtig. Die Jugend hat ihre Art und die ſpäteren Jahre auch. Es würde doch wirklich lächerlich ſein, wenn ich jetzt wie vor zwanzig Jahren im Mondſchein die Bäume und Wolken für Mädchen oder die Mädchen für Engel anſehen wollte, und beſſer würde es ſich auch nicht ausnehmen, wenn Du Allemande tanzen oder auf Bäume klettern wollteſt. Hadern dürfen wir doch nicht darüber, daß wir älter werden; ſei alſo nur zufrieden und gib Gott die Ehre, und mit mir habe Geduld und Nachſicht. — Hätte ich Dich doch heute an Deinem Geburtstage hier, entgegnete darauf Caroline am 21. April, und hätteſt Du doch eine halbe Stunde Zeit, um Dich mit mir zu freuen. Die Kinder thun, was ſie können, aber Du biſt doch Du und behältſt immer einen Vorſprung. Gottlob, mein Perthes, keine Zeit und keine Umſtände können meine Liebe zu Dir verändern; ſie muß alſo wohl über alle Veränderung hinweg ſein. Der liebe Gott laſſe mich noch am Leben, wenn es ſein kann, und mache mich wieder geſund und erhalte Dich und die Kinder, und behalte Du mich lieb und ſo weiter, und ſo weiter. Des Bittens und Wünſchens iſt kein Ende, doch auch nicht des Erhörens, wenn auch nicht nach unſerer, ſo doch nach Gottes Weiſe. Dein letzter Brief übrigens iſt ein wunderlicher Brief. Bei mir bleibt es nun einmal dabei, daß mein Liebhaben kein Alter und keine Jugend hat und ewig iſt. Ich ſpüre keine Veränderung, als daß ich nun weiß, was ich früher hoffte und glaubte. Ich habe Dich früher für keinen Engel gehalten und halte Dich jetzt nicht für das Gegentheil, und auch ich habe Dich früher weder mit Engelsgeſtalt noch mit Engelsmanier getäuſcht, nie Allemande getanzt, nie Bäume beklettert und bin noch ganz dieſelbe wie früher, nur etwas älter, und das mußt Du vorlieb nehmen, mein Perthes; kurz und gut, hab mich lieb und ſag es mir zu Zeiten, dann bin ich vergnügt. — Deine Antwort iſt, wie ſie ſein ſoll, hieß es in Perthes' nächſtem Briefe, nur vergiß nicht, daß im Innern meine Liebe zu Dir

ewig ist, wie Deine zu mir. Aber über so vieles bin ich in Bewegung und Unruhe: was gehört der Erde und den Menschen, was vom Menschen gehört dem Himmel? Eines ohne das andere hat man nicht. — Hiermit wurden denn die Verhandlungen über diesen Gegenstand, der wohl auch anderen Ehen nicht fremd sein mag, vorläufig geschlossen; denn der folgende vom 1. Mai datierte Brief, den Perthes kurz vor seiner Abreise aus Leipzig von Caroline erhielt, war ausschließlich unter dem Einfluß des Andenkens dieses ihres Verlobungstages geschrieben. So eben komme ich, heißt es in demselben, mit allen Kindern aus Wandsbeck zurück, wohin wir zur Feier meines lieben ersten Mai gefahren waren. Ich danke Gott heute wie jeden ersten Mai dafür, daß er Dich mir gegeben hat, und Dir danke ich dafür, daß Du mich hast haben wollen. Wolle mich ferner haben und in Ewigkeit, wenn es Gottes Wille ist! Wir wissen freilich nicht, wie wir uns haben werden, aber schlechter kann es dort doch nicht sein als hier; das ist mein Trost und ich bin doch schon hier so glücklich im Liebhaben. In Wandsbeck fanden wir Schönborn und die Gräfin Katharina; die Gräfin hatte heute ihren geistreichen Tag. Der Alte ist unbeschreiblich freundlich, und es ahnet mir, daß auch er in unsern Armen sterben wird. Er habe, sagte er mir, viele Vorboten vom Schlage und stände schon lange vor dem Schusse; Tag für Tag ziele der Tod auf ihn, ohne loszudrücken.

Mitte Mai kehrte Perthes aus Leipzig nach Hamburg zurück und erlangte bald die Gewißheit, daß Carolinens Gesundheit ernste Aufmerksamkeit erfordere. Der Arzt, Dr. Schröder, ein alter Freund des Hauses, hatte gegen Caroline selbst geäußert, daß ihre Nerven, so weit sie mehr vom Geiste als vom Körper bestimmt würden, in seltener Kraft, Gesundheit und Lebendigkeit thätig seien; dagegen äußerst schwach und angegriffen den Dienst versagten, so weit sie den Körper mehr als den Geist zum Herrn hätten. Das geistige Nervenleben muthe daher dem körperlichen größere Anstrengungen zu, als es zu ertragen vermöge, und müsse hierdurch wohl krankhafte Zustände herbeiführen. — Dies ist nun recht gut, bemerkte Caroline dazu, daß er es weiß, und mir auch lieb; aber wenn er nur auch helfen könnte! — Um der Unruhe und dem Treiben, welches mit

dem großen Haushalte in Hamburg unzertrennlich verbunden war, für einige Zeit entzogen zu sein, brachte Caroline mit ihren jüngeren Kindern den Sommer 1815 in dem Hause ihrer Mutter in Wandsbeck zu und fast täglich wurden während dieser Zeit zwischen ihr und Perthes kleinere Briefe gewechselt, welche die Stelle des Gesprächs vertraten und die mannigfaltigsten Verhältnisse berührten. Perthes war während dieser Monate durch das Gewirre seiner Arbeiten und Gefühle, durch ein hartnäckiges Erkältungsleiden und durch die tiefe Sorge um die Gesundheit Carolinens matt und niedergedrückt. Da er überdies von jedem lebendigen Worte, welches er schrieb oder bei seiner häufigen Anwesenheit in Wandsbeck sprach, neue Aufregung für Caroline fürchten zu müssen glaubte, so enthalten seine Briefe aus jener Zeit vor allem nur dringende, bis in das Kleinste eingehende Bitten, keine Sorge für den Körper zu versäumen, oder immer wiederkehrende Erinnerungen, sich geistig ruhig zu erhalten.

Mannigfache Umstände trafen zusammen, welche damals, auch abgesehen von den sich drängenden gewaltigen Weltereignissen, immer neue Aufregung für Caroline herbeiführten. Die Sorge um die Gesundheit ihres Mannes, der Abschied von ihrem Bruder Fritz, der als Jäger ins Feld zog, der Schmerz ihrer Mutter um den in den Kampf gehenden Sohn, das Hinsterben einer vor kurzem noch blühenden Tochter in der nahe befreundeten Familie des Predigers Schröder in Wandsbeck, der Anblick so vieler in Krankheit und äußerster Noth lebenden armen Familien ließen Carolinen nicht zur Ruhe kommen und forderten Perthes fast täglich auf, sie an Aufmerksamkeit auf sich selbst zu erinnern. Du hast jetzt keine andere Pflicht, liebe Caroline, schrieb er einmal, als Dich aufrecht zu erhalten; entweder muß der Mensch die Dinge natürlich nehmen und sie, wie Millionen es thun, mit leichtem und gutem Muthe abwarten, oder er muß alles, auch das Härteste, in stiller Ergebung in Gottes Fürsorge ruhig und demüthig ertragen. Nur diese beiden Wege sind möglich, wenn nicht der Mensch wenigstens dem Körper nach untergehen soll. Du nennst Briefe wie diesen Amtsbriefe. Das müssen sie auch sein, denn mein Amt ist jetzt, dafür zu sorgen, daß Du uns erhalten werdest.

Schließe, heißt es ein anderesmal, aus meiner Sorge um Dich

nicht auf eine bedenkliche Lage Deiner Gesundheit; mich quält nur, daß Dein frischer, lebendiger Geist so von körperlicher Last niedergedrückt wird. Nicht Arznei ists, was Dir hilft; Ruhe Deinem Geiste und Gemüthe. Leicht gesagt und schwer gethan, wirst Du antworten. Wohl wahr, und doch ists möglich unter Gottes Beistand. Du weißt, daß ich keine starken und tiefen Gefühle und Empfindungen tadele und auch ihrem Ausbruche großes Recht einräume; aber über das Gegengewicht hinaus dürfen sie nicht gehen. Wer mächtige Gefühle in sich hegen will, muß auch das Material dazu haben, sie auszuhalten und den wechselnden Eindruck des Lebens zu tragen, oder er vergeht sich eben so sehr an Gott und Natur, als der Leichtsinnige und Oberflächliche. — Herzlich habe ich mich gefreut, schrieb er ein anderesmal, Dich gestern so wohl gesehen zu haben; so wohl warst Du noch nicht einmal in diesem Jahre. Um so mehr sei aufmerksam auf Dich und halte diesen Gleichmuth fest und diese gute, frohe Hoffnung für diese Welt. Noch sind unsere Tage nicht zu Ende und noch haben wir manch Freud und Leid miteinander zu durchleben, wozu Kraft, Fassung und Vertrauen gehört. — Während Perthes' Briefe vor allem Amtsbriefe, um Carolinens Ausdruck zu gebrauchen, waren, erfüllt mit Bitten und Erinnerungen, sprach sich in allen auch noch so kurzen Zeilen Carolinens ihr von Liebe und Wehmuth tief bewegtes Gemüth aus. Hier sitze ich schon im Garten, schrieb sie einmal, und meine lieben fröhlichen Vögel rund um mich her; ich lasse mich von der lieben warmen Sonne bescheinen und gesund machen, wenn sie will. Gott gebe es, wenn auch nur so weit, daß ich mein Amt im Hause und über die Kinder wieder antreten kann; als Null fühle ich mich gar zu unglücklich. — Ich hoffe, mein lieber Perthes, heißt es ein anderesmal, Du sollst, wills Gott, noch wieder Freude an mir haben. Der Brunnen scheint mir wirklich gut zu thun. Komme doch morgen nicht zu spät; meine Seele verlangt nach Dir. — Du sollst Dank haben, schrieb sie nach einer kurzen Anwesenheit in Hamburg, für die vergnügten Stunden, die ich gestern bei Dir und mit Dir gehabt habe, und für Dein liebes freundliches Gesicht, als ich aus dem Wagen stieg. — Ich bin nicht, wenn Du nicht bei mir bist, heißt es einige Tage später; heute aber werde ich wohl umsonst

hangen und verlangen, und beſinne ich mich recht; ſo kann es nicht anders ſein: Weg und Wetter ſind zu ſchlecht. Verſäumt Matthias nichts im Lernen, ſo laß ihn doch bald heraus kommen; wenn ich den Vater nicht haben kann, nehme ich mit dem Sohne vorlieb. — Heute habe ich, ſchrieb ſie in einem anderen Briefe, den Brunnen in vollem Regen getrunken, bin aber doch meine Zeit unter den Bäumen gegangen und habe mein Theil gedacht. Meine Hühner- und Vögelbetrachtung habe ich aber nicht anſtellen können, weil es zu naß war für das liebe Vieh. Die Kinder genießen fröhlich ihre Freiheit und ſind mein Glück und meine Freude, fügte ſie dann der Erzählung einiger kleinen Kinderbegebenheiten hinzu. Die armen Menſchen, die keine haben! Du alter lieber Vater, Du biſt aber auch mein Glück und meine Freude. Laß mich einen kleinen Brief bekommen; ich kann es nicht laſſen, darnach auszuſehen, und will ihn auch zehnmal leſen. Ich bitte Dich, vergiß doch den Armen in der Erdhütte zu Hamm nicht; die Frau iſt alle Morgen ſo freundlich in Hoffnung und der Mann läßt es ſich ſauer werden. Seine Wohnung iſt leicht zu finden, ſie liegt in der Allee, irgend etwas Beſonderem gegenüber; was es aber für ein Beſonderes iſt, darauf kann ich mich nicht mehr beſinnen.

Unter manchem Wechſel des körperlichen Befindens war der Auguſt herangekommen; am erſten Tage desſelben trat wieder einmal die mit Perthes durchlebte reiche Vergangenheit recht lebendig vor Carolinens Seele. Heute vor achtzehn Jahren ſchrieb ich Dir den letzten Brief vor unſerer Hochzeit und that die erſte Bitte um das kleine ſchwarze Kreuz. Seitdem habe ich viel gebeten in den achtzehn Jahren, mein lieber Perthes. Um was ſoll ich Dich heute bitten? Du weißt es, denn Du kennſt mich ganz und kein unwahres Wort habe ich Dir geſagt. Nur mein unbeſchreibliches Liebhaben kannſt Du nicht ganz kennen, weil es keine Grenze hat. Perthes, mir iſt das Herz ſo voll Freude und Wehmuth; hätte ich Dich doch hier. Ich habe mich heute vor achtzehn Jahren nicht lebendiger und inniger nach Dir geſehnt als jetzt. Gott ſei Dank und abermals Dank für alles! Ich bin und bleibe Dein in Zeit und auch, obſchon ich nicht weiß wie, in Ewigkeit. Sei auch ein bischen vergnügt, wenn Du morgen kommſt. Das Liebhaben iſt gewiß das größte Wunder im Himmel und auf Er-

den und das einzige, von dem ich mir vorstellen kann, daß ich es in Ewigkeit nicht satt bekommen werde.

In der zweiten Hälfte des August kehrte Caroline nach Hamburg zurück, und obschon ihr volle Gesundheit nicht wieder zu Theil wurde, so konnte sie doch, wenn gleich mit manchen Unterbrechungen, noch Jahre hindurch dem großen Haushalte vorstehen und ist auch in dieser Zeit ihres Lebens sehr vielen Menschen verschiedenen Standes und Alters Trost und Freude, Stütze und Förderung gewesen.

Die politischen Aussichten nach dem zweiten Pariser Frieden. Herbst 1815 bis Herbst 1816.

Am 20. November 1815 wurde der zweite Pariser Frieden unterzeichnet; das blutige Kriegsvierteljahrhundert war geschlossen; Deutschland konnte für längere Zeit auf Ruhe nach außen rechnen und mußte nun das Auge wieder auf sich und seine inneren Zustände wenden. Nothdürftig hatte das gemeinsame kriegerische Auftreten in dem jetzt beendeten zweiten Freiheitskriege den tiefen Riß zugedeckt, welcher theils zwischen den einzelnen deutschen Staaten, theils zwischen den deutschen Regierungen und der öffentlichen Meinung entstanden war. Aber auch unter der Decke kriegerischer Einigkeit war das Mistrauen der Regierungen gegen die Bewegungen im Volke und das Mistrauen im Volke gegen die Regierungen tiefer und tiefer eingedrungen. Der gesamte geistig regsame Theil der Nation war in eine wildflutende Unruhe gerathen und von den verschiedensten Standpunkten aus sahen erfahrene und wackere Männer mit tiefer Besorgnis auf die Zukunft Deutschlands und weissagten eine Zeit großer innerer Noth und Zerrüttung. Perthes erwartete zwar auch Jahre schweren Ringens und Kämpfens, aber die Hoffnung auf ein fröhliches Ende hielt er fest und machte, neu belebt durch Belle-Alliance, die eigene frische Stimmung nach allen Seiten geltend. Seit Ihrem letzten Briefe hat der Krieg, bemerkte er einem bedenklichen diploma-

tischen Bekannten, die Physiognomie erhalten, welche Sie bis dahin vermißten; die große Schlacht ist gewonnen. Wollen Sie auch nun noch sich abmühen, um aus Licht und Weißgrau Finsternis zu machen? Doch was vermöchten Schwarzkünstler nicht, zu deren Zunft Sie ja gehören! — Ja wohl, schrieb Perthes einige Wochen später an Poel, ist alles durch den ungeheuer raschen Gang der Begebenheiten zu einem Chaos geworden; aber eben weil die Nemesis, d. h. die waltende Gerechtigkeit Gottes, allein zu Gerichte sitzt, eben weil den kühnsten, klügsten und entwurfreichsten Menschen aller Parteien nichts nach ihrem Willen geht, und Wahrheit und Recht dennoch siegend dastehen, habe ich das Vertrauen zum Schicksal, d. h. zur Vatergüte Gottes: er werde lenken und leiten zu seiner Ehre. — Wie groß ist unsere Zeit, heißt es in einem Briefe an Fouqué, wie groß und herrlich ist sie! Die Tiefe des Ganges der Begebenheiten läßt den denkenden Menschen kaum zu der Empfindung kommen, die man Freude nennt. Du nicht, aber manche andere werden meine gute Hoffnung „eine Aussicht auf die Ewigkeit" nennen. Wer aber sind diese andern? Anhänger des französischen Unwesens sind die einen; sie tadeln alles, was jetzt geschieht, schelten Fürsten und Regierungen und würden Tyrannei und Gemeinheit gerne sehen, um nur sagen zu können: Ist es denn nun besser als unter den Franzosen? Dann aber gibt es unter den Hoffnungslosen auch Schwarzseher der Zukunft, die ihren Cursus in den Cabinetten und Antichambern gemacht haben und dort freilich viel Schwaches und Schlechtes gefunden haben. Da diese Herren nun glauben, daß von dem Theater aus, auf welchem sie wandeln, die Welt regiert werde, so halten sie die ganze Weltgeschichte für ein Uhrwerk mit einem Glockenspiele, welches immer wieder seine Erbärmlichkeit von der Walze abspielt. Sie sehen daher auf jede frohe und freie Aussicht fein und vornehm wie auf leichtblütige, leichtherzige und leichtfüßige Unerfahrenheit herab. Wir Menschen aus dem Volke können diesen erfahrenen Verdorbenen (roués) ihre Erhabenheit gönnen; sie kennen die Federkraft dieser Zeit nicht, die ihr Uhrwerk sprengt. Keine Cabinetsberechnung trifft zu; jeden Tag und alle Tage muß neu und aus dem Stegreif gehandelt werden, und so gewinnen selbständige und kräftige Männer immer mehr Thätigkeits-

raum. Allen unſeren Schwarzſehern aber theile ich noch eine Thatſache aus meiner Erfahrung mit: Wie man den Menſchen nimmt, ſo iſt er mit ſehr wenigen Ausnahmen. Tritt ein Mann einem Zweideutigen oder Jämmerlichen gegenüber und nimmt ihn als brav und tüchtig, gleich bemüht ſich dieſer, brav zu ſein oder doch zu ſcheinen, und wenn auch nur letzteres iſt, ſo iſt viel gewonnen und Gott ſchiebt nach. Hätten unter uns Deutſchen recht viele der Beſſeren den Muth, Gutes zu ſehen und zu hoffen und ihre Hoffnung an den rechten Mann zu bringen, ſo würde das Gute und Rechte ſchon kommen. Laß uns unſere Gouvernements und Miniſter edel und groß nehmen, was gilts, ſie werden es.

Die politiſche Aufregung der Gemüther war in Deutſchland zwar um die Zeit des zweiten Pariſer Friedens nicht geringer, als ſie es um die des erſten geweſen war; aber der Gegenſtand des Fürchtens und Hoffens war ein anderer geworden. Im Jahr 1814 hatte die Einheit Deutſchlands, die Herſtellung des Reiches und des Kaiſerthums die politiſche Phantaſie der Deutſchen erregt; im Jahr 1815 trat allerdings der Mismuth über den proſaiſchen Bundestag, welchen Deutſchland ſtatt des poetiſchen Kaiſers erhalten ſollte, an manchen Orten offen genug hervor: aber da der Bund nun doch einmal als Form der deutſchen Einheit feſtſtand und eine Beſeitigung desſelben für die nächſte Zukunft außer aller Wahrſcheinlichkeit lag, ſo wendete ſich die im Volke arbeitende Bewegung auf einige Jahre vorwiegend dem Geſchicke der einzelnen deutſchen Staaten zu und erſtrebte für dieſelben unter den Namen Conſtitution, Verfaſſung, Stände, Freiheit ein Etwas, welches nicht weniger berechtigt, aber auch nicht weniger unbeſtimmt war als die einige Monate früher für Deutſchland erſtrebte Einheit. Durch ihr verändertes Ziel erſchien die politiſche Bewegung den Regierungen nicht weniger gefährlich, ſondern rief erhöhte Beſorgnis und Wachſamkeit hervor. Als nun im Sommer 1815 Schmalz in jener Flugſchrift über politiſche Vereine die Bewegungen im Volke, deren Ziel und Mittel auf das bitterſte angegriffen und dadurch eine Reihe nicht weniger bitterer Gegenſchriften hervorgerufen hatte, trat allen erkennbar der Kampf im Innern unſerer Nation hervor, welcher wohl durch Waffenſtillſtände unterbro-

chen, aber durch keinen Frieden beendet worden ist bis zum heutigen Tag.

Das Drängen nach politischer Berechtigung der Unterthanen hatte sich damals noch nicht mit dem selbstsüchtigen Fanatismus für eine Reihe trockener Lehrsätze vermengt, sondern stellte sich als poetische Sehnsucht nach einer märchenhaften Herrlichkeit dar. Die sorgenvolle Arbeit der Regierungen, um die bestehenden Zustände und Gewalten zu conservieren, war noch nicht zu kalter Negation und roher Verfolgungssucht entartet, sondern erschien noch als die Prosa einer ausschließlichen Beschäftigung mit den politischen Einzelaufgaben des täglichen Lebens und als zagende Furcht, sich an Großes zu wagen. Der Stachel verjährter gegenseitiger Erbitterung fehlte daher 1815 allerdings dem Kampfe, der Kampf selbst aber lag aller Welt vor Augen, und jeder Deutsche mußte 1815 Partei ergreifen zwischen Obrigkeiten und Unterthanen, wie er 1814 hatte Partei ergreifen müssen zwischen Nationalität und Staatsberechtigung. Der erste Gegensatz, in welchem die Parteien auseinander gingen, entstand aus der Frage, ob die politische Zukunft Deutschlands herbeigeführt werden sollte durch die Regierungen und deren Polizeimacht, Geldmacht und Kriegsmacht, oder durch jenes Drängen und Arbeiten in den Gemüthern der Unterthanen, welches vorläufig nur als öffentliche Meinung erscheinen und wirken konnte.

Perthes fühlte sich in vielen Beziehungen von der herrschenden Richtung und deren Kundgebungen zurückgestoßen und sprach seine Bedenken unumwunden mündlich und schriftlich aus. Er kannte das Triebwerk der Zeitschriften und Tageblätter zu genau, um deren Richtungen und Ansichten als Ausfluß der öffentlichen Meinung gelten lassen zu können. Herr B. schreibt wohl, äußerte er einmal, auch jetzt wieder politische Journale? und warum auch nicht? Zwar die Politik ist gegenwärtig etwas über das Gemeine erhaben, aber was schadet das? Ein so gewandter politischer Schriftsteller wie Herr B. wird sich bei einiger Anstrengung selbst in das Nichtgemeine zu schicken und Zeit und Umstände zu berücksichtigen wissen, so gut wie der französische Senat. — Den Theoretikern und Schriftgelehrten traute Perthes so wenig, daß er sie sämtlich womöglich aus allen ständischen

Versammlungen ausgeschlossen sehen wollte. — Geheime Verbindungen widerstrebten seiner ganzen Natur. Ueber geheime Verbindungen haben wir uns, schrieb er an Fouqué, bei Deinem Hiersein ausgesprochen; ich theile gänzlich Deine Ansicht und Deinen Widerwillen gegen sie. — Bedenklich sah er auf das leidenschaftliche Fortstürmen der öffentlichen Meinung und auf deren Anspruch, volle und alleinige Geltung zu haben. Wer dürfte hoffen, heißt es in einem seiner Briefe, daß die Wahrheit nun im Volke und in seinem Wollen und Begehren rein und ganz erschienen sei? Irrthum und Sünde bleibt unser Erbtheil nach wie vor, und vergessen dürfen wir nicht, daß, weil der Kampf für Freiheit und Recht nicht von den Regierungen, sondern vom Volke ausging, die physische Kraft und die Leidenschaft losgebunden werden mußte. Werden sie nun sich wieder in gesetzliche Ordnung und gesellschaftliche Einrichtung fügen wollen und können? — Mit ernsten Worten warnte er vor dem blinden Eifer, der sich des eigenen Urtheils entschlägt und dem Zuge der öffentlichen Meinung folgt. Die Zeit ist vorbei, schrieb er einem ungestümen Freunde, in welcher man ins Zeug gehen mußte für Gott und Vaterland. Glaube mir, Recht und Wahrheit sind jetzt nicht wie vor einem Jahre auf Einer Seite, sondern gar sehr vertheilt. Jetzt gilt es vor allem die Augen aufthun und gebrauchen und sich nicht von Blinden leiten lassen. Sei vorsichtig, sonst bist Du ungerecht. Uns drohen die 1813 losgebundenen Kräfte und Leidenschaften mit schwerer Gefahr. Wer wird ihnen entgegentreten? Wir sind so wenig ausgebildet für öffentliche Angelegenheiten, wir besitzen so wenig Talent und Anstelligkeit zu Geschäften, daß uns eine feste, monarchisch strenge Regierung Bedürfnis bleiben wird.

Blickte Perthes aber auf die vorhandenen deutschen Regierungen und auf ihr Thun und Lassen in jenen Jahren, so konnte er weder glauben noch wünschen, daß die Zukunft Deutschlands von deren Hand gebildet werde. Das alte Räderwerk, äußerte er einmal, ist verrostet und stockt an allen Orten und Enden; kein Uhrmacher hat auf solche Federkraft gerechnet, wie sie jetzt sich zeigt. — Mit Sorge und Unmuth sprachen sich Briefe, welche Perthes in dieser Zeit von sehr verschiedenartigen Männern empfing, über die von den Regierungen ein-

genommene Haltung aus. Ich habe, lieber Perthes, schrieb ihm Friedrich Heinrich Jacobi aus München, einen Briefauszug von Ihnen gedruckt unter der Ueberschrift: „Aus dem Briefe eines Norddeutschen, der gute Hoffnung hat," gelesen. Das hat mich zwar erbaut und aufgerichtet, aber meinen Muth doch nicht so gestärkt, wie ich es bedurfte. Wäre ich nicht so gar krank, ich schriebe ein Seitenstück dazu: „Aus dem Briefe eines Süddeutschen, der große Sorgen hat." In diesen letzten Tagen wieder, welche Erscheinung, die tückische Schrift von Schmalz und ihre gleichzeitige Anpreisung, so schnell in allen öffentlichen Blättern! Und das kommt doch aus dem Preußenreiche, Ihrem deutschesten der deutschen Staaten! Wenn das in Preußen geschieht, dann kann die bairische Alemannia jetzt ihre Hände in den Schoß legen und thut es wirklich. Sollten die absoluten Royalisten in Frankreich die Oberhand bekommen, so werden die unseren aus der verheißenen Volksvertretung etwas machen, das nur als ein Spott der Völker dastehen wird. Ich wünsche von Herzen, „daß die Federkraft der Zeit dieses Uhrwerk sprenge." Was Sie an dieser Stelle und später sagen, hat Tiefe und Wahrheit; aber es läßt sich manches dabei und hinzu erinnern, was auch Tiefe hat und leider sehr wahr ist. Warum muß die Stimme mir versagen zu einer Zeit, wo ich so gerne laut reden möchte! Lassen Sie, lieber Perthes, von Zeit zu Zeit ein freundliches, erquickendes Wort an den alten Mann gelangen, der ein so schweres Ende nimmt. Ich fasse Euch alle in einem Gruße, in einer Umarmung zusammen mit einer Liebe, mit einem Danke, die keine Worte aussprechen. — Du hattest immer freudigen Muth, schrieb ihm im Herbst 1816 ein anderer, lange schon weit entfernter Freund; hältst Du ihn auch jetzt noch fest? Wie jammervoll sieht Deutschland aus, vom fremden Lande betrachtet! Das edle, hochherzige, betrogene Volk, betrogen durch diejenigen, die von ihm aus der sklavischen Knechtschaft des tyrannischen Napoleon mit Aufopferung von Gut und Blut gerettet sind! Was wird aus Deutschland werden, wenn die Fürsten fortfahren, so zu macchiavellieren? Statt Stände und Preßfreiheit habt Ihr Censur, Polizei, Militär und Verfolgungen gegen alle das Bessere Wollende und schon den Anfang einer politischen Inquisition. Tief hat mich der schreckliche Zustand des südlichen

Deutschlands, vor allem die Lage der Bauern in Würtemberg, Baden und Baiern erschüttert. Das hatte ich nicht gewußt, daß deutsche Fürsten ihre Unterthanen so aussaugen und quälen könnten, um ein Lustschloß mehr zu besitzen oder einige Hirsche und wilde Schweine oder tausend Gardisten, durch welche sie sich gegen die zur Verzweiflung gebrachten Unterthanen schützen wollen. Es wird und muß anders werden; denn unserem Volke ist in den letzten Kriegen das Bewußtsein seiner Kraft und Größe geworden: aber wie lange noch soll es mit der Erkenntnis allein sich begnügen und dem Tantalus gleichen, während England, Amerika und selbst Frankreich in den Früchten der Erkenntnis schwelgen? Weinen möchte ich bei dem Gedanken, daß der Engel der Auferstehung nur über die Leichenhügel der Revolution sich erheben soll; und nun die hungrigen Geier im Osten und Westen meines geliebten, theuren Vaterlandes, wie werden sie sich freuen unter dem Vorwande, die Ordnung herstellen zu müssen, Deutschland mit ihren wilden Horden zu überschwemmen und sich in den Raub zu theilen! Mein Verstand sieht keine Rettung, aber mein Vertrauen bleibt, daß das Gute und Große in einem Volke auch unter dem stärksten Drucke von außen und innen nicht untergehen kann. — Sie klagen mich an, schrieb ein Mann, der mitten in großen Geschäften stand, im Mai 1816 an Perthes, daß ich alles schwarz und nur immer schwärzer sehe? Also von allem, was ich am Rhein neuerdings erfahren, hier gesehen und aus Berlin, Paris, der Schweiz u. s. w. geschrieben bekommen, will ich Ihnen lieber nichts sagen. Lieber Perthes, wer den Aasgeruch spürt, soll der sich nicht die Nase zuhalten? Ich sehe das Gute, was diese Zeit entwickelt, vielleicht in dem blendendsten Schimmer, in unruhiger Begeisterung; ich bin der Ansicht und Betrachtung, die Sie mir in freundlichen Worten so wohlwollend und tröstend mittheilen, keineswegs fremd — wer möchte, ja wer könnte ohne solchen Glauben, was sag' ich Glauben? ohne solche beständig zuströmende Anschauung die weltlichen Tage noch ertragen! — aber diese Ansicht führt mich weiter, als Sie es ausdrücken. Was über die Gegenwart erhebt, ändert die Gegenwart nicht. Jetzt ist grade nicht ein günstiger Geschichtsmoment auf der Erde; alles todt und faul, Neues erst im Keime. Und was von dem Alten noch steht,

das wird fallen; ich ſehe es, wie die es umſtürzen, die es halten wollen. Sie ſind älter als ich, lieber Perthes, und an Lebens- und Welterfahrung reicher; aber ich ſehe andere Dinge, als Sie ſie in dem bei mittelmäßigem Winde wieder ziemlich in Gang gekommenen guten Hamburg aufgedrungen erhalten! Es ziemt mir nicht, Ihnen alles einzelne ſchriftlich mitzutheilen; auch wäre es ſchwer: aber das kann ich Ihnen verſichern, bei vielem ſchlügen Sie die Hände über dem Kopf zuſammen. Wenn ich alles zuſammenfaſſe, ſo muß ich als ſchwarzer Unglücksvogel Sturm verkünden, wo ſoll es hin? Les peuples existent, ſagt Mirabeau, mais malgré les gouvernemens. Dieſe letzteren arbeiten aber jetzt an ihrem eigenen Untergange mit einem Eifer, einer Thätigkeit, einer Geſchicklichkeit, daß man die Frucht ihres Schweißes bald wird genießen können. In Deutſchland kommt es ſo weit, wie es in Frankreich war, aber das kann noch eine Weile hin ſein. Erſt werden jetzt überall hübſche Ariſtokratien eingerichtet, damit der Adel nicht milde vergehe, wie die Natur es einem Sterbenden erlauben will, ſondern noch ſo viel Kraft einathme, um den Gang zum Schaffot auszuhalten. Raſend ſind die Menſchen, verrückt. Hörten Sie doch, was ſelbſt die Beſſeren im Vertrauen zu äußern wagen; ſehen Sie doch neben einander, was z. B. Gentz in ſeinem Innern erkennt und denkt und was er einem verehrungswürdigen Publicum kecklich mit Salbung vorlügt! Ich nenne das allereinzelſte: es ſoll nicht beweiſen, am wenigſten erſchöpfen, nur durch etwas Farbe beleben, was ſonſt als ein aſchgraues, geſichtsloſes Phantasma gelten möchte. — Seit meinem letzten Briefe, heißt es vier Wochen ſpäter, hat ſich manches näher gezeigt, was mich damals beſchäftigte; aber ſchöner iſt es nicht geworden. In Würtemberg nimmt die Sache eine recht ſchlechte Wendung; daran kann kein Wohldenkender noch Gefallen finden! Im übrigen Deutſchland — daß ſich Gott erbarm! Es mag gut ſein, daß die Völker mit ihrer friſchen Naturkraft wie rohe Kinder wild aufwachſen, aber Erziehung ſoll man das denn doch nicht nennen. Ich ſtehe an einer Stelle, von welcher man in dieſem Augenblicke vielleicht noch mehr als in Wien und in Berlin das gegenwärtige deutſche Staatenweſen, die gegen-

wärtig herrschenden Gesinnungen und Absichten erkennen kann und in ihrer Erbärmlichkeit verachten muß.

Es konnte für niemand verborgen bleiben, daß die Haltung der preußischen Regierung bestimmend für die meisten anderen deutschen Regierungen sein würde. Um so größer war daher die Sorge und die Erbitterung über das Hervortreten der Richtung, welche durch die Schrift des Geheimenraths Schmalz ihren Ausdruck erhalten und in den Gegenschriften von Niebuhr, Schleiermacher, Koppe und anderen heftige Bekämpfung erfahren hatte. Wohl drohen Gefahren von mehr als einer Seite, schrieb Perthes an Jacobi nach München. Der Streit in Preußen ist ein Zeichen der Zeit; dort greift die Regierung in ihrer Angst den Tugendbund an, spürt geheime Verbindungen auf, möchte die öffentliche Meinung und den Volksgeist bannen und den Volkswillen nach Verfassung, Landwehr u. s. w. hemmen. Weil sie unsere Zeit nicht begreift, möchte sie sich aus derselben heraus und in eine andere, vergangene hineinsetzen. — Du erwähnst des Streites zwischen Schmalz und Niebuhr, heißt es in einem gleichzeitigen Briefe von Perthes an Fouqué. Ich betrachte diese beiden nur als Tirailleurs; geschlossene Colonnen stehen hinter den Bergen. Genau genommen sollen die Ausdrücke: Jugend und geheime Verbindung, gegen welche Schmalz seine Angriffe richtet, den Volksgeist, die öffentliche Meinung dieser Zeit, Verfassung, Landwehr, u. s. w. bezeichnen. Und welche Mittel wendet man an, um diesen Angriffen größere Stärke zu verschaffen! Lobende Anzeigen der Schrift von Schmalz werden officiell durch alle Zeitungen verbreitet; — die Beurtheilung im Hamburger Correspondenten z. B. war von B. v. K.; — dagegen wurden die Gegenschriften, namentlich die von Koppe, schon verdächtigt, bevor sie erschienen waren. Wer schlecht ist, ist doch immer auch dumm. — Für so verderblich hielt Perthes das damalige Auftreten der Regierungen, daß er sich der schwierigen, unsicheren Lage freuen konnte, in welcher sich dieselben nach allen Seiten hin befanden. Ueber den zweiten Pariser Frieden, wenn er auch schlecht genannt wird, klage ich nicht, schrieb er an Fouqué. Gefahren von außen müssen auch künftig die Regierungen noch bedrohen, damit sie des Volkes bedürftig bleiben. Wären die Staatsverhältnisse auch nur

auf ein halbes Jahrhundert dermaßen ins Gleichgewicht gestellt, daß Ruhe und Friede überall in Europa wäre, so würde auf keinen Wunsch, auf kein Recht des Volkes geachtet werden und alles in dem alten verfassungslosen Zustand bleiben. Constitutionen lassen sich freilich nicht machen; die Zeit, die Geschichte macht sie, und Thoren sind es, die nur gleich alles mit der Schneiderschere einrichten wollen. Aber anfangen muß man doch, und dieser Anfang — ach! das ist so schwer für die Herren, die regieren und verwalten, sich darein reden zu lassen.

Den Regierungen, wie sie bestanden, die Zukunft Deutschlands in blinder Hingabe anzuvertrauen, schien so wenig zulässig, wie dem Fortstürmen der öffentlichen Meinung zu folgen, und vor der Anmaßung, sich und sein Einzelurtheil über beide zu setzen, mußte der besonnene Mann zurückschrecken; aber in Perthes war der alte Glaube an die Macht, an die Wahrheit und das Recht des den Deutschen als ein Geschenk von oben gegebenen nationalen Geistes unerschüttert geblieben. In dem nationalen Geiste, den die Menschen so wenig zerstören wie schaffen könnten, sah er den Richter in dem Kampfe zwischen den Regierungen und der öffentlichen Meinung; denn schon damals trug er als Ahnung seine spätere Ueberzeugung in sich, daß in einem solchen Kampfe der nationale Geist nicht nothwendig mit der öffentlichen Meinung zusammenfallen und nicht nothwendig von der politischen Richtung der Regierungen sich unterscheiden müsse. Für jeden einzelnen Fall begehrte er die Untersuchung, ob mehr auf dieser oder mehr auf jener Seite der nationale Geist wirke und walte, und obschon er auch in späterer Zeit bereitwillig zugestand, daß diese Untersuchung nicht jedermanns Sache und oftmals unendlich schwierig sei, so betrachtete er dieselbe doch immer als die wesentlichste Aufgabe des deutschen Staatsmannes und gab niemals die Ueberzeugung auf, daß Deutschlands Stellung von der Verwirklichung dessen, was der nationale Geist erstrebe, abhängig und jedes Ankämpfen gegen denselben nicht nur verderblich, sondern auch vergeblich sei. Gegen gleichstimmiges Gefühl, schrieb er im December 1815 in mehreren Briefen, gegen gleichmäßige Erfahrung und darauf sich gründende Ueberzeu-

gung, gegen ein in der Tiefe der Natur wurzelndes Verlangen richtet keine Macht der Erde etwas aus.

Die Frage nach der Stellung der Regierungen zu der öffentlichen Meinung war nur eine der Streitfragen jener Zeit; neben ihr ward mit gleicher Heftigkeit, wenn auch nicht in so weiten Kreisen, die künftige Stellung Preußens und Oestreichs zu einander und in Deutschland zur Sprache gebracht. Der deutsche Bund war allerdings schon im Juni 1815 vertragsmäßig gegründet, aber der deutsche Bundestag, das einzige Organ, durch welches sich der Bund äußern sollte, ist erst am 5. November 1816 eröffnet worden. Um die Zeit des zweiten Pariser Friedens lagen daher die Artikel der Bundesacte nur als todte Buchstaben vor und kein Mensch konnte ahnen, wie die zwanzig geschriebenen Sätze sich ausnehmen würden, wenn sie zu Thaten im Leben werden sollten. Nur so viel ließ sich schon damals erkennen, daß ungeachtet der angeordneten Entscheidung nach Stimmenmehrheit die deutschen Regierungen in ihrem Gange und Verhalten durch Oestreich und Preußen bestimmt werden würden. Preußen und Oestreich also sollten gemeinsam Deutschland leiten, wie wenn sie durch die stärksten gemeinsamen Interessen und durch das innigste gegenseitige Vertrauen unauflöslich miteinander verbunden wären. Bevor indessen durch das Zusammentreten des Bundestages den beiden Mächten wenigstens der Versuch möglich gemacht war, sich Deutschland gegenüber wie eine einzige Macht zu bewegen, mußte die gemeinsame Leitung des ganzen Deutschlands durch zwei Cabinette, welche um eben dieses Deutschland sich schon lange angefeindet und argwöhnisch bewacht hatten, wie ein luftiger Traum erscheinen. Der Wirklichkeit nach stellte sich Oestreich als der Leiter der süddeutschen, Preußen als der Leiter der norddeutschen Staaten für die nächste Zukunft dar.

Auch Perthes, obschon seinem gesamten Entwickelungsgange nach mehr deutsch als norddeutsch oder süddeutsch, als östreichisch oder preußisch, konnte sich diesem durch die Lage der Dinge hervorgerufenen Standpunkt der Betrachtung nicht entziehen. Welch ein großes, wahres Glück verheißt der herrliche Sieg bei Belle-Alliance! schrieb er in einem später etwas verändert im Niederelbischen Mercur abgedruckten Briefe. Daß er von Preußen und Niederland im schönen Verein

erfochten ist, gibt ihm eine nicht auszurechnende Bedeutung. Das Niederland, aus ungleichartigen Theilen und Stücken eben nur durch staatsansichtlichen Entwurf zusammengesetzt, hat durch den muthig bestandenen Kampf, dessen Ehre nicht zu theilen ist, Einheit der öffentlichen Meinung und des Nationalwillens für alle seine Bewohner gewonnen. Hannover, gleiche Ehre theilend mit dem Niederland, muß nun zu allgemein vaterländischen Ansichten und Gefühlen übergehen aus dem gewohnten Provincialismus. Preußen, keines Kranzes zu seinem Heldenruhm mehr bedürftig, bedurfte es doch noch, in braver Waffengenossenschaft den Sieg vom schönen Bündnis zu erfechten, damit man sagen dürfe: Ganz Niederdeutschland hat gefochten und gesiegt — wer will es trennen? Keine Macht kann es, wenn es sich selbst nicht trennt. Vor solcher Trennung bewahre uns Gott! Was entfremdet doch das norddeutsche Nicht-Preußen von dem Preußenreiche, diesem deutschesten der deutschen Staaten, der in den Jahren der Dienstbarkeit uns Vorbild gewesen in Fortbildung vaterländischer Cultur und in guter Haushaltung, der dann emporstieg, eine leitende Feuersäule zur Erkämpfung der Freiheit, als die Stunde geschlagen hatte? Was steht noch zwischen dem Deutschen und dem Preußen, in dessen Adern doch so reiches vaterländisches Leben quillt? Du, mein freimüthiger Freund, wirst mir erlauben, freimüthig zu antworten. Eines Gegengewichts in Norddeutschland bedürfen wir, durch welches auch in Zukunft jedes preußische Cabinet vor der politischen Versuchung behütet werde, alle kleineren Nebenstaaten mit sich zu verschmelzen — vereinigen ist etwas anderes —; wir bedürfen eines Gegenstaates, damit Preußen vor dem Gedanken bewahrt werde, alle deutschen Staaten müßten in dem preußischen untergehen, auf daß Deutschland aus Preußen neu geboren werde, neu erstehe wie ein Phönix aus der Asche. Ist dem Mangel eines solchen Strebepfeilers gegen solches Uebel abgeholfen, so wird Deutschland dem preußischen Staate alles gönnen, was er nur wünschen mag. Wer wollte verkennen, daß Preußen groß und stark sein müsse, nach Westen und nach Osten hin in voller Manneskraft stets bereit haltend das gute Schwert! Das Gegengewicht aber zur Erhaltung der Freiheit Norddeutschlands ist jetzt wirklich gewährt durch das Reich der Niederlande mit Hannover;

die kleineren Staaten, Oldenburg, Braunschweig, Mecklenburg, die freien Städte, besonders aber Holstein-Schleswig, schweben gleich dem Zünglein in der Wage und geben Ausschlag. Die politische innere Annäherung und Vereinigung Englands und Preußens, die in der Natur ihres ganzen Verhältnisses begründet liegt, wird Deutschland von der Achtung überzeugen, die Preußen vor der Bundesverfassung unseres Vaterlandes hegt, da Hannovers, also des britischen Cabinets, ganzes Streben auf die Verfassung Deutschlands hingerichtet ist. Geht meine Hoffnung in Erfüllung, so stehen Nord- und Süddeutschland als zwei Hälften eines ganzen Deutschlands da zur Wehr gegen jeden Feind, gegen jeden Fremden, und im Innern wird der alte Streit zu einem Wettkampf darüber werden, wo Verfassung, Freiheit, Ordnung, Liebe und Treue zum Fürsten, wo geistige Ausbildung zur Ehre Gottes und zu Nutz und Frommen des Volkes am besten gedeihe, und wir in Norddeutschland werden wahrlich zu thun haben, um uns nicht von dem Süden überbieten zu lassen; denn vieles läßt sich erwarten für den Aufschwung Süddeutschlands von Oestreichs redlichem Kaiser, den wir so gerne wieder den unsrigen haben nennen wollen, und von den gründlich gebildeten Prinzen dieses Hauses, und vieles Große läßt sich hoffen von Baierns und Würtembergs Thronfolgern.

Daß Preußen ein durch und durch deutscher Staat sei, war für Perthes damals wie später gewiß; aber eben so gewiß war ihm, daß das national Deutsche sich im preußischen Staate durch dessen große Geschichte besonders und eigenthümlich, gleichsam zu einem Dialekte des Deutschen, dem preußischen Dialekte, ausgebildet habe. Dieses unterscheidend Preußische wollte Perthes in keiner Weise den übrigen norddeutschen Ländern aufgedrängt wissen; sie sollten nicht preußisch in diesem Sinne des Wortes werden. Noch weniger war seine Meinung, daß die damals in Preußen einflußreiche Partei, welche die Art des Regiments, wie es vor 1806 geführt worden war, den Grundlagen nach wieder herstellen wollte, Einfluß auf das übrige Norddeutschland gewänne. In beiden Beziehungen sah er nicht ohne Sorge und Mistrauen auf Preußen hin. Preußen wird die Braut heimführen, schrieb er im Sommer 1815, aber nicht eher, bis Gott seinen Segen

dazu gesprochen hat; denn Deutschland ist eine keusche Braut. — Als ihm ein Freund aus Preußen die Worte geschrieben hatte: „Es ist eine unglaubliche Verblendung, sich nicht vertrauensvoll an Preußen anschließen zu wollen; welches Preußen ich meine, wissen Sie," antwortete Perthes: Zu Preußen, zu dem Preußen, welches Sie meinen, haben wir Zutrauen; ob aber unser kleiner Staat zu dem Preußen, was Sie nicht meinen, Zutrauen haben und sich ihm hingeben darf, das ist eine Frage, die ich Ihnen in Ihrem Cabinette sich zu beantworten überlasse. Aber ich möchte so gerne im Vertrauen einmal hören: Was will denn eigentlich das Preußen, das Sie meinen, und das, das Sie nicht meinen, und was ist es eigentlich, das wir nichtpreußische Deutsche thun sollen, um nicht „unglaublich verblendet" zu sein. Vielleicht wäte es sogar recht gut, wenn alles dieses einmal wahr und treu, wie es Deutschen geziemt, öffentlich beantwortet würde. Möglich, daß wir alle nicht so weit auseinander sind, wie die Gespenster, die jetzt im Dunkeln schleichen, uns glauben machen möchten. — Mit Niebuhr war Perthes schon im Jahre 1814 zerfallen, weil er in ihm nur ein Herz für den preußischen Staat und nicht für das deutsche Volk, so weit dasselbe ein politisches Volk sein sollte, zu erkennen glaubte; bitter griff er 1815 dessen Schrift gegen Schmalz an, weil sie ihm aus einem nur preußischen Geiste hervorgegangen schien. Bei diesem scharfen politischen Gegensatz zwischen den beiden alten Freunden schien wenig Aussicht auf Wiederherstellung ihres früheren nahen Verhältnisses zu sein. Mit um so tieferer Rührung und Freude empfing Perthes im Frühjahr 1816 nicht lange vor Niebuhr's Abreise nach Rom folgende Zeilen von dem großen, edlen Mann: Liebster Perthes, es ist für mich ein Bedürfnis, nicht ärmer zu werden und nicht ärmer zu scheinen, als das Schicksal es unabwendbar will. Das Schicksal hat mich in den nächsten Verhältnissen bettelarm gemacht, wo ich noch vor einem Jahre so überschwenglich reich war. Erst vor drei Tagen ist der Todestag meines Vaters, womit die Zerstörung meines Reichthums anfing. Wenn die Vertraulichkeit mit Freunden durch vorübergehende Leidenschaftlichkeit und Reizungen gelitten hat, so sei dies nun auch vorübergehend und ein

jedes Misverſtändnis verſchwinde, ehe ich vom väterlichen Boden ſcheide. Wollen Sie das annehmen?

Jahre politiſcher Gemächlichkeit konnte Perthes für die Deutſchen nicht erwarten, mochte er auf Preußens und Oeſtreichs Stellung oder auf die Haltung der Regierungen und auf das Drängen der öffentlichen Meinung ſehen. Die Friedenszeit, ſchrieb er, der wir jetzt entgegengehen, wird zugleich eine Kampfeszeit ſondergleichen ſein. Denn noch iſt auf keiner Seite die Wahrheit und das Recht, und nach ſo gewaltigen Zeiten kann Unwahrheit und Unrecht nicht ohne Gegner und Angriffe daſtehen. Einzelne Männer und Vereine, Stände und Städte, Staaten und Kirchen werden im wilden Gewirre gegen einander auftreten; heftige Reibungen und leidenſchaftliche Parteien werden überall entſtehen; jeder wird nur ſeine Anſicht für die wahre halten und jeder jeglichen Anhang zu gewinnen ſuchen. — Wer kann es wiſſen, rief er, von Sorge ergriffen, einmal aus, ob die Zukunft Deutſchlands auch nur zwei Staaten oder zwei Stämme ſehen wird, die brüderlich zu einander halten! — Doch war eine ſolche Stimmung banger Sorge nur vorübergehend bei Perthes; Hoffnung und Vertrauen war das Herrſchende in ihm. Wie er den deutſchen nationalen Geiſt als endlichen Richter und Sieger in dem Kampfe zwiſchen Regierungen und öffentlicher Meinung anerkannte, ſo glaubte er feſt, daß auch der Kampf zwiſchen Oeſtreich und Preußen endlich erledigt werden würde, indem Deutſchland zu ſeinem Rechte gelange und den beiden ſtreitenden Mächten die ihnen in Deutſchlands Intereſſe gebührende Stelle anweiſe. Glauben Sie nicht, ſchrieb er, daß ich ohne große Sorgen bin; ich weiß viel ſchlimmes und vielleicht genauer und beſtimmter, als Sie es wiſſen können: aber Deutſchland ſchläft nicht und ſein Volk wacht; überall ziehen die Vögel und man achte auf ihren Flug. Die Elemente zu einer großen Zeit ſind vorhanden und es fehlt, um ſie zu ſammeln, nur an einem von Gott begabten Manne, und den wird Gott verleihen. Mir ſteht heute ſo feſt wie vor einem Jahre, daß Europa noch nicht dem Untergange beſtimmt iſt, und daß Gott ſich Deutſchland aufgehoben hat, um Europa zu retten. Das iſt meine Ueberzeugung und durch ſie habe ich ſchon manchen, der in Sorge und Furcht erſtorben war, wieder lebendig ge-

ſprochen. Wir freilich werden alt werden in dem Gange der Zeit und uns ſchlafen legen, bevor ein gutes Ende erſcheint; aber wer wollte verzagen, weil er auf hohen Berg geſtiegen, neue Berge und Thäler in großer Zahl überſchaut und nun ſich ſagen muß, daß es nicht eines Tages Sache ſei, die letzte Höhe zu erreichen!

Perthes' Anſichten über die Bedeutung des Buchhandels für Deutſchland.

Perthes hatte den Buchhandel von den erſten Jahren an, in denen er denſelben als ſeinen Lebensberuf erkannte und ergriff, nie ausſchließlich als ein Mittel des Erwerbens, ſondern immer zugleich als ein Glied in dem großen Zuſammenhange der Einrichtungen und Veranſtaltungen aufgefaßt, durch welche eine Nation ſich geiſtiges Leben möglich macht. Weil ſein Geſchäft ihm ein ſelbſtändiges Hausweſen und eine unabhängige Stellung verſchaffen und erhalten ſollte, vergaß er nicht, daß es zugleich die Aufgabe habe, in Gemeinſchaft mit dem geſamten deutſchen Buchhandel das literariſche Bedürfnis der Nation und deren einzelnen Beſtandtheile möglichſt ſchnell zu erkennen und möglichſt leicht zu befriedigen. In dieſem ſteten, lebendigen Bewußtſein von der Einheit des beſondern und des allgemeinen Intereſſes liegt recht eigentlich das Geheimnis der Erfolge, die, ſo lange Perthes lebte, ſeine Unternehmungen begleiteten. Von dieſem ſeinen Standpunkte aus glaubte er im Jahre 1816, daß der deutſche Buchhandel einer neuen Belebung und theilweiſen Umgeſtaltung bedürfe.

Unter den vielen Gefahren, von welchen Deutſchland durch die Menge der ſcheinbar wenigſtens unauflöslichen inneren Gegenſätze bedroht ward, fürchtete er am meiſten die Möglichkeit, daß die Scheidung in Süd und Nord, in katholiſch und proteſtantiſch, in öſtreichiſch und preußiſch nicht nur politiſch, ſondern auch national ſich ausprägen könne. Wenn die Nation in zwei Völker, Süddeutſche und Norddeutſche, ſich ſpalte, ſo erſchien ihm jede fernere Hoffnung auf

eine bedeutende Zukunft Deutschlands als Thorheit. Mit Unwillen und Besorgnis sah er daher auf die vielen Norddeutschen hin, welche begeistert von der politischen Einheit Deutschlands zu sprechen wußten und dennoch deren nothwendige Voraussetzung, die nationale Einheit, zerstören halfen. Der Norden, äußerte Perthes einmal, hat sich daran gewöhnt, den Süden anzuklagen, daß sich derselbe gegen das norddeutsche Wesen ängstlich und engherzig abschließe, und dennoch macht der Norden es nicht anders, sondern ignoriert mit vornehmer Selbstgefälligkeit das geistige Leben des Südens und weiß nicht und will nicht wissen, was dort die Menschen treibt und bewegt. Er liebt es, Bildung, Verstand, Wissenschaft und Kunst für sich und für den Protestantismus allein in Anspruch zu nehmen, und will dem katholischen Süden nur eine gewisse treuherzige Gemüthlichkeit und ungebildete Gradheit zugestehen. In Wahrheit sind ihm die Süddeutschen ein Stamm anderer Gattung und Geltung als die Norddeutschen. Wie aber ist politische Einheit des Südens und Nordens möglich, so lange die nationale Einheit beider noch nicht lebendig in das Bewußtsein aller getreten ist!

Bedeutende Gegensätze zwischen Süd und Nord waren im Leben begründet; sie konnten weder übersehen, noch durften sie verwischt werden: aber mit vollem Recht betrachtete es Perthes als Pflicht der Nation, ihre ungeachtet aller Mannigfaltigkeit der Stämme vorhandene nationale Einheit lebendiger als bisher zu erkennen und kräftiger zu entwickeln. Bei der trocknen Starrheit, mit welcher sich die Verschiedenheiten in Religion und in Sitten wie in historischen und politischen Erinnerungen festgestellt hatten, glaubte Perthes in der Literatur für die nächste Zeit das einzige große Gut zu finden, an dessen gemeinsamem Besitz der Norddeutsche und Süddeutsche, der Protestant und Katholik, der Preuße und der Oestreicher mehr und mehr lernen könne, sich als eins zu fühlen. Aber auch in Beziehung auf die Literatur stand Deutschland scharf getrennt da. Süddeutschland, insbesondere Oestreich und das eigentliche Baiern, wurde wenig von derselben berührt und Norddeutschland war so unbekannt mit den irgendwie katholisch gefärbten literarischen Erscheinungen Oestreichs und Baierns, daß man nach Perthes' Ansicht nicht wissen konnte,

ob sie nicht Schätze enthielten, bestimmt, ein allgemein deutsches Gut zu sein. Diese unnatürliche Scheidung der deutschen Literatur zu überwinden, faßte Perthes als die große und eigenthümliche Aufgabe des Buchhandels auf. Eine Gestalt sollte derselbe gewinnen, die es für die Verbreitung einer Schrift als gleichgiltig erscheinen ließ, ob sie in Hamburg oder Wien, in Königsberg oder Trier gedruckt und verlegt war. Von der Lösung dieser Aufgabe wußte Perthes aber den Buchhandel noch weit entfernt. Nur in geringem Grade wirkte derselbe auf Baiern und auf manches kleinere Land, und für Oestreich war er so gut wie nicht vorhanden. Mit Ausnahme Würtembergs war noch vor wenigen Jahren, schrieb Perthes damals, das südliche Deutschland bis Nürnberg und Dresden, das westliche bis Heidelberg und Frankfurt todt für die Literatur. Seitdem die Rheinlande preußisch geworden sind und Oestreich und Baiern mehr und mehr in das deutsche wissenschaftliche Leben eintreten, ändert sich das alles und die Beziehungen nach diesen Ländern mehren sich, aber noch wird der gegenseitige Verkehr nur auf gut Glück unternommen und unkundig und unbehilflich betrieben.

Jedem Versuche, die Scheidung in dem deutschen literarischen Leben zu überwinden, stellte sich ein Umstand hindernd entgegen, dessen Beseitigung nicht ohne Eingreifen der Regierungen möglich war. Der Buchhandel einer und derselben Sprache, Literatur und Nation mußte in einer Mehrheit völlig getrennter Staaten betrieben werden. Diese Thatsache hatte in ihren äußersten Folgen dahin geführt, daß das von dem Buchhändler des einen deutschen Staates erworbene Recht zum Druck und Vertrieb eines Werkes von den anderen deutschen Staaten nicht als ein Recht anerkannt ward, und der Nachdruck als erlaubtes und selbst als begünstigtes Gewerbe galt. Das Verderbliche eines solchen Kriegszustandes suchte Perthes um diese Zeit in einer eigenen kleinen Schrift auch den ferner Stehenden anschaulich zu machen. Wenn der Schriftsteller, heißt es in derselben, etwas niedergeschrieben hat, so wendet er sich behufs des Druckes an den Buchhändler, da er selbst weder Zeit noch Geld noch Geschick zur Besorgung dieses Geschäftes hat. Hält der Buchhändler das Dargebotene für gut und glaubt — wissen kann er es nicht —, daß das Publicum

eben so urtheilen werde, so gibt er dem Schriftsteller Honorar und bezahlt Druck und Papier für so viele Exemplare, als er absetzen zu können meint. Der Buchhändler hatte sich aber vielleicht geirrt und behält mehrere hundert Exemplare übrig, wodurch ihm nicht allein der gehoffte Gewinn, sondern auch ein Theil des ausgelegten Capitals entgeht. Dieselbe Erfahrung macht der Buchhändler mehreremale und vielleicht erst im sechsten Falle glückt ein Unternehmen und könnte Ersatz für den vorhin erlittenen Verlust gewähren. Da findet sich aber ein Nachdrucker, welcher die fehlgeschlagenen Unternehmungen nicht beachtete, die geglückte aber sogleich bemerkt und von dem Buche eine neue Auflage macht, welche wohlfeiler sein kann, da der Nachdrucker keinen früheren Verlust zu decken und kein Honorar zu zahlen hat. Durch dieses Verfahren bleibt dem Buchhändler die Hälfte der Auflage liegen und er wird abgeschreckt, ferner etwas zu unternehmen. Der Schriftsteller findet folglich künftig keinen Abnehmer seiner Arbeit, der Nachdrucker aber, der Laurer, zieht seinen sicheren Gewinn. Allerdings hat das Publicum durch den wohlfeileren Preis in diesem einen Falle Vortheil; ist es aber ein guter Haushalter, der sein Saatkorn aufzehrt? Z. B. Professor Ebeling zu Hamburg gibt von seiner durch die Zeitläufe unterbrochenen Erdbeschreibung Amerika's einen neuen Band heraus. Er hat für Bücher, Landkarten, Correspondenz und Beiträge achthundert Thaler Unkosten gehabt, eigene Arbeit und Zeitverlust nicht gerechnet. Das Buch findet Käufer. Ein Hamburger Buchdruckerherr findet es nun dem Interesse seiner Officin gemäß, diesen Band der Erdbeschreibung nachzudrucken, und kann denselben um die Hälfte wohlfeiler geben als der rechtmäßige Verleger, dem dadurch ein großer Theil seiner Auflage Maculatur wird. Wenn nun künftig ein neuer Band desselben Werkes erscheinen soll, so wird der vorige Verleger ihn gewiß nicht drucken, der Nachdrucker auch nicht; und das Publicum muß ein schätzenswerthes Werk entbehren.

Die zunächst bei dieser Angelegenheit betheiligten Schriftsteller und Verleger hatten freilich den Nachdruck immer als ein verderbliches Uebel anerkannt und gleich nach dem ersten Pariser Frieden schon Versuche zu dessen Beseitigung gemacht. Ein und achtzig angesehene

Handlungen waren im Sommer 1814 zusammengetreten und hatten eine Commission erwählt, welche bei den einzelnen Regierungen und bei dem damals bevorstehenden Congresse die geeigneten Schritte thun sollte, um für das Eigenthumsrecht der Schriftsteller und Verleger gesetzlichen Schutz in ganz Deutschland zu erwirken. Cotta und Bertuch hatten sich als Abgeordnete der Commission mit einer von Kotzebue verfaßten Denkschrift nach Wien begeben und geneigtes Gehör bei Metternich und Wessenberg, Hardenberg und Humboldt gefunden. Der deutschen Bundesacte waren demgemäß die Worte einverleibt worden: Die Bundesversammlung wird sich bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck beschäftigen. Als nun die Zeit der Eröffnung des Bundestages in Frankfurt herannahte, schien es, um diesen Worten ihre zweckgemäße Ausführung zu sichern, vor allem darauf anzukommen, den Staatsmännern, aus welchen die Bundesversammlung bestehen sollte, bestimmte und deutliche Einsicht in das ihnen fremde, halb kaufmännische, halb literarische Verhältnis zu verschaffen. Von verschiedenen Seiten aufgefordert, entwarf Perthes im Sommer 1816 eine Denkschrift: „Der deutsche Buchhandel als Bedingung des Daseins einer deutschen Literatur", welche vor allem darauf berechnet war, das in literarischer Beziehung Deutschland entfremdete Oestreich zu gewinnen.

Es ist, heißt es in derselben, ein Zeichen für Unzerstörbarkeit der deutschen Nationalität, daß die Liebe zu vaterländischer Sprache und Literatur in demselben Maße, als der Verfall der früheren politischen Verfassung sich offenbarte, stärker geworden und bis zur Begeisterung gestiegen ist, als das deutsche Reich durch französische Uebermacht zerstört ward. Seitdem ist unsere Literatur als der Gesamtausdruck des geistigen Lebens aller deutschen Völker und unsere gemeinsame Sprache als das unverletzliche Bildungsmittel deutscher Stämme in Ehren gehalten und die Bundesacte hat versprochen, daß das so herrlich bewährte und so stark befundene innere Bildungsmittel: deutsche Sprache und Literatur, geschirmt und geschützt werden solle. Das wollen Fürsten und Stände, Adel und Volk. Der Besitz aber einer gemeinsamen Literatur für Deutschland ist an die Erfül-

lung dreier äußerer Bedingungen geknüpft: die Kosten zum Druck der Schriften müssen aufgebracht, die Schriftsteller müssen wenigstens für Zeit und Arbeit entschädigt und die gedruckten Werke müssen über alle Länder deutscher Sprache gleichmäßig verbreitet werden. Keine Regierung, kein Gönner, keine Akademie, kein Institut trägt in Deutschland zur Erfüllung dieser Bedingungen bei; der Buchhandel allein bringt die Kosten des Druckes auf; er allein hat es durch das gezahlte Honorar einer Reihe unserer bedeutendsten Schriftsteller möglich gemacht, sich frei, selbständig und unabhängig so lange zu bewegen, bis allgemeineres Anerkenntnis ihnen eine gesicherte Lebenslage verschaffte. Seine Auslagen kann der Buchhandel nicht wie in England und Frankreich durch den Absatz an einzelnen Orten oder in einzelnen Provinzen decken und ist daher durch die Noth dahin geführt, in den Gegenden, für die er überhaupt thätig sein kann, keinen Ort und keinen Stand unbeachtet zu lassen, sondern seine Wirksamkeit bis in die versteckteſten Winkel auszudehnen. Hierdurch ist es möglich geworden, daß wir Deutsche auch in der kleinsten Stadt mit der Literatur der ganzen gebildeten Welt im Zusammenhange stehen und aus hunderten von Orten die bedeutendsten literarischen Erscheinungen hervortreten, während in England und Frankreich Bücher, die nicht in London oder Paris gedruckt wurden, nur schwer zu erlangen sind und außerhalb dieser beiden Hauptstädte kein großer Schriftsteller gedeiht. Der Engländer und Franzose hat nur eine Londoner und Pariser Literatur, wir aber haben eine deutsche Literatur und würden sie nicht haben können ohne die großen gemeinsamen Anstalten, welche der Buchhandel für Deutschland ins Leben geführt hat. In Leipzig ist ein großer Stapelort entstanden, wo alljährlich alle Buchhändler Deutschlands zusammenkommen; halbjährlich erscheint ein allgemeines Verzeichnis aller in Deutschland neu herausgekommenen Schriften; allgemein deutsche gute und richtige Bücherkataloge machen es nebst anderen literarischen Hilfsmitteln und den allgemeinen, die ganze deutsche Literatur umfassenden kritischen Anstalten möglich, daß die Literatur der verschiedenen deutschen Länder als ein einziges Ganze erscheinen kann. — Diese in ihrer Art einzigen Vorzüge und Eigenthümlichkeiten des deutschen Buchhandels sind nicht durch Gesetze, nicht

von Staats wegen durch die Regierungen gegründet, sondern von selbst wie durch einen nationalen Naturſinn entſtanden und auch gegenwärtig bedarf der Buchhandel wie jeder andere Handel nur Freiheit, und keine beſondere Begünſtigung, aber fordern kann derſelbe, daß er wie ein Nationalgut und Nationalinſtitut geachtet werde und im ganzen Bereiche des deutſchen Bundes gleichen Schutz und gleiche geſetzliche Ordnung für ſeine Verhältniſſe finde. Das nächſte und dringendſte Bedürfnis iſt geſetzliche Hilfe gegen den Nachdruck. In Oeſtreich, Baiern, Würtemberg, Baden, Darmſtadt und den Ländern am Rhein wird derſelbe als öffentliches, geſetzlich anerkanntes Gewerbe und in vielen andern Ländern unter der Hand und gelegentlich getrieben. Privilegien gegen denſelben können zwar für ſchweres Geld erkauft werden, aber es iſt dem Buchhändler gradezu unmöglich, ſich für jedes einzelne Werk achtunddreißig Privilegien von den achtunddreißig Bundesſtaaten zu verſchaffen. Hier muß von Bundeswegen geholfen werden durch ein Geſetz über das Eigenthumsrecht der Schriftſteller und Verleger mit feſter Beſtimmung des Umfanges und der Dauer desſelben und durch die Einſetzung einer Behörde, vor welcher das gewährte Recht geltend gemacht werden kann.

Nach dieſer Auseinanderſetzung ſuchte Perthes die mit dem Verfalle der Reichsverfaſſung zunehmende Verbreitung des Nachdruckes in wenigen Worten darzulegen und die oft geltend gemachte Behauptung zurückzuweiſen, nach welcher Oeſtreich durch das Verbot des Nachdrucks einen bedeutenden Geldnachtheil deshalb erleiden werde, weil es für die aus dem übrigen Deutſchland gekauften Bücher keine Gegengabe zu bieten, der Büchereinfuhr keine Bücherausfuhr entgegenzuſetzen habe. Schließlich bekämpfte er die Anſicht, welche in dem Nachdruck das unentbehrliche Mittel finden wollte, die Schriftſteller und Verleger von einem unbilligen und übermäßigen Gewinn zum Nachtheil der Leſer abzuhalten, ſetzte die aus der Fortdauer des Nachdrucks für die deutſche Literatur hervorgehenden Nachtheile auseinander und ſuchte dieſelben in einem benannten Luſtexempel, wie er ſich ausdrückte, anſchaulich zu machen.

Perthes theilte die niedergeſchriebenen Bemerkungen zunächſt handſchriftlich Friedrich Schlegel mit, welcher ſich als öſtreichiſcher

Legationsrath bereits in Frankfurt aufhielt, um sicher zu sein, daß dieselben in Oestreich, welches zu gewinnen die Aufgabe war, keinen Anstoß erregten. Sie werden, mein verehrter Freund, schrieb er, vielleicht über das Vorhaben lächeln, dem Bundestage, der noch nicht eröffnet ist, den allerletzten Artikel der Bundesacte zur schleunigsten Erledigung an das Herz zu legen; indessen es werden ja bei Ihrem Bundestage so wenig wie bei andern Versammlungen dieser Art Pausen in den eigentlich politischen Verhandlungen fehlen, die entstanden sind, weil Irrungen und Spannungen hervortraten, und nun ihre Zeit bedürfen, um wieder zu verschwinden. In solchen Pausen wird man vielleicht gerne nach einem allgemeinen und doch die Leidenschaften nicht herausfordernden Gegenstand suchen, um die Zeit hinzubringen, und für diesen Fall müssen unsere Materialien bereit sein. — Als Schlegel auf das dringendste die sofortige Bekanntmachung der kleinen Schrift angerathen und sich zu deren möglichster Verbreitung unter den Staatsmännern erboten hatte, ließ Perthes dieselbe drucken und vertheilen.

Perthes hatte indessen nie verkannt, daß durch gesetzliche Bestimmungen über den Nachdruck zwar manches aber nicht alles gewonnen sei. Sollte der deutsche Buchhandel wirklich ein geeignetes Werkzeug sein, um die Einheit der deutschen Literatur zu vermitteln, so mußte die persönliche Verbindung derer, die ihn betrieben, näher und lebendiger sich gestalten als bisher, und alles mußte versucht werden, um die vielen Hindernisse zu beseitigen, welche nicht nur in Oestreich, sondern auch in den meisten andern deutschen Staaten durch politische Einrichtungen und polizeiliche Aengstlichkeit den literarischen Verkehr und den lebendigen Zusammenhang desselben fast unmöglich machten. Um die literarischen Bedürfnisse, die vorhandenen Uebelstände und die Mittel und Wege zu deren Beseitigung beurtheilen zu können, ward eine genaue Kenntnis der einflußreichen Staatsmänner, so wie der Lebenszustände, Richtungen und Ziele in den verschiedenen deutschen Staaten vorausgesetzt, und ohne eigene und persönliche Anschauung an Ort und Stelle ließ sich dieselbe schwerlich gewinnen. Perthes durfte sich bei seiner sehr ausgebreiteten Bekanntschaft und bei dem Vertrauen, welches er nicht nur unter Berufsgenossen und

Schriftstellern, sondern auch unter politischen Personen der verschiedensten deutschen Staaten genoß, für besonders geeignet halten, zu erfahren und zu betreiben, was erfahren und betrieben werden mußte. Seit dem Frühjahr 1816 beschäftigte ihn bereits der Gedanke, eine längere Reise durch Süddeutschland zu unternehmen, um mit eigenen Augen nach den Mitteln zu forschen, welche die Einheit des geistigen Lebens in dem politisch vielfach zertheilten Deutschland erhalten und fördern könnten. Er glaubte die für seine damaligen Verhältnisse nicht geringen Kosten einer solchen Reise wohl aufwenden zu dürfen, weil er für seine eigene Handlung bedeutende Geschäftsverbindungen von dem Unternehmen erwarten konnte und überdies durch eine neue wohlfeile Ausgabe von Stolberg's Religionsgeschichte, welche er in und für Oestreich zu veranstalten gedachte, einen unmittelbaren kaufmännischen Gewinn sich versprach. Von vielen Seiten ward er dringend aufgefordert, sein Vorhaben auszuführen, und in manchen Briefen bedeutender und einflußreicher Männer sprach sich mit einer nur damals möglichen Unbefangenheit die Hoffnung aus, daß seine Reise einen segensreichen Einfluß üben werde auf die herzliche und menschliche Verknüpfung der vielfach getrennten südlichen und nördlichen Enden Deutschlands. Im August hatte Perthes seine Vorbereitungen beendet und schickte sich zur Abreise an.

Perthes' Reise nach Frankfurt am Main
19. Juli bis 4. August 1816.

Am Freitag den 19. Juli verließ Perthes in Begleitung seines sechzehnjährigen Sohnes Matthias, welcher die Reise mit ihm machen sollte, Hamburg und gedachte über Köln, Frankfurt und München nach Wien zu gehen. Glücklich sind wir heute Morgen hier angekommen, heißt es in seinen ersten Zeilen aus Bremen. Die Nacht war hell und warm, der Weg fahrbar, die Postillons gut. Mein Wagen ist bequem und grade geräumig genug, um mich und den Jungen zu

faſſen. Ich habe dieſe Nacht den ſchlafenden Knaben nicht ohne Aengſtlichkeit angeſehen, wie ein mir von Dir anvertrautes Gut, welches ich auf der weiten Reiſe treu für Dich zu bewahren habe. Ich ſelbſt fühle mich in Gebein und Geiſt müde; die Arbeiten und Anſtrengungen der beiden Jahre, welche auf die Schreckenszeit gefolgt ſind, haben mich wirklich mürbe gemacht. Dir, meine geliebte Caroline, weiß ich bei unſerer Trennung nichts zu ſagen, als daß ich auf Gottes Wegen gehe. Du biſt unter ſeinem Schutze und unſere Kinder mit Dir. — Ohne Aufenthalt fuhr Perthes bis Münſter, wo er ſich einige Tage aufhalten wollte. Verdrießlich iſt es, zu ſehen, heißt es in ſeinen Briefen, daß die von den Franzoſen mit deutſchem Gelde und deutſchem Schweiße erbaute Chauſſee jetzt von der hannöveriſchen Regierung gänzlich vernachläſſigt iſt; keine Hand wird angelegt, um die umherliegenden Steine zuſammenzubringen; an mehreren Stellen, z. B. zwiſchen Bremen und Brinkum, kann man Nachts nicht fahren, aber Wegegelder werden aller Orten eingefordert. Bis nahe vor Osnabrück iſt die Gegend öde und langweilig; gegen Bohmte hin wird es angenehmer. Hier ließen wir uns zu der tauſendjährigen Eiche führen, die an der Wurzel einen Umfang von zwanzig meiner Schritte hat. Himmelhoch ſteht dieſer Rieſe da, aber ohne Rinde, ohne Aeſte und Zweige, nur an einer Seite läuft eine noch ſaftvolle Ader den Baum hinauf, an deren ganzen Länge hin jugendliche Sprößlinge im zarteſten Grün ſpielen, ein rührender Anblick an dieſem entäſteten und entblätterten Greiſe, der wie ein alter Wartthurm ausſieht, an welchem eine Epheuranke ſich hinaufzieht. Gar artig iſt hier die Sitte, allen Pferden Eigennamen zu geben. Pferde ſind edel und verſtändig und verdienen dieſe Auszeichnung ſo gut wie die Hunde; hat ſolch ein Thier ſeinen Namen, ſo ſteht es der Perſönlichkeit näher. — Hier ſind wir, heißt es in einem anderen Briefe; ich habe mein altes Münſter wieder gefunden, andächtig und lebensluſtig. Geſtern Mittag (22. Juli) kamen wir an. Im Ausſteigen ſah ich Graf Joſeph Weſtphalen über den Platz reiten; leider war er eben im Begriffe abzureiſen; eine Viertelſtunde herzlicher Mittheilung wurde uns aber doch. Dann ſuchte ich unſere alten Freunde auf und machte mehrere Beſuche. Der Biſchof Droſte iſt verreiſt, wird aber morgen

zurück erwartet. An dem Dechanten ... fand ich den guten, herzlichen Mann wieder, aber sein Aeußeres schon ließ in schwammiger Aufgedunsenheit übeles vermuthen. Er gab mir gestern ein Abendessen bei einem Traiteur und hatte mehrere geistliche Herren dazu eingeladen. Es wurde, ich kann es nicht anders nennen, gesoffen bis Morgens zwei Uhr. Merkwürdig war mir in der Gesellschaft ein ehemaliger Benedictiner, den ich vor siebenzehn Jahren in seiner Zelle kennen gelernt hatte. Damals war er fast noch Jüngling, sinnig, zart und inbrünstig fromm; jetzt fein geschnittener Weltmann, bekannt mit allem, was die deutsche schöne Literatur enthält. Anfänglich gab er sich nur mit Feinheit und Gewandtheit, aber so wie die Flaschen leerer wurden, kam die Unsauberkeit heraus, die bis zur Gemeinheit stieg. Dieses nächtliche Bacchanal hat mich freilich sehr interessiert, aber auch sehr betrübt. In welchen Schlamm können gutmüthige Menschen versinken, wenn sie sich gehen lassen, und hier saßen Männer vor mir, welche Funken des Göttlichen in sich aufgenommen hatten und Geistliche sind! Mit ihnen allen haben die Droste jeden Umgang abgebrochen. Unseren Matthias hatte ich, um ihn nicht allein zu lassen, zu dem Gelage mitnehmen müssen; ich konnte nicht wissen, daß es so arg hergehen würde. Zu meinem Troste schlief er ein, als es am tollsten wurde. Heute Mittag war ich zu dem Oberpräsidenten von Vincke eingeladen und fand eine große Zahl Regierungsräthe aus Münster und auch mehrere aus Minden vor. Die Unterhaltung war lebhaft und freimüthig und die Männer schienen mir guter deutscher Art, einfach, verständig und wohlgesinnt; aber nur Vincke trägt das Gepräge eines genialen Mannes, der durch kraftvolle, rasche Thätigkeit großer Geschäfte mächtig ist. In seinen Bewegungen und in der Art sich zu halten erinnerte er oft an Niebuhr und an Scharfblick, Gründlichkeit und echt deutscher Natur ist er wohl Möser zu vergleichen. Obschon man über seine durchgreifende Heftigkeit klagt, wird er dennoch in Münster geehrt; überhaupt scheint es, wie wenn man sich hier recht gut mit den Preußen zu verständigen und einzuleben wisse. — Heute früh, heißt es in einem Briefe vom 24. Juli an Caroline, holte mich der liebe Bischof nach seiner Wohnung ab, die zwar standesgemäß, aber in allem höchst einfach eingerichtet ist; wir

waren zwei Stunden allein und sprachen uns gegeneinander mit voller Freimüthigkeit aus. Wir verstehen uns, können uns auch verständigen, aber dennoch in sehr wichtigen Punkten nicht auf eine Linie kommen. Er ist überall ruhig, fest, bestimmt und liberal im besten Sinne; denn der Grund bei ihm ist Liebe. Mit ihm ging ich zu seinem Bruder Clemens, wohin auch der dritte Bruder, Domherr Franz, so wie Katerkamp und der alte wackere Vicar Conrad, der jetzt Geistlicher auf dem Lande ist, gekommen waren. Den ehrwürdigen Overberg sah ich leider nicht, er war verreist. Die mit diesen Männern verlebten Stunden werden mir immer im Gedächtnis bleiben; es war wahrhaft stärkend und wohlthuend, die drei Brüder zu betrachten. Clemens ist zur inneren Würde herangereift, ist voll Kraft und Feuer, einfach und sicher; Franz ist geistreich, scharf und voll Leben. Bei allen dreien tritt redliche Gesinnung und Reinheit des Herzens hervor und das Innere prägt sich in den männlichen Gestalten aus. Es bleibt doch ein Vorzug der katholischen Kirche, daß sie auch Vornehme als Geistliche hat, aber freilich echt vornehm müssen sie sein. Clemens ist kürzlich aus Rom zurückgekehrt und arbeitet mit Eifer für die Freiheit der Kirche, damit, wie er sagt, das Streben nach oben, das höhere geistige Leben und dessen freie Bewegung im Menschen nicht auch unter Aufsicht des Staates und unter Controle der Polizei komme. Auf hohe kirchliche Stelle gebracht, möchte er zu abhängig von Rom sein, um frei wirken zu können.

Am 24. Juli Mittag fuhren wir aus Münster fort, erzählen Perthes' Briefe weiter. Von Hagen aus, wo wir am folgenden Morgen anlangten, beginnt eine in Deutschland gewiß einzige Gegend. In dem eine halbe Stunde breiten Thale, in welches unzählige enge Nebenthäler münden, liegen gedrängt aneinander Fabrikgebäude, Mühlen, Schmieden, von zierlichen Gärten umgeben. Die nicht hohen Berge sind mit Getreidefeldern und auf der Höhe mit Laubholz bedeckt. Vier Stunden fuhren wir in solchem Reichthum bis Schwelm und blickten dann bald von der Höhe hinab in das Wupperthal und auf eine zusammenhängende schmale Stadt: eigentlich sind es zehn verschiedene Orte, welche in Summa Barmen heißen. Barmen existiert so wenig wie das Hamburger Bankgeld, hat aber dennoch wie

dieſes eine große Wirklichkeit. An den letzten dieſer Collectivorte ſchließt ſich Elberfeld ſelbſt an. Von der Höhe herab, das Thal entlang iſt der Anblick ſtaunenerregend, die Gipfel der Berge waldig, ihr Abhang oben mit Getreideſeldern, dann mit grünen Wieſen bedeckt, bald weiß wie Schnee, bald in Purpur glänzend, bald in bunten Farben ſchillernd, je nachdem die auf ihnen ausgebreiteten Zeuge und Garne wechſeln; tief unten an der Wupper ſtehen die palaſtähnlichen Gebäude mit ihren prächtigen Blumengärten, alles in übermüthiger Ueppigkeit ausgeziert und alles aus der unglaublichen Fabrikthätigkeit hervorgegangen, die ein Grab unſeres Charakters, unſerer Sitten und unſerer Kraft werden wird. Vom achten, ja vom ſechsten Jahre an arbeiten ſchon die Kinder, werden Krüppel und zeugen Krüppel, und die ſogenannten Frommen können das ſo wenig ändern, wie die Bemühungen der Regierung. Nur im Durchfahren konnten wir leider das wunderbare Thal ſehen; doch haben wir zu unſerer Freude J. Keetmann aufgeſucht und gefunden; auch die Männer, die ich mir für die verſchiedenen Orte aufgezeichnet hatte, habe ich geſprochen. Mir ſcheint, als ob ſich im Bergiſchen weit mehr Unzufriedenheit mit Preußen äußere als im Münſterlande. Reibungen zwiſchen den Katholiken und Proteſtanten ſind in der gemiſchten Bevölkerung entſtanden und haben der Regierung Vorwürfe von beiden Seiten zugezogen; manche Gewerbszweige leiden durch die Abtrennung von Frankreich und niemand will auf beſſere Zeiten warten; der preußiſche Geſchäftsgang wird langſam und altväteriſch gefunden und das Recht auf Herſtellung der Stände wird ungeſtüm geltend gemacht. Doch habe ich freilich ein eigentliches Urtheil nicht, weil wir uns, um bald nach Düſſeldorf zu kommen, nirgends aufhielten.

In Düſſeldorf ſah Perthes bei einem ſchönen Sonnenuntergang zuerſt den Rhein. Der Eindruck des herrlichen Stromes iſt groß, ſchrieb er. Zwar geht er hier wie die Elbe bei Hamburg in der Ebene, aber er fließt nicht, ſondern ſtrömt, iſt mächtig und drängend, und der Unterſchied zwiſchen Fluß und Strom iſt groß; doch wird der Rhein nie einen ſo wunderbar ſchönen Spiegel, wie ihn die Elbe zu Zeiten bildet, gewähren können. Uns trennt nun, meine geliebte Caroline, die Elbe, die Weſer, die Ems, die Ruhr; bald wird auch der Rhein

zwischen uns fließen: aber für die Liebe und für die Treue gibt es kein Diesseits und Jenseits. Habe getrosten Muth! Dein Rückwärtsschauen und Vorwärtsahnen und Hoffen ist Gewährleistung für das Jenseits; aber das lebendige Festhalten der Gegenwart ist unsere Pflicht, so lange wir auf dieser Erde sind. Der daseiende Augenblick ist es, der den Muth und den Entschluß für das Leben gibt. Rückblicke erregen Wehmuth, die dunkle Zukunft erregt Grauen, und gelähmt werden wir gar leicht ohne den greifbaren Punkt der Gegenwart. — In Düsseldorf brachte Perthes einige Tage in der Familie seines Schwagers Max Jacobi zu, welcher nicht lange zuvor die Stelle des Directors an dem großen Krankenhause in Salzburg mit der eines Regierungsrathes in Düsseldorf vertauscht hatte. Seit 1808 hatten sich beide nahe verbundene Männer nicht gesehen und in der Erinnerung an manchen bedeutenden Augenblick, den beide seitdem verlebt hatten, gingen rasch die Stunden vorüber. Tief gerührt blickte Perthes in Pempelfort auf die äußeren Umgebungen hin, in denen Friedrich Heinrich Jacobi vor den Stürmen des ersten Revolutionskrieges in einer nun lange, lange vergangenen Zeit den Mittelpunkt einer geistvollen Geselligkeit gebildet und in mancher heiteren und ernsten Stunde Goethe, Herder, Lavater, Hamann, Schlosser, Heinze, die Fürstin Gallitzin und so viele andere gastlich aufgenommen hatte. Das Andenken an die vergangenen Zeiten ließ für Perthes wenig Raum, sich mit der Gegenwart Düsseldorfs bekannt zu machen. Der allgemeine Eindruck, den die Bevölkerung einer Stadt dem Reisenden auch bei kurzem Aufenthalte fast unwiderstehlich aufdrängt, war hier wenig günstig. Gestalt, Gesicht und Haltung der Leute hat etwas Unruhiges und Unstetes, schrieb er; ihren Zügen fehlt die feste Form. In Zeiten der Gefahr würde man sich diese Menschen nicht zu Gefährten aussuchen. — Flüchtig nur begrüßte Perthes die damals noch in Düsseldorf wohnenden Gelehrten: Kohlrausch, Kortüm und Delbrück, und traf einigemale länger mit dem Kaufmann Friedrich Hoffmann zusammen, welcher auf seinen früheren Handelsreisen aller Orten den Männern von lebhaftem religiösen Interesse nachgespürt und dadurch einen weit und breit zerstreuten Kreis höchst verschiedenartiger Bekannten gewonnen hatte. Unseren alten Freund Hoffmann habe

ich aufgesucht, heißt es in einem Briefe an Caroline. Das Besondere und Eigenthümliche des alten frommen und sehr klugen Mannes liegt wohl in seiner Feindschaft gegen jede Kirche und kirchliche Gestaltung. Er behauptet, daß die Ausgießung des heiligen Geistes, durch welche allein das Bestehen einer Kirche möglich werde, nicht über das dritte Jahrhundert hinaus fortgewirkt habe. Alle menschlichen Anstrengungen zur Wiederherstellung der untergegangenen sichtbaren Kirche wären vergebens; aber den Verheißungen der heiligen Schrift gemäß stehe in näherer oder fernerer Zukunft eine neue gewaltigere Ausgießung des heiligen Geistes zu erwarten, und sobald diese eingetreten sei, werde die Kirche neu erstehen und das bisherige Leben in Staaten sein Ende erreichen. Ich konnte nicht umhin, ihm darauf zu erwiedern: Die Juden hätten den Erlöser, als er gekommen sei, verkannt, weil sie einen weltlichen Herrscher und einen glänzenden König erwartet hätten; auch wir würden uns zu hüten haben, das auf innere Erneuerung schon jetzt hinarbeitende Walten Gottes nicht deshalb zu übersehen und gering zu achten, weil wir eine herrliche, glanzvolle, alles besiegende Erscheinung der Kirche als nothwendige Forderung zu stellen uns berechtigt glaubten. Hoffmann und Keetmann begleiteten uns nach Benrath, einem Lustschloß mit weiter prachtvoller Aussicht, auf welchem Murat als Großherzog von Berg sich oftmals aufgehalten hat; dann fuhren wir allein durch ein Uebermaß von Fruchtbarkeit über Mülheim und Deutz nach Köln.

Von hier, liebe Caroline, Dir zu berichten, wird schwer sein, heißt es in Perthes' Briefen aus Köln; denn alles ist uns neu, Menschen, Sitten und Gewohnheiten, Stadt, Häuser und Einrichtungen. Wir haben des Großen und Schönen und auch des Komischen gar viel schon gesehen. Erschrick auch nicht, wenn wir etwas katholisch geworden sind. Im Dom ward Gottesdienst gehalten gegen den Regen, in der Nacht gingen Processionen mit Laternen und lauten Gebeten: sollten wir Reisende uns da nicht anschließen? Gleich nach unserer Ankunft durchgingen wir die Stadt, deren Gassen und Gäßchen, sehr bezeichnend Spar-Gassen genannt, wunderlich durcheinander gewunden sind. Häuser aus den verschiedensten Jahrhunderten, Alterthümer aus allen Zeiträumen stehen dicht nebeneinander; man durch-

wandelt mit einigen Schritten die alte Geſchichte von der Römer Zeiten an; auf Trümmern und Steinen von anderthalb Jahrtauſend wohnt der Kölner, der an Mundart, Haltung, Sitte ſich ſogleich als ein Eigenthümliches darſtellt. Nach der Gaſſe zu haben die meiſten Häuſer unten ein Geſchäftslocal und nur ein dunkles Stübchen; oben ſind Waarenſpeicher und große Räume ohne Fenſter, jetzt oft Wirthſchaft für Fledermäuſe und Eulen. Geht man aber über die Hausflur nach hinten zu, ſo findet man hübſch ausgebaute geräumige Zimmer, in welchen die Familie ſtill ländlich wohnt und aus denen ſie gewöhnlich in große Gärten treten kann, die oft zwiſchen altem mit Epheu und anderen Rankengewächſen überzogenen Gemäuer angelegt ſind. Eine Menge Häuslein ſahen wir gleich den Neſtern der Mauerſchwalbe mitten hinein in die alte, angeblich aus Römerzeit herſtammende Stadtmauer gebaut. Wie manches Geſchlecht mag in ihnen ſchon dahin gegangen ſein, nachdem es Freud und Leid getragen hatte! Gar artig aber wurden wir unter den Trümmern vergangener Zeit an die Gegenwart erinnert, als uns im Vorbeigehen aus einem Fenſter ein Glaskaſten entgegengeſchoben ward, mit Draht wie ein Papageienkäfig umflochten; darinnen ſaßen drei luſtige Kinder. Dieſe ſchwebenden Kinderſtübchen lockt Sonnenſchein heraus, oder wenns was zu ſchauen gibt. Am erſten Tage noch gingen wir halb im Dunkeln in den Dom, unſer Lohnbediente klopfte unverſchämt einem ſehr alten Prieſter, der kniend eifrig betete, auf die Schulter, der Alte ſtand auf, um uns zu führen, der Bediente kniete auf derſelben Stelle und betete weiter. Heute waren wir zum drittenmale im Dom. Wer in das Chor eintritt, der wird die Arme ſinken laſſen; einer wunderbaren Größe iſt der Menſch gewürdigt, daß er das Werkzeug ſein darf, durch welches der Geiſt Gottes ſolche Werke ſchafft. Schreiben läßt ſich darüber nichts; wenn einſt Boiſſerée's Werk vor uns liegt, ſo will ich erzählen. Die Peterskirche hat die von den Franzoſen geraubte und nach Paris geſchleppte Kreuzigung Petri, welche Rubens ſelbſt der Kirche, in der er getauft ward, ſchenkte, jetzt zurück erhalten und bereits wieder aufgeſtellt; die franzöſiſche Roheit aber, welche ſich nicht ſcheute, am Altar der Kirche Hand an dieſes Vermächtnis zu legen, wird, fürchte ich, bald vergeſſen ſein. Nachdem wir heute

die Wallraf'sche Sammlung Kölnischer Alterthümer, aus welcher ich sehr vieles gelernt haben würde, wenn ich mehr gewußt hätte, besichtigt hatten, waren wir zu Mittag mit Professor Wallraf, Regierungsrath von Haxthausen, Rittmeister Bärsch und einem Herrn de Groot bei dem Buchhändler Du Mont Schauberg, einem sehr unterrichteten und vielfach gebildeten Mann. Schnell gingen einige Stunden in lebhafter Unterhaltung hin; auch Katholicismus und Protestantismus kamen zur Sprache. Als ich das Unschonende des Lohnbedienten gegen den betenden Priester im Dome und ähnliches Ungeziemende, was sich täglich in katholischen Kirchen bemerken läßt, erwähnte, wurde mir die Antwort: Dieses Priesters Amt sei, die Reliquien zu zeigen; bete er, so müsse er sich der Natur der Sache nach jederzeit gefallen lassen, aus dem Gebete ins Amt zu treten; der Katholiken Gewohnheit sei es überhaupt, mit Gott häuslich umzugehen, sie könnten ihn daher erforderlichen Falles mit Familienvertraulichkeit bei Seite setzen; die Protestanten dagegen nähmen jedesmal einen Anlauf, wenn sie Gott eine Visite machen wollten, müßten also mit ihm auch wie mit einem vornehmen Fremden Umstände machen. Mir fielen hierbei die betrunkenen katholischen Bauern ein, die, ehe sie anfangen sich zu prügeln, das Herr-Gotts-Bild vertraulich unter den Tisch stecken, um daß er den Scandal nicht sehe.

Am 31. Juli fuhr Perthes Mittags aus Köln, um in Godesberg zu übernachten. Während des Pferdewechsels in Bonn, schrieb er, besuchte ich den alten Stegmann, der sogleich bei meinem Eintritte des Todes seiner Tochter, unserer lieben Herzfeld, gedachte, bitterlich weinte, ihr Andenken mit einem Glase alten Rheinwein feierte und so sich wieder zu freudigem Muthe stärkte. O Menschennatur! Von Bonn aus empfing uns der Weinbau: das helle Grün des Weinlaubes verbreitet über die Gegend eine Färbung, die wir im Norden nicht kennen; die ganze Pflanzenwelt trägt einen üppigeren Charakter als bei uns; durch die Getreidefelder hin stehen reihenweise Obstbäume, der Kirschbaum steigt im Stamme tannenartig in die Höhe, der Birnbaum und der Apfelbaum breitet sich aus wie die Linde. Hier in Godesberg ist ein kleines Stahlbad. Alles ist verdrießlich über den unaufhörlichen Regen; ich will heiter bleiben, ist doch meine

Reise nicht auf Naturgenuß berechnet. Aber der Bauer hat nur zu große Ursache, traurig zu sein: alles misräth, Getreide, Wein, Obst; düster sieht er der Zukunft entgegen. Glauben Sie mir, sagte ein verständiger Mann, der Winter von 1816 auf 1817 gibt Hungersnoth.

Am 1. August spät Abends langte Perthes in Koblenz an und am folgenden Morgen, seinem Hochzeitstage, schrieb er in aller Frühe an Caroline: Gewiß schon bist Du wach und siehst nach mir aus wie ich nach Dir. Wir haben der Freuden in Fülle gehabt in unserer neunzehnjährigen Ehe, aber auch der Leiden, der Schmerzen viele. Dank an Gott für die Freuden und auch für die Leiden! Die Hand reiche ich Dir, geliebte Caroline, hinüber in die Jahre, die uns noch zugemessen sind; gehe ihnen mit Muth entgegen! Matthias erwacht, auch er reicht der Mutter die Hand. Es will nicht Tag werden; der schwarze majestätische Fels des Ehrenbreitenstein liegt vor mir im Osten und die Sonne noch hinter ihm, doch wirft sie freundliche Strahlen in das Thal, das zwischen den Höhen sich hinwindet, und auf dem brausenden Rhein dicht unter mir liegt noch grauer Nebel. — Heute Morgen ging ich, heißt es in einem Briefe vom Abende desselben Tages, zu Görres. Er ist ein langer, wohlgebildeter Mann, kräftig und derb, letzteres aber etwas manieriert. Das Geniale des Geistes, das Rasche der Phantasie tritt alsbald hervor. In der Gestalt hat er etwas von Benzenberg, doch kräftiger; im Gespräch, im Vortrage ähnelt er Steffens. Ich traf ihn allein; seine Frau war auf der Bleiche mit großer Wäsche. Sie kam später, eine herzliche, einfache, gar liebe Frau von klarem Verstande; mit ihr kamen die Kinder: ein aufblühendes fünfzehnjähriges Mädchen, sehr hübsch, ein flinker, zutraulicher Knabe von zwölf Jahren, den ich gerne gleich mitgenommen hätte, und noch ein kleines wildes Mädchen; die ganze Familie gar liebenswürdig, das Hauswesen recht bürgerlich ordentlich, einfach und überall reinlich. Das alles spricht für den moralischen Sinn von Görres; nicht bei allen geistreichen Menschen ists so. Mittags waren wir mit Görres, dem Präsidenten Meusebach und einem früheren Lützower bei dem Generalprocurator Eichhorn. Görres und der Präsident von Meusebach geleiteten uns dann auf den Ehrenbreitenstein und ließen als kundige Führer uns zwischen den Trümmern der zer-

sprengten Festung unaussprechlich schöne Blicke hinab in das Thal thun. Meusebach hatte seine große Freude an Matthias und jagte ihn von einem Felsen zum andern; das sei nichts weiter, meinte Görres, als eine literarische Liebhaberei an dem Enkel von Claudius, welchen Meusebach übrigens nicht recht zu würdigen wissen würde, bis ihm dessen Werke statt in Octavbänden in einem mächtigen Folioband oder gar auf Pergament geschrieben vorgelegt würden; das Alterthümliche des Formats, des Druckes und Einbandes entscheide bekanntlich bei den Herren Antiquaren über den Werth eines Buches. Den Abend brachten wir in belebter Gesellschaft bei Görres zu.

An politischen Gesprächen konnte es in Görres' Nähe und in der damaligen Zeit am Rhein nicht fehlen. Kaum fünf Vierteljahre waren seit der Besitzergreifung des Landes und jenem Aufrufe des Königs an dessen Bewohner verflossen; alles war noch im ersten Werden und Einrichten, und schon trat unverkennbar ein tiefer Riß zwischen der Bevölkerung und der Regierung hervor. Die Regierung wollte das Land nicht als ein erobertes, sondern als ein befreites behandeln, wollte die Deutschland lange entfremdeten Gemüther schonen, ziehen und gewinnen, aber im Großen zaghaft, war sie im Kleinen oftmals kleinlich durchgreifend und verletzend. Die Bevölkerung dagegen zeigte sich nicht abgeneigt, es Preußen als eine ihm von der neuen Provinz erwiesene Gunst anzurechnen, daß sich dieselbe die Verschmelzung mit dem großen und ruhmvollen Staat gefallen lasse, und betrachtete es wie eine Art Undankbarkeit, wenn die Regierung ihre Stellung zur Rheinprovinz nicht wie eine von den Bewohnern empfangene Gabe, sondern wie ihr gutes, durch eigene Kraft erworbenes Recht behandelte. Schon in Köln war Perthes sehr aufmerksam auf die hervortretenden Gegensätze gewesen und theilte seine Bemerkungen dem Präsidenten, Grafen zu Solms-Laubach, mit. Ich fand in ihm, schrieb er, einen einfachen, biederen, offenen Mann, welcher mancher Klage über Hemmungen des Guten Luft machte. Doch böten sich in Köln, sagte er mir, der Regierung viele Mittel dar, um Liebe zu gewinnen; Anstalten für Wissenschaft und Kunst würden hier gedeihen; die Kölner hätten Sinn für die große Geschichte ihrer Stadt und deren Denkmäler und erkennten es mit Dank, wenn die Regierung auf diesel-

den aufmerksam würde. Noch sei großer innerer Reichthum in der Stadt und viel Gewerbthätigkeit. — In Koblenz aber blickte Perthes tiefer in das schon leidenschaftliche Getriebe. Görres, dessen rheinischer Mercur bereits im Anfange des Jahres unterdrückt worden war, sprach von der Denkschrift, die er einige Wochen zuvor dem Könige und dem Fürsten Hardenberg eingereicht hatte. Die Regierung habe die Verheißungen gebrochen, sagte er, welche sie bei der Besitzergreifung gegeben. Von allen höheren Regierungsämtern würden die „Eingeborenen", namentlich die des linken Ufers ausgeschlossen; unter den neunzehn Mitgliedern und Beisitzern der Regierung in Koblenz befänden sich nur zwei Katholiken und Rheinländer. In Köln und Aachen sei das Verhältnis ähnlich. Die weitschweifigen, lähmenden, geisttödtenden Formen der Preußen würden dem frischen Volke des Rheins aufgezwängt; das Gericht durch Geschworene und die öffentliche Rechtsverhandlung wolle man beseitigen und Stände führe man nicht ein. Unter solchen Umständen sei es kein Wunder, wenn das Volk den gegenwärtigen Zustand mit dem unter französischer Herrschaft zu vergleichen beginne und eine trübe, dumpfe Stimmung und allgemeine Unzufriedenheit die Gemüther ergriffen habe. — Der heutige Mittag war sehr lebhaft und interessant, heißt es in Perthes' folgendem Briefe aus Koblenz; Meusebach und ein eiserner Kreuzritter, welche die Preußenpartei gegen den Rhein-Görres bildeten, nannten alle aus der Revolution hervorgegangenen liberalen Ideen und Institute Napoleonismus, und der sei es eigentlich, den die Rheinländer liebten und den sie nicht fahren lassen wollten. — Lithauer seid Ihr, rief ihnen dagegen Görres zu, Lithauer, denen die Leibeigenschaft noch an der Ferse klebt. — Diese wechselseitige gute Meinung haben Rheinländer und Preußen nicht bloß dann, wie mir scheint, wenn sie miteinander zu Tische sitzen. Echte deutsche Kleinhändler sind doch diese Rheinländer, und zwar in demselben Sinne, in welchem man die Krähwinkler Kleinstädter nennt. An Sprache, Sitte und Art sind sie wunderbarer Weise ungeachtet der zwanzigjährigen französischen Herrschaft durchaus deutsch geblieben, aber Deutschland kennen sie über Frankfurt hinaus nicht; für wichtig halten sie nur ihre Verhältnisse, für schön nur ihr Land, für liberal nur ihre Ansichten; jenseits Frankfurt fängt ihnen die Barbarei

an, von welcher ſie nur gelegentlich einmal mit mitleidigem Herabſehen Kenntnis nehmen. Die Kölner ſind mir am liebſten; in ihnen iſt neben dem Kleinländiſchen etwas Großſtädtiſches geblieben aus der alten Zeit, in welcher auch Städte Fürſten waren; ſie haben und ſie allein haben eine Geſchichte und deshalb Reſpect vor ſich und können ihn haben. Koblenz und Düſſeldorf ſich durch Liebe anzueignen wird den Preußen ſchwer werden; es liegt in dem Volke etwas ſo Zerſtreutes, über alles leichthin Räſonnierendes, was auch in der Religion ſich ausſpricht. Nach Münſter und Weſtfalen hin paßt der Katholicismus; dort iſt er wie zu Hauſe, wie dort gewachſen; am Rhein iſt er wie ein von außen zufällig Gebrachtes, wie ein Auf- oder Angeſetztes und daher ſchnörkelhaft. Mitten in dieſes Weſen hinein fangen nun unſere proteſtantiſchen Bibelgeſellſchaften an zu arbeiten, um den Katholiken Bibeln „beizubringen", und zwar oft durch Mittel, die wir, wenn Katholiken ſie anwendeten, jeſuitiſche Proſelytenmacherei nennen würden. Unendlich viel wird für die Zukunft des ganzen Landes und für ſeine Stellung zu Preußen von der Perſönlichkeit der Biſchöfe abhängen, die nun eingeſetzt werden ſollen. Man ſpricht von Kaspar Droſte und von Sailer. Wie vieles an Arbeit, Einfluß und Förderung werden ſie dem Gouvernement abnehmen können, wenn ſie wollen! Von Görres habe ich heute Abend Abſchied genommen. Das Uebergewicht ſeines Geiſtes wird jeder, der ihn reden hört, bald gewahr werden, aber auch viel Unſicheres in ſeinen Anſichten. Nach ſeinen Schriften und Briefen hatte ich zwar Geiſtesſprünge, gewagte Behauptungen, zuckende Blitze der Phantaſie und des Witzes erwartet, aber nicht das ſich ſelbſt oft widerſprechende, recht eigentlich revolutionäre Räſonnieren. Görres weiß gewiß nicht, was er will. In ihm iſt etwas Poſitives, aber ſeine Zeit und ſein Land und ſeine Stadt haben ihm eine leidenſchaftliche, nicht würdige Oppoſition eingepflanzt. Von unſerem Vaterlande kennt auch er über Frankfurt und Heidelberg hinaus nichts.

Um in Naſſau den Freiherrn von Stein zu ſprechen, wählte Perthes den Weg nach Frankfurt nicht über Bingen und Mainz, ſondern über Ems und Wiesbaden. Von Ems aus kommend erblickt man, heißt es in Perthes' ferneren Briefen, auf einem vorſpringenden Berge

die Ruine des Stammſchloſſes der Naſſauer, unter ihr, aber auch noch hoch auf einem Felſen die Trümmer der Burg Stein; unten im Thal windet ſich die Lahn durch reizende Wieſengründe; eng im Grunde liegt das alte Städtchen Naſſau und nahe daran Stein's jetziges Schloß. Ich ließ mich bei ihm melden und er empfing mich ſehr freundlich, wie einen alten Bekannten von unſerem Zuſammentreffen im December 1813 her, und commandierte zum Sitzen. Sie wollen nach Wien, was wollen Sie dort, was wollen Sie bei mir? Sicher kommt der, welcher nicht beſtimmt weiß, was er bei Stein will, baldigſt wieder zum Zimmer hinaus. Ich legte ihm in wenigen Worten meine Abſichten dar; mit Geiſt und Herz ging er ſogleich auf das ganze Verhältnis ein. Dann fragte er mich nach dem Zuſtande unſerer Städte und ob in den Hamburger Senat friſches neues Blut gekommen ſei; die Perücken, die er ſonſt von dort geſehen habe, hätten ihm kein Vergnügen gemacht. Meine Bemerkungen über die Rheinprovinzen billigte er, aber er hege die beſte Hoffnung, daß ſich dieſelben dennoch mit der Zeit in den preußiſchen Staat verwachſen würden. Allerdings wären durch Unentſchloſſenheit und Veränderlichkeit große Misgriffe von den preußiſchen oberſten Behörden gemacht, aber auf das Gute hinwirkend ſei die Regierung, und die oberen Beamten in der Provinz wären ohne Ausnahme verſtändige, brave, deutſche Männer und der Mehrheit nach auch kraftvoll und thätig. So vieles ſei noch nicht geordnet und ſo viele Stellen für eingeborene Rheinländer ſeien noch vorhanden, daß die Klagen über Zurückſetzung wenigſtens ſehr voreilig ſeien. In Koblenz würde am allermeiſten geklagt und gelärmt, und doch ſei die ganze Stadt nur Bagage, die ohne Beamte und Garniſon verhungern müßte. Görres ſei ein Genie, ein gelehrter und rechtſchaffener Mann, aber er habe ſich nicht rathen laſſen, und der Staatskanzler habe keine Möglichkeit gehabt, ihn zu halten. Uebrigens würden in und außer Preußen noch Dummheiten und Schlechtigkeiten genug begangen werden, aber es wäre in der Welt nie anders geweſen und werde auch nie anders ſein. Doch auch in Frankfurt werden Sie ſehen, fügte er hinzu, daß ſich auch Gutes vorbereitet in Deutſchland, und das iſt ein Glück für Europa; denn die bisherigen Erhalter der Freiheit, die

Engländer, werden es schwerlich lange noch sein. Stein bat mich zu Mittag zu bleiben und begleitete mich, als ich es ablehnen mußte, auf den Hof, um mir einen im Bau begriffenen steinernen Thurm zu zeigen. Als ich ihm sagte: Das wird wohl ein Zwing-Uri, aber nicht gegen das Volk, sondern für das Volk, lachte er herzlich, schüttelte mir die Hand und ich verließ freudig den Mann, der nach so großen Erfahrungen noch so frisch für alle Eindrücke ist und hohen Muth für die Zukunft besitzt, obschon ihm so vieles, was er erstrebte, scheiterte und er so oft vor Fürstenwillen oder vor der Mehrheit im Rathe der Staatsmänner zurücktreten mußte mit dem Guten, was er durchsetzen wollte. Gestern fuhren wir noch bis Wiesbaden und sind heute Morgen, den 4. August, hier in Frankfurt angekommen.

Perthes' Aufenthalt in Frankfurt, Heidelberg und Stuttgart.
4. August bis 20. August 1816.

In Frankfurt fand Perthes Briefe vor, die ihm die Nachricht einer plötzlichen und heftigen Erkrankung Carolinens brachten. Schon war er zur schleunigen Rückreise entschlossen, als Caroline selbst ihm mittheilte, daß die Gefahr vorüber sei. Wie soll ich Dir danken, schrieb sie, für Deine Briefe und für den lebendigen Genuß, den ich durch sie habe? Wenn Du mich noch nicht ganz hättest, so wollte ich mich jetzt Dir ganz geben und schenken. Du glaubst nicht, wie erfüllt von Dank ich bin. Heute habe ich schon wieder Nachricht von Dir und bin noch so voll Lust und Freude über Deine Briefe aus Köln und Koblenz. Sie sind mir lebendige Bilder Deines inneren Lebens und Webens für den Augenblick und mir unaussprechlich lieb. Von manchen Sachen kann ich wirklich gar nicht glauben, daß Du sie nur erzählst und ich sie nicht selbst gesehen habe. Rubens' Bild des Petrus wankt und weicht Tag und Nacht nicht von mir, und doch ist es zu gräßlich schön, um es immer vor Augen haben zu können. Auch gegen Gott bin ich dankbar, daß er es Dir so wohl werden läßt, nachdem Du Jahre hindurch Dich müde gearbeitet hast.

Beruhigt und erfreut durch dieſe Briefe, konnte Perthes ſich ungeirrt den mannigfachen Eindrücken Frankfurts hingeben. Bei meiner Ankunft fand ich, ſchrieb er, nicht Einen meiner perſönlichen Bekannten und mußte mir ſelbſt meine Wege bahnen. Zuerſt ſuchte ich Friedrich Schlegel auf, den ich ungeachtet unſeres langjährigen Briefwechſels nie geſehen hatte: ein fetter, runder Mann mit feurigen Augen, die dennoch kalt aus ihm herausſchauen; derb in der Manier, welches man für eine Art Gradheit halten kann, wenn man will. Er nahm mich ſehr freundlich auf und dennoch fühlte ich mich nicht gedrungen, ihm das Herz zu erſchließen. Mit Buchholz, Du erinnerſt Dich dieſes geiſtreichen, liebenswürdigen Sonderlings aus dem Jahre 1813, brachte ich den Abend bei Schlegel zu. Frau von Schlegel machte auf mich einen ſehr guten Eindruck. Schwere Lehrjahre mag ſie überſtanden haben; jetzt aber hat ſie, wie mir vorkommt, mit Geiſt und Kraft überwunden und erſcheint als eine einfache und verſtändige Hausfrau. Canonicus Helfrich, der bekannte Orator des Pabſtes auf dem Wiener Congreß, war in der Geſellſchaft, ein lebhafter, geiſtreicher, offenherziger Mann, der mir Vertrauen abgewann. Bald wendete ſich das Geſpräch den gegenwärtig vorliegenden großen Fragen zu und ich lernte an dieſem Abend ſchon die katholiſche Auffaſſung derſelben kennen, die mir in den folgenden Tagen noch deutlicher wurde, als ich wiederholt mit dieſen Männern und mit den beiden Brüdern Chriſtian und Friedrich Schloſſer, die mich mit alter Herzlichkeit aufnahmen, zuſammen geweſen war. Schlegel, welcher wohl eine bedeutende perſönliche Wirkſamkeit in den Bundesverhältniſſen zu erhalten denkt, äußerte, daß der erſte Act am Bundestage ein Act der Gerechtigkeit für die katholiſche Geiſtlichkeit des linken Rheinufers ſein müſſe, welche unter der franzöſiſchen Herrſchaft in Armuth faſt verſchmachtet ſei. Helfrich bemerkte hierzu, daß auch von Seiten Roms an Hilfe für die darbenden Geiſtlichen gedacht werde. In jeder Diöceſe nemlich ſolle nach dem Willen des Pabſtes eine Bibliothek namentlich kirchenhiſtoriſcher Werke und Predigten aller Confeſſionen angelegt werden, weil nach Zerſtreuung der Kloſterbibliotheken die armen Pfarrer ohne ein ſolches Hilfsmittel jede Möglichkeit kirchlich-wiſſenſchaftlicher Ausbildung entbehren würden. Um

so dringender sei jetzt, meinten die anderen, eine solche äußere und innere Kräftigung des Clerus nothwendig, als unter den katholischen Priestern selbst Neuerer verschiedener Art hervorgetreten wären. Einerseits wolle Sailer und seine Anhänger zugleich mit von Meyer, Schubert und anderen versuchen, für die Gemeinschaft der Heiligen aller Confessionen eine sichtbare Gestalt herzustellen; anderseits arbeite von Konstanz aus der Generalvicar Wessenberg eifrig an der Vereinigung aller deutschen Bischöfe unter einem deutschen Patriarchen. Würde in Deutschland dieses Patriarchat hergestellt, so könne eine Losreißung von Rom, also ein Ausscheiden Deutschlands aus dem festen Zusammenhange mit der katholischen Kirche und eine Herrschaft der Landesherren über die Bischöfe nicht ausbleiben. Um die Kirche frei von den Fürsten zu erhalten, müßten die Bisthümer Rom unmittelbar untergeordnet bleiben und ohne Rücksicht auf die Grenzen der Staaten angeordnet werden, so daß ein Territorium zu drei, vier verschiedenen Bisthümern gehören und ein Bisthum in drei, vier verschiedenen Territorien liegen könne. Nicht Landesbischöfe dürften die Bischöfe sein und nicht von einem Staatsgehalt, sondern von eigenem, wenn auch geringem, Vermögen leben. Arm soll die Kirche sein, äußerte Helfrich, die Kirche hat ein Recht auf Armuth, und dieses ihr gutes Recht ist auch von den deutschen Prälaten nicht geachtet, welche, reich geworden, die Freiheit der Kirche gebrochen haben. So weit ist es gekommen, daß die öffentlichen Stimmen der protestantischen Geistlichen sich jetzt richtiger und sicherer über die kirchlichen Verhältnisse aussprechen, als die katholischen; er habe, fügte Helfrich hinzu, die Acten gesammelt und nach Rom gesendet. Nun wohl bekomms! Auf meine Frage, wie einer solchen unabhängigen Einheit der katholischen Kirche gegenüber die Stellung der Protestanten in Deutschland zu denken sei, merkte ich wohl, daß die Herstellung eines corpus evangelicorum schon vielfach verhandelt ist. Die katholischen Politiker scheinen gegen ein solches politisches corpus an sich kein Bedenken zu haben; aber sie wollen, daß es wie zur Reichszeit unter Sachsens Vorsitz bestehe, und da sie wissen, daß das jetzt unmöglich ist und daß Preußen an die Spitze treten werde, so sind sie aus diesem Grunde gegen die Herstellung. Ueberhaupt scheinen sie das

Recht der Protestanten ganz ähnlich wie das der Juden anzusehen; auch den letzteren will Schlegel alle Rechte im Staate mit Ausnahme der ständischen eingeräumt wissen. Ihr Protestanten steht außerhalb der Kirche wie die Juden, sagte er mir, und habt daher gar kein Recht, gegen sie zu reden. Wie verschieden ist doch trotz aller äußeren Einheit der Katholicismus, den ich in Münster, in Koblenz und nun in Frankfurt gesehen habe! Hier in diesem geistreichen Kreise tritt die Furcht vor dem Einflusse des Protestantismus am meisten hervor.

Perthes war in großes Erstaunen über die Urtheile gesetzt, die er in diesen Kreisen über Sailer gehört hatte, und wendete sich, um nähere Auskunft zu erhalten, an den Grafen Friedrich Leopold Stolberg. Ich weiß wohl, antwortete dieser, daß und warum Sailer bei einigen strengen Katholiken im Verdacht steht. Zum Theil macht der Verdacht ihm Ehre, zum Theil hat er sich ihn selbst durch eine gewisse angenommene Manier zugezogen, diese aber legt er schon seit einigen Jahren mehr und mehr ab. Er hat sich um Erhaltung lebendiger Religiosität in Baiern wie früher in Schwaben in hohem Grade verdient gemacht; angefochten von Zeloten und verfolgt von Illuminaten, ist er, sichtbar von Gott gesegnet, den graden Weg fortgegangen.

Eben so sehr beinahe wie in den katholischen Kreisen Frankfurts sah sich Perthes unter den Männern, die als die eifrigsten Protestanten angesehen wurden, zum Widerspruche gereizt. Ich nenne vor allen, schrieb er, den Senator Johann Friedrich von Meyer, denselben, der unter dem Zeichen imo die Recensionen über Jacobi, Goethe und Claudius in den Heidelberger Jahrbüchern geschrieben hat, an denen wir so große Freude hatten. Mit achtungsvoller Erwartung trat ich ihm entgegen, fühlte mich aber entschieden abgestoßen und war nach wenigen Minuten schon in heftigem Streite mit ihm. Er macht sogleich den Eindruck eines bedeutenden, geistvollen Mannes, aber eben so bald reizt er im Gespräche durch die Anwendung kleinlicher Fechtkünste, zu deren Unterstützung er stets eine Menge Bibelstellen bei der Hand hat. Er ist gewiß ein wirklich frommer Mensch und voll wahrer Demuth gegen Gott, aber was er spricht, spricht er im Namen Gottes und mit Stolz gegen Menschen. Rom ist ihm der Antichrist,

Stolberg ein Abgefallener, der nicht weiß, was die Gnade Gottes ist, aber auch jede andere christliche Kirche ist ein nur Aeußerliches und nur gut im Vergleiche mit Rom. Innerhalb dieses Verderbnisses aller Kirchen haben die Erweckten nur danach zu trachten, sich selbst und die Ihrigen zu bewahren und untereinander in Verbindung zu bleiben, bis der Herr erscheint und seine Kirche sichtbar herstellt. Den Bauer Adam Müller, dessen politische Prophezeiungen wir vor einigen Monaten lasen, hält Meyer für einen Seher, der sich aber in der Auslegung seiner Gesichte und über die Zeit ihres Eintretens irren könne. Meyer selbst sieht im Geiste, wie er sagt, einer großen Revolution der Menschheit, noch bevor die jetzige Generation vergangen ist, entgegen; am Euphrat werde ihr Ausgang entschieden werden. Meyer ist aus einer reichen Frankfurter Familie, ist Jurist und hat einen sehr wunderlichen Lebensgang hinter sich. Allgemein wird er als durchaus rechtschaffener Mann, als tüchtiger Gelehrter und sehr thätiger und erfahrener Beamter geschätzt. Mit Meyer brachte ich einen Mittag bei dem Hauptmitgliede der hiesigen Bibelgesellschaft zu; ich mag kein Urtheil äußern; mir sind diese peinlichen Pedanten der Frömmigkeit so wenig angenehm, daß es mir schwer wird, gerecht gegen sie zu sein. — Wie kann man, antwortete Caroline auf diese Mittheilungen, den Bauer Adam Müller für einen Erwählten Gottes halten und zugleich auch wieder Irrthümer in dessen Offenbarungen annehmen, wenn dieselben nicht recht passen wollen? Warum sollte Gott, wenn er wollte, nicht auch jetzt noch durch Menscheinmund uns Dinge zu unserem Heile kund werden lassen können? Aber so ein dunkler Mischmasch von Offenbarungen und Irrthümern läßt sich unmöglich annehmen. Auch ist die Bibel viel zu groß und viel zu heilig, um ein Rechenbuch zu sein für äußere Begebenheiten, die hier auf dieser Erde mit uns vorgehen. Doch muß man freilich Euer Gespräch selbst mit angehört haben, um richtig urtheilen zu können.

Nicht minder mannigfaltig als die kirchlichen waren die politischen Eindrücke, welche Perthes während seines Aufenthalts in Frankfurt empfing. Frankfurt war seit dem Herbste 1815 der Sammelplatz vieler und verschiedenartiger politischer Personen gewesen. Nach dem

Frieden hatte der ganze Zug der aus Paris nach Oeſtreich, Preußen und Rußland heimkehrenden Generale, Diplomaten und Prinzen ſeinen Weg über Frankfurt genommen. Seit Ausgang des Jahres 1815 war die aus den Geſandten der europäiſchen Großmächte zur Ausgleichung der noch ſtreitigen Gebietsverhältniſſe gebildete Territorialcommiſſion zuſammengetreten und hielt für Oeſtreich den Freiherrn von Weſſenberg, für Preußen Wilhelm von Humboldt in Frankfurt feſt. Eine Menge Menſchen, Männer und Frauen, die eigene oder fremde Angelegenheiten politiſcher Natur zu betreiben hatten, wählten Frankfurt zu ihrem Anfenthalt, wo ſie ſicher waren, einflußreiche Männer aller deutſchen Staaten zu treffen. Der Bundestag zwar, für welchen Frankfurt der Sitz werden ſollte, war nicht, wie urſprünglich beſtimmt, am 1. September 1815 zuſammengetreten; ein Schreiben Metternich's hatte vielmehr im December die Eröffnung desſelben auf unbeſtimmte Zeit hinausgeſchoben: aber die Bevollmächtigten für den Bundestag, welche von den meiſten deutſchen Regierungen bereits Ende 1815 nach Frankfurt geſendet waren, behielten dort ungeachtet jenes Schreibens ihren Wohnſitz und warteten die weitere Entwickelung der Dinge ab. Als nun Monat auf Monat verlief und dennoch kein Zeitpunkt für die Eröffnung des Bundestages beſtimmt ward, ließen ſich die Zweifel darüber nicht länger unterdrücken, ob es den beiden deutſchen Großmächten auch wirklich Ernſt mit der Bundesverfaſſung ſei. Der Bundestag kommt noch nicht zu Stande, hatte am 28. Juni ein ſehr unterrichteter Mann an Perthes nach Hamburg geſchrieben; die großen deutſchen Mächte wollen ihn im Grunde nicht und unſere vaterländiſchen Sachen liegen ſo eingerichtet, daß ſie ihn nicht wollen können. Ob man ihn aus Verlegenheit dennoch anfangen wird, das iſt die Frage; aber bald geſchieht es gewiß nicht: niemand weiß ſeine Rolle dazu, auch Graf Buol hat noch keinen Schatten von Inſtruction. Zudem können die ſchwebenden Territorialfragen noch ein Jahr und länger ſchweben; es braucht nur irgend ein Bevollmächtigter, wie ſeit Monaten der ruſſiſche thut, nähere Weiſungen ſeines Hofes abwarten zu wollen, um alles ſtill zu ſtellen. — Auf Oeſtreich zwar glaubten die meiſten rechnen zu können — hatte der Wiener Hof doch ſchon kurz nach dem zweiten Pariſer Frieden den Freiherrn von Albini und nach deſſen Tode den Grafen von

Buol-Schauenstein als Bevollmächtigten für den Bundestag nach Frankfurt gesendet. Preußens Haltung dagegen schien nicht grade auf den besten Willen für Durchführung der Bundesacte zu deuten. Zwar befand sich Wilhelm von Humboldt als Mitglied der Territorialcommission und Herr von Otterstädt als Geschäftsträger bei der Stadt Frankfurt an Ort und Stelle; aber für den Bundestag war bis zur Mitte des Sommers 1816 kein Bevollmächtigter ernannt, und als Anfang Juli Herr von Hänlein in dieser Eigenschaft erschien, verbreitete sich zugleich das Gerücht, daß derselbe binnen kurzem wieder zurückgerufen werden würde. Manche, die Preußen mit Argwohn zu betrachten lange schon gewohnt waren, glaubten nun, daß dasselbe sich mit Oestreich über die künftige Stellung im Bunde nicht verständen könne und besondere Ziele verfolge; ihnen schien die Zukunft Deutschlands jetzt ungewisser als je. In dieses Fürchten und Meinen hinein traf den meisten unerwartet in der zweiten Hälfte des Juli die als amtlich angesehene Erklärung der Frankfurter Zeitungen, welche die feierliche Eröffnung des Bundestages als nahe bevorstehend verkündeten. Lebhafte Bewegung bemächtigte sich sogleich der zunächst Betheiligten; von allen Seiten eilten die Bevollmächtigten aus den benachbarten Bädern und von kleinen Reisen zurück. Die ersten Tage des August waren für Frankfurt Tage der größten Spannung, und grade in diesen Tagen traf Perthes ein und brachte eine vielfach bewegte Woche in Frankfurt zu.

Die einheimische Bevölkerung machte in der aufgeregten Zeit keinen günstigen Eindruck. Frankfurt ist, schrieb Perthes, in seiner Gesamtheit wie unser Senat. Sie wollen unthätig den Ausgang der Dinge abwarten, um nur ihr Ich ohne Opfer zu retten. Diese Selbstsucht führt zur Kleinlichkeit und gräbt sich in unseren Tagen selbst ihr Grab. — Es war indessen nicht die Frankfurter Bürgerschaft, welche damals in Frankfurt die Aufmerksamkeit erregte; die städtischen Verhältnisse traten vielmehr den deutschen Fragen gegenüber gänzlich in den Hintergrund, welche jetzt zur Verhandlung gebracht werden sollten. Aus dem öfteren Zusammensein mit den Hannoveranern von Martens und von Strahlenheim, den Mecklenburgern von Oerzen und von Plessen, dem oldenburgischen Gesandten von Berg, dem säch-

ſiſchen Legationsrath Gebhard, dem luxemburgiſchen Bevollmächtigten Freiherrn von Gagern, welche ihm zum größten Theil ſchon aus früherer Zeit näher bekannt waren, erhielt Perthes, ſo wie aus den Mittheilungen ſeines Freundes Smidt ein lebendiges Bild der zahlloſen ſich durchkreuzenden Erwartungen, Hoffnungen und Befürchtungen jener Tage; aber es wurde ihm auch gewiß, daß die Bevollmächtigten der kleineren Staaten ſich in völliger Unkenntnis über die gegenwärtige Lage der Dinge befanden. Selbſt damals noch wußten ſie nicht, ob der Bundestag in Tagen oder in Monaten eröffnet werden würde. Wilhelm von Humboldt, den Perthes ſchon aus früherer Zeit perſönlich kannte, nahm ihn ſehr freundlich auf und ging mit großem Ernſte und Eifer auf ſeine Abſichten für den Buchhandel ein. Nach einem Mittage, den Perthes in deſſen Familie mit den Legationsſecretären Graf Flemming und von Bülow zugebracht hatte, ſchrieb er: Es iſt doch ein gewaltig Ding um einen Mann von wahrer, großer, menſchlicher Bedeutung; nirgends fühlt man ſich ſo frei, nirgends ſo angenehm; durch allen Witz, durch alle geiſtreichen Einfälle hindurch, in denen Humboldt nicht weniger als ſeine Frau ſpricht, tritt dennoch immer wirkliche und wahre menſchliche Größe hervor und mein alter, oft verlachter Glaube, daß dieſer Mann hinter der eiſigen Kälte und den beißenden Sarkasmen ein tiefes, warmes Gemüth, einen ernſten guten Willen und ein lebendiges Gefühl für Deutſchland trägt, iſt mir befeſtigt worden. Ueber Preußens künftige Stellung im Bunde äußerte er ſich nicht und es iſt mir nicht ganz unwahrſcheinlich, daß auch ihm die nächſten Schritte, die Preußen thun wird, unbekannt ſind. Otterſtedt ſpricht zwar viel, weiß aber wenig. Die meiſten ſind der Meinung, daß nur das Ausbleiben des preußiſchen Geſandten die Eröffnung des Bundestages ſo lange verzögert habe. Nun iſt zwar Herr von Hänlein eingetroffen, ſoll aber, wie es heißt, durch Graf Goltz oder Humboldt noch vor der Eröffnung erſetzt werden. So wenig die anweſenden Preußen über die Anſichten und Abſichten ihrer Regierung reden, ſo viel und ſo abſichtlich, wie es ſcheint, ſprechen die Oeſtreicher. Die öſtreichiſche Geſandtſchaft tritt im Aeußeren großartig und würdevoll auf; an der Spitze Graf Buol-Schauenſtein; unter ihm vier Legationsräthe von Rang und

mehrere Zugeordnete; außerdem befindet sich noch Herr von Wessenberg als Mitglied der Territorialcommission hier. Merkwürdig waren mir schon Schlegel's Aeußerungen über Görres, dessen Zerfall mit der preußischen Regierung er sehr gut kennt; er rühmte ihn laut in größerer Gesellschaft wegen seiner Ansichten über Kaiser und Reich: unter allen Stimmführern des Tages sei er der einzige, bei welchem Wahrheit und Freiheit zu finden sei. Graf Buol-Schauenstein, zu welchem Smidt mich führte, ging sogleich auf die deutschen Verhältnisse ein. Lange sei es in Wien schmerzlich empfunden, sagte er, daß man von der deutschen Nation übel angesehen sei, und man könne sich nicht sogleich in die jetzt günstig veränderte Stimmung finden. Oestreichs Absicht gehe auf ein gesamtes Deutschland; aber in demselben sollte jeder Stamm, jeder Staat und jede Provinz seine Stimme laut werden lassen können; deshalb habe Oestreich die östreichischen Stände wieder belebt, sie in Tirol wieder hergestellt und auch das kleine Salzburg mit keiner andern Provinz vereinigt. Aus dieser Vielheit in Oestreich und in den anderen deutschen Staaten müsse aber die Einheit für die Deutschen gebildet werden; deshalb dürften die Truppen der deutschen Staaten nicht, wie Preußen wolle, den Truppen Oestreichs und Preußens angeschlossen, sondern müßten, mit diesen vereint, zu einem selbständigen deutschen Heere aufgestellt werden. Der Bundestag werde, sobald er zusammengetreten sei, die Einheit nach allen Seiten hin schon ausmitteln, und wenn Preußen, sagte Graf Buol, seinen Gesandten nicht bald ernennt, so eröffne ich den Bundestag auch ohne Preußen. Es sei ein großer Irrthum, zu glauben, daß Oestreichs eigentliche Macht und eigentliches Interesse außerhalb Deutschland liege. Oestreich habe zehn Millionen Seelen, also mehr als Preußen, im Bunde; die Böhmen hätten sich originell und gediegen zu einem deutschen Volksstamm ausgebildet; zwei Millionen Deutsche und eine durchaus deutsche Bildung besäße Ungarn und man werde doch nicht eifersüchtig sein wollen auf Norditalien, dessen Besitz zur Sicherung Deutschlands durchaus nothwendig geworden sei. Wie hoch Oestreich das Deutsche achte, habe es wiederholt gezeigt. Das Interesse der Monarchie fordere die Verlegung der Residenz nach Ofen; statt dessen aber habe man das deutsche Wien noch

durch die Gründung der Nationalbank aufs neue gekräftigt; mit protestantischen Prinzessinnen hätten sich die Erzherzöge vermählt, ohne sie zur katholischen Kirche hinüber zu ziehen. — So viel ist gewiß, bemerkte Perthes, daß sich die Oestreicher mit Absicht in dieser Weise aussprechen und daß sie in Frankfurt ihren Worten eine andere Färbung geben, als in Wien. Aber schon das ist gut, daß man wünscht, eine solche Meinung von sich in Deutschland zu erwecken, und die Persönlichkeit so manches Bundestagsgesandten macht es gewiß, daß Dinge zur Sprache kommen werden, die, einmal ausgesprochen, nicht wieder untergehen können und Deutschland immer neuen Odem einhauchen müssen.

Als Perthes eine Woche in Frankfurt zugebracht hatte, entschloß er sich zur Abreise. Ich bin, schrieb er, des Sprechens und Hörens, des vielen Essens und Trinkens und des Ueberschusses an Geist und Witz herzlich müde, und obschon ich noch manchen bedeutenden Mann gerne sehen möchte, will ich fort. Nach Wien habe ich Briefe aller Art hier erhalten. Schlegel, den ich heute frühstückend bei Smidt traf, fragte mich, nachdem er Smidt sämtliche aus Bremen erhaltene neue Heringe aufgespeist hatte, aufs Gewissen, ob ich Maurer oder Mitglied einer anderen geheimen Gesellschaft sei, und empfahl mich, als ich die Frage verneinen konnte, dem Director der Polizei in Wien, Hofrath von Ohms. Nun geht es zu den Vierfürsten im Süden, nach Darmstadt, Baden, Würtemberg und Baiern.

Als Perthes Montag den 12. August Mittags Frankfurt verlassen hatte, schaute er am Sachsenhäuser Thurm noch einmal zurück auf die weite, von dem silberglänzenden Flusse durchzogene Ebene, die sich mit ihren zahllosen Orten und Städten in üppiger Fruchtbarkeit vor dem Taunus hinstreckt. Von hier aus wird man erst gewahr, schrieb er, wie prachtvoll die Lage Frankfurts ist. Wunderlich durchkreuzten sich bei dem Blick auf die ausgebreitet daliegende Stadt Erinnerungen an ihre alte große Historie und an das Durcheinander der Bestrebungen, die sich jetzt für Deutschland und Europa wirbeld dort umdrehen und reiben. Unmittelbar hinter dem Sachsenhäuser Thurm beginnt das Darmstädter Gebiet, welches rechtes Flick- und Stückwerk ist: hier die Hauptstadt mit dem alten landgräflichen

Besitzthum, dort das abgesonderte Gießen, und jenseits des Rheines das kurfürstliche Mainz mit Theilen des erzbischöflichen Territoriums. Die kleine Residenz scheint auf gewaltige Größe angelegt zu sein: die Thore stehen eine halbe Stunde vor der Stadt. Da es indessen mit der Größe der Stadt noch nicht recht gelingen zu wollen scheint, so wird vor der Hand wenigstens viel regiert und exerciert und manches für die Wissenschaft und Literatur gethan. Ich ging zu dem Buchhändler Leske und fragte, ob er nicht wisse, wo ehedem Claudius gewohnt habe. Hier in diesem Zimmer, antwortete er. Mein Haus war die Druckerei für die Zeitung, die damals zum Besten der Invaliden unter Claudius' Leitung begonnen ward. Spät Abends sah ich noch einmal das Haus; der Mond schien hell auf die Claudiuswohnung und ich gedachte der kleinen Caroline, die hier vor vielen Jahren spielte. Auf der Bergstraße zwischen Darmstadt und Heidelberg begegneten uns lange Züge Auswanderer, die aus dieser paradiesischen Gegend in die öden Steppen Rußlands von einer ihnen eigenthümlichen Unruhe getrieben werden. Wunderlicher Weise wandern dagegen große Scharen aus dem Breisgau in der Erntezeit zur Arbeit hierher; eine Menge solcher Schnitter und Schnitterinnen trafen wir am Wege und hörten Hebel's Sprache sprechen; die Mädchen, leicht geschürzt an Röcken und an Sitten und sehr hübsch, lebten und schäkerten höchst natürlich mit den Burschen wie im alten Testamente. Heidelberger Studenten, wenn sie in dieses Kanaan kommen, mögen einen harten Stand haben.

In Heidelberg brachte Perthes drei an verschiedenartigen Eindrücken wiederum sehr reiche Tage zu. Sein erster Gang war zu dem ihm von Kiel her befreundeten Professor Thibaut. Unter seiner Leitung sah er das Schloß und den Königsstuhl und erfreute sein Auge an den reizenden Formen der Berge und ihrem üppigen Grün. Die Trauerweide besonders in ihrer unbeschreiblichen Wehmuth und Zärtlichkeit setzte ihn durch die in Norddeutschland unbekannte Mächtigkeit des Wuchses in Erstaunen und das allbekannte Faß ergötzte ihn als eine wackere echtdeutsche Narrheit. Mit Daub und Creuzer, die er früher persönlich nicht gekannt hatte, brachte er einen belebten Abend bei dem Buchhändler Mohr zu und begegnete zu seiner großen Freude

dem Prediger Zimmer, der vor Jahren in Perthes' Handlung gearbeitet, dann in Heidelberg ein eigenes Geschäft gegründet und mitten im Geschäftsleben unter den ungünstigsten Umständen die alten Sprachen gelernt, Theologie studiert und das Examen bestanden hatte. Nun bekleidete er das Pfarramt in Worms. Bei meinem lieben alten Zimmer könnte man stolz werden auf die Menschenkraft, äußerte Perthes; man sieht, was sie kann, wenn sie nur will.

Damals hielten sich noch die Brüder Boisserée und Bertram in Heidelberg auf. Sie hatten in der Zeit, in welcher Deutschland unter Napoleonischer Herrschaft für immer verloren schien, die Hoffnung auf eine bessere Zukunft bewahrt und alle ihre Kräfte daran gesetzt, um der Nation die Werke ihrer großen Meister vergangener Jahrhunderte zu bewahren, als sie nach Plünderung der Kirchen und Klöster zerstreut und verschleudert zu werden drohten. Dürer und Holbein, Hemmling und van Eyck sollten zugleich mit unserer Literatur den nationalen Sinn der Deutschen erhalten, kräftigen und bilden helfen. Nun nach errungener Freiheit harrte die von den Brüdern gleichsam ad depositum genommene Sammlung einer königlichen Hand, durch welche sie in entsprechender Aufstellung vielen zugänglich gemacht werde. Perthes war gleich am ersten Tage seines Aufenthaltes zu den beiden Brüdern gegangen. Sulpice Boisserée kenne ich, schrieb er an seinen kunstverständigen Freund Speckter, schon seit seinen Jünglingsjahren, die er in Hamburg bei Reimarus zubrachte; seit jener Zeit habe ich ihn öfter gesehen und jedesmal ist er mir lieber geworden; beide Brüder sind nicht nur geistvolle und kenntnisreiche, sondern auch edle und liebenswürdige Männer. Die Sammlung ist jetzt aus Mangel an einem geeigneten Raum fast unzugänglich; ein Bild lehnt über das andere und ich kann für die Freundlichkeit nicht dankbar genug sein, mit welcher die Eigenthümer sich der Anstrengung, sie mir zu zeigen, unterzogen haben. Euch Kennern gegenüber behaupte ich hartnäckig mein Recht als Beschauer; Meister, Schule, Zeichnung, Pinselstrich, Colorit legt sich Euch gar oft als dicker Nebel über den Geist und die Schönheit des Bildes, und der wirklich dichterische Maler wird, mit Deiner Erlaubnis sei es gesagt, lieber für uns malen als für Euch. Jene flach und ohne Perspective auf Goldgrund ge-

malten Bilder wenigſtens werden ſich vor Eurem „kaum gemalt" ſcheu zurückziehen, aber hingegeben aus dem Herzen, wie ſie ſind, werden ſie in ihrer Kindlichkeit, Bildlichkeit und Andacht uns Laien gerne zur Freude werden wollen. Damit ſoll übrigens nicht geſagt ſein, daß wir die wunderbare Größe nicht ſpürten, welche in den Werken der großen Meiſter lebt. Mir wird Hemmling's heiliger Chriſtoph nie wieder aus dem Sinne kommen und ich kann mir ſehr wohl eine Vorſtellung von der Art des Eindrucks machen, der Goethe bei dem Anblicke des Bildes zu dem Ausrufe drängte: Wäre ich nicht ein ſo alter Heide, das Bild würde mich bekehren. Boiſſerée's geſchichtliche Belehrungen und treffende allgemeine Bemerkungen waren ſehr unterrichtend und ſind mir oft auch tief ins Herz gegangen.

Wie mit Thibaut und Boiſſerée war Perthes mit Voß ſchon aus früheren Verhältniſſen näher und perſönlich bekannt. Am Tage nach ſeiner Ankunft in Heidelberg ging er zu ihm, geſpannt auf die Haltung des Mannes in den neuen Umgebungen und unter den neuen Verhältniſſen. Voß ſieht geſund aus, heißt es in ſeinen Briefen, das Morſche in ihm iſt in das Zähe übergegangen. Erneſtine aber iſt müde geworden; es ſcheint mir nicht, als ob ſie noch viele Jahre zu leben habe. Beide nahmen mich freundlich und freundſchaftlich auf und laſſen Dich herzlich grüßen. Der Alte führte mich in ſeinen Garten und war bei den Blumen höchſt liebenswürdig. Ich mußte zu Mittag bleiben. Anfangs ſprach er mit patriarchaliſcher Luiſenhaftigkeit von Gottes ſchöner Natur, von Blumen und Gewächſen, von alten Zeiten und einfachen Menſchen; plötzlich aber fuhr, als Fouqué's Name genannt ward, ein Geiſt des Haſſes, der mich erſchreckte, in den alten Mann: auch dieſen Fouqué, rief er aus, hat die Bubenrotte von Pfaffen und Adelsknechten verführt und wird ihn katholiſch machen, wie ſie Stolberg katholiſch gemacht hat. Dann ſchalt er heftig auf die Kartoffel- und Grützenatur der Mecklenburger und Holſteiner, dann ſprang er über auf Claudius und ſagte, daß er vorhabe, von dem Wandsbecker Boten eine Ausgabe zu veranſtalten, in welcher er alle Pfaffenmärchen tilgen wolle, die der finſtere Geiſt des Aberglaubens dem Wandsbecker eingeraunt habe. Ich ſchwieg lange; auf die letzte Aeußerung aber entgegnete ich, ich dagegen ſei im Be-

griffe, eine neue Ausgabe von Stolberg's Religionsgeschichte in vielen tausend Exemplaren zu machen, und freute mich darüber nicht allein als Verleger, sondern auch weil ich glaubte, daß Stolberg's Werk einen großen und guten Einfluß im ganzen katholischen Deutschland üben werde. Des Alten Antwort war, daß er von Stolberg nichts seit dessen Abfall gelesen habe. Ich suchte abzubrechen; denn über das Katholische und die katholische Kirche mag ich nur mit dem in ein Gespräch mich einlassen, der sich in Demuth dem Glauben an Christus zugewendet hat. Mit ihm kann man von festem Standpunkte aus die auf das Innere des Christenthums gebauten Formen desselben in ihrer Verschiedenheit betrachten, aber mit dem, der in einem selbstverfertigten Religionssystem sich herumdreht, gibt es nur ein müßiges oder heftiges Hin- und Herreden. Nach Tische ging Voß mit mir allein in den Garten; schnell nacheinander besprach er eine Reihe von Männern und nannte sie einen nach dem andern Schleicher, heimtückische Betrüger, Schurken. Ich stand auf und floh. Dem verdienten und dem alten Mann wollte ich nicht nach Gebühr antworten und schweigen durfte ich nicht. Glaube mir, in diesem Hause waltet trotz aller Familienhaftigkeit und Blumenfreude ein Haß, der mich tief ergriffen und erschüttert hat.

Nicht allein aus Voß' Hause, sondern auch aus andern mit diesem nahe verbundenen Kreisen nahm Perthes den Eindruck einer dort waltenden feindseligen Bitterkeit mit fort, der ihn, da sie vor allem auf dem politischen Gebiete hervortrat, bestürzt und besorgt für die Zukunft machte. Mir fällt es hier, schrieb er, wie Schuppen von den Augen; das hatte ich nicht erwartet und gewußt. Grade hier, wo der politische Haß zu einer Zeit, in welcher er vollkommen berechtigt gewesen wäre, nur von wenigen gekannt ward, bricht er jetzt nach Befreiung von Napoleon's Herrschaft in ungezähmter Wuth gegen die eigene Regierung hervor. Nun erst werden mir manche besorgte Aeußerungen, die ich in Frankfurt hörte und überhörte, verständlich. Die badische Regierung hat gewiß den besten Willen für das Wohl des Landes und will auch, obschon es ihr sehr schwer werden soll, der Lust entsagen, freiwillig und willkürlich das Gute, was sie thut, zu thun. Es liegt, wie Thibaut versichert, ein völlig aus-

gearbeiteter Verfassungsentwurf bei der Regierung, den sie nur noch zurückhält, um die Verhandlungen am Bundestage und die nächsten Schritte Würtembergs abzuwarten. Aber um noch ganz andere Dinge handelt es sich hier, wie mir scheint. Thibaut, der nach seiner Ueberzeugung fest an allem Monarchischen, an dem Adel und dem Unterschied der Stände überhaupt hält, wird so sehr angefeindet und ist so beunruhigt über den Zustand des Landes, daß er davon sprach, sich zurückzuziehen und nur der Musik zu leben. — Auf der entgegengesetzten Seite stand damals Martin und übte als Meister vom Stuhl einen großen Einfluß aus. Durch die Maurerei waren Männer der verschiedensten Lebensstellungen und Bildungsstufen nun auch zum politischen Widerstreben miteinander in eine früher unbekannte Verbindung gebracht. Gemeinschaftlich mit Martin hatten Heidelberger Handwerker und Gewerbtreibende, hatte ein Apotheker, ein Strumpfwirker und ein Handschuhmacher die Minister um Herstellung von Ständen mit den ausgedehntesten Rechten gedrängt. Martin's Stellung war hierdurch in Baden so unhaltbar geworden, daß er einem Rufe nach Jena zu folgen sich entschlossen hatte. Martin ist ein Mann, schrieb Perthes, der es weiß, worauf es bei dem Handeln im Leben ankommt, und sich scharf und bestimmt ausdrückt; wäre er nicht doch zu sehr Gelehrter, so könnte er gefährlich werden. Er hat mir wohl gefallen, aber andere Männer dieser Partei sind mir widerlich geworden. Schwarz sehend und selbstsüchtig hassen sie alle Fürsten und Minister und das Volk, von dem sie viel sprechen, kennen sie nicht. Geistvoll und scharfsinnig können sie wohl reden, aber nur in allgemeinen, unbestimmten Ausdrücken; die meisten von ihnen sind Gegenstücke zu den Räsonneurs, wie sie der Hennings'sche Genius der Zeit vor zehn und zwanzig Jahren lieferte; wenn man sie fragt, was sie eigentlich wollen, und sich durch vornehme und witzige Redensarten nicht abweisen läßt, so kommt man auf das Hohle und Schlechte. Der Buchhändler Winter ist ein kluger Mann, Hausfreund bei Voß und Paulus und in sehr viele Verhältnisse eingeweiht. Aus Heilbronn gebürtig, steht er mit Würtemberg in engem Zusammenhange und vermittelt den Zusammenhang zwischen der dortigen und hiesigen Opposition. Paulus hatte ich der Briefe wegen, die ich ihm früher

schreiben mußte, nicht besuchen wollen, ging aber, da er es wünschte, zu ihm. Ich fand ein altes Männlein von trocknem und verzagtem Aussehen, im Gespräche aber von vielem Feuer in den großen schwarzen Augen. Was ich ihm aus Frankfurt erzählte, gefiel ihm nicht; er möchte alles recht schlecht haben, um recht räsonnieren zu können. Ich peinigte ihn mit Fragen, um seine innerste Weisheit zu Tage zu bringen. In zwei große Theile müsse Deutschland zerfallen, sagte er, in Süddeutschland und in Norddeutschland; die kleinen Staaten seien nur Spielbälle kleiner Tyrannen und würden nie etwas taugen, und Phantasterei sei es, von einem ganzen Deutschland zu sprechen. Auf meine Frage, wie solch eine Theilung gemacht werden solle, wo die Grenze zwischen Süd und Nord sei, antwortete er ohne Verlegenheit und zerschnitt alles mit dem großen Vorlegemesser; als ich ihm aber sagte, daß man, wenn man solch eine Ansicht habe, sie auch frei aussprechen und nicht in öffentlichen Blättern mit halben Redensarten zu deutscher Volksthümlichkeit anregen und das Volk zu dem Glauben an eine ganze Nationalität bringen dürfe, ward er sehr verdrießlich. Wer Fürsten und Minister so schwarz macht, wie diese Männer hier, der muß doch auch sagen, was er will, und wer das nicht kann, der soll sich bescheiden und bescheiden sein. Auch im Politischen kann nur Liebe und Vertrauen helfen; auch hier ist der Haß als Stimmung der Seele vom Satan. In einer Stunde fahren wir nach Stuttgart weiter. Ich hätte wohl noch einige Tage bleiben sollen, denn schwerlich ist an einem anderen Orte diesen Menschen so in ihre Karten zu sehen; mir aber ist mitten in dieser Schönheit und reichen Fülle der Natur beklommen und herbe zu Muthe. Nur wenige erkennen im Weltleben und noch wenigere im Wortleben das Geheimnis der Liebe und ihrer einigenden und rettenden Kraft, obschon Gottes unerschöpfliche Güte uns immer wieder auf sie zurückweist. Verschlemmt wird der Sinn, verstockt wird der Geist; aus der Sinnlichkeit retten sich manche, aus dem Hochmuthe wenige. In diesem Paradiese hier hat mich Betrübnis und Wehmuth ergriffen. Heute Nacht werden wir in Heilbronn bleiben.

Von Stuttgart aus, wo Perthes sich vom 18. bis zum 20. August aufhielt, gab er weiteren Bericht von seiner Reise. In Heilbronn

brachte ich, schrieb er, die Nacht in wilden Fieberphantasien zu. Durch körperliche Anstrengungen, durch Reden und Hören war Leib und Geist sehr angespannt und die Erfahrungen in Heidelberg hatten mich tief ergriffen; aber der herrliche, frische Morgen des folgenden Tages hat die Gespenster der Nacht verjagt und frisch an Geist fuhren wir durch das Neckarthal, in welchem das Land so angebaut ist, daß der Handwerksbursche kein Plätzlein findet, auf dem er ungestraft sich lagern kann. Parcellieren und Auswandern hörte ich immer vor meinen Ohren. In Stuttgart langten wir Mittags an. Cotta fuhr uns in der schönen Umgebung umher und den Abend brachte ich bei diesem merkwürdigen Manne zu, in dessen Charakter die seltsamsten Widersprüche sich vereinigen. Gestern, Sonntag Morgen, ging ich zum Medicinalrath Jäger — verreist, — dann zum russischen Gesandten von Struve — in der Kirche, — dann zu von Wangenheim — nicht zu Hause, — dann zur Wachtparade — die war zu Hause. Mittags war ich bei Cotta mit einigen wenigen aber interessanten Männern, unter ihnen Wangenheim, den ich schon vor vielen Jahren als wilden Jungen in Gotha gekannt. Die vornehme, besternte Gestalt steht in seltsamem Widerspruche mit der rücksichtlosen Art seines Auftretens. Geistreich durch und durch, wird er im Reden von fliegender Phantasie ergriffen und führt den Hörer mit sich fort über Berg und Thal hinauf in die Wolken oder hinab in die dunkelsten Tiefen der Menschennatur. Ueber die öffentlichen Verhältnisse hätte ich an Wangenheim's Stelle nicht alles so öffentlich ausgesprochen, wie er es that. Gestern Nachmittag und heute habe ich noch eine Reihe anderer Männer aufgesucht. Das ist ein wunderlicher und gefährlicher Zustand, in welchem sich grade jetzt das Land befindet. Ein Herrschergeschlecht hat Würtemberg, heidnisch groß, bös und gewaltig, recht ein Geschlecht, wie die Menschen es zu alten Zeiten begehrt haben, um zufrieden zu sein, wenn sie sich es auch nicht gestehen. Von Liebe zu dem Könige kann nicht die Rede sein, aber mit sichtbarem Stolze sagte mir ein Stuttgarter: Unsere Fürsten sind immer böse Kerls gewesen und hätten wohl verdient, auf größeren Thronen zu sitzen. Die Würtemberger freuen sich an der Größe der Schlösser, an den herrlichen Gärten, an dem schönen Schauspielhause, an den musterhaften Landstraßen;

ſie ſind ſtolz darauf, daß ihr König Hunde und Pferde hat, wie kein anderer Fürſt, daß er der beſte Schütze iſt weit und breit und daß er alles durchführt, was er anfängt, mag er auch noch ſo vielen Widerſtand bei den Unterthanen finden. Das wildeſte Thier in der großen königlichen Menagerie weiß jeder Stuttgarter anzugeben ohne Hehl. Sprechfreiheit iſt ſo ungemeſſen, daß ich nicht die Hälfte von dem ſchreiben kann, was ich dicht neben dem Schloſſe mir habe laut erzählen laſſen. Ordnung herrſcht überall und die Miniſter ſollen Ehrenmänner ſein und ſind ſo geſtellt, daß ſie frei bleiben vom Volkshaß, deſſen Laſt der König bei harten und tyranniſchen Maßregeln mit Luſt allein auf ſich nimmt. Dieſem bedeutenden Fürſten ſtehen nun mit eben ſo hartnäckiger Kraft die Stände gegenüber, welche, ohne rechts und links zu ſehen, an dem Landeswort halten wie an Gotteswort, und zwiſchen beiden treibt das Weltweſen mit ſeiner Selbſtſucht, ſeinen verkehrten Meinungen und eigennützigen Abſichten ein arges Spiel.

Der König hatte bekanntlich ſchon 1805 die ſtändiſche Verfaſſung ganz aufgehoben, die neu erworbenen Länder mit Altwürtemberg zu einem Staat vereinigt und unumſchränkt über denſelben regiert. Im Jahre 1815 aber gab er, um ſpäter nicht den Aerger zu haben, Stände nach einem Beſchluſſe des Bundestages einrichten zu müſſen, plötzlich eine Verfaſſung für ganz Würtemberg. Die demgemäß berufene ſtändiſche Repräſentation verwarf dieſelbe aber einſtimmig und behauptete, daß die alte ſtändiſche Verfaſſung nicht nur für Altwürtemberg, ſondern auch für die neu hinzugekommenen Landestheile zu Recht beſtehe. Der König vertagte die hartnäckige ſtändiſche Repräſentation und legte ihr, als er ſie einige Monate ſpäter wieder zuſammenberufen hatte, vierzehn Verfaſſungsartikel vor, die für ganz Würtemberg gelten ſollten; wenn die ſtändiſche Repräſentation über dieſelben nicht verhandeln wollte, ſo werde der König für Altwürtemberg die alten Stände wieder herſtellen, den neuerworbenen Ländern aber die vierzehn Artikel als Verfaſſung geben. Die ſtändiſche Repräſentation, welche eine ſolche Zertheilung Würtembergs nicht wollte, erklärte, über die vierzehn Artikel verhandeln zu wollen. Eine aus königlichen Beamten und ſtändiſchen Abgeordneten gebildete Com-

miſſion ſollte auf Grund der vierzehn Artikel die Verfaſſung entwerfen, aber die Beamten und die Abgeordneten konnten ſich nicht verſtändigen, geriethen ſeit Oſtern 1816 in heftigen Streit miteinander und jede der beiden Parteien arbeitete ohne Rückſicht auf die andere an einem Verfaſſungsentwurf.

In dem gegenwärtigen heftigen Streite, ſchrieb Perthes, ſpielt Wangenheim die Hauptrolle auf der königlichen, Cotta auf der ſtändiſchen Seite; beide ſind gute Freunde, beide benutzen einander, jeder den andern zu ſeinen Zwecken; welcher den andern am meiſten, iſt ſchwer zu entſcheiden. Wangenheim iſt unbeſcholtenen Rufes, geiſtreich, vielwiſſend und ſehr thätig, aber nicht Herr ſeiner Phantaſie; für ſich ſucht er nichts als Ehre bei deutſcher Nation; Würtembergs Wohl möchte ihm nur in zweiter Linie ſtehen. Er hat eine Verfaſſung ausgearbeitet, die nach ſeiner Anſicht alles enthält, was ein freier Menſch und ein freies Volk verlangen kann. Sie ſoll ein Vorbild für alle deutſche Staaten werden und ihrem Urheber Namen und Ehre bei dem deutſchen Volke für alle Zeiten geben. Wangenheim hat durch Geiſt und Raſchheit von dem Könige das Verſprechen erlangt, dieſe Verfaſſung anzunehmen, falls die Stände gewiſſe Zugeſtändniſſe machen, namentlich auf das nach der alten Verfaſſung ihnen zuſtehende Recht bei der Verwaltung der Landescaſſe Verzicht leiſten und dieſelbe einem königlichen Beamten unterordnen wollten. Cotta hatte nun an Wangenheim, wie es ſcheint, die Zuſage gegeben, dieſe Zugeſtändniſſe von Seiten der Stände auswirken zu wollen und zu können. Da er aber nun nicht vermochte, ſeine Zuſage zu erfüllen, ſo iſt Wangenheim in Ungnade bei dem Könige und Cotta bei den Ständen gefallen. Letzterer wird im Publicum gradezu des Verraths und der niedrigſten Beweggründe beſchuldigt. Bei dem Vertrauen, welches Cotta ſeit Jahren mir erwieſen hat, hielt ich es für meine Pflicht, ihn auf die böſen Gerüchte aufmerkſam zu machen; er ſtellte mir hierauf das Sachverhältnis dar, zeigte mir die betreffenden Actenſtücke und ſteht vor meinen Augen als ein vollkommen redlicher Mann in dieſem ganzen Verhältnis da. Was aber wird unter ſolchen Umſtänden aus Würtemberg und ſeiner Verfaſſung werden? Die Menſchen miſchen die Karten und ſpielen hier wie überall;

aber die Dinge gehen ihren Weg. Eine andere größere Hand leitet ihren Gang.

Perthes' Reise von Stuttgart nach Wien und seine Rückkehr nach Hamburg.

30. August bis 8. October 1816.

Am 20. August verließ Perthes Stuttgart und fuhr über Eßlingen, Geislingen und Ulm nach Augsburg. Ungeachtet der raschen Reise hatte er reichen Stoff zu Bemerkungen über Land und Leute in dieser dem Norddeutschen fremdartigen Gegend gefunden, und wollte nun in Augsburg wiederum einen Halt von einigen Tagen machen, angezogen von dem Leben dieser alten kunstgesinnten Reichsstadt. Am 21. Mittags fuhren wir in den prächtigen Gasthof zu den drei Mohren ein, schrieb Perthes an Caroline. Noch am Nachmittage besuchte ich mehrere Buch- und Landkartenhandlungen und habe gestern und heute mich recht müde gelaufen und gehört. Augsburg ist eine schöne und große Stadt, macht aber nicht den Eindruck des Alten; man sieht kein einziges öffentliches Gebäude, welches aus der Zeit unserer großen Baukunst herstammt, und nur wenige alterthümliche Häuser; der bis in die neuesten Zeiten fortdauernde Wohlstand hat es den Bürgern erlaubt, ihre Wohnungen stets nach dem herrschenden Geschmack des Jahrhunderts zu erneuern. Im Innern der Häuser dagegen, in der Familien Art und Sitte, im Geschäftsgetriebe tritt das alte kunstsinnige und kunstreiche Augsburg hervor. Es lebt hier, wenn ich mich nicht sehr täusche, ein kraftvolles und entschlossenes Volk, das so leicht nicht zu beugen und brechen ist; dazu haben sich die Originale zum Theil der tollsten Art in großer Auswahl erhalten. Noch jetzt werden große Geschäfte in Geld, Waaren und Spedition gemacht, mancherlei Fabriken sind in Thätigkeit, Silberarbeiten und Künsteleien aller Art gehören auch jetzt noch zu den Liebhabereien der Bürger; dennoch läßt sich bald bemerken, daß Augsburg im Sinken ist: ein an Fleiß, Erfindung und Betriebsamkeit so gewaltiges Wesen

kann nun einmal nicht ohne bürgerliche, ohne freistädtische Freiheit bestehen. Die guten Augsburger haben den Glauben, der Kronprinz werde als König Augsburg und Nürnberg wieder zu freien Städten erklären. — Die Gestaltung des literarischen Verkehrs am hiesigen Orte, heißt es in einem anderen Briefe, ist gar wunderlich und es hat Mühe und Arbeit gekostet, einen Ueberblick zu gewinnen. Darüber werde ich das Nähere an Besser schreiben.

Die Fahrt von Augsburg nach München bot in Beziehung auf die Natur wenig Anziehendes dar; der Sonntag aber hatte zu Perthes' Freude auf den Straßen, in den Dörfern und Schenken das Landvolk in Bewegung gebracht, in höchst eigenthümlicher, aber unförmlicher Volkstracht, reich behangen mit silbernen Schnüren, Knöpfen und Münzen. Auf den ersten Anblick schon unterscheiden sie sich sehr, bemerkte Perthes, von den Schwaben; hier sind derbe, lustige Menschen, fleischig und kräftig, dort ist etwas Trübsinniges und Gedrücktes, die Gestalten oft gelb und hager und formlos. — Am 25. August gegen Abend langte Perthes in München an. Wir gingen sogleich zu Jacobi, schrieb er einige Tage später; wie Kinder nahm er uns auf und wie ein Kind umfing ich den lieben alten Mann. Im Aeußeren hat er wenig gealtert, er ist so gesund, wie ein Mann von diesen Jahren erwarten kann, besonders ein so zart organisierter und reizbarer. Im Gespräche unter Zweien und Dreien zeigt sich noch derselbe reiche Geist, die Klarheit und Gewandtheit, für die größere Gesellschaft aber ist er abgestorben; er hört etwas schwer, versteht langsam und kann einer raschen Unterhaltung nicht folgen. An Liebe und Herzlichkeit ist er wo möglich noch reger und inniger als früher. Die Zurücksetzung und die Beschränktheit seiner Lage trägt er mit der Fassung eines Weisen. Nur als er der Pension erwähnte, die er vom Könige bei seiner jetzigen Lage für seine Schwestern erbitten müsse, brach ihm die Stimme und Thränen traten ihm ins Auge. An den öffentlichen Begebenheiten nimmt er noch lebhaften Antheil und folgt den Dingen mit scharfem Auge. Viel ließ er sich von mir über den Tod seiner Freunde in Hamburg erzählen und scheint sich gern und ernst mit der letzten Angelegenheit des Menschen zu beschäftigen, ohne jedoch wesentlich anders zum Christenthume zu stehen als vor zehn Jahren.

Unter den vielen Menſchen, die ich in München aufſuchte oder auf einem Sprechthee der Akademiker traf, ſind mir die eindrücklichſten Sömmering, Roth und der geheime Rath Neumeyer geweſen, ein derber, tüchtiger, vornehmer Baier von Verſtand und Phantaſie, mit dem ſich gewiß ſehr gut arbeiten läßt. Sachen habe ich wenig in München geſehen, weil meine Zeit Jacobi gehörte, doch hat die Gemäldegallerie mich feſtgehalten. Lange fand ich mich hier beängſtigt, bis ich in der Maſſe des Gewaltigen und Schönen mich für einzelnes zu beſtimmen vermochte; die Gegenſätze ſind übergroß. Mit ungeheurer Kraft hat Rubens die Nachtſeite der Menſchennatur durchdrungen und in unübertrefflicher Abſcheulichkeit bildlich wiedergegeben. Sein trunkener Silen hat Teufel und Schwein entſetzlich zum Menſchen in ſich vereint; das Weib im Sturze der Verdammten, das noch dampfend vor Luſt und Gier ſchon die Angſt der Hölle im Geſichte trägt, iſt nicht minder grauenhaft als die Hauptfigur auf dieſem Bilde, ein feiſter Schlemmer, noch Schmeckluſt im Geſicht und doch auch ſchon große Furcht vor künftigem Hunger neben einiger Beruhigung durch die Gewißheit, eine gute Weile vom eignen Fette zehren zu können. In Rubens' Darſtellungen menſchlicher Niedrigkeit iſt volle Wahrheit und volle Wahrheit iſt in Guido Reni's und Raphael's himmliſcher Hoheit und reiner Liebe. Hier wie dort iſt der Menſch. Man weiß und fühlt die entgegengeſetzten Endpunkte, die man in ſich trägt, auch wohl zu andern Zeiten und an andern Orten, aber hier ſieht man ſie in Bildern, beſieht ſie ſich und — geht weiter!! Seltſam war das Wiedererblicken der Bilder aus der früheren Düſſeldorfer Gallerie, die ich einſt auf ihrer Flucht in einer Scheune zu Glückſtadt, jedes einzeln aus der Kiſte nehmend, mit Tiſchbein ſah. — Matthias ſoll heute, antwortete Caroline auf dieſen Brief, noch einen ganz beſondern Dank für ſeine Beſchreibung der Natur haben, die mir ſehr wohlgethan hat, nachdem Du mit Rubens' gräßlichem Bilde mich wirklich fürchterlich zu Muthe gemacht hatteſt. Ich halte es für ſündlich und für Unrecht, ein ſo großes, von Gott gegebenes Talent, wie Rubens es hatte, in ſo verruchten und ungeheuren Gegenſtänden zu misbrauchen. Ich preiſe jeden glücklich, der ſeine Seele durch die Welt getragen hat, ohne dies Ungeheure gekannt, geſehen, gedacht

und empfunden zu haben. Wie darf ein Mann dazu beitragen, dieſe Sachen, welche die Schande und das Brandmal der Menſchheit ſind, durch Bilder in die Empfindungen beſſerer und reinerer Seelen, die ſo glücklich ſind, ſie nicht zu kennen, übergehen zu laſſen! Kurz, ich haſſe dieſe Bilder, mag die Kunſt auch noch ſo groß ſein. Es iſt eine ſchwarze Kunſt. Matthias ſollte ſolche Bilder nicht malen, wenn er es auch könnte. Ich lobe mir Gottes Arbeit: die Natur; ſie kommt von Ihm und führt zu Ihm, und glückſelig, wer ſie ſchauen kann, wie Ihr ſie geſchaut habt. Lieber Matthias, fülle Deine Seele mit ihren Bildern und laß ſie in Dir lebendig bleiben, bis Du auch auf anderem Wege ihrem Schöpfer näher kommſt, und bringe mir mit, was Du faſſen und mir geben kannſt; ich hungere darnach.

Völlig dunkel blieb für Perthes bei ſeiner Anweſenheit in München die Stellung Baierns als Staat. Wie Baiern ſich politiſch geſtalten werde, ſchrieb er, darüber hat, wie es ſcheint, niemand hier eine Meinung. Das Gefühl für gemeinſchaftlich Deutſches, für den Zuſammenhang unſerer Nation liegt den Baiern ganz ferne und fremd; aber gewiß ließe ſich ein deutſcher Sinn in ihnen erwecken und dann würden ſie einen unſerer bravſten, kräftigſten und treuſten Stämme bilden. Die inneren Verhältniſſe ſind noch völlig im Ungewiſſen. Der König wird als ein herzensguter Bürgersmann allgemein geliebt, aber von Verfaſſung und von Ständen will er nichts wiſſen: wer davon ſpräche, hat er geäußert, griffe ihm an die Krone. Montgelas ſoll ein ſehr gebildeter und kenntnisreicher Mann ſein. Er weiß mit der liberalſten Freimüthigkeit vortrefflich über Freiheit und über das Recht der Völker zu reden; er ſoll Europa, die Höfe und die Menſchen in ſeltnem Grade kennen: aber alles und alle nur von der ſchwachen und von der ſchlechten Seite, ohne die Gotteskraft zu ahnen, die auch in der Menſchenbruſt walten kann und waltet. Eben deshalb hat er ſich aber auch in unſerer Zeit verrechnet und ſteht jetzt am Ende ſeiner Wirkſamkeit. Das Fürſtenhaus iſt ihm Dank für große Dienſte ſchuldig, aber das Land iſt durch ihn in mehr als einer Beziehung ins Verderben geführt. Ohne für ſich, wie man ſagt, etwas zu nehmen, hat er ungeheure Summen vergeudet und ſieht ſich außer Stand, Rechnung abzulegen und Rechenſchaft zu ge-

ben. Seinen politiſchen Anſichten nach würde er nicht gegen Stände ſein, aber weil dieſe eine Rechenſchaft über die bisherige Staatswirthſchaft verlangen würden, iſt er des Königs eifriger Bundesgenoſſe in dem Widerwillen gegen alle Verfaſſung und die Haupturſache zu dem leidenſchaftlichen Widerſtand geworden, den Baiern auf dem Wiener Congreß gegen den Artikel in der Bundesacte über die Stände übte. Montgelas muß abtreten, das ſagen alle, ſobald eine Verfaſſung eingeführt wird, und dieſer Zeitpunkt kann nicht mehr ferne ſein, da die Verwirrung in den Geſchäften bis auf den Grad geſtiegen iſt, daß die gänzliche Auflöſung nur noch durch eine kleine Zahl guter Beamten und durch die Treue des Volkes verhindert wird. Ich bin noch einige Stunden bei Jacobi geweſen, ſchrieb Perthes unmittelbar vor ſeiner Abreiſe aus München. Er nahm mich allein in ſein Zimmer; wir ſprachen über vieles; oft wurde ſeine Stimme weich; er faßte das Geſpräch immer von neuem auf und ich konnte deutlich bemerken, wie ſehr ihn vor dem Augenblicke des Abſchieds graute. Er fühlte, wie ich, daß wir uns in dieſem Leben nicht wieder ſehen würden.

Als Perthes ſich nun mit dem Eintritte in die Alpen einer ihm durchaus fremder Welt zuwendete, vergaß er Staat, Literatur und Buchhandel und gab ſich mit der ganzen ihm eigenthümlichen Friſche und Freude den überwältigenden Eindrücken hin, welche die große Natur ihm brachte. Einige Tage verweilte er in Salzburg und beſuchte von hier aus Berchtoldsgaden, den Königsſee, die Eiscapelle und fuhr ein in die Salzwerke von Hallein. Ungeachtet der ſtarken körperlichen Anſtrengungen während dieſer Tage behielt er dennoch Friſche genug, um ſpät Abends in den Briefen an Caroline lebendige und anſchauliche Bilder der geſehenen gewaltigen Alpenwelt zu entwerfen. Nur das rein Menſchliche in den Menſchen verlor auch neben dieſer Natur ſeine anziehende und feſſelnde Kraft für Perthes nicht. Ich habe, ſchrieb er, viele Menſchen und Menſchen vielerlei Art auf der weiten Strecke von Hamburg bis hierher geſehen, vielen habe ich und viele haben mir Rede geſtanden, aber meine Liebhaberei zu den Menſchen iſt nicht weniger geworden. Ich habe weit mehr Einſicht, Tüchtigkeit und Rechtlichkeit und weit weniger äußere Unſittlichkeit gefunden, als ich erwartet hatte. Läßt man ſich nur auf die Menſchen ein und weicht

nicht scheu vor fremdartigen Formen und eigenthümlichen Auffassungen zurück, so fühlt man überall, wie nahe der Mensch dem Menschen steht. Unheimlich ist mir auch in den stockkatholischen Ländern nicht geworden und auch in ihnen habe ich des Anziehenden viel gefunden. Wie ansprechend ist doch der kindliche Gedanke, welcher in einer und derselben Kirche zu Augsburg eine ganze Reihe kleiner Capellen, jede zum besonderen Gebrauche in besonderen Lebenslagen, erbauen ließ. Hier eine Ehecapelle, wo unter Blumen und Orangenblüten getraut wird; dort eine andere, der Mutter Gottes geweiht, um von ihr den Ehesegen zu erbitten; daneben eine dritte, in welcher Jungfrauen um gute Männer bitten, und eine vierte für Eltern, deren Lieblinge krank oder sterbend sind. Hier im Salzburgischen steht an jedem Felsenabhang, an jeder Brücke ein Crucifix oder eine Mutter Gottes, und der Fuhrmann oder Führer geht niemals vorbei, ohne dankend zu grüßen und freundlich hinaufzusehen. Die Kölner hatten am Ende doch nicht so ganz Unrecht, als sie von dem Sonntagsgott der Protestanten und dem Familiengott der Katholiken sprachen, an den sie sich wie an einen vertrauten Freund auch Werkeltages und in allen Lebenslagen wenden könnten. — Die kleinen Betcapellen haben mich gerührt und erfreut, antwortete Caroline; indessen thust Du uns Protestanten Unrecht, lieber Perthes. Ich kann es Dir vor Gott sagen, daß ich in mir gar manche kleine Capelle trage und hinein gehe, wenn ich Hilfe bedarf, obschon nicht so rein und inbrünstig, wie ich sollte und auch gern wollte. In dieser Zeit nehmen mir die Dankcapellen den meisten Platz fort und Du mußt nothwendig zurücknehmen, daß die Katholiken mit Gott vertrauter wären als wir, und daß wir nur Sonntags einmal einen Anlauf nähmen, um zu ihm zu kommen.

Recht lebendig sah Perthes namentlich in Salzburg die süddeutsche Natur an sich herantreten. An den Wirthstafeln traf ich, schrieb er, meistens Officiere und Beamte. Fast ohne Ausnahme sah ich tüchtigen Hausverstand, der sich über alle Lebensverhältnisse klar und sicher äußert, sich nicht versteigt, nicht allgemein ins große Blaue hineinspricht. Angelernte, nachgesprochene, aus Büchern aufgehobene Redensarten hört man nicht; fröhlicher Muth, frische Lustigkeit wal-

tet vor unverhalten. Dazu paſſen nun die vielartigen Sprachformen mit ihrem treuherzigen Anklingen ſehr wohl. Das alles kommt manchem Reiſenden kurzweilig, ungebildet, abgeſchmackt vor; manche halten ſich in ihrer Abgeſchliffenheit für berechtigt, ſich an dieſer natürlichen Menſchenart zu reiben, werden aber meiſtens derb und nach Verdienſt abgeführt. Wohl habe ich bemerkt, daß die Süddeutſchen den Norddeutſchen oft mistrauiſch ausweichen, ſie links liegen laſſen, wie wenn ſie ſämtlich den das Land durchziehenden Probereitern angehörten, die freilich oft genug unwiſſend und im Reden unverſchämt ſittenlos ſind. Ich aber bin überall leicht mit den Süddeutſchen in Gang gekommen. Fragſt Du, wie es um die tieferen Seiten des Menſchengeiſtes ſtehe, ſo antworte ich: Hier wie überall iſt Selbſtverlaß und Hochmuth und hier wie überall muß man voll Bewunderung vor der Weisheit der Welteinrichtung ſtehen, die immer aufs neue Kinder und Kinderliebe kommen läßt und den Menſchen, wenn in ihm die Eigenweisheit recht in die Stärke kommen will, wieder ſchwach und dem Kinde gleich macht und das Freien und ſich Freienlaſſen in die Mitte legt. Hier auf dem Kirchhofe gingen wir lange umher und laſen die Inſchriften. Sie ſind freilich meiſt ſonderbar und reizen oft zum Lächeln; aber nirgends blumige, phantaſtiſche oder ſentimentale Redensarten, nirgends philoſophiſch-heidniſche Sentenzen, überall Innigkeit und ein feſter Glaube an die Gnade Gottes. Es iſt der Liebe und des guten Willens viel in unſerem Volke, und wo das Material noch ſo gut oder ſchon ſo gut iſt als bei uns, da wird ſich die rechte politiſche Geſtalt ſchon aufbauen, wenn wir uns auch längere Zeit noch ſo ungeſchickt in den Formen bewegen, und wir wollen uns ja nichts machen laſſen, es ſoll und wird ſich ſchon aus ſich ſelbſt ergeben.

Mit ſchwerem Herzen trennte ſich Perthes am 3. September von den Alpen. Wir fuhren, ſchrieb er, durch ſchöne, anmuthige Gegenden, aber Sinn und Herz war uns verſchloſſen. Wie wenn wir Heimweh hätten, blickten wir zurück nach der Erdenpracht, die wir verlaſſen hatten, bis auch die letzten Berge Salzburgs unſeren Augen verſchwunden waren. Abends kamen wir über Neumark nach Böcklabruck und Nachts an die öſtreichiſche Mauthgrenze. Hart wurden wir

von einem Militärposten aus sanftem Schlafe geweckt. Der Grenzbeamte, in seiner Ruhe gestört, fragte barsch: Sind denn die Geschäfte so gar eilig, daß man Nachts reist? Als ich ihm höflich erwiedert hatte, daß eine Auseinandersetzung meiner Geschäfte den Herrn nur noch länger vom Schlafe abhalten würde, besah er die Pässe und brummte dann: Fahrens zu, aber in Lambach soll den Herren das Nachtfahren schon vergehen. Besorglich über den bevorstehenden Empfang fuhren wir weiter und hielten in Lambach vor einem großen Gebäude. Der Postillon spannte aus, sagte: das ist die Mauth, und ritt fort. Nun war die Frage, ob wir in Geduld den Tagesanbruch abwarten oder die Mauth alsbald in Bewegung setzen sollten. Endlich faßte ich Muth und klopfte an. Ein alter Soldat mit der Laterne erschien und sprach: Folgens. Er brachte mich nach einem großen Saal, wo wohl für zwanzig Schreiber Tische standen, ging in ein Nebenzimmer und kam augenblicklich mit zwei Wachskerzen wieder; ihm folgte ein vornehm aussehender Herr in schneeweißen Unterkleidern, der sehr höflich sagte: Erlauben Sie mir Ihre Papiere. Der Soldat sprach abermals: Folgens. Er ging zum Wagen, dessen Taschen er untersuchte. Da habens Stricke, habens Landkarten, habens auch Schnaps — das andere ist schwarze Wäsche. Zum drittenmale sprach der Alte: Folgens. Auf dem Büreau referierte er: Die Herren haben alles schön beisammen. Damit war der Beamte zufrieden, gab mir meine Papiere, sagte: Richtig, verbeugte sich und ging. Der Alte besorgte uns Pferde, nahm einen Zweiguldenzettel und nach einer Stunde Aufenthalt fuhren wir aus dieser Fährlichkeit frank und frei davon.

Ohne weiteren Aufenthalt reiste Perthes nun über Wels, Amstetten, Mölk nach Wien, wo er am 5. September anlangte.

Schnell bin ich hier ganz heimisch geworden, heißt es in Perthes' erstem Briefe aus Wien; in dieser Fülle und Regsamkeit der Menschen gewinnt man sogleich Freiheit des Lebens und der Bewegung für sich selbst. Unbehaglich und befangen fühle ich mich überhaupt nur an dem Orte, wo ich mich bemerkt weiß und wo mir viele eigenthümliche und fremdartige Menschenindividuen entgegentreten, die noch nicht gezeigt haben, ob sie Freund sind oder Feind. Von dem allem aber ist

in Wien nicht die Rede. Hier ſieht der Fremde auf den Straßen und Spaziergängen, an den Wirthstafeln und in den Schauſpielhäuſern keine Officiere, keine Orden, keine Standesabzeichnungen, keine Amtstrachten, überhaupt keine Individuen, ſondern nur Wiener, von denen der eine eben ſo berechtigt wie der andere erſcheint und ſich in ſeinem Sein und Genießen durch keinen Dritten ſtören läßt, aber auch ſeinerſeits von keinem Dritten Notiz nimmt. Der Fremde bemerkt nur das Sein und das Genießen in Wien, aber nicht die Seienden und die Genießenden; es iſt eben Freiheit und Gleichheit, wie ſie nur in einer ſo wahrhaft großen Stadt wie Wien möglich wird. — Perthes ſah ſo viele neue Sachen, Verhältniſſe und Perſonen und hatte jede Tagesſtunde bis ſpät in die Nacht ſo ausgefüllt, daß es ihm, auch abgeſehen von dem Bedenken, die in Wien empfangenen Eindrücke in Wien dem Papiere anzuvertrauen, nicht möglich war, ſeine Reiſeberichte an Caroline in der bisherigen Weiſe fortzuſetzen; kurze Namensverzeichniſſe traten mit Ausnahme einzelner Tage an die Stelle der früheren Briefe. Selbſt über eine Audienz bei dem Erzherzog Johann, über ein Mittagseſſen bei Gentz, über einen Beſuch bei Collin, wo er den jungen Napoleon ſah, und über das öftere Zuſammenſein mit Hammer, Baron Stahel, Stift und manchem anderen bedeutenden Mann finden ſich nur flüchtige Angaben; aber der große Eindruck, den das Leben Wiens machte, tritt faſt in allen Briefen hervor. Jede Stunde meines Hierſeins gibt mir, ſchrieb er, Neues, zieht mir einen Vorhang nach dem andern auf. Es ſind jetzt nicht nur meine alten Bekannten, mit denen ich verkehre, oder die Männer, an welche ich Briefe mitbrachte; ein Fremder zieht den andern nach ſich. Faſt wird es des Menſchenthums zu viel und dazu nun das Deutſchthum, das Ungarthum, das Slaventhum, das Griechenthum, wenn auch unter einen Hut gebracht, der kein Tyrannenhut iſt. Welche Anzahl einſichtsvoller und gebildeter Männer, wie viel Geiſt und Tüchtigkeit habe ich getroffen und überall ſtark angeregte Vaterlandsliebe, das heißt Liebe zur Geſamtheit der öſtreichiſchen Monarchie, deren Idee im Kaiſer ruht! Hier geweſen zu ſein, iſt durchaus nöthig; ſchon nach kurzer Zeit erhält man die Anwandelung des Eigenthümlichen einer Kaiſermonarchie, die nicht auf der

Grundlage der Nationalität, sondern nur in der politischen Vereinigung im Staate und dessen Ruhepunkte, dem Kaiser, ruht. In diesem Verschwinden der Nationalität liegt eigentlich der Gegensatz Oestreichs zu Preußen, und dieser große Gegensatz soll in dem einen Deutschland zusammenpassen und von Deutschland aus Europa Festigkeit und Ruhe geben und gebieten. Das ist nicht leicht. Ueberall in Wien ist Ungewißheit über die Maßregeln, Ungewißheit in den Ansichten und Hoffnungen; kurz, überall ist hier wie im Norden die Ausbildung der öffentlichen Meinung noch in der Arbeit und erst auf der erſten Stufe des Werdens. Den Widerstreit und die Reibung der politischen Ansichten, die hier hervortreten, hatte ich nicht erwartet und am wenigsten die Offenheit, mit welcher sie sich darlegen. An den Wirthstafeln, wo jetzt viele Beamte und reiche Leute speisen, deren Familien den Sommer auf dem Lande zubringen, hört man die freieste Unterhaltung; ja der Inländer erlaubt sich die keckſten Aeußerungen, wenn auch der Fremde einige Vorsicht nöthig haben mag. — Gestern Mittag war ich, heißt es in einem anderen Briefe, bei N. N. Es war große Gesellschaft, der Mehrzahl nach aus höheren Beamten bestehend; unter ihnen führte besonders ein alter Major aus der Josephinischen Zeit das Wort. In groben, harten Ausdrücken schmähte er in dieser Umgebung die jetzige Regierung und that ohne Scheu seine fanatische Begeisterung für die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts kund. Hätte nicht, sagte er, das Pfaffenvolk den edlen Kaiser durch seine Ränke um das Leben gebracht, so würde dieser bei Italiänern, Ungarn und Slaven deutsche Sprache und Aufklärung mit Gewalt eingeführt haben und Vernunft würde jetzt in diesen verdummten Ländern herrschen. — In politisches Hoffen und Fürchten anderer Art blickte Perthes bei wiederholtem Zusammentreffen mit Hormayr und dessen Bekanntenkreis hinein. Dieser Hormayr ist, schrieb er, ein heftiger, unruhiger Geist; die hohe Polizei hat ihn wegen seines früheren Auftretens in Tirol jetzt aus Wien nach Kloster Neuburg verwiesen; demungeachtet aber hält er sich, wie jedermann weiß, heimlich in Wien auf und besucht öffentlich alle Gesellschaften. Als er das erstemal zu mir kam, faßte er mich bei meinen Thaten im Hamburger Aufstand. Ich vergalt seine Höflichkeit mit Hervorheben

der Tiroler Begebenheiten und ſo thaten wir einander weidlich mit unſerer patriotiſchen Tapferkeit zu Gute und ich lernte bei ihm und ſeinen vielen Bekannten, daß im Kaiſerreich ein Ziel verfolgt wird und ein Haß verbreitet iſt, von dem ich ohne Hormayr nie etwas geahnet hätte.

Auch mit manchen einzelnen Fragen, welche damals zur Entſcheidung vorbereitet werden ſollten, wurde Perthes genau bekannt; aber tiefer und perſönlicher berührte ihn die religiöſe Bewegung eines zwar kleinen aber entſchieden katholiſchen Kreiſes in Wien.

Pilat iſt, ſchrieb Perthes an Caroline, ein geiſt- und phantaſiereicher, aber leidenſchaftlicher Mann. Sein Benehmen und ſeine Lebensart iſt wunderlich, iſt das, was man genial zu nennen pflegt. Täglich arbeitet er mit Fürſt Metternich, welcher ihm für ſeine Dienſte den öſtreichiſchen Beobachter als Eigenthum übergeben hat. Schlau iſt er gewiß, aber ich glaube, er iſt redlich und mit der Religion und mit dem, was er als römiſcher Katholik dazu gehörig hält, meint er es gewiß herzlich und ernſt. Gegen mich iſt er wahrhaft freundſchaftlich. Auch unſern alten Bekannten von Klinkowſtröm halte ich ungeachtet des Urtheils anderer für redlich und brav. Er iſt ein phantaſtiſcher Pommeraner und dieſe Zuſammenſetzung gibt immer Männer wunderlicher, unbehilflicher, etwas verkehrter Art, auf die gar leicht ein übler Schein, der aber doch nur Schein iſt, fällt. Klinkowſtröm iſt arm im eigentlichen Sinne des Worts und hat außer einer kleinen Einnahme als Mitarbeiter am öſtreichiſchen Beobachter nichts. Aeußerer Vortheil wurde ihm alſo durch ſeinen Uebertritt zur katholiſchen Kirche nicht zu Theil, wie mir denn überhaupt die von Proteſtanten ſo oft gemachte Anſchuldigung, daß die in neuerer Zeit katholiſch Gewordenen durch äußeren Vortheil zu ſolchem Schritte geführt ſeien, nicht allein unedel, ſondern auch unwahr zu ſein ſcheint. Männer, wie Schlegel, Werner, A. Müller u. ſ. w., würden mit ihrem Geiſte und ihren Kenntniſſen den Rang und Stand, den ſie jetzt einnehmen, auch als Proteſtanten leicht gewonnen haben. — Auf Perthes' Wunſch, einen guten echt katholiſchen Prediger zu hören, wurde ihm von Pilat und Klinkowſtröm der Pater Pascal bei den Francis-

canern empfohlen. Es war, schrieb Perthes, da heute der himmlische Gruß gefeiert ward, hoher Festtag für diese mit einem Gnadenbilde der Jungfrau Maria begabte Kirche. Der Hochaltar war prachtvoll erleuchtet, die Kirche gedrückt voll; hinter der Kanzel befindet sich eine mehrere Schritte lange Gallerie, auf welcher der Pater herumspazierte, Sacktuch und anderes Geräthe von sich legte, überhaupt sich es bequem machte. Stimme und Gesticulation war heftig und kräftig, die Aussprache der gemein östreichische Volksdialekt; man ward an Abraham a Sancta Clara erinnert, mochte man wollen oder nicht. Zum Gegenstande seiner Predigt hatte der Pater die Macht und die Gnade der Jungfrau genommen. Zwei Drittheile derselben waren durchaus gegen das Sittenverderbnis, ein Drittheil gegen die Ketzer gerichtet, aber gegen die Ketzer in der Kirche; denn mit den Ketzern außer der Kirche habe er es an diesem Orte nicht zu thun, sagte der Pater. Die Vergleichung der Jungfrau, welche die geistige Welt in sich getragen, mit der Arche Noah, die alles Gethier umhergefahren, war sinnreich, aber in der Ausführung wenig delicat. Die Schilderung einer Hungersnoth und ihrer Trabanten: der Seuchen und Verbrechen, und der Vergleich derselben mit einem verhungerten ungläubigen Herzen war sehr gut, das Schlußgebet vortrefflich. Wenn der Pater bei jedem neuen Flehen mit aufgehobenen Händen, nach dem Gnadenbilde sich wendend, inbrünstig Maria aussprach, so wurde man ergriffen und vergaß das Barocke der ganzen Erscheinung; kurz, es war eine tüchtige Predigt, die ihre Wirkung that.

Anziehender indessen als Pater Pascal war für Perthes die Bekanntschaft mit dem Redemptoristenoberen Pater Hoffbauer, auf welchen er von verschiedenen Seiten lange schon aufmerksam gemacht war. Heute gegen Mittag traf ich, schrieb er am 18. September, nach mehreren vergeblichen Versuchen den Pater Hoffbauer. Ich fand ihn in einem großen düsteren Saal, an dessen Fenster Gitterkämmerchen angebracht waren, wo junge Geistliche theils lesend theils schreibend saßen. Einer derselben trat während meiner Anwesenheit heraus und nahm sich aus einem an den Pfeilern gebauten Fliegenschranke einen derben Butterfladen. Hoffbauer setzte sich mit mir in

die Mitte des Saales; er ist über siebenzig Jahre, klein von Gestalt, aber rüstig und kräftig. Das Auge ohne den gewöhnlichen Aufschlag katholischer Priester ist voll Feuer, scharf und fest anblickend, die Gesichtszüge sind sehr beweglich und dennoch ist das ganze Antlitz in einer Ruhe, die man himmlisch nennen muß. Hoffbauer begann das Gespräch mit gebildeter Feinheit über gemeinschaftliche Freunde, über meine Jugend und meinen Bildungsgang, leitete von Claudius zu Friedrich Leopold Stolberg und dessen Uebertritt über und hatte bald mein Herz völlig gewonnen. Ich redete mit ganzer Offenheit über Stolberg und dessen Verhältnis zur Fürstin Gallitzin, die ich meine mütterliche Freundin nannte, und sagte, daß ich bei Stolberg's eigenthümlicher Natur und bei dem damaligen Zustande der protestantischen Kirche, ihrer Lehre und ihres Lebens den Uebertritt desselben nicht nur für natürlich und erklärlich, sondern fast auch für nothwendig hielte. Da ich aber an dem Eindruck, den diese Worte machten, bemerkte, daß sie in unmittelbarer Beziehung zu meiner eigenen Stellung aufgefaßt worden waren, fügte ich, um dem ehrwürdigen Greise gegenüber frei und wahr zu stehen, sogleich hinzu: Wäre ich in der katholischen Kirche geboren und erzogen, so würde ich Katholik sein und bleiben. Würde ich jetzt in ein Land versetzt, wo keine protestantischen Gemeinden, sondern nur Katholiken wären, so würde ich, falls ich daselbst bleiben müßte, Katholik werden; ja auch für den Fall, daß die jetzige Richtung protestantisch-neologischer Theologie den vollen Sieg davon tragen und in den Gemeinden allgemeine Geltung gewinnen sollte, würde ich, um meinen Kindern die Gemeinschaft mit Christen zu sichern, Stolberg's Beispiel folgen. Aber dieser Fall werde niemals eintreten und meiner eigenen Seele Seligkeit wegen hätte ich den Uebertritt unter keinen Umständen nöthig; denn Erkenntnis meiner Sündhaftigkeit, Bedürfnis und Gewißheit der Erlösung durch Jesum Christum, Demuth und Glaube und Umgang mit Gott sei völlig unabhängig von der Zugehörigkeit zur katholischen Kirche und der Uebertritt einzelner gläubiger Christen von einer Kirche zur anderen möchte überhaupt wohl, wenn nicht ganz individuelle Gründe sich fänden, als ein Vorgriff in die Wege des Herrn und als ein Hin-

dernis der künftigen Vereinigung aller Christen zu einer Herde anzusehen sein. Schon jetzt hätten die Formen der katholischen Kirche vieles nachgegeben und vieles würden die Protestanten wieder aufzunehmen haben und der Verlauf der Zeiten werde und müsse die Einheit beider wieder herbeiführen. — Hoffbauer sah mich, während ich sprach, fest, aber ruhig an, faßte mich dann an der Hand und sagte: Auch ich nehme eine unsichtbare Kirche an, ich werde für Sie beten, daß Sie nicht in Versuchung fallen. Lassen Sie uns jetzt nur fortreden, ohne uns durch die Erklärung, welche Sie so eben gaben, stören zu lassen. Wir sprachen nun über die Reformation und Hoffbauer sagte: Seitdem ich als päbstlicher Abgesandter in Polen die religiösen Zustände der Katholiken und in Deutschland die der Protestanten habe vergleichen können, ist es mir gewiß geworden, daß der Abfall von der Kirche eingetreten ist, weil die Deutschen das Bedürfnis hatten und haben, fromm zu sein. Nicht durch Ketzer und Philosophen, sondern durch Menschen, die wirklich nach einer Religion für das Herz verlangten, ist die Reformation verbreitet und erhalten. Ich habe das in Rom dem Pabste und den Cardinälen gesagt, aber sie haben mir nicht geglaubt und halten fest daran, daß Feindschaft gegen die Religion es sei, welche die Reformation bewirkt habe. Viel ließ sich Hoffbauer dann von mir über die religiösen und kirchlichen Zustände Norddeutschlands erzählen und segnend reichte der fromme und milde Greis mir bei dem Abschiede die Hand.

Einen zwar verschiedenartigen, aber nicht minder starken Eindruck als Hoffbauer machte auf Perthes ein junger katholischer Priester, Horni, welcher sich nach Claudius' Tode mit einem Briefe voll warmer Verehrung und herzlicher Theilnahme an ihn gewendet hatte. Heute trat, schrieb Perthes an Caroline, ein junger Mann in geistlicher Kleidung in meine Stube und nahte sich mir mit großem Anstande. Es war Horni, dessen Briefe nach Deines Vaters Tode Du Dich erinnern wirst. Mit liebenswürdiger, geistvoller Offenheit erzählte er mir von seinen Familienverhältnissen, von seiner persönlichen Lage und seinem Bildungsgange. Auch ich bin, sagte er, wie fast alle meine Standesgenossen, von der seit Joseph II.

Oeſtreich verheerenden religiöſen Aufklärerei ergriffen geweſen; aber mein irre gewordener Geiſt hat den Weg zur Wahrheit und Gnade durch Claudius' Schriften wieder gefunden. Wie ſteht dieſer Mann ſo wunderbar groß da! Je heftiger in ganz Deutſchland unter Katholiken wie unter Proteſtanten Sturm gelaufen ward gegen alle geoffenbarte Religion, um ſo inniger hatte er ſich an Jeſum Chriſtum angeſchloſſen, und als alle ſogenannten Philoſophen Deutſchlands wahnſinnig, verrückt geworden waren, blieb er unerſchüttert und erkannte den blendenden Zauber ſeiner Zeit im Momente der höchſten Blendungskraft als das, was er war, das heißt, als ein blendendes Nichts. Seine Weisheit freilich war zu wenig von dieſer Welt, um den Kindern dieſer Welt zugänglich zu ſein. Die Zeitgenoſſen verſtanden die hohe Einfalt nicht und ſchätzten ſie gering, „ſie ſpannen Luftgeſpinnſte und ſuchten viele Künſte und kamen weiter von dem Ziele.“ Ich werde dankbar dafür bleiben, ſo lange ich lebe, daß mir die Weisheit des einfältigen Boten aus Wandsbeck in ihrer Höhe und Tiefe erkennbar wurde. Horni bat mich dann um nähere Nachricht von Deines Vaters letzten Stunden; denn obwohl es möglich wäre, ſagte er, daß Claudius' Körper in der Entkräftung des Todeskampfes nicht mehr hätte verſinnlichen können, was die nun bald mit ihrem Freunde und Erlöſer vereinte Seele fühlte, ſo glaube ich doch, daß Claudius nach einem ſo ſelten vollendeten chriſtlichen Leben auch eines ſchönen chriſtlichen Todes geſtorben ſein wird, und daß der Troſt, den ſein Erlöſer in der letzten ſchweren Stunde ihm ins Herz geflößt, den glücklichen Zeugen des Ueberganges „in das Land des Weſens und der Wahrheit“ bemerklich geworden iſt. Bei dem Abſchiede bat Horni mich um ein Bild von Claudius. Es thut, ſagte er, einem ringenden Menſchen wohl, ſich von bewährten Kämpfern beſtändig umgeben zu ſehen; böſe Gedanken fliehen, wenn der Blick plötzlich auf ein Bildnis fällt, vor deſſen Original man in dieſem Augenblick erröthen müßte. Alles, was Horni ſagte, trug das Gepräge innerer Wahrheit und frommer Ueberzeugung; die Einſicht, mit welcher er ſprach, ruht gewiß auf einem bedeutenden Wiſſen; ſeine Ausſprache iſt geläufig und rein, was ſich hier ſelbſt bei Gelehrten und Vornehmen nur

ſelten findet. Neben den Droſte's in Münſter iſt er mir als der tiefſte und ſicherſte Katholik, den ich ſah, erſchienen, tiefer und ſicherer gewiß als alle die geiſtreichen Verfechter des Katholicismus, die ich kenne.

Gegen Ende September hatte Perthes die Vorbereitungen zu ſeinen auf Oeſtreich berechneten literariſchen Unternehmungen beendet. Erfreut über die reichen Wochen, die er durchlebt, und über das Vertrauen, welches ihm von vielen Seiten zu Theil geworden war, verließ Perthes am 22. September Wien und befand ſich nach einer raſchen Reiſe und einem viertägigen Aufenthalt in Nürnberg am Morgen des 2. October nahe bei Blankenburg im Thüringer Walde, wenige Stunden nur von ſeiner alten Kinderheimat Schwarzburg. Die gewaltigen Regengüſſe der letzten Monate hatten die Brücke, welche in der Mitte etwa zwiſchen dem Dorfe Schwarza und dem Städtchen Blankenburg über den Waldbach ging, hinweggeriſſen. Perthes, noch wohlbekannt mit allen Fußwegen, ließ den Poſtillon nach der entfernteren ſteinernen Brücke fahren und wanderte mit ſeinem Sohne der Papiermühle zu, wo ein hoher Steg, wie er wußte, über das Waſſer führte; aber auch dieſer war fortgeſchlemmt und ſtatt ſeiner ein paar Baumſtämme von einem Ufer zum anderen gelegt. Ein in der Nähe ſtehender Mann fragte warnend, ob die Reiſenden auf dem ſchmalen Holze hinüber zu gehen wagen wollten. Dieſe aber gingen unbedenklich; hatten doch beide im Salzburgiſchen manchen weit gefährlicheren Weg gemacht. In reißender Schnelle ſchoß tief unter ihnen die zu einem Strom angeſchwollene Schwarza hin. Nur zwei Schritte noch waren ſie vom jenſeitigen Ufer, als der voranſchreitende Sohn ausrief: Halte mich, ich falle. Perthes ergriff den fallenden Knaben feſt an dem Mantelkragen und wurde zugleich mit ihm hinab in das Waſſer gezogen; er kam zum Stehen, ward wieder umgeriſſen; das Waſſer wälzte den Knaben über ihn, dann ihn über den Knaben; noch einmal tauchte Perthes mit Kopf und Schulter auf, rief laut: Halt Dich beſonnen! und ſank aufs neue in die Tiefe. Wie ein Blitz traten Frau und Kinder vor ſeine Seele, dann wurde er bewußtlos und das Waſſer trieb beide in unaufhaltſamer Eile den Rädern einer

zweihundert Schritte abwärts liegenden Sägemühle zu. Unmittelbar vor dieſer ward Perthes ſtark und feſt am linken Arme ergriffen und langſam durch das Waſſer an das Ufer gezogen. Mit ſeiner rechten Hand hatte er im Todeskampfe den Sohn krampfhaft feſtgehalten und führte nun, ſelbſt bewußtlos, auch dieſen dem Ufer zu. Jener fremde Mann, der ihnen warnend zugerufen hatte, war der Papiermüller Stahl geweſen; er eilte, als er die Fremden fallen ſah, über den gefährlichen Balken und längs des Waſſers hin bis zur Sägemühle, wo ihm eine Untiefe bekannt war, die weit hinein in die Schwarza reichte; bis in die Mitte des Leibes im Waſſer harrte er hier, griff zu, glaubte nur einen Menſchen vom ſicheren Tode zu retten und rettete zwei. In der warmen Trockenſtube der nahen Papiermühle erholten ſich die Geretteten ſchnell unter der Behandlung eines zufällig aus Rudolſtadt anweſenden Wundarztes und eilten Schwarzburg zu, wo ſie, vom ſchnellen Lauf erwärmt, gegen Abend anlangten. Nahe war der Tod an ihnen vorübergegangen, aber nicht einmal eine Erkältung hatte er als Folge ſeiner Nähe zurückgelaſſen.

Zwei Tage ruhte Perthes in den Erinnerungen ſeiner Jugend von der Unruhe der letzten Monate aus, wie ein Kind von dem alten Oberſtlieutenant, dem alten Oheim Stallmeiſter und der alten Tante Caroline gehegt und gepflegt. Dann eilte er nach kurzem Aufenthalte in Gotha über Göttingen und Hannover nach Hamburg, wo er am Morgen des 8. October eintraf und Caroline, deren Geſundheit ihm während ſeiner Abweſenheit mehreremale ernſte Sorge erweckt hatte, kräftiger fand, als er ſie verlaſſen hatte.

Perthes' Bemerkungen über den literariſchen Verkehr während ſeiner Reiſe durch Deutſchland.

Perthes war durch die mannigfaltigen und bedeutenden Verhältniſſe, in welche er hineinzublicken Gelegenheit gehabt hatte, nicht verleitet worden, ſeinen eigentlichen Reiſezweck zu vernachläſſigen. Die Lage des Buchhandels und die Mittel zur Begründung eines feſteren Zuſammenhanges desſelben hatten ihn überall beſchäftigt. In genauen, bis in die kleinſten Einzelheiten gehenden Berichten theilte er an Beſſer ſeine Beobachtungen mit. Fremd waren ihm die literariſchen Verhältniſſe Baierns geblieben; die wenigen Tage in München gehörten, ſchrieb er, dem lieben alten Jacobi. — Ueber den Verkehr in Oeſtreich dagegen hatte er ſich nach allen Seiten hin unterrichtet. Ueberall in Wien fand er bei den Männern der verſchiedenſten Stellung und Richtung wohlwollende Zuſtimmung, wenn er auf die Nothwendigkeit, Oeſtreich dem deutſchen literariſchen Verkehr zugänglich zu machen, hinwies. Der Erzherzog Johann verſprach, das verdienſtliche aber ſchwierige Unternehmen mit allen ſeinen Kräften zu unterſtützen. Der Director im Polizeidepartement, Herr von Ohms, ein geborner Erfurter von ſtrengem Ausſehen, aber großer Redlichkeit, verſicherte ihm: Deutſche Sprache könne und ſolle freilich den verſchiedenen Völkern der öſtreichiſchen Monarchie nicht aufgedrungen werden; aber als Hauptaufgabe habe es ſich die höchſte Stelle geſetzt, in allen Theilen des Reiches deutſche Bildung, alſo auch deutſche Literatur zu verbreiten; dahin zielten alle Maßregeln, aber ſehr viele Vorurtheile nach unten und nach oben wären zu überwinden und viel Menſchliches falle bei der Ausführung vor. Dem Chef des Handelsdepartements, Herrn von Stahel, legte Perthes vorzüglich die Abhilfe gegen den Nachdruck ans Herz. Es gibt, antwortete dieſer, nur einen Weg zu dem Ziele, welches ich mit Ihnen zu erreichen lebhaft wünſche: bewirken Sie eine Eingabe des Wiener Buchhändler-Gre-

miums, worin gesagt wird, daß es nach dem jetzigen Stande der Literatur für das Ganze des Büchergewerbes in Oestreich fördernd sei, künftig auf den Nachdruck ausländischer Werke zu verzichten; einzelne Buchhändler würden zwar zeitweise Schaden erleiden, aber für den gesamten Buchhandel Oestreichs ein dauernder Gewinn erwachsen und die Handelsbilance auch dieses Erwerbszweiges sich zum Vortheile Oestreichs stellen. Gelingt es Ihnen, eine solche Eingabe hervorzurufen, so haben wir gewonnen; aber täuschen Sie sich nicht über Ihre hiesigen Collegen. Die östreichischen und insbesondere die Wiener Buchhändler befinden sich in ihrer gegenwärtigen Lage zu behaglich; sie werden eine Stellung freiwillig nie verlassen wollen, in welcher sie mit wenig Thätigkeit, mit wenig Kenntnis und Aufmerksamkeit wohlhabende Leute werden. Wider den Willen der Buchhändler aber wird die Regierung sich schwerlich entschließen, Schritte gegen den Nachdruck zu thun.

Perthes hatte aus persönlichen Berührungen und aus Mittheilungen Gerold's, dessen besonnene und ehrenwerthe Leitung eines großen Geschäfts er mehrfach hervorhob, zwar ein eigenes Urtheil über die Stimmung der Wiener Buchhändler gewonnen, er hatte die literarischen Bedürfnisse Oestreichs und die Mittel zu deren Befriedigung genau beobachtet, aber er fand in dem Gewirre des Wiener Lebens keine Zeit zu schriftlichen Aufzeichnungen. Die Berichte dagegen, welche er über das bis Wien Gesehene an Besser sendete, lassen manchen Blick in einen jetzt längst vergessenen Zustand des literarischen Verkehrs thun.

Zunächst war ihm Westfalen als ein in sich abgeschlossenes Gebiet für den Buchhandel entgegengetreten. Sinn für Wissenschaft, namentlich für Geschichte, hat hier, heißt es in Perthes' Briefen, lange schon bestanden; gelehrte Sammler und gebildete Liebhaber sind von Alters her durch das ganze Land zerstreut. Sie waren bisher nur in sehr geringer Verbindung mit dem literarischen Getreibe Deutschlands; das aber wird unter den neuen politischen Verhältnissen bald anders werden; schon jetzt ist ein neuer Geist erwacht und Vincke's Persönlichkeit regt kräftig an. Westfalen erscheint in jeder Beziehung als eine

für den Buchhandel höchst wichtige Gegend. Um den Betrieb kämpften seit einer Reihe von Jahren Bremen und Hannover; jetzt ist Bremen besiegt und die Versorgung des ganzen Landes liegt fast ausschließlich in einer einzigen Hand. Die Wirksamkeit der Hahn'schen Handlung in Hannover reicht durch Ostfriesland bis nach Holland, durch Westfalen bis zum Rhein, südlich bis Kassel, nördlich bis Bremen. Man muß die Einsicht, Ordnung und Thätigkeit derselben bewundern; aber schädlich für den Buchhandel ist eine solche Centralisation und auf die Auswahl der an Schulen aller Art gebrauchten Lehrbüchern üben Hahn's durch die Einrichtung ihres Geschäfts gewiß einen nachtheiligen Einfluß. Sechs bis zehn tüchtige Handlungen könnten in dem Umkreise, in welchem jetzt sie allein thätig sind, bestehen und würden den literarischen Verkehr in weit eindringenderer Weise beleben. In Barmen, Duisburg, Lemgo, Detmold, Paderborn, Hamm können sich gegenwärtig Buchhandlungen gar nicht halten oder doch nur mit großer Mühe und geringer Lebendigkeit. In Osnabrück ist die einzige ordentliche Handlung eingegangen; nur Buchbinder pfuschen noch im Bücherverkehr, und dennoch muß hier der literarische Sinn groß gewesen sein, wie die vielen guten Bibliotheken beweisen, die aus dem Nachlasse verstorbener Gelehrten und Geschäftsmänner zur Versteigerung kommen. Münster ist keine literarische Stadt; die früheren guten Handlungen sind schon vor dreißig Jahren schwach geworden oder untergegangen. Einzelne Gelehrte und gebildete Sammler, wie Domdechant von Spiegel, die Herren von Droste, Dr. Herold, Kistemaker, Katerkamp, finden sich und das neue Verhältnis zu Preußen wird den wissenschaftlichen Sinn schon wecken. Einige junge tüchtige Buchhändler regen sich auch bereits, aber ihre Verbindung mit Leipzig ist sehr erschwert, da der Frachtverkehr gänzlich fehlt und die Kosten der durch die hessischen, hannöverischen und sächsischen Anstalten zugleich vermittelten Postsendungen unerschwinglich sind. Vom Buchhandel allein können sie daher nicht leben und müssen nebenbei den sogenannten Kunsthandel treiben, Bilder, Landkarten, Farben und Zeichenmaterial aller Art verkaufen und stehen dadurch mit den italiänischen Colporteurs in Verbindung.

Sonderbar ist es, daß das katholische Westfalen gar keinen Zusammenhang mit dem katholischen Süden hat; höchstens werden die hier erscheinenden Gebetbücher, Geschichten der Heiligen u. s. w. dort nachgedruckt. Ich bin mehrfach gebeten worden, für die westfälischen Handlungen Verbindungen in Ulm, München, Salzburg, Augsburg, Oestreich anzuknüpfen. — Gestützt auf die gemachten Erfahrungen, glaubte Perthes, daß die Hamburger Handlung einen größeren Antheil als bisher an dem literarischen Verkehr Westfalens gewinnen könne, und theilte in seinen Briefen an Besser die Mittel und Wege mit, welche er mit Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit der einzelnen Personen und auf die besondersten Verhältnisse der einzelnen Orte für geeignet zur Erreichung seines Zieles hielt.

Im Bergischen, eingeklemmt zwischen Westfalen und dem Rhein, lernte Perthes eine ihm bisher unbekannte Art des Vertriebes von Büchern kennen. Die mancherlei gesonderten Religionsgesellschaften, schrieb er, die sich hier aufhalten, haben eine abgeschlossene, religiöse Literatur für sich, von der wir gar nichts wissen. Ohne irgend eine Vermittelung des Buchhandels wird sie durch eigene Anstalten und Colporteurs verbreitet und steht in einem nahen Zusammenhange mit den verwandten Religionsgenossen in den entferntesten Gegenden in und außerhalb Deutschlands, ja selbst jenseits des Meeres. Wer das Vertrauen dieser Gesellschaften gewonnen hätte, würde im Stande sein, deutsche Literatur nach Gegenden und Orten zu bringen, wohin der Arm des Buchhandels nicht reicht.

Der Rhein von Düsseldorf bis Mainz mit der Eifel, der Moselgegend und dem Hundsrück, mit dem Siegenschen, dem Westerwald und dem Taunus war bisher ein für den deutschen Gesamtbuchhandel unbekanntes Land gewesen. Hier war, schrieb Perthes, das literarische Bedürfnis bis vor kurzem auf das Engste beschränkt: die großen Klosterbibliotheken kauften kirchliche Werke, die sogenannten Gebildeten kannten nichts als die französische Literatur. Für die Bedürfnisse beider sorgten die Frankfurter, denen allein das Land zugänglich war; sie betrachteten es wie ihre Colonie und überwachten es ängstlich und eifersüchtig, wie Spanien die seinigen. Jetzt aber

wird alles anders: die Klosterbibliotheken sind verschwunden, das Interesse an der französischen Literatur tritt in den Hintergrund; neues Leben und neues literarisches Bedürfnis wird überall durch die preußische Regierung und durch die preußischen Beamten entstehen. Die hergebrachte Herrschaft der Frankfurter reicht nirgends mehr hin, und doch liegt in den meisten Rheinstädten der eigne Betrieb noch völlig darnieder. In Düsseldorf sieht es ganz elend aus: die Geschäftsmänner und Gymnasiallehrer müssen sich selbst jedes Buch, das sie bedürfen, aus Frankfurt verschreiben oder von Bädecker in Essen, der einen sehr guten Namen hat. In Bonn ist gar keine Buchhandlung, wohl aber der große musikalische Verlag Simrock's, der ein alter, verständiger Ehrenmann ist. In Koblenz treibt nur ein wackerer Buchbinder nebenbei einigen Bücherverkauf. An diesen Orten und eben so in Aachen, Trier, Wiesbaden und allenthalben ist ein großes Feld für thätige und tüchtige Buchhändler, und sie werden nicht ausbleiben. Köln wird ohne Zweifel der Mittelpunkt des deutschen Buchhandels für das linke Rheinufer werden; es ist ein gar reges Leben unter den fünfzigtausend Menschen, und der hier herrschende Sinn für Alterthümer und Kunst wird bald auch der deutschen Literatur Raum verschaffen: Männer wie Wallraf, de Groote, Haxthausen und auch Graf Solms-Laubach üben einen guten Einfluß und die Errichtung der neuen Universität, mag sie nun nach Bonn oder Köln kommen, wird von großer Bedeutung sein. Es sind schon jetzt Handlungen hier, die rasch aufblühen werden. Du Mont Schauberg ist ein unterrichteter, verständiger und angesehener Mann, bekannt und befreundet mit vielen Gelehrten und Beamten; Imhof und Heberle haben ein bedeutendes antiquarisches Geschäft. Nachdruck wird hier wie in ganz Westfalen und Elberfeld viel vertrieben und dem einzelnen Buchhändler ist es fast unmöglich, eine Ausnahme von der Regel zu machen. Kurz vor meiner Ankunft hatte Spitz einen Nachdruck von Goethe's und Schiller's Werken angekündigt, welchen Graf Solms-Laubach, auf das preußische Landrecht sich stützend, sofort untersagte. Ich bemerkte dem Grafen, um ihn auf die Nothwendigkeit allgemein deutscher Maßregeln aufmerksam zu machen, daß er durch sein Ver-

bot das Eigenthum eines Würtemberger Buchhändlers schütze, während der König von Würtemberg die Plünderung aller nicht würtembergischen Buchhändler nach Kräften begünstige. Ei was, antwortete er; hier handelt es sich nicht um Würtemberg und Preußen, sondern um eine Nationalsache; ich werde dem Staatskanzler schreiben, ich hätte würtembergisch Eigenthum geschützt und er möge nun dafür sorgen, daß ein Gleiches in jedem deutschen Staate gegen jeden anderen deutschen Staat geschehe. Das Wort erfreute mein Herz.

Lebhafter noch als Graf Solms ging Stein in Nassau auf Perthes' Ansichten ein. Das sei, sagte er mir, heißt es in Perthes' Briefen, eine große und gute Ansicht, den Buchhandel zu einem Nationalinstitut erheben zu wollen, gut für die Literatur und gut für die Nationalität. Ich solle mich durch keinen Widerspruch und keine Trägheit irre machen lassen, sondern tapfer vorwärts gehen. Preußen werde nichts in den Weg legen und es sei wichtig, daß ich mit Vincke und Graf Solms, der ein sehr braver, ehrenwerther Mann wäre, gesprochen hätte. Oestreich freilich werde schwer zu gewinnen sein; dort lege das Normalsystem im Erziehungs- und Unterrichtswesen jedem Fortschritt große Hindernisse in den Weg. Ich solle mich mit Vertrauen an den Erzherzog Johann wenden, der geistvoll und theilnehmend sei; auch Erzherzog Karl sei ein würdiger Herr, aber weniger zugänglich. Vor allem aber müsse ich auf die Buchhändler selbst zu wirken suchen; in diesen liege das eigentliche Uebel: sie wären zu träge und zu kleinlich, um bedeutende Unternehmungen von nationaler Bedeutung zu übernehmen. Er selbst habe grade jetzt den Plan, einen Verein für die Herausgabe der Quellenschriftsteller unserer Geschichte zu gründen, und wolle mir denselben nächstens mittheilen.

Frankfurt mit seinem sehr lebhaften, auf einen weiten Umkreis ausgedehnten Verkehr, mit seinen großen Lagern alter und neuer Bücher und seinen betriebsamen, klugen und zum Theil sehr gebildeten Geschäftsmännern machte einen bedeutenden Eindruck auf Perthes, aber nicht ohne Besorgnis sah er auf die Form des dortigen Geschäfts. Alle hiesigen Handlungen, mit Ausnahme Varrentrapp's, nehmen, schrieb er, lebhaften Antheil am Nachdruck; sie vertreiben nicht nur

den Nachdruck fremder Buchhändler, sondern die meisten von ihnen drucken auch selbst nach und alle setzen von ihrem rechtmäßigen Verlag wohl das meiste durch Verbindungen mit fremden Nachdruckern ab, so daß ihr gesamter Geschäftsgang auf das engste mit dem Nachdruck verflochten ist. Fast alle sind daher meinen Ansichten entgegen. Uebrigens aber sind es der großen Mehrzahl nach rechtliche ehrenwerthe Männer und über ihren Handel muß man, wenn man nicht ungerecht sein will, sagen: Ländlich, sittlich.

Die Wärme und der Eifer, mit welchem die damals in Frankfurt versammelten Staatsmänner die Angelegenheiten des Buchhandels auffaßten, ist sehr bezeichnend für die in jenen Monaten politischer Unschuld noch unter ihnen herrschende Theilnahme an der deutschen Nationalität und Einheit. Gegen den Nachdruck erklärten sich alle Bevollmächtigten an dem künftigen Bundestage auf das eifrigste, persönlich selbst der bairische und der würtembergische Gesandte Graf Rechberg und Baron von Linden. Bedenklichkeiten wurden allerdings darüber laut, inwiefern es gerathen für die Regierungen sei, den Zusammenhang der deutschen Literatur zu verstärken und deren schnelle und sichere Verbreitung über alle deutschen Staaten zu fördern. Mir war, schrieb Perthes, vor allem das Gespräch mit Buchholz merkwürdig, weil es mich einen Blick in die Ansichten thun ließ, die mir in Wien entgegentreten werden. Die von mir erstrebte Einheit des deutschen Buchhandels würde, meinte er, eine sehr gefährliche Waffe in der Hand der verderblichen Parteien werden und den schädlichsten Meinungen eine allgemeine Verbreitung auch in den Ländern sichern, wohin sie bisher noch nicht gedrungen seien. Ganz ähnlich sprach Christian Schlosser aus, daß er jede enge literarische Verbindung des südlich-katholischen mit dem nördlich-protestantischen Deutschland für ein Unglück halten müsse; denn die Folge derselben würde verstärkter Einfluß der fanatisch-protestantisch-demokratischen Partei auf das südliche Deutschland sein. Schlegel dagegen stimmte meinen Ansichten bei, fürchtete aber, daß ich in Oestreich auf großen Widerstand, weniger bei der Regierung als bei der Mehrzahl der Buchhändler, stoßen würde. In Oestreich, sagte er, lese man nur wenige Bücher

und ein festerer Geschmack sei davon die Folge. Die Nachdrucker hätten daher einen sicheren Anhalt für ihre Unternehmungen und würden sich den großen Gewinn, den sie aus ihrer isolierten Lage zögen, nicht durch eine enge Verbindung mit dem deutschen Gesamtbuchhandel entziehen lassen wollen. Sehr begierig war ich nach diesen Vorgängen, schrieb Perthes weiter, auf die Aufnahme, die ich bei dem östreichischen Gesandten selbst finden würde. Graf Buol hörte mich aufmerksam an und antwortete nach einer kleinen Pause: Wenn die von Ihnen angegebenen Thatsachen ihre innere Richtigkeit haben und Sie in Wien vermögen, die ganze Angelegenheit so klar wie jetzt mir darzustellen, so kann Ihnen vieles gelingen. In jeden Falle thun Sie sehr gut, nach Wien zu gehen; denn was auch hier der Bundestag aussprechen mag, Wien ist doch allein der Ort, wo es zur Wirklichkeit gebracht werden kann. Sie werden in Wien gut aufgenommen werden und ich selbst werde mir eine Freude daraus machen, dazu beizutragen. Da wir in Oestreich doch glauben, das Wahre und Richtige zu besitzen, so müssen wir künftig auch mehr als bisher Gelegenheit geben, daß es aus unserem Lande herausgesprochen und geschrieben werden könne, und dürfen uns nicht allzu sehr vor den Irrthümern scheuen, die etwa hineingeschrieben werden könnten.

Von Frankfurt bis Ulm durchreiste Perthes ein ihm als Buchhändler sehr wohl bekanntes Land. Die bedeutenden und mit einsichtsvoller Thätigkeit geleiteten Handlungen von Leske in Darmstadt, Mohr und Winter in Heidelberg und Cotta in Stuttgart hielten Hessen, Baden und Würtemberg mit dem übrigen Deutschland in so engem literarischen Zusammenhang, daß selbst der räuberisch betriebene Nachdruck Würtembergs ihn nicht zu zerstören vermochte. Cotta's Geschäft vor allem setzte Perthes durch seinen Umfang in Erstaunen. Cotta übt, schrieb er, einen unglaublichen Einfluß, einen Einfluß, dessen ganze Größe wenige ahnen. Wie die Allgemeine Zeitung die politischen Stimmungen in Deutschland und die europäischen Ansichten über Deutschland sehr wesentlich mit bestimmt, so soll jetzt das Morgenblatt alle nicht politischen Geistesinteressen in seinen Bereich ziehen; die ganze geistige Welt möchte Cotta buchhändlerisch umhalsen.

In seiner persönlichen Bedeutung, in seiner Zähigkeit, seinem großen Reichthum und politischen Einfluß liegt wohl die Möglichkeit gegeben, daß der Buchhandel des südwestlichen Deutschlands in eine einzige Hand kommen und dadurch die Unbefangenheit des literarischen Urtheils, die Lebendigkeit des Verkehrs und die Wirksamkeit des Vertriebes gestört werden könnte.

In Augsburg traf Perthes überall auf durchaus fremdartige Verhältnisse. Hier sieht es, schrieb er, wundersam und abenteuerlich bei unsern Collegen aus: Augsburg ist eine Bücherwelt für sich und ist es schon seit vielen Jahren gewesen; ich hatte viel Absonderliches erwartet, aber alle meine Erwartungen sind weit übertroffen. Schon die Geschäftsabgrenzung der vielen und großen Handlungen gegeneinander ist überaus eigenthümlich. Da gibt es „lateinische Handlungen", die nur kirchliche, ursprünglich wohl nur in lateinischer Sprache geschriebene Werke, und „protestantische Handlungen", die auch Werke verkaufen, welche außerhalb Augsburg gedruckt sind; es gibt Handlungen, die nur außerhalb Augsburg verkaufen oder, wie es hier heißt, den Landhandel treiben; dann hört man von Büchereseln, d. h. Antiquaren, reden, von Apostelhandlungen und von vielen Heiligen- und Apostelfabricanten. Der Absatz aller dieser Handlungen ist so unglaublich groß, daß, wenn man nur die Bändezahl in Betracht zieht, nicht im entferntesten irgend eine andere Stadt Deutschlands mit Augsburg verglichen werden kann. Laß Dir den Geschäftsbetrieb einer einzelnen Handlung erzählen. An der Spitze der großen Handlung: Matthias Rieger's Erben, steht ein sehr kluger, einsichtsvoller, braver Mann; sie verkaufen in Augsburg gar nicht, haben daher auch keinen Laden; stille hinter großen eisernen Gittern arbeiten sieben Gehilfen, in Augsburg geboren und erzogen, geblieben und verheirathet; zwei Reisende aber durchziehen Winter und Sommer Oberschwaben, die Rheingegenden bis Köln, ganz Baiern, die Schweiz und Tirol bis Botzen. An diese Reisenden hat sich ihr Publicum so gewöhnt, daß alle Bestellungen nicht allein auf Bücher, sondern auch auf Kunstsachen, Bilder, Papier, Leinen, Schmuck, kurz auf alles mögliche Augsburger Gut bis zu deren Ankunft aufge-

hoben werden. Jährlich im September oder October wird ein Katalog neuer und älterer Bücher gedruckt und in dritthalbtausend Exemplaren verbreitet. Die bestellten Bücher werden den Bestellern frei ins Haus geschickt. Früher hatte die Handlung einen sehr bedeutenden Verkehr mit Italien, namentlich mit Venedig, wo sie ihre Bücher gegen Ausgaben der Kirchenväter und ähnlicher Schriften vertauschten. Jetzt können sie Werke dieser Art nicht mehr gebrauchen; mit Geld aber wollen die Italiäner nicht bezahlen, und so hat der Verkehr fast ganz aufgehört. Bis zu den französischen Kriegen konnte die Handlung fest darauf rechnen, von jedem Buche, welches sie druckte, mochte es zwei oder fünfzig Gulden kosten, fünfhundert Exemplare an die Klöster und an die Geistlichen zu verkaufen. Die zweite Handlung, die ich mir besah, war die von Joseph Wolf: sie besteht weit über hundert Jahre und hat einen sehr bedeutenden Verlag theils größerer katholischer Werke, theils allgemein verbreiteter Volksschriften; der Himmelsweg für rechtschaffene Weibsleute z. B. wird jedes Jahr in dritthalbtausend Exemplaren, manche andere Schrift der Art in tausend und in achthundert Exemplaren neu gedruckt. Mit Leipzig steht der Besitzer bis jetzt in gar keiner Verbindung. Schon aus der Bekanntschaft mit diesen beiden Häusern konnte ich lernen, wie die Sache jetzt in Augsburg steht, und ich habe meine Ansicht durch die Gespräche mit andern Augsburger Buchhändlern bestätigt gefunden. Die Augsburger Handlungen hatten bis in die neueste Zeit nicht nöthig, sich an dem Buchhandel des übrigen Deutschlands zu betheiligen und die hiermit verbundenen Gefahren und Unbequemlichkeiten zu übernehmen. Sie wurden so wohlhabend wie keiner unter uns, indem sie größere kirchliche Werke an die Klöster und hohe Geistlichkeit, kleinere religiöse Schriften an Bauern und Bürger in einem weiten Umkreise absetzten. Das alles ist nun vergangen: die Klöster sind aufgehoben, die Geistlichen verarmt, Bürger und Bauer wollen nicht mehr, wie früher, die dargebotenen Schriften lesen; hier und da ist ein eigentlich literarisches Bedürfnis erwacht. Alle Handlungen, auch die größten, fühlen die Nothwendigkeit, in den allgemeinen deutschen Buchhandel einzugehen, „protestantische Handlungen" zu werden;

aber ſie können ſich noch nicht entſchließen, von der alten Gemächlichkeit zu ſcheiden. Daher haben die Handlungen in Ulm, Nürnberg und Erlangen vorläufig bedeutende Geſchäftsverbindungen in dieſer Gegend, das aber wird bald anders werden. Binnen kurzer Zeit gehört Augsburg gewiß dem deutſchen Buchhandel an und wird dann von großer Bedeutung ſein; ſeit langer Zeit iſt man weit umher gewöhnt, viel Geld für Bücher auszugeben, wenn auch nicht für die rechten.

Nachdem Perthes während ſeines Aufenthaltes in Wien auch ein Bild der öſtreichiſchen Zuſtände gewonnen hatte, ſchloß er ſeine Berichte an Beſſer mit den Worten: Für mich habe ich vieles, ſehr vieles gelernt und manches Samenkorn habe ich hier in Wien und auch an andern Orten ausgeſtreut; ob und wann aber daraus eine Saat aufgehen wird, weiß Gott.

Viertes Buch.

Perthes' brieflicher Verkehr über die politiſchen und religiöſen Fragen

von der Zeit des Wartburgsfeſtes bis zur Zeit der europäiſchen Congreſſe in Troppau und Laibach.

1817—1822.

Die Bewegungen im Volke bis zu den Karlsbader Beſchlüſſen im Spätſommer 1819.

Kurz vor Perthes' Rückkehr nach Hamburg hatte Beſſer ihm die Worte geſchrieben: Du biſt ausgezogen, Deutſchland zu ſuchen, und Du haſt es, ſcheint mir, nicht gefunden. — Ungefähr ſo war es wirklich. Am Rhein, in Würtemberg, in Baiern und in Oeſtreich hatte Perthes zwar an Sinnesart und Sitte viel Deutſches und auch den Wunſch nach einem mächtigen und glänzenden Deutſchland getroffen, aber zugleich ſehr deutlich bemerken können, daß der Süddeutſche die Unabhängigkeit und Abgeſchloſſenheit Badens und Würtembergs, Baierns und Oeſtreichs nicht geſchmälert, die ſouveränen Staaten, in denen er ſich bewegte, nicht aus ſelbſtändigen Ganzen zu Gliedern eines Ganzen gemacht, nicht dem einigen Deutſchland eingeordnet und einer deutſchen Gewalt untergeordnet wiſſen wollte.

Obgleich ſelbſt in den kleineren Ländern die Norddeutſchen eben ſo feſt wie die Süddeutſchen an ihren Einzelſtaaten hingen, ſo waren ſie doch damals dieſer Anhänglichkeit ſich weniger bewußt und gingen, auch wohl ohne es zu wiſſen, von der Vorausſetzung aus, daß ihnen, ſelbſt bei der engſten Verbindung mit den Süddeutſchen, das Uebergewicht nicht fehlen könne. Sie wollten ein glänzendes, feſtgeſchloſſenes deutſches Reich und dachten wenigſtens vorläufig nicht daran, daß die Erreichung dieſes Zieles den Einzelſtaaten die Staatsnatur koſten werde. Heftiger und unruhiger noch als im Jahr 1814 trat ſeit 1816 aufs neue in vielen Theilen des nördlichen Deutſchlands das Drängen nach einem deutſchen Reiche unter denen hervor, die damals jung waren oder ſich jung fühlten.

Perthes mußte zwar die Herstellung von Kaiser und Reich nach Lage der Dinge für eine Unmöglichkeit halten, aber er lebte der Ueberzeugung, daß der Bundestag politisch verpflichtet sei, die Einheit Deutschlands trotz alles Widerstrebens der einzelnen Regierungen darzustellen und zu verkörpern. Verwundern muß ich mich, schrieb er um diese Zeit an einen Freund in Preußen, daß Du in Deinen Betrachtungen über die Deutschen und deren Geschichte nie das Wort Kaiser und Reich aussprichst. Worin hat dies seinen Grund? Antworte, die Hand aufs Herz, mein Freund! Einen ungeheuren Riß hat unsere Historie erhalten, seitdem der Kaiser uns verloren ist. Allerdings soll man, wie Du schreibst, an den Verfassungen nicht bröckeln, so wenig am Königsthron wie am Bauerngehöft. Aber an dem alten Kaiserthron, am heiligen Altar, daran ist so lange gebröckelt worden, bis der Thron zerbrochen und der Altar hörig geworden ist. Das habt Ihr Ritter nicht allein gelitten, sondern mit vollbracht. Soll nun das Volk nicht zusehen, welche Majestät für seine Gesamtheit man wieder aufbaue! Wir werden künftig weder moralisch und historisch, noch politisch ein Vaterland haben, wenn nicht die Idee des Kaisers auf den Bundestag und die Kraft des Kaisers auf das Bundesheer übergeht. — Als Perthes in ähnlicher Weise sich gegen Graf Friedrich Leopold Stolberg ausgesprochen hatte, antwortete dieser: Die vaterländischen schönen Hoffnungen, die Sie auch jetzt noch festhalten, erfreuen mein Herz; Gott wolle sie erfüllen! Auf dem Bundestage ruht mein Auge mit mehr Wunsch als Vertrauen. Daß Oestreich die Kaiserkrone in dem Augenblick verschmähte, in welchem ganz Europa, so zu sagen, ihm dieselbe anbot, dafür wird es selbst, dafür wird ganz Deutschland, ja ganz Europa büßen.

Gleich stark wie die Einheit Dentschlands beschäftigte die Frage nach der Form für die politische Berechtigung der Unterthanen in den einzelnen Staaten die Gemüther der jungen und auch der alten Menschen jener Jahre. Heftiger und heftiger ertönte der Ruf nach der ständischen Vertretung, welche die Bundesacte verheißen hatte. Es ist im Werke, schrieb Görres im Sommer 1817 an Perthes, den Bundestag, wenn er wieder zusammenkommt, aus allen Theilen Deutschlands mit Adressen um endliche Ausführung des Artikels 13 zu beschi-

cken. Der 18. October soll der Tag der Unterzeichnung gleichzeitig an allen Orten sein und bis dahin die Sache verschwiegen bleiben. Ich weiß nicht, was aus unserem Vaterlande werden soll; es ist alles innerlich gar zu wurmstichig, faul und feig und verträgt keine Kritik und weiß kein freies Wort zu achten und zu schätzen. Es kann nicht schaden, wenn die Masse sich einmal rührt und ruft und stampft und einige Ungeduld laut werden läßt, damit die Regierungen erfahren, es sei den Leuten Ernst um die Sache. Auch dürfen wir den Bundestag, so wenig er auch ist, nicht fallen lassen; seine schwächlichen Elemente bedürfen vor allem einen Rückhalt gegen die Höfe und einen Rechtfertigungsgrund für kräftigeres Hervortreten. In Hamburg könnten Sie die Unterzeichnungen wohl leiten und in Lübeck und Bremen anregen. — Ich habe nun, schrieb Görres einige Monate später, meinen anfänglichen Plan geändert; um keine Behörde zu übergehen, habe ich zunächst eine Adresse an den König entworfen. Sie ist hier in der Stadt allgemein unterschrieben worden; dann habe ich sie durch das ganze Land getrieben, und Dorf für Dorf bis auf zwanzig Stunden Entfernung ist beigetreten. In wenigen Tagen wird der Staatskanzler hier anlangen; dann will ich sie ihm zustellen und demnächst die Adresse an den Bundestag in Umlauf setzen. Mir ist vor allem daran gelegen, die Leute einmal einstimmig zu einem politischen Werke zusammen zu bringen.

Bis zu den deutschen Ostseeprovinzen Rußlands reichten die Wellen, welche die Bewegung in Deutschland aufgeregt hatte, und riefen auch dort verwandte Stimmungen, wenn auch in anderer Gestalt, hervor. Vom Adel selbst sind die wichtigen Verhandlungen über die Aufhebung der Leibeigenschaft ausgegangen, heißt es in einem Briefe, den Perthes im März 1817 aus Livland erhielt; sie beschäftigen alle Gemüther; auch die Widerwilligen unter meinen Standesgenossen werden, wie ich hoffe, in nicht langer Zeit bemerken, daß der freie Mann in allen bürgerlichen Verhältnissen ein besserer ist als der leibeigene Sklave. Ich selbst bin bei der Sache in sehr hohem Maße betheiligt, aber ich glaube keinen Verlust in meinen Einnahmen zu erleiden; im ganzen wurde unser Bauer immer gut behandelt und hatte ein eben so reichliches Leben, als er es in seinem neuen künftigen Ver-

hältnis nur haben kann. Für mein Einkommen kann es daher keinen Unterschied machen, ob derselbe Bauer als Leibeigener oder als Pachter meine Güter bearbeitet.

Binnen wenigen Tagen erwartet man die Publication der neuen Bauernverfassung, schrieb im Februar 1818 derselbe Mann, und dann ist die Aufhebung der hiesigen Leibeigenschaft mein erstes Geschäft. Manches Jahr wird freilich noch verstreichen, bevor auch die Aufhebung der Seelenleibeigenschaft erfolgen kann. — Die Bauernverfassung ist zwar, heißt es im Juni 1818, vom Kaiser bestätigt, aber wohl deshalb noch nicht publiciert, damit dieselbe in Livland wie in Esthland zugleich zur Anwendung kommen kann. In jeder der drei Ostseeprovinzen ist auf kaiserlichen Befehl eine Commission ernannt, um die Provincialgesetze zu sammeln und möglichst übereinstimmend zu bearbeiten. Wir leben hier in der freundlichen Hoffnung, daß aus dieser Gesetzgebung vielleicht eine constitutionelle und feste Bestimmung der Rechte aller Stände hervorgehen werde.

Das Kämpfen und Streiten jener Jahre sah Perthes als die nothwendige Folge des Ganges an, den die Geschichte Deutschlands genommen hatte. Sinnigdenkende und tüchtig rührsame Menschen werden sich, schrieb er an Jacobi, gewiß immer wieder zusammenfinden; aber je unmittelbarer die Geschichte das Aufeinanderfolgende zusammendrängt, um so heftiger und allgemeiner wird der Streit sein. In anderen Epochen liegt die Verschiedenheit der geistigen Richtungen, des gesamten Denkens und Wollens getrennt durch Jahrhunderte auseinander; unsere Zeit aber hat das völlig Unvereinbare in den drei jetzt gleichzeitig lebenden Generationen vereinigt. Die ungeheuren Gegensätze der Jahre 1750, 1789 und 1815 entbehren aller Uebergänge und erscheinen nicht als ein Nacheinander, sondern als ein Nebeneinander in den jetzt lebenden Menschen, je nachdem dieselben Großväter, Väter oder Enkel sind. Das muß wohl heftigen, schroffen Streit geben, und wie würde es erst sein, wenn in unserer, mit unglaublicher Schnelligkeit alles Denken und Wollen umgestaltenden Zeit mit uns zugleich die zwei oder drei Generationen, welche zunächst auf uns folgen werden, leben und kämpfen könnten! — Perthes fand das Dasein des Kampfes nicht nur erklärlich, sondern freute sich auch des

eifrigen Drängens und Strebens. Du erwähnſt, ſchrieb er an Fouqué, wie ich Dir 1815 geſagt hätte: „Nun der äußere Kampf beſtanden iſt, wird es erſt recht ſaure, ja auch bittere Arbeit geben; denn der Streit der Geiſter wird beginnen.“ Nun, glaubſt Du, würde es mir leid ſein, Recht behalten zu haben. Keineswegs iſt es mir leid. Sieh, lieber Fouqué, hienieden ſoll der Menſch arbeiten, viel arbeiten, in welcher Arbeit es auch ſei; das iſt Gottes Wille. Der Menſch hat mehr Zeit, als er in bloßer Liebe und innerer Beſchauung verbrauchen kann. Darum: bete und arbeite; und Kampf und Streit iſt auch eine Arbeit. Es reicht nicht aus, daß wir Freunde uns in Liebe die Hand geben; wollen wir uns in Schrift oder That über Sein, Leben, Treiben und Verhältniſſe der Menſchen verſtändigen, ſo ſtehen wir gegen einander, ſind verſchieden, müſſen ſtreiten, kämpfen, bis ein Ziel errungen. Auch Du liebſt ja nicht das ſtille ſtehende Waſſer der Gleichgiltigkeit, den Sumpf der Nachgiebigkeit und Fügſamkeit. Warum alſo betrübt ſein über den Streit in dieſer Zeit, wäre er auch unter Freunden? Nie aber muß eine ſchlechte oder unedle Waffe gebraucht werden und immer ſetze man bei dem Gegner gerechte Waffe voraus und glaube, daß auch er das Rechte und Gute wolle. Nur dann erſt, wenn man nach ruhiger Prüfung das Gegentheil weiß, iſt der gerechte Eifer, der mit Schwert und Peitſche in offener Fehde die Lügner aus dem Heiligen treibt, Gott wohlgefällig. Das iſt des rechtlichen Mannes rechtlicher Sinn. Unſer Volk iſt ſeinem Inneren nach ein noch ſehr junges, in langen Zeiträumen erſt zur Reife gedeihendes Volk, welches nach Stolberg's herrlichem Ausſpruch als Herz Europa's die Erfüllung eines hohen und ſchweren Berufes zu ſeinem Ziele hat. Und eben deshalb iſt unſere Geſchichte nicht ein Abgeſchloſſenes, ſondern ſetzt ſich fort, und nichts Weltlich-Zeitliches aus unſerer Urzeit oder Vorzeit oder letztvergangenen Zeit darf mit ſtarrer Beharrlichkeit verhölzert, verknöchert oder verſteinert werden; nur das Chriſtlich-Sittliche beſtehe und bleibe, weil es über aller Geſchichte ſteht. — Durch ernſte und beſonnene Männer ward Perthes indeſſen auch daran erinnert, daß der Kampf nicht deshalb ſchon, weil er Kampf ſei, als lebendiges Leben gelten könne, und daß nicht nothwendig jeder Kampf zum Siege führe.

Mag der Gang der Dinge noch so glücklich werden, schrieb ihm im Sommer 1817 ein Freund, so wird doch mancher heiße Wunsch der Zeit unerfüllt bleiben. Darüber kann ich mich schon deshalb trösten, weil nicht alles, was heftig erstrebt wird, deshalb schon das Beste oder auch nur das Gute ist. Trotzdem aber bleibt es gewiß, daß, wenn wir in unserer Zeit nicht mehr wollten und wünschten, als zu erreichen uns bestimmt ist, auch das Erreichbare uns vorenthalten bleiben würde. Auch ist die Kraft deshalb, weil ihr der Erfolg fehlt, nicht nothwendig verschwendet; in anderen Richtungen als in den beabsichtigten kann sie gewirkt haben und am Ende doch noch den Punkt treffen, auf den es abgesehen war. Im Leben der einzelnen wie in den Schicksalen der Völker wird sich Lessing's Spruch häufig bewähren, daß die grade Linie nicht immer die kürzeste ist. Gleich den Juden wandern wir durch die Wüste, um zu dem gelobten Lande zu gelangen, und bedürfen wie die Juden noch vieler Vorbereitungen und Reinigungen, damit die Freiheit auf der rechten Grundsäule gebaut werde und in Tüchtigkeit des Sinnes, in Liebe des Gemüthes und in Klarheit der Einsicht die Gewährleistung ihrer Dauer erhalte.

Wunsch und Streben war in jenen ersten heftig bewegten Jahren nach den Freiheitskriegen nicht auf Verneinen und Zerstören, sondern auf Schaffen und Herstellen gerichtet, und darin lag das Edle und Anziehende dieser Zeit. Ich kenne, schrieb Perthes, kein demokratisches Streben in Deutschland, aber wohl ein Drängen und Treiben nach einer Ordnung für das Gesamtvaterland; man will den Ersatz sehen und haben für die zerbrochenen alten Majestäten: Kaiser und Kirche; man vertraut wohl den Anordnungen der Regenten, aber auch dem besten Regenten will man doch nicht ohne Recht gegenüberstehen. — Obschon jene Zeit nicht zerstören, sondern schaffen wollte, wußte sie doch nicht, was geschaffen und hergestellt werden sollte. Weil man die wirklichen Verhältnisse mehr unabsichtlich als absichtlich übersah, trug die ganze Richtung einen phantastischen und bei der Heftigkeit, mit welcher das Unbestimmte und deshalb Unerreichbare gewollt wurde, und bei dem Hochmuthe, mit welchem viele auf ihre eigene politische Einsicht und Vortrefflichkeit sahen, oft genug einen verrückten Charakter. Das erste Hervortreten der Burschenschaft

und das phantastische Wartburgsfest von 1817, welches die Schlacht bei Leipzig und die Reformation in wunderlichster Weise zu einer Feier verschmolz, gab dieser Stimmung mit allen ihren edeln und allen ihren verkehrten Seiten einen treffenden Gesamtausdruck und mußte wohl harte Beurtheilungen hervorrufen. Ich würde, heißt es in einem Briefe an Perthes aus Berlin vom 29. November 1817, Ihnen kein Wort von dem Unfuge auf der Wartburg sagen, wenn ich Ihnen nicht, was Sie nicht wissen können, mittheilen wollte, daß Richelieu bereits deshalb eine Note an unserem Hofe hat übergehen lassen, und daß in jeder Stunde aus Moskau eine ähnliche mit voller Salbung — Sie kennen ja die Sprache dorther — erwartet wird und daß Oestreich die vollste Strenge gegen die Presse angelegt wissen will. Auch von dem Geiste, durch welchen Weimar in dieser Sache bis zum Schwindel und bis zum Schützen und Schätzen der Frechheit getrieben ist, können Sie sich keine Vorstellung machen. Mir fällt Lessing's Ausspruch von dem Wirthe ein, der in seiner Kneipe die Leute sich ruhig prügeln und morden läßt. — Sie loben den Ernst der Jugend, schrieb um dieselbe Zeit Friedrich Leopold Stolberg an Perthes; ich möchte mich darüber, wie über so vieles, mündlich mit Ihnen aussprechen können. Lieber wünschte ich an unseren Jünglingen kräftige Freudigkeit zu sehen; dieser frühe Ernst scheint mir eine wenig verheißende Rothreife. Wohl weiß ich, daß in einem Theile unserer deutschen Jugend von jenen herrlichen Jahren der Behauptung unserer Freiheit her ein guter, sehr edler Geist sich regt. Aber es ist doch nicht der natürliche Weg, daß ein Volk von unten her, von der Jugend aus soll erleuchtet werden, und daß die Männer sich wie Kinder begeifern. Auch die besten Jünglinge bedürfen des Rückhaltes, des Beispiels, der Leitung. Und jetzt hören sie so viel von ihrer Trefflichkeit, daß ihnen die Köpfe leicht umgehen mögen. Wo es an Aeltesten fehlt, da fehlt es der Jugend an Schutz gegen den Wind, wie jungen Bäumen, wo keine alten Stämme sind. — Perthes indessen blieb der Meinung, daß nach Lage der Dinge das Zielloſe, Unsichere und Phantastische nicht nur erklärlich, sondern wenigstens bei Jünglingen und jungen Männern auch verzeihlich sei. Selbst an dem damaligen preußischen Hauptmann von Plehwe, jenem tief aus dem Innern

aufgeregten Burſchenſchafter in Gardeuniform, ſah er über die zu Tage liegenden Verkehrtheiten hinweg und nur in das ehrliche und warme Herz hinein. Daß Plehwe Eindruck auf Dich machen mußte, ſchrieb er im October 1817, wußte ich wohl. Der innige unmittelbare Bezug auf den Höchſten, die einfache Anſicht deſſen, was hienieden iſt, das ernſte, große Maß, mit welchem er die Menſchen mißt, und die große Redlichkeit des Innern, dies alles iſt eine ſeltene Erſcheinung. Ich hatte ihn ſcharf in Prüfung genommen; ich weiß wohl, an welchen Seiten die Verſuchung zum Böſen ſich ihm nahen kann, aber dennoch iſt er mir wie ein wirklich Begeiſterter vorgekommen.

Die Stimmung, wie ſie in manchen bedeutenden Männern gegen das Ende des Jahres 1818 lebte, drückt ſich in einem Briefe aus, den Görres im December an Perthes ſchrieb: Sie haben, mein lieber hanſeatiſcher Freund, geſehen, heißt es in demſelben, wie ſich ſeit Ihrer letzten Zuſchrift der feigſte und plumpeſte Despotismus in meiner Adreßgeſchichte benommen. So ſchwächlich und erregbar ſind dieſe Leute! Der geringſte Reiz, den man an ſie bringt, erregt Delirium und Krämpfe, und reizt man nicht, ſo verfallen ſie gleich in Stumpfſinn und Lethargie. Darum eben war der rheiniſche Mercur eine ſo diätetiſche Disciplin; jeden zweiten Tag reicht er ihnen eine Salbe, die nach Umſtänden aus bitteren, erregenden, calmierenden, gelind eröffnenden oder Ekel machenden Subſtanzen zuſammengeſetzt war. Dadurch wurde das Gleichgewicht ziemlich erhalten, eine gelinde Transſpiration befördert, die zu große Erregbarkeit abgeſtumpft und die Lebensgeiſter wieder in einer beſtändigen Uebung umgetrieben. Nach dreijährigem Stillſchweigen wollte ich wieder einmal durch die Adreſſe eine Leuchtkugel unter die Parteien werfen und ich kann nicht ſagen, daß ſie viel Erfreuliches beleuchtet hätte: Fürſten, die in der Unglücksſchule ſtudiert, aber gar nichts begriffen haben, nicht einmal ſo viel, daß ſie ihre Würde in Acht zu nehmen wiſſen; Miniſter von gutem Willen, aber ohne Kraft, ohne Entſchiedenheit und Muth; eine höfiſche Oppoſition, ſchlecht weniger durch Anweſenheit von poſitiver Bosheit als durch die gänzliche Abweſenheit alles Guten, dumm bis zur Beſtialität, plump wie ein Rhinoceros, feig und

erbärmlich und unter aller Kritik von oben bis unten; eine demokratische Partei ohne Einheit und Zusammenwirken, ohne Standpunkt und Basis, unthätig, jeder Illusion nachlaufend, immer hoffend, es werde alles über Nacht sich von selber machen, ohne Tact in den Führern, ohne Grundsatz, ohne Weltansicht, hochmüthig, eitel, leichtsinnig, zerstreut und vergeßlich, verworren und ewig ohne Resultat, sich selber widersprechend, zugleich feig und anmaßend, ohne Haltung, Nachdruck und Ruhe. Das sind die Herrlichkeiten dieser häklichen Zeit, wie man sie eben von einer Generation erwarten kann, die jede Eitelkeit und jede Demüthigung versucht, die auf der Zinne des Tempels gestanden und durch jeden Koth sich hat durchschleifen lassen, die nur im Zerstören Talent gezeigt, im Bauen aber gänzliche Impotenz. Sie wird nichts fertig bringen als den Anfangspunkt von etwas Besserem, wie die Juden, die, aus Aegypten ausgezogen, vierzig Jahre in der Wüste gelebt und das gelobte Land nicht gesehen. Es erwächst wirklich ein besseres Geschlecht, von dem man ohne Leichtsinn und Selbsttäuschung viel Gutes erwarten kann. Unter Zittern und Zagen ist nun, fügte Görres noch hinzu, die Universität in Bonn aufgethan. Sie kann viel Gutes bringen, wenn der Unsegen sie nicht trifft, der auf alles, was sich von heute oder gestern her datiert, zu fallen pflegt. Arndt mit seinem Geiste der Zeit hätte beinahe einen Fluch auf sie noch im Mutterleibe herabgezogen; inzwischen ist die Arme dem Unglück doch glücklich entgangen und liegt, ein schwaches Kindlein, in Baumwolle eingepackt. Mich haben sie zu groß oder zu klein in Geisteslänge für sie gehalten, dagegen aber sonst allerlei mir angetragen, was ich ausgeschlagen, weil ich auf eigenen Füßen stehen und mich den Winden nicht Preis geben will, von denen man nicht weiß, von wannen sie kommen und wohin sie ziehen.

Mit Recht gilt das Jahr 1819 als ein Wendepunkt in der Geschichte Deutschlands. Es offenbarte nicht nur den feindlichen Gegensatz zwischen Obrigkeit und Unterthanen, sondern gab demselben auch eine neue und gefährlichere Gestalt. In wachsender Stärke trat die Meinung hervor, es sei das erstrebte Neue nur deshalb nicht erreicht, weil man das bestehende Alte noch nicht vernichtet habe; eine große Zukunft werde schon von selbst kommen, sobald nur erst das Be-

ſtehende nicht mehr beſtehe. Es gewann ſomit das Streben, Beſtehendes zu zerſtören, mehr und mehr das Uebergewicht über das Streben, Neues zu ſchaffen; das innerſte Weſen der herrſchenden Richtung wurde aus einem Poſitiven zu einem Negativen. Die Romantik der Freiheitskriege verſchwand aus der politiſchen Stimmung und machte dem Haſſe gegen die politiſche Geſamtordnung, gegen die einzelnen Regierungen und gegen die Bundesverſammlung Platz. Die Zuneigung zu Rußland und dem Kaiſer Alexander verwandelte ſich in Groll, das eben noch bitter angefeindete Frankreich wurde bald ſeiner Kammeropposition wegen bewundert und geliebt. Durch die Preſſe, auf den Turnplätzen, in der Burſchenſchaft und in den Verhandlungen der neu eingeführten Stände machte ſich die veränderte Stimmung Luft und mehr als eine Flugſchrift und mehr als eine Verſammlung vertheidigte die Anwendung auch verbrecheriſcher Mittel, ſofern ſie zur Beſeitigung des Beſtehenden geſchickt ſeien. Im ſüdweſtlichen Deutſchland wurden von den politiſchen Führern bereits Verſuche gemacht, ſich mit Handwerkern und Bauern in Verbindung zu ſetzen, um ſie zu geeigneten Werkzeugen heranzuziehen. Man ſcheint im nördlichen Deutſchland nicht recht zu wiſſen und nicht recht zu glauben, ſchrieb ein nahe befreundeter und ſehr gut unterrichteter Mann im April 1819 an Perthes, daß im Großherzogthum Heſſen, welches unter ſeinen 600,000 Einwohnern 60,000 bewaffnete Landſturmleute hat, die ſich ihre Waffen nicht mehr nehmen laſſen, die Zügel nur noch formaliter in den Händen der Regierung ſind, deren Schwäche täglich kundbarer wird. Volksſchriften von entſchieden revolutionärer Tendenz circulieren in allen Dorfſchaften von Haus zu Haus und werden ſchon nach Kurheſſen, Naſſau, Baden u. ſ. w. verbreitet.

Mit ſchwerer Sorge für die Zukunft ſtand mancher edle und bedeutende Mann dieſen neuen, damals Liberalismus genannten, politiſchen Bewegungen gegenüber. Jetzt werden auch Sie wohl zugeſtehen, ſchrieb Graf Cajus Reventlow an Perthes, daß ich in den Jahren der ausgedehnteſten Hoffnungen keine ganz fehl ſehende Kaſſandra geweſen bin. Welche unglückliche Misgeburt oder welche einigermaßen leidliche Lage der Dinge aus dem Streite hervorgehen wird, weiß ich nicht und weiß wohl niemand. Da mir nun aber einmal,

wie Sie schreiben, etwas von der Tendenz, Schlimmes für die Zukunft zu sehen, innewohnt, so will ich Ihnen denn auch sagen, daß ich etwas früher oder etwas später eine Revolution fürchte, welche schlimmer ist als alles, was wir bisher erlebt haben. Die in so manchen Schriften zur Schau getragenen Lobeserhebungen der erbmonarchischen Form täuschen mich nicht; sie sind wie die Umwickelungen in der Medicin, durch welche ekelhafte Stoffe genießbar gemacht werden. Gleichheit ist der Hebel des Zeitalters und Gleichheit wird alles verzehren über kurz oder lang. — Das ganze Streben dieser Zeit, heißt es in einem Briefe von Friedrich Leopold Stolberg, ist bewußt oder unbewußt auf politische und religiöse Zerrüttung gerichtet. Lange waren wir gedemüthigt. Da gedachten wir im Kriege an Gott und er erbarmte sich unser: schnell aber vergaßen wir ihn, alles Dichten und Trachten war ohne Gott. Die Verhandlungen der Kammern in München, in Stuttgart, in Darmstadt tragen alle denselben Charakter und erstreben als höchstes und letztes Ziel eine Verfassung, durch welche Frankreich in Anarchie und Despotie gebracht worden ist. Aus Feigheit lassen die Regierungen diesen Kobold der Zeit walten und wir werden, fürchte ich, aufs neue ein verzehrendes Läuterungsfeuer bestehen müssen, bevor nach Jahren uns wieder bessere Besinnung kommt. In Frankreich ist der Teufel nur mit schwachen Stricken gebunden; — wird, wenn er sich losreißt, Deutschland ihm zujauchzen oder ihn bannen? Die gräßliche Möglichkeit liegt vor, daß uns aus der allgemeinen Verwirrung eine vollkommene Barbarei entstehe.

Auch Perthes war von tiefem Mistrauen gegen die lauten Wortführer des Jahres 1819 erfüllt. Den Weg, den Sie wählen, kann ich nicht für den richtigen halten, schrieb er einem Freunde, sondern glaube, daß bürgerliche Freiheit nur dann zu erlangen ist, wenn die Glieder des Staats weniger an sich als an das Ganze denken. Eine solche Gesinnung aber kann in der christlichen Welt nur aus der Demuth vor Gott hervorgehen. Verhält es sich in dieser Weise mit dem Streben, dem Leben und Treiben unserer Liberalen? Ich sage: Nein. In den jetzigen Volksmännern waltet Unfrieden und Zwietracht, weil sie dem Geiste der Selbstsucht dienen, und dieser Geist ist, wie ich fürchte, der Geist, welcher dem Liberalismus eigenthümlich ist. —

Würden Sie, fragte Perthes einen heftigen Oppositionsmann, nicht eben so giftig räsonnieren, wenn die Regierung das Gegentheil von dem, was Sie jetzt angreifen, gethan hätte? Ohne Zweifel, antwortete mit größter Ruhe der Gefragte, und Perthes wußte nun freilich nichts weiter zu sagen.

Nicht in Verboten und Verfolgungen durch die Polizei, sondern nur in dem Streben, auf die Gesinnung tief im Innern unseres Volkes zu wirken, sah Perthes den Weg zur Rettung uud wollte deshalb die besten geistigen Kräfte der Nation zu einem Ringen mit dem Bösen und Verkehrten versammelt sehen. Der Boden, auf dem wir stehen, ist bis zur obersten Rinde voll Feuers, schrieb er im Sommer 1819; wer scharfe Sinne hat, wittert den Dampf und sieht die Funken sprühen. Jetzt dürfen die Männer, die im Leben stehen, die Gott fürchten und seine Ordnung ehren, nicht zusehen, wie der Schaden täglich größer wird, als er schon ist. Sehr zu ihrem Nachtheile unterscheidet sich unsere politische Literatur von der Englands und Frankreichs dadurch, daß sie bei uns ausschließlich in den Händen der Stubengelehrten ist. Ein Damm ist hierdurch gezogen zwischen Schrift und Leben, zwischen Worten und Thaten, welcher, wenn nicht bald Abhilfe kommt, gewaltsam zersprengt werden wird. Und dennoch schweigen so viele, die reden könnten und sollten, oder jammern über die böse Zeit nur, wenn niemand als Frau und Kind es hört, und sagen zu ihrer Entschuldigung, daß die politische Schriftstellerei überhaupt nicht wirke; ungeachtet aller Schreiberei bleibe kalt oder warm, wer einmal kalt oder warm sei. So reden nicht allein alte bankerotte Revolutionäre und bequeme und übersatte Diplomaten, die mit dem gemeinen Federvieh sich einzulassen Furcht haben, sondern auch Männer von warmem Herzen und politischer Erfahrung. Staatszeitungen und Staatsflugschriften und Staatszeitungsartikel helfen freilich wenig und gießen, weil sie für bestellte und bezahlte Arbeit gelten, nur Oel ins Feuer. Sollte es aber selbst in diesen Augenblicken größter Gefahr nicht möglich sein, die redlichen und tüchtigen Geschäftsmänner aus allen Ländern Deutschlands zur Herausgabe einer politischen Zeitschrift zu vereinen, damit die bisher in der Literatur unvertretene Wirklichkeit zur Geltung gebracht werde? Noch etwas anderes frei-

lich müßten die Theilnehmer schreiben können, als den Noten- und Protokollstil, und weder ihrer Gesinnung noch ihren äußeren Verhältnissen nach dürften sie nur Diener der Fürsten und Minister sein. Etwas der Art ist, wie ich höre, in Frankfurt im Werke; unter dem Namen „des Lootsen" bereiten sehr ehrenwerthe und erfahrne Staatsmänner die Herausgabe einer politischen Zeitschrift vor, die bei Cotta erscheinen soll. Kommt das Unternehmen zu Stande, so haben alle, die es mit Deutschland gut meinen, die Pflicht, dasselbe in jeder Weise zu unterstützen und nicht nach der gewöhnlichen Weise den, der auf ihr Geschrei das schwere und undankbare Werk begonnen, gleich nach dem Beginn allein zu lassen oder sich selbst durch Tadeln und Nasenrümpfen den Schein noch größerer Weisheit zu geben. Gewinnen wir neben den Machwerken der Marktschreier und der Stubengelehrten eine periodische politische Literatur redlicher, im Leben stehender Männer, so wird ein Kampf möglich, der nicht ohne Aussicht auf Sieg ist.

In der Ermordung Kotzebue's durch Sand am 23. März 1819 trat allen erkennbar die Gestalt hervor, welche die Stimmung der Zeit in erhitzten Köpfen anzunehmen vermöge. Heute ist, schrieb Perthes, die Nachricht von Kotzebue's Ermordung eingetroffen und macht erstaunliche Bewegung in den Gemüthern. So widerlich es ist, eine so schauderhafte Begebenheit mit der gemischten Empfindung, welche das Ende eines Scaramuz hervorruft, in sich aufnehmen zu müssen, so bedeutungsvoll ist sie als schwarzes Zeichen einer entsetzlich aufgeregten Zeit. Parteien, in Leidenschaft bis zum Mord erregt, treten auf; große Misverständnisse von beiden Seiten verschleiern die Wahrheit und die geregelte Ordnung, die in Freiheit errungen werden soll. Kotzebue stand da als Repräsentant einer Partei und als ein sehr talentvoller; von der kurzsichtigen Jugend ward die Gestalt für die Sache genommen und das Verbrechen war begangen. Thue die Augen auf und bleibe besonnen: bedenke, wenn Arndt von einem Höfling oder einem Soldaten ermordet worden wäre, was hätte die wüthende Deutschheit gesagt! — Das Grauenvolle der entsetzlichen Begebenheit liegt mir darin, schrieb er etwas später, daß der Ausbruch eines frevelnden und selbst verschuldeten Wahnsinns fast wie ein durch

den Gang der Geschichte nothwendig gewordenes Ereignis erscheint. Nicht der Abscheu gegen den Mörder ist es, den wir der vollbrachten That gegenüber zuerst und vor allem fühlen sollen; darauf vielmehr kommt es an, daß wir alle, mögen wir zur Obrigkeit oder zu den Unterthanen gehören, mit demüthigem Herzen in dem von Gott zugelassenen Morde eine letzte, mit gewaltiger Schrift geschriebene Warnung Gottes erkennen, die uns, nachdem alle milderen Mahnungen vergeblich gewesen sind, die Augen aufthun soll über den gesamten Zustand unseres Lebens, der eine solche Blutthat möglich machte, und über die Zukunft, der wir entgegengehen, wenn nicht eine volle und wahre politische Wiedergeburt eintritt. Die Keime zu neuen furchtbaren Ereignissen liegen in dieser That, die nur scheinbar Schuld eines einzelnen ist. Der einmal mit dem Dolche bewaffnete Fanatismus wird nicht bei dem Komödienschreiber Halt machen.

Nach ihren verschiedenen Seiten hin faßten Briefe, welche Perthes im Sommer 1819 von mithandelnden Staatsmännern erhielt, die in der herrschenden Stimmung liegenden Gefahren ins Auge. Wir sehen hier, heißt es in denselben, von Monat zu Monat mit größerer Sorge auf die politischen Richtungen hin, welche im Volke hervortreten. Der Haß gegen die eigenen Regierungen ist furchtbar gewachsen, wir sind bereits in einem Zustande, in welchem die einander gegenüberstehenden Parteien nicht nur sich nicht verstehen können, sondern auch sich nicht verstehen wollen. Ein finsteres Brüten über Gegenstände, welche dem nächsten Kreise ihres Thuns und Treibens ferne liegen, hat sich der Deutschen bemächtigt. Kotzebue's Ermordung ist wie eine aus vulcanischem Boden hervorgeschlagene Flamme; die Flamme ist zu löschen, aber das Feuermeer tief im Innern bleibt. Die Urtheile über die furchtbare That sind entsetzlicher als die That, und machen die Hoffnung zu Schanden, daß die Stimmung, welche das Ereignis möglich werden ließ, nur in einem kleinen exaltierten Studentenkreise zu Hause sei. Die einzelnen Schuldigen kann man und soll man nach der vollen Strenge des Gesetzes strafen; wollte man aber ein Schreckenssystem durchzuführen versuchen, so würden die Gefahren der drohenden Revolution nur vervielfältigt werden; an der Stelle jedes abgehauenen Schlangenkopfes würden

zwei neue Köpfe hervorwachsen. Die Deutschen haben das tiefste Bedürfnis nach Gegenständen gemeinsamer Liebe, gemeinsamer Achtung und gemeinsamer Hoffnung, und dieses Bedürfnis hat auch nach dem Siege über Frankreich keine Befriedigung erhalten. Der Sieger vielmehr sieht den Besiegten im Besitz großer nationaler Güter, sieht ihn als Volk geachtet und geehrt und sich selbst alles lebendigen politischen Zusammenhanges und aller politischen Bedeutung beraubt. So sind die Deutschen zu dem Glauben gelangt, statt Gegenstände gemeinsamer Liebe nur Gegenstände gemeinsamen Hasses zu haben. Keine Anstrengung und keine Gewalt der Regierung ist im Stande, einer solchen Stimmung gegenüber den politischen Zustand für die Dauer zu erhalten. Wir sind verloren oder es muß gelingen, die Nation dahin zu bringen, sich des Bestehenden zu freuen.

Während die Deutschen in Deutschland sich in Unzufriedenheit verzehrten, klangen von Deutschen aus fernen Ländern manche Rufe tiefer Sehnsucht nach dem lieben Vaterland hinüber. Obschon ich, schrieb aus Kurland ein Deutscher an Perthes, mit allen meinen persönlichen Verhältnissen alle Ursache habe sehr zufrieden zu sein, zieht mich die Sehnsucht doch oft recht schmerzlich nach meiner geistigen Heimat. Wohl besteht manches höchst Schöne und Würdige hier bei uns und selbst im kalten Petersburg; es fehlt uns wirklich nichts als warme Luft und warmes Leben: aber, ach, Wärme ist so schön! — Hier auf meinem am Ostseestrande belegenen Gute, heißt es ein anderesmal, wo ich zum Seebade ein paar Wochen verweile und täglich eine Menge Schiffe vorüberziehen sehe, hier am weiten freien Meere ist der rechte Ort, um meine Klagen auszusprechen, daß selbst das geistige Gut des lieben deutschen Landes, welches die See auf ihrem Rücken herüber trägt, in unseren Häfen zur Waare wird. Zollwärter benagen es und die Civilverwaltung durchräuchert es, wie wenn das gelbe Fieber in den Bücherpacken wäre; Bücher sollen uns nichts bringen als Lobsprüche und Danksagungen für Rußland. Ihre letzte Sendung ist wohl glücklich gelandet, aber was hilft das! Die eine Hälfte habe ich glücklich in meine Gewalt bekommen, aber die andere Hälfte ist nach Mitau zum Civilgouvernement abgegangen, so daß z. B. vom Conversationslexikon ich die letzte Hälfte habe und das Ci-

vilgouvernement die erste Hälfte; diese nun muß ich von den Beamten zu negotiieren, d. h. hier: zu erkaufen suchen. Unsere Censuredicte sind schon gut in der Ferne, aber in der Nähe sieht man die Wunden, welche das böse Leben schlägt. Wenn ich vom Auslande her die Fortschritte der Cultur, die unser Norden macht, warm preisen höre, freut sich mein Herz; aber sehe ich an Ort und Stelle meine zersplitterten Bücher, so erkältet sich an der kalten Wirklichkeit meine Freude. An unserem Staate kann jeder es lernen, daß der Civildienst nicht weniger als der Militärdienst des Principes der Ehre bedarf; ohne Ehre in den Beamten geht alles zu Grunde, und Recht und Gesetz wird zur Fabel. Selbst mit dem besten und stärksten Willen kann die höchste Staatsgewalt das nicht-schaffen, was mit Ehre in der Brust sich von selbst macht. — Der Schreiber dieser Zeilen hatte seinem Briefe die Entschuldigung des Beamten, welcher das Bücherwesen besorgte, im Original beigelegt. Euer .... sind die Schwierigkeiten hinlänglich bekannt, heißt es in demselben, welchen das Einbringen von Büchern unterworfen ist, bemerken muß ich aber, daß Eure ... selbst daran schuld sind, wenn es nicht besser mit der letzten Sendung gegangen ist. Hätten mich Dieselben früher dieserwegen benachrichtigt, um die gehörigen Einleitungen treffen zu können, so würde jede Unannehmlichkeit zu vermeiden gewesen sein. Unter so bewandten Umständen aber ist das, was ich gethan habe, alles, was mir zu leisten möglich war, und wenn die Herren des Civilgouvernements für ihre Gefälligkeit sich als Gegengefälligkeit das Durchlesen einiger Bücher vorbehielten, so halte ich das nicht für unbillig. Die gehabten Ausgaben berechne ich gelegentlich. — Nun habe ich mich mit dem Zoll arrangiert, schrieb Perthes' Freund etwas später, und werde künftig die gesendeten Bücher schon unversehrt herausholen.

Je länger ich hier bin, um so mehr sehne ich mich nach der Heimat, schrieb eine in dem ersten Kreise Londons lebende Frau an Perthes. An der Seite meines Mannes, bei meinem Kinde, in meinem Hause fühle ich mich wohl, aber England ist und bleibt mir fremd. Merkwürdig ist das Land, aber liebenswürdig nicht: die Frauen sind so wenig oder doch so einseitig gebildet, daß man keine Freude an ihrem Umgange hat, und mitten in dem Gewühle der großen Welt

fühle ich mich einsam. Wie sehr England in allem, was Bildung und Erziehung betrifft, zurücksteht, glaubt niemand, der es nicht selbst gesehen hat. Viel könnten die Engländer von uns lernen, und die deutsche Mutter, die gezwungen ist, hier ihre Kinder zu erziehen, ist sehr zu bedauern. Im Volke fehlt ungeachtet des vielen Redens vom Christenthume das religiöse Element in erschreckendem Grade; von den Geistlichen lebt eine große Zahl gar nicht in ihren Gemeinden, sondern läßt sich durch Vicare vertreten, die Sonntags ihre Gebete halten und sonst sich um wenig kümmern. Es ist fast unbegreiflich, wie man in manchen Dingen so weit und in anderen so zurück sein kann, wie die Engländer. Wenn ich in das liebe Vaterland zurückkehre, so werde ich mehr deutsch sein als vor meinem Aufenthalte in London — darauf verlassen Sie sich. — Gesetzliche Freiheit und politische Sicherheit genießen wir vielleicht in höherem Grade als Deutschland, heißt es in einem Briefe an Perthes aus Schweden. Der König ist geliebt, will wahrhaft das Beste und besetzt oft gegen den ganzen Staatsrath die erledigten Aemter mit den tüchtigsten Männern. Der Kronprinz gibt große Hoffnungen und ist so allgemein geehrt, daß der Vater selbst zuweilen darüber eifersüchtig wird, obgleich er nicht ohne ihn leben kann, weil er ihn außerordentlich liebt. Das Land arbeitet sich nach allen Seiten hin allmählich in die Höhe und namentlich der Ackerbau hat seit einigen Jahren große Fortschritte gemacht; große Strecken werden jedes Jahr in urbares Land umgewandelt. Nur der Geldmangel ist außerordentlich drückend und die Circulation bei dem Fehlen großer Städte sehr beschränkt. Dieses und das auffallende Misverhältnis zwischen Consumenten und Producenten hindert das schnelle Aufwachsen des Landes; denn geistig erweckt ist es, aber die vorhandenen alten staatswirthschaftlichen Fehler schnell zu verbessern, geht nicht leicht unter der bestehenden Staatsverfassung. Denn jede Veränderung muß nothwendig gegen das Interesse des einen oder des andern der vier Stände anstoßen, durch welche das Land repräsentiert wird; der bedrohte Stand bietet dann alles auf, um noch einen zweiten auf seine Seite zu ziehen und Stimmengleichheit, die eine Aenderung unmöglich macht, hervorzurufen. Da indessen die Nation als Ganzes wirklich das Bessere will und der

Preſſe wenig in den Weg gelegt wird, ſo arbeitet ſich das Gute dennoch langſam aber ſicher durch. Mir iſt, wie Sie ſehen, Schweden lieb und werth, aber wer auf deutſchem Boden und in deutſcher Luft groß gezogen iſt, kann Deutſchland nie vergeſſen; überall wird er ein Fremder ſein und ſich überall nach lebendigem Zuſammenhang mit der irdiſchen Heimat ſeines Geiſtes ſehnen. Hier aber erfahren wir von dem, was Deutſchland und die Welt bewegt, wenig oder nichts. Der Schwede hat nur ein Intereſſe für das, was ſein Vaterland betrifft; die wenigen auswärtigen Zeitungen, die zu uns gelangen, können kein Bild der Zeit geben, und deutſche, franzöſiſche oder engliſche Bücher ſich anzuſchaffen, überſteigt bei unſerem höchſt nachtheiligen Courſe und bei der Schwierigkeit des Verkehrs alle Kräfte des Privatmannes. — Die deutſche Nation, Regierungen ſowohl wie Volk, iſt Hypochonder geworden, heißt es in dem Briefe eines andern entfernten Freundes. Ihr redet da drüben ſo viel von Gefahr und Untergang, daß Ihr aus Furcht vor dem Sterben wirklich ſterben werdet; ſchafft Ihr Euch aber die Todesangſt vom Leibe, ſo ſeid Ihr geſund, ſo weit der Menſch auf Erden es eben iſt. Ihr habt ſehr viel eingebildete Uebel und viel wirkliches Gute; weil Ihr aber Hypochonder ſeid, werdet Ihr ärgerlich, wenn Euch jemand ſagt: Lieber Freund, es ſteht wirklich nicht ſo ſchlimm mit Dir. Seht nur einmal Frankreich an: dort iſt viel wirkliches Uebel und viel eingebildetes Gute, aber alle Welt iſt doch fröhlich und guter Dinge in dem luſtigen Bewußtſein, die große Nation zu ſein. Könnte das deutſche Volk einmal die große Tour durch Europa machen, ſo würde ſie es nach ihrer Rückkehr doch ganz erträglich in den vier Pfählen finden.

Die Haltung der Regierungen um die Zeit der Karlsbader Beſchlüſſe.

Die größeren deutſchen Regierungen hatten unmittelbar nach dem Kriege die Nothwendigkeit politiſchen Schaffens vielleicht nicht weniger lebhaft gefühlt, als das junge, heftig erregte Geſchlecht. Manche Stellen aus den erſten Reden am Bundestage würden auch auf der Wartburg mit Jubel aufgenommen worden ſein. Die Regierungen aber ſollten nicht reden, ſondern handeln, und da dennoch auch ſie nur die Nothwendigkeit, nicht den Gegenſtand des Schaffens erkannten, alſo zu handeln ſelbſt bei dem beſten Willen nicht vermochten, ſo ließen ſie bald auch das Reden und erſchienen nun wie gleichgiltig und theilnahmlos mitten in der wilden Bewegung. Perthes theilte den allgemeinen Unwillen über die Thatloſigkeit der Regierungen und konnte ihn zu Zeiten in herben Worten ausſprechen. Von oben muß gehandelt werden, ſchrieb er einmal, wenn nicht die Ideen, die unten umherturnen, das Uebergewicht erhalten ſollen, und dennoch wird von oben ohne einen neuen ſtarken Anſtoß ſicher nichts geſchehen. Das Erſcheinen der **considérations sur la révolution** von Frau von Staël hat wirklich ſein Gutes. Die Fürſten werden das geiſtreiche Werk leſen, weil es in ihrer Salonſprache und Salonmanier geſchrieben iſt. Wenn ſie ſehen, wie das Mordbeil der Revolution über dem Haupt des Königs hing, ſo werden ſie, weil ſie die Gutherzigkeit der Deutſchen nicht kennen, mit Angſt und Zittern den Sturm auch gegen ihre Throne brauſen hören. Nun vielleicht drängt, wo kein anderer Beweggrund hilft, die Angſt zum Handeln. Auch Steffens' Schrift über die gegenwärtige Zeit ſoll gut und tüchtig ſein; ich aber kann ſie nicht leſen: ſie iſt mir zu wortreich und abſatzlos. So eine unendliche Wendeltreppe ohne Ausruher läßt den geiſtigen Athem mir bald ausgehen.

Auch für die Haltung der Regierungen war das Jahr 1819 ein Wendepunkt. Hatten ſie unmittelbar nach dem Kriege nichts geſchaf-

fen, weil ſie nichts zu ſchaffen wußten, ſo ſchufen ſie nun auch deshalb nichts, weil ſie nicht ſchaffen wollten. Ihr früheres Nichtkönnen war zugleich ein Nichtwollen geworden. Conſerviert ſollten nicht nur die Zuſtände und Einrichtungen werden, welche die innere Triebkraft unſerer Nationalität und unſerer Geſchichte hervorgerufen, ſondern auch alle jene Zufälligkeiten und Willkürlichkeiten, welche der matte Strom der letzten inhaltloſen Jahrhunderte an ſeinen Ufern abgeſetzt hatte. Der ſchon durch das Wartburgsfeſt gegen jeden politiſchen Gegner heftig aufgeregte Argwohn der Regierungen ſah ſich nicht ungern zum ſchroffen Handeln gedrängt, nachdem die europäiſchen Mächte im Herbſte 1818 in Aachen zuſammengetreten waren. Sehr allgemeine Anerkennung fand zwar der Aachener Congreß, als er die baieriſchen Verſuche, einen Theil Badens an ſich zu bringen, vereitelte und das Zuſammenbleiben des Großherzogthums, ſo wie die Erbfolge der Grafen Hochberg feſtſtellte. — Wir haben hier im kleinen ein ganzes Geſchichtsſchauſpiel durchgemacht, ſchrieb an Perthes ein Staatsmann in bedeutender Stellung Anfang 1819. Baden und die Ruhe von Süddeutſchland ſtand auf dem Spiele. Dem Ausgange dankt Baden ſeine Verfaſſungsurkunde und Deutſchland hat erlangt, daß wenigſtens Einer ſeiner Staaten ſich ganz dem Bundesverhältniſſe hingibt. Vortrefflich benahm ſich der König von Würtemberg, klug und kräftig als edelgeſinnter Nachbar; ſein Auftreten und Badens Landesbewaffnung hielt Baiern von dem beabſichtigten Gewaltſchritte ab und auf dem Congreſſe in Aachen wurde man bereitwillig, denen zu helfen, die ſich ſelbſt zu helfen beſchloſſen hatten. Die Sache naht jetzt ihrem völligen Ende und Baden wird nichts verlieren. Der Tod des Großherzogs, wäre er früher erfolgt, hätte ohne allen Zweifel den Ausgang ſehr geändert; ſein Leben erſtreckte ſich grade ſo weit, um ſein Land während der gefährlichen Conjuncturen mit ſeinem Rechte, ſeinem Namen und ſelbſt mit ſeiner Krankheit und deren tiefem Eindrucke auf die Gemüther der Monarchen zu decken. Den Gerüchten, daß er vergiftet worden, ſcheint ſchon dieſer Umſtand zu widerſprechen; ſolch ſchwarzes Verbrechen, unſerer Zeit und Sitte fremd, wäre beſſer berechnet worden. Der jetzige Großherzog wird das gerettete Land unfehlbar zu großem Gedeihen fördern und friſches Leben

wird sich in der ständischen Verfassung entwickeln. Deutschland ist den Mächten, die in Aachen versammelt waren, zu großem Danke verpflichtet.

Abgesehen aber von diesem einzelnen Verhältnisse, wurden die sehr geheim gehaltenen Verhandlungen des Congresses mit großem Mistrauen betrachtet. Vereinigt stellen sich, schrieb damals Perthes, die europäischen Fürsten den noch zwischen Schlafen und Wachen liegenden Nationen gegenüber und wollen als Großschneidermeister denselben das Kleid anmessen, das sie tragen sollen. Regiert freilich müssen wir werden und Monarchen und Fürsten müssen wir haben, aber leibeigen brauchen wir deshalb doch nicht zu sein. — Lebhaft spricht sich das Gereizte der Stimmung jener Monate in einem Briefe aus, den Perthes Ende December 1818 empfing. In Weimar kam ich, heißt es in demselben, diesesmal mit Kaiser Alexander wie vor zwölf Jahren mit Kaiser Napoleon in Collision. Ich fand alle Gemüther fast eben so wie damals in Unruhe und Aufregung; selbst Goethe redete von nichts als von der Maskerade, in welcher er den hohen Herrschaften seine eigenen vorzüglichsten Dichtungen personificiert vorführen wollte. Vor zwölf Jahren hatte Napoleon große Eile, aber er kam von Paris, ging, ich weiß nicht wohin, und hatte in seinem Gefolge einige hundert Kanonen. Große Eile hatte jetzt auch Alexander, aber er kam — von Aachen, ging — nach Petersburg und hatte als Gefolge einige zwanzig Wagen voll simpler und vornehmer Lakaien theils mit spitzen theils mit stumpfen Nasen. Es scheint doch wirklich selbst zwischen Kaisern noch ein Unterschied zu sein. Das wissen die Herren Lieutenants auch; über alle Maßen habe ich in Erfurt von den Officieren auf Napoleon schimpfen hören. Solches kommt mir, nachdem derselbe auf St. Helena residiert, vor wie Blumenbach's zornige Ereiferung über die schändliche Gesinnung der Skorpione, wenn er selbige in Spiritus eingemacht seinen Zuhörern vorzeigt. — Unleugbar hat der Aachener Congreß, schrieb im Frühjahr 1819 ein scharfblickender Staatsmann an Perthes, die früher allgemein verbreiteten Ansichten über Frankreich und über Rußland gradezu umgekehrt. Jedermann ist der Meinung, daß man in Aachen viel Verkehrtes ziemlich einträchtig gewollt und vorbereitet habe, und jeder-

mann glaubt, daß das in Aachen Vorbereitete innerhalb und außerhalb Deutschland schon jetzt zur Ausführung gekommen sein würde, wenn die gleich nachher beabsichtigte Ministerialveränderung in Frankreich geglückt wäre. Weit und breit hat sich daher im Volke die Meinung verbreitet, daß Deutschland durch die liberale Partei Frankreichs gegen seine eigenen Fürsten geschützt und Frankreich dafür zu großem Danke verpflichtet sei. Wohin solcher Glaube, wenn Begebenheiten zum Handeln drängen, führen kann, ist leicht zu sehen. Dagegen hat das Gewicht, welches Kaiser Alexander auf die von Stourdza dem Aachener Congreß überreichte Schrift legte, eine antirussische Stimmung aufkeimen lassen. Man beginnt Gefahr für die höchsten geistigen und nationalen Interessen von dieser Seite her zu fürchten und glaubt zugleich, Rußlands zur Sicherung des deutschen Territorialbestandes gegen Frankreich für lange Zeit entbehren zu können.

Wenige Wochen schon nach beendetem Congresse traten die deutschen Regierungen mit den Gewaltwaffen des Staates gegen die Zerstörungsangriffe auf, welche im Volke zunächst noch mit geistigen Waffen versucht worden waren. Im Frühjahr 1819 wurden die Turnplätze geschlossen, im Laufe des Sommers viele Verhaftungen vorgenommen und in noch weiteren Kreisen Haussuchungen angestellt. Vor acht Tagen hat Besser seine Reise angetreten, schrieb Perthes am 17. Juli. Als er nach Berlin kam, wurden grade Reimer's Papiere versiegelt und die Polizei untersuchte zwei Tage hindurch dessen Haus. Die preußische Regierung meinte in den Briefen einiger kurz zuvor Arretierten Verdächtiges gegen Reimer gefunden zu haben. Ich meinestheils kann überhaupt nicht glauben, daß man finden wird, was man sucht, das Project nemlich einer allgemeinen deutschen Republik, und fände man wirklich solch Vorhaben, so sollte man die Menschen, die so etwas wollen, ins Narrenhaus sperren, statt sie zu richten. Unsere Deutschen und unsere Verhältnisse in einer Republik! Es hat gewiß niemand solch einen tollen Plan gehabt; ich kanns nicht glauben. Reimer insbesondere ist abgesehen von allem anderem zu sehr Stockpreuße, um so an Deutschland sich zu setzen, und ist geistig viel zu abhängig von Schleiermacher, um an wahnsinnigen Unternehmen sich zu betheiligen. Was aber auch aus dem Einschreiten der Regie-

rungen sich ergeben mag, immer wird es das Gegentheil von dem sein, was diese zu erreichen gedachten, und so treibt das Rad des Schicksals sich immer weiter; Gott aber lenkt zur rechten Zeit. — Es wird wieder bunt aussehen in Deutschland, schrieb Perthes in einem anderen Briefe. Eine neue Welt will sich gestalten, aber es scheint nicht, daß ein heiterer Morgen unserer wartet: schneidende Winde der Kälte gehen dem Sonnenaufgang voraus. — Wenn ich auf Deutschland im ganzen blicke, heißt es zu Anfang 1819 in dem Briefe eines politisch sehr unterrichteten Mannes, so fließen die allerlei bunten und sogar heiteren Farben, die das einzelne zeigen mag, mir in ein ziemliches Grau, man könnte es auch wohl Schwarz nennen, zusammen. Auch Sie finden den jetzigen Zustand langweilig; Langeweile ist die dunkelste Farbe. Für die Gegenwart soll nichts geschehen, damit zu einem politischen Gebäude für die ferne Zukunft die ersten Bausteine zusammengesucht werden können. Unser jetzt lebendes Volksgeschlecht gilt gleichsam wie nicht berechtigt den Nachkommen gegenüber, wie wenn wir Jetztlebenden keinen Anspruch machen könnten, das Bessere, das sich bereiten läßt, auch selbst noch zu genießen. Haben wir denn nicht dasselbe Recht, wie unsere Nachkommen, und ist es nicht Schmach und Schande und Unglück, wenn die Entwickelungen eines ganzen Volkes so wie bei uns sich immer weiter verspäten und am Ende die allgemeinen Naturkräfte mehr dabei thun als die sittlich besonnenen? Langsam schleppen sich unsere allgemeinen Angelegenheiten weiter; die ungeheuersten Zuschüsse von Eifer und Talent der einzelnen halten das schlecht bestellte Triebwerk nicht im Gange. Der Bundestag bringt alles nur zu einem gewissen Punkt; da bleibt es liegen. Unsere Ständesachen schleichen mühsam und trübselig aus schwerem Ringen hervor: überall sind die Schwingen schon im voraus zerschnitten, der Muth gekühlt; an manchen Orten wagt man es trotz dieser Vorkehrungen doch noch nicht mit ihnen. Alles Gewonnene steht jeden Augenblick immer noch ganz auf dem Spiele; nichts haben wir in Sicherheit gebracht, nicht einmal unsere Grenzen und unser Vertheidigungswesen. Und dennoch stehen wir nicht still; es ist zum Erstaunen, wie alles fortschreitet, aber nur als Begebenheit, die mächtiger ist als die Menschen, und der die Menschen daher jeden Augenblick

erliegen können. Ist das nicht Revolution und können Sie es leugnen, daß wir uns inmitten der Revolution bewegen, obschon wir es, getäuscht durch die polizeiliche Ruhe, nicht ahnen? Wie ragt Frankreich mit seinem starken Geiste freien Lebens über uns in dieser Beziehung hervor!

Die beiden großen deutschen Staaten wußten sehr wohl, daß mit allen polizeilichen Verfolgungen wenig geholfen sei. Mochte in dem einen deutschen Lande auch noch so viel geschehen, so war es vergebens, wenn in andern deutschen Ländern wenig oder nichts geschah. Presse, geheime Verbindungen, Universitäten konnten auf alle deutschen Staaten einen tiefen und erschütternden Einfluß üben, so lange sie auch nur in einem einzigen deutschen Staate eine Stätte fanden, um ihre Angriffe zu bereiten. Die Regierungen hatten in den wenigen seit dem Wiener Congreß verlaufenen Jahren erkennen gelernt, daß auch sie, um die äußerlichste Ordnung erhalten zu können, der Einheit Deutschlands bedürften. Der Bundestag aber schien den beiden Großmächten nicht geeignet, starke einheitliche Maßregeln herbeizuführen. Es war nicht nur die Verhandlung mit so vielen Gesandten, sondern auch der Widerspruch von Männern wie Wangenheim, Gagern, Lepel und mancher anderer zu fürchten. Fürst Metternich forderte daher eine kleine Anzahl größerer deutscher Höfe auf, Bevollmächtigte zu Conferenzen nach Karlsbad zu senden, welche im Juli und August 1819 gehalten werden sollten. Jedem politisch lebendigen Mann mußte sofort die Frage nach den Gesichtspunkten sich aufdrängen, von denen aus in Karlsbad die schwierigen Verhältnisse behandelt werden könnten und würden.

Perthes hatte während der Jahre 1818 und 1819 mit mehreren Bundestagsgesandten in einem lebhaften Briefwechsel gestanden. Zunächst waren in demselben die Maßregeln gegen den Nachdruck, die Einrichtung des Oberappellationsgerichts in Lübeck, die für die Hansestädte damals sehr wichtige Barbareskenfrage und die Gestaltung der Bundeskriegseinrichtungen in Hamburg zur Sprache gebracht worden. Zugleich aber verschaffte Perthes sich durch diesen schriftlichen Verkehr Einsicht in die Pläne, welche mithandelnde Männer für die Fortbildung der Bundesverfassung hegten. Die Ansichten, welche er sich

durch dieſe Briefe, durch mehrere ihm mitgetheilte Denkſchriften und durch Geſpräche mit Männern aller Art feſtgeſtellt hatte, theilte Perthes hierhin und dorthin mit. Etwa in Folgendem laſſen ſie ſich zuſammenfaſſen.

Ehrlich und redlich müſſen die Regierungen, meinte er, dem allgemeinen Streben nach etwas Gemeinſamem die Hand bieten; es macht ſich ſonſt ohne ſie und früher, als ſie denken, Luft, und ein kleines Feuer kann den großen Wald in Brand ſetzen. Es genügt nicht, daß jede Regierung nur innerhalb der Grenzen ihres Landes handele, und es iſt nicht möglich, das gemeinſame Deutſche ſo lange zu verſchieben, bis in allen einzelnen Staaten alles geordnet iſt. Wenigſtens etwas Gemeinſames muß dem Ganzen zu thun gegeben werden, woran ſich die Hoffnung auf ein mehreres halten und die Geduld ſich ſtärken kann, und dieſes Etwas muß das Wichtigſte wenigſtens berühren. Das wichtigſte aber iſt, daß Deutſchland als Deutſchland nicht weniger ſelbſtändig als Frankreich oder England in Europa daſtehe. Die Verhandlungen der baieriſch-badiſchen Streitigkeit vor einem europäiſchen Tribunal, die ruſſiſchen, franzöſiſchen und engliſchen hortatoria und dehortatoria an den Kurfürſten von Heſſen, die außerhalb des Bundes geführten Verhandlungen über die Bundesfeſtungen und vieles andere der Art ſind ein Aergernis und eine Schmach für die deutſche Nation und haben den Glauben verſtärkt, daß Oeſtreich und Preußen den Bund nicht als Zweck, ſondern als Mittel anſehen und, weil ſie lieber im Verein mit den europäiſchen Mächten als im Verein mit der Bundesverſammlung über die deutſchen Angelegenheiten verfügen wollen, das gänzliche Stocken des Geſchäftsganges in Frankfurt hervorgerufen haben. Nicht bloß der baieriſche Geſandte wird bei ſeinem Hof Dank verdienen, wenn er berichtet, es ſei Gottlob in der Bundesverſammlung nichts bemerkenswerthes vorgefallen; man finde ſich vielmehr allmählich darein, die Sitzungen auf eine in der Woche zu beſchränken; es ſei wieder glücklich gelungen, Ferien auf drei Wochen anzuſetzen, und die Zeit der großen Ferien werde ſchon berechnet. Für manche Gegenden Deutſchlands iſt, heißt es weiter, bereits die Zuverſicht verſchwunden, auf immer zu Deutſchland zu gehören, mit Deutſchland zu ſtehen und zu

fallen. Im Norden und im Westen lebt man sich in den Glauben hinein, gelegentlich von Deutschland aufgegeben und einem europäischen Staate überlassen zu werden. Wahrlich der Schmerz und der Zorn über das Entbehren jeglicher Nationalehre ist nur zu gerecht und schreit um Abhilfe. Abhilfe aber kann nur geschaffen werden, wenn eine selbständige Politik des Bundes zum eigentlichen Kern desselben wird. Die Bewohner Oestreichs und Preußens freilich fühlen bei der europäischen Geltung ihrer Regierungen das Bedürfnis, Deutschland als europäische Macht in der Reihe der Nationen genannt und geachtet zu sehen, weniger lebhaft als jeder andere Deutsche; aber grade wegen dieses Bewußtseins der Ungleichheit spricht sich im nichtöstreichischen und nichtpreußischen Deutschland der Ingrimm nur um so stärker aus, bald als Neid der Entbehrenden gegen die Genießenden, bald als Furcht vor einer früheren oder späteren völligen Unterordnung. Man will in Europa nicht durch Oestreich und Preußen geschützt, sondern man will in Europa als Deutscher wirklich repräsentiert sein. Alles auf einmal kann freilich nicht geschehen, aber ein erster Schritt darf doch nicht aufgehalten werden, und ein solcher erster Schritt wäre es, wenn in der Bundesversammlung eine in mannigfacher Weise denkbare Commission für die auswärtigen Angelegenheiten niedergesetzt würde, welche die Angelegenheiten des Bundes als einer europäischen Macht zu führen und sofort Gesandte bei den europäischen Mächten zu beglaubigen hätte. Sehr bald würde sich als Folge dieses ersten Schrittes ergeben, daß die Gesandtschaften der einzelnen deutschen Staaten mit Ausnahme Oestreichs und Preußens von selbst verschwänden, und dann wäre die Zeit gekommen, auch das schwierige Verhältnis der Gesandten des Bundes zu denen der beiden Großmächte ins Auge zu fassen.

Mit der wachsenden Einheit nach außen sollte die wachsende Einheit im Innern Hand in Hand gehen. Gemeinschaft der Kriegsmacht aller einzelnen Staaten hat durch Einsetzung der Bundesmilitärcommission wenigstens begonnen, heißt es in den vielen während des Sommers 1819 zwischen Perthes und seinen politischen Freunden gewechselten Briefen, aber Gemeinschaft des Handels und Verkehrs, gemeinsame Anordnungen über Zoll, Buchhandel, Nachdruck, Post-

weſen, Münze, Maß, Gewicht und viele andere Gegenſtände ſind eben ſo wie ein Bundesgericht ein ſehnſüchtig erſtrebtes Bedürfnis, deſſen Befriedigung zwar mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, aber möglich wird, wenn man nur nicht alles auf einmal und alles auf einem und demſelben Wege erreichen will. Wollte man Oeſtreichs eigenthümliche Lage, die ihm die enge Gemeinſchaft mit den Bundesſtaaten für viele Verhältniſſe unmöglich macht, wollte man die beſonderen Bedürfniſſe und Intereſſen der einzelnen Staaten nicht anerkennen, wollte man ſchonungslos gegen eingebildete Befürchtungen und verjährte Vorurtheile verfahren, ſo würde man, weil man alles erreichen will, nichts erreichen. Mögen daher immerhin einzelne Staaten anfangen, ſich über einzelne Verhältniſſe durch beſondere Verträge zu einigen, und den anderen den ſpäteren Zutritt offen halten und ſelbſt einen verſuchsweiſen Zutritt auf zwei, auf vier, auf fünf Jahre geſtatten. Der Zug der Dinge, wenn ihm nur der Weg eröffnet iſt, wird ſchon nachdrängen und mehr bewirken, als es bei den beſtehenden eiferſüchtigen Vorurtheilen eine allgemeine Anordnung vermöchte. Anomalien ſind nicht einmal in einem Staate, viel weniger alſo im Bunde ein Unglück, und die Bundesverſammlung iſt da, um die Zerſprengung der Einheit durch die Einzelverträge zu verhüten und die möglichſte Gemeinſchaftlichkeit herbeizuführen. Sie bedarf aber, damit ſie auch nur die Möglichkeit zur Löſung dieſer Aufgabe erhalte, einer Ergänzung, für deren nähere Einrichtung bereits ein Vorbild in der dem Bundestage zugeſellten techniſchen Militärcommiſſion gegeben iſt. Sachverſtändige aus allen Bundesſtaaten müßten für die verſchiedenen Geſchäftskreiſe in Frankfurt verſammelt und in verſchiedene Commiſſionen vertheilt werden; ſie würden eine Art zweiten, aus dem Volke genommenen Rath bilden und beſſer als die Regierungsmänner wiſſen, wo uns der Schuh drückt. Mit ihnen in Gemeinſchaft wäre die Bundesverſammlung im Stande, eine reelle Thätigkeit zu üben, und nur wenn ſie reelle Thätigkeit übt, kann ſie eine Macht in Deutſchland ſein, und nur wenn ſie eine Macht iſt, kann ſie hoffen, dem drohenden Umſturze Deutſchlands mit Erfolg entgegen zu treten.

Die Briefe, welche Perthes im Sommer 1819 aus Frankfurt er-

hielt, konnten indeſſen keine Hoffnung erwecken, daß in Karlsbad wirklich kräftige Verſuche zur Ausbildung des Bundes gemacht würden. Wir wollten, ſchrieb ihm ein Freund, die Karlsbader Conferenz ſegnen, wenn ſie auch nur einen erſten Schritt, um Deutſchland als Deutſchland zur Geltung zu bringen, thäte, aber meine Befürchtungen ſind ſtärker als mein Vertrauen. Männer, die zu den politiſchen Detailliſten, nicht zu den Großhändlern gehören, haben jetzt das Regiment; Gegenſtänden von nationaler Bedeutung ſind ſie nicht gewachſen. Die Leute in Karlsbad hat offenbar die Angſt zuſammengetrieben und von manchem derſelben möchte man, wenn ſie ſich in ihrer Angſt ſelbſt überlaſſen bleiben, wenig Gutes erwarten, ſo z. B. von Graf Münſter und Graf Rechberg, die den früheren beſſeren Erwartungen nicht entſprochen haben. Preußen iſt vor allem berufen, die Leitung zu übernehmen; aber wer glaubt an ſeine Ehrlichkeit? Nicht durch ſchöne Worte, ſondern nur durch die That wäre das Mistrauen zu beſeitigen, daß es Deutſchland durch allmählich anſchließende Kryſtalliſationen an das Preußenthum zu einer nationalen Einheit erheben wolle; aber die Preußen ſcheinen in allen Beziehungen von Gott verlaſſen und immer nur auf das Widerſinnigſte auszugehen; ich hoffe vom Grafen Bernſtorff in Karlsbad nichts. Oeſtreich fühlt ſich in ſeinen eigenen Landen ſicher und würde ſich daher eine gewiſſe Praxis liberaler Grundſätze bei anderen wohl gefallen laſſen, wenn es nur mit Ruhe und Ordnung zugehen könnte. Metternich iſt perſönlich der Bundeseinheit geneigt, mehr als die anderen öſtreichiſchen Miniſter, aber Ruhe iſt ihm das erſte. Als er vom Aachener Congreß zurückkam, war er voll kindlicher Freude über das ſeiner Meinung nach dort gelungene Werk der vollkommenen Beruhigung Europa's. Nun könne, ſagte er, jeder hingehen und lange Zeit hindurch ruhig ſeinen Kohl bauen, und wenn den Geſandten verboten würde, an ihre Höfe zu berichten, ſo würde die einzige Urſache zu Differenzen entfernt ſein. Die Richtung des Königs von Würtemberg iſt deutſch, und ich habe Urſache zu glauben, daß des Grafen Wintzingerode Inſtructionen nicht die ſchlechteſten ſind. Von Naſſau wird Herr von Marſchall hingehen; er iſt der Uebelſte nicht, weil er klug iſt und daher bei aller perſönlichen Neigung zu durchgreifenden Maß-

regeln dennoch im rechten Augenblicke einzulenken versteht. — Die durch solche Mittheilungen hervorgerufene Unruhe zu beschwichtigen, waren die Briefe, welche Perthes aus Karlsbad empfing, wenig geeignet. Was die Freiheit der Presse betrifft, schrieb ihm Adam Müller, so bin ich nicht bezahlt, ihr entgegen zu arbeiten. Passieren doch meine Schriften vielfach die Censur in Wien nicht! Aber zuvörderst diene ich nicht einer Staatschimäre, die ich nach meiner Einsicht deuten könnte, sondern einem leibhaftigen Kaiser von Fleisch und Blut, dessen Wille mein Gesetz ist; dann bin ich Katholik, also von der Partei derer, welche glauben, daß die Wahrheit bereits vorhanden und nicht erst unter dem Schirme der Preßfreiheit zu entdecken sei; endlich halte ich dafür, daß die vorhandene weltliche Autorität um jeden Preis gerettet werden muß, wenn auch nur als Unterbau und nicht um ihrer Selbstheit wegen. Daher sage ich: „Keine Censur, keine Obrigkeit", wie die Episcopalen des 17. Jahrhunderts: „no bishop no king", aber ich sage es mit blutendem Herzen und mit tiefem Gram darüber, daß wir so weit gesunken sind, den Beamtenklauen unseres Jahrhunderts die geistige Obhut überlassen zu müssen.

Am 31. August 1819 war die letzte Sitzung der in Karlsbad versammelten Minister; die gefaßten Beschlüsse wurden den in Karlsbad nicht vertreten gewesenen Regierungen mitgetheilt und ihnen aufgegeben, ihre Gesandten am Bundestage sofort mit der nöthigen Instruction zu versehen, damit die Karlsbader Schlüsse zu Bundesschlüssen erhoben und dadurch bindend für ganz Deutschland gemacht werden könnten. Da den einzelnen Regierungen keine Zeit gelassen war, sich unter einander zu bereden, und keine derselben für sich allein dem Willen der beiden Großmächte entgegenzutreten wagte, so wurden am 20. September schon die Karlsbader Beschlüsse einstimmig von der Bundesversammlung anerkannt. Sie legten bekanntlich allen einzelnen Staaten die Pflicht auf, für Schriften unter zwanzig Bogen Censur und für jede Universität die Beaufsichtigung durch einen besonderen landesherrlichen Bevollmächtigten anzuordnen. Von Bundes wegen sollte außerdem eine Centralbehörde in Mainz zur weiteren Untersuchung der in mehreren Bundesstaaten entdeckten revolutionären Umtriebe eingesetzt, eine provisorische Executionsordnung zur An-

wendung gebracht und eine Commiſſion zur Unterdrückung gefährlicher Schriften eingeſetzt werden.

Der folgenreiche und lange nachwirkende Eindruck, den die Karlsbader Schlüſſe in faſt ganz Deutſchland machten, ſprach ſich auch in den Briefen an Perthes bald als Schmerz und Trauer, bald als Zorn und Ingrimm aus. Ich habe Sie nicht geſehen, ſchrieb Sartorius aus Göttingen, ſeit Ihrer Durchreiſe ins Hauptquartier im Winter 1813; damals in militäriſcher Kleidung, ſprudelnd von Hoffnung und nun — welche lange, lange Zeit, erfüllt von getäuſchten Erwartungen, Herabſtimmungen und Ausſichten ins Leere, liegt zwiſchen damals und jetzt! Bildet ſich nicht bald in der Mitte der beiden Parteien, die ſich einander den Tod geſchworen haben, eine feſte Macht, die, ſelbſt Maß haltend, das Maßloſe der einen wie der andern zu überwältigen vermag, ſo verfallen wir der Revolution, die freilich nur ein Durchgangspunkt iſt, aber der Durchgangspunkt entweder zur Despotie oder zur Anarchie. — Wie im wilden Fieber raste Görres' fliegende Phantaſie in einem Briefe, den er am 2. October 1819 an Perthes ſchrieb. Sie werden, heißt es in demſelben, die Karlsbader Beſchlüſſe erhalten haben. Man muß geſtehen, daß dieſen Leuten ein ſchätzbares Talent innewohnt, immer das Gegentheil von dem hervorzubringen, was ſie bezwecken, und daß es keine ärgeren Unruhſtifter gibt, als dieſe Waſſermänner, die das Schmiedefeuer mit ihren naſſen Haderlumpen immer nur zu größeren Zornesgluten anſchüren. Ich kann mirs gar nicht anders klar machen, als daß ſie Würmer in den Hirnkammern ſitzen haben; dann bekommen die Hämmel bekanntlich die Drehkrankheit und werden wüthend in ihrer Art, freilich nicht in blutdürſtiger Weiſe, aber ſie ſtampfen, trommeln, blaſen und fauchen und ihre Sanftmuth ſcheint ſehr zornig. Man ſollte glauben, Leute, die durch ihre Stellung die Sachen von oben her betrachten, müßten ſchon deswegen eine ruhige, feſte Anſicht gewinnen; aber weit das Gegentheil. Weil ſie ſchwache Köpfe haben, werden ſie gleich ſchwindlig auf ihrer Höhe; ſo wie ſich etwas regt, geht die Welt um ſie her im Kreiſe herum; ſie fürchten, die Häuſer ſchlügen ihnen die Köpfe ein und die Bäume ſchritten einher und ſpießten ſie. Man kann ſich eben nicht verhehlen, daß, ſo lange dies Ge-

ſchlecht beſchränkter, verzagter, jämmerlicher Menſchen, die mit lachendem Muthe einmal im tiefſten Abgrunde des Schimpfes, der Schande und der Niederträchtigkeit gelegen haben und dann vom umkreiſenden Rade gefaßt und auf die Höhe geführt ſind und dort oben nichts als Kleinmuth, Angſt und Todesſchrecken mitten in kläglichem Hochmuth empfinden, daß, ſo lange dieſe Schächer an der Spitze der Geſchäfte ſtehen, kein Heil zu erwarten iſt und kein Glücksſtern über Deutſchland leuchten wird. Inzwiſchen hat ihnen die Noth die Vollziehung des 13. Artikels abgedrungen. Wie ſie ihn zu vollziehen gedenken, haben ſie freilich deutlich genug ausgeſprochen; aber das hat wohl alles gute Wege. Was ſie geben, iſt gegeben, was ſie vom Rechte nicht gegeben, wird ihnen abgenommen, und ſo kommt die Sache, freilich unter Streit und Stößen, doch ins rechte Gleis. Am allerlächerlichſten iſt, was ſie über Preßfreiheit verfügt; ſie könnten wohl leichter ein Sieb mit Flöhen hüten, als das Gedankenreich in ihre Pferche ſperren. Ich möchte gleich Idyllen dieſer neuen diplomatiſchen Schäfer ſchreiben und die Noth und Angſt ſchildern, in der dieſe Jammerbilder ſich die ſaure Laſt aufgeladen haben, Ure, Einhörner und ſonſtiges ungebändigtes Vieh zu weiden; ſie werden ſich in dieſem Garten die ſaftigſten und ſchmackhafteſten Stechäpfel zum Deſſert ziehen. Als ich mein Buch ſchrieb, habe ich ſelbſt nicht geahnet, daß es beſtimmt ſei, als die Declaration des geſunden Menſchenverſtandes gegen eine Staatsweisheit aufzutreten, die nun in den Karlsbader Beſchlüſſen auf dem Culminationspunkt der Verrücktheit angekommen iſt. — Ein wunderlicher Gegenſatz zu dieſen wilden Worten war es, wenn das Mitglied eines kleineren deutſchen Fürſtenhauſes an Perthes ſchrieb: Was ſagen denn Sie zu den ſogenannten politiſchen Umtrieben? Viel Freigeiſterei, Anſprüche und Forderungen werden freilich laut und Schwindelköpfe ſind genug da; aber die Sache wird doch ſo ſchlimm nicht ſein. — Auf Perthes' Antwort folgte dann im December die Entgegnung: Wie Sie ſo ſchreiben können, wie Sie es gethan haben, begreife ich bei Ihrem ſonſtigen Vertrauen auf die Vorſehung und bei Ihrer Freude an politiſcher Reibung nicht. Warum ſollte die Freiheit verloren ſein? Ich hoffe, es findet ſich alles, und wenn die Auswüchſe und Misbräuche ein wenig eingeſchränkt wer-

den, ſchadet es wohl nicht. Etwas wahrhaft Wiſſenswürdiges wird gewiß nicht unterdrückt; das Gute arbeitet ſich ſchon durch und die engliſche Preßzügelloſigkeit ſcheint mir wahrlich auf keinen Fall wünſchenswerth. Nachdem der erſte Unmuth vorüber iſt, wird man ſich ſchon zufrieden geben und wird ohngefähr eben ſo viel Gutes ſagen können, wie vorher, wenn man nur Anſtand und Schonung zu beobachten weiß.

Die Größe der Aufregung, welche die Karlsbader Beſchlüſſe hervorriefen, hatte ihren Grund wohl weniger in deren Strenge als in der durch dieſelben rückſichtslos ausgeſprochenen Verneinung alles deſſen, was damals das Volk bewegte. Nicht in dem, was die Conferenzen gethan, ſchrieb Perthes im Herbſt 1819, ſondern in dem, was ſie nicht gethan haben, liegt das Böſe und liegt die Gefahr. Wollen die Beſchlüſſe wirklich nichts weiter als das, was ſie ſagen, ſo thun ſie keinen Schaden und unterdrücken manches Böſe; wollen ſie aber ein anderes oder ein mehreres, ſo werden ſie es nicht durchſetzen. Daß dagegen in dieſen Augenblicken unermeßlicher Gefahr die Staatsmänner der größten deutſchen Regierungen ſich zur Berathung über die Rettungsmittel verſammeln und nichts, gar nichts thun, um für das Bedürfnis der Nation nach Freiheit und nach Einheit Befriedigung zu ſchaffen, das iſt entſetzlich. Mit einigen Verboten iſt noch nie ein wahres und wirkliches nationales Verlangen erſtickt und nie der Weg zu den ſchrecklichſten Abirrungen verſperrt worden. — Sie haben nur zu Recht, heißt es in der Antwort auf dieſen Brief; mit ſolchen nur Nein ſagenden Mitteln wird der unbändige Geiſt nicht gebändigt. O daß dieſer Geiſt aufhörte, nur Geiſt zu ſein, und, angethan mit Fleiſch und Bein, in verzerrter wirklicher Geſtalt das grauſenvolle Reich einer alles auflöſenden Verwirrung vor unſeren Augen entfaltete! Dann würden die Regierungen wohl verſtehen lernen, daß das poſitiv Böſe ſich nur durch das poſitiv Gute beſiegen läßt.

Welches Anſehen und welche Ehre die Bundesverſammlung um jene Zeit noch in der Nation beſaß, läßt ſich aus dem ſehr allgemeinen ſchmerzlichen Erſtaunen über die Willfährigkeit abnehmen, mit welcher ſich dieſelbe die Beſchlüſſe der Conferenzen gefallen ließ. Es iſt entſetzlich, ſchrieb ein ſehr conſervativer Mann an Perthes, daß

der Bundestag, ſtatt in ſtolzer Kraft aufzuſtehen, ſich ſtumm zum Diener eines, ich darf es wohl ſagen, ſchlechten Princips und einer illiberal-terroriſtiſchen Faction erniedrigt hat. Die Folgen für den einzelnen wie für das Ganze ſind unberechenbar und der Revolutionsteufel, ſo lange als Mittel zum Schrecken von den Regierungen gebraucht, wird in leibhaftiger Geſtalt ſich ihnen wirklich und rieſengroß gegenüber ſtellen. Noch ſchwebt ein Dunkel über den ganzen Hergang: man weiß nicht, ob die größeren Mächte gewaltſam die übrigen zum Schweigen gebracht, oder dem deutſchen Volke Einſtimmigkeit vorgelogen haben, während es an Widerſpruch nicht fehlte. Bis heute hört man noch nicht, daß auch nur ein einziges Mitglied der Bundesverſammlung ſeine Entlaſſung eingereicht hat, um nicht länger unter dem Scheine der Selbſtändigkeit todtes Werkzeug in der Hand der Böſen ſein zu müſſen.

Als Perthes dieſen Brief erhielt, war er bereits durch ausführliche Mittheilungen politiſcher Freunde näher über die Stimmung unterrichtet, mit welcher die von Karlsbad dem Bundestage aufgedrängten Beſchlüſſe in Frankfurt und von einer nicht kleinen Zahl deutſcher Regierungen aufgenommen worden waren. Mein Bedürfnis, Ihre Anſichten über die gegenwärtige Lage unſeres Vaterlandes mit den meinigen auszutauſchen, iſt ſo groß, heißt es in einem Briefe an Perthes vom 23. October 1819, daß ich die ſichere Gelegenheit, die ſich mir in dieſen Tagen darbietet, Ihnen zu ſchreiben, nicht unbenutzt vorübergehen laſſen will. Sie können, wenn ſie wollen, meinen Brief als eine Predigt über das erſte Buch Moſe, Capitel 50, Vers 20 betrachten, wo es heißt: „Ihr gedachtet es böſe mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen.“ Mit den Glauben, den dieſe Worte ausſprechen, ſtehen wir wirklich den Karlsbadern gegenüber. Zwei Wege, den der Klugheit und den der Gewalt, gab es, auf denen ſich das, was die Karlsbader Conferenzen wollten, hätte durchſetzen laſſen. Wenn weniger Angſt, welche den erſten beſten Rohrſtock krampfhaft ergreift, und mehr kalter, überlegender Verſtand in Karlsbad geweſen wäre, ſo würde das panem et circenses nicht vergeſſen ſein, und dann würden die Dinge ſehr gefährlich liegen. Hätte man auch nur gegenſeitige Aufhebung aller Mauthen in ganz Deutſch-

land und völlige Freiheit des Verkehrs keck durchgreifend beschlossen so würden höchst wahrscheinlich dieselben Schlüsse, welche jetzt das Innerste aller Gemüther ergreifen, nur von wenigen beachtet sein und die Massen selbst hätten den Regierungen willig den Holzstoß zum Audotafé liberaler Schreiber und Sprecher zusammengetragen. Wollte oder konnte man aber in Karlsbad nicht klug verfahren, so mußte man, um durchzudringen, mit kalter Entschlossenheit gewaltsam das Verfügte sofort ausführen. Schlag auf Schlag mußten die Opfer fallen, niemand durfte zur Besinnung kommen. Wäre das Revolutionstribunal in Mainz am Publicationstage der Karlsbader Beschlüsse in Wirksamkeit getreten, wären Verhaftungen und Unterdrückung eines Dutzend liberaler Journale zugleich erfolgt, wurden von vier zu vier Wochen einige Todesurtheile vollzogen, so hätte ein Napoleonischer Terrorismus noch einmal in Deutschland festen Fuß fassen können, aber zu einem solchen Auftreten hätten Männer aus anderem Holze als die gutmüthigen Bonvivans in Karlsbad gehört, die gewiß keinem Menschen auf der Welt positives Leid zufügen wollen, sondern nichts als Ruhe in der Welt und Sicherheit auf ihrem Posten begehren. Nur weil sie, um diese matterſehnten Ziele zu erreichen, keine anderen Wege wußten, sind sie zu den scheinkräftigen Beschlüssen gekommen und mühen sich auch jetzt noch ab, sich gegenseitig von deren Trefflichkeit zu überreden.

Weil man in Karlsbad, heißt es weiter, weder klug noch gewaltsam zu sein sich entschließen konnte, werden die ergriffenen Maßregeln nur weniges, vielleicht gar nichts bewirken, denn ihrer Durchführung steht eigentlich alles entgegen. In Karlsbad haben allerdings eine Anzahl Staatsmänner berathen und beschlossen, aber die Richtungen der Staatsmänner und die Richtungen der von ihnen vertretenen Staaten sind nicht immer identisch und waren es in Karlsbad so wenig, daß die dortige Versammlung fast wie der Club einer Ministerfaction erscheint. Schon jetzt mußten sich mehrere der aus Karlsbad Zurückkehrenden in dem Ministerrathe der Staaten, in denen der Minister des Auswärtigen nicht allmächtig ist, Tadel und lebhaften Widerspruch gefallen lassen; Hardenberg und Bernstorff namentlich sind auf das heftigste von Humboldt angegriffen. Sodann werden

für die nächste Zukunft die größeren deutschen Staaten, vielleicht mit Ausnahme Oestreichs, sämtlich eine innere Krisis zu überstehen haben, welche entweder die Haltung der gegenwärtigen Minister ändern oder neue Minister an die Stelle der gegenwärtigen führen muß. In dem einen wie in dem andern Falle werden bald genug selbst die Minister der in Karlsbad vertretenen Staaten gegen die wirkliche Durchführung der dort gefaßten Beschlüsse sein. Einige selbstdenkende und selbstregierende Fürsten sind, wie ich weiß, durch die Resultate der Conferenzen sehr unangenehm überrascht und fast alle möchten wenigstens den Schein retten, nur gezwungen in dieselben eingewilligt zu haben. Die Bundesversammlung endlich ist in ihren meisten Mitgliedern empört über eine Behandlung, durch welche sie zu einem willenlosen Instrumente der Karlsbader Conferenzen gemacht ward, und wird wenig willfährig sein, die Beschlüsse durch großen Eifer bei deren Durchführung zu Ansehen und Ehren zu bringen. Wenn nun zu diesem allem das beleidigte Selbstgefühl der kleineren Fürsten, welche sich wie Mediatisierte behandelt glauben, und der wilde Ingrimm der öffentlichen Meinung kommt, die jetzt wie immer durch Beschränkung ihrer Aeußerung an intensiver Kraft gewinnt, so kann dauernder Bestand und wirkliche Durchführung dessen gewiß nicht erwartet werden, was schon jetzt den beabsichtigten Effect eines allgemeinen Schreckens gänzlich verfehlt und deshalb eigentlich aufgehört hat zu bestehen, bevor es noch ins Leben getreten war.

Während die Karlsbader Beschlüsse, heißt es in den weiteren Mittheilungen, das, was sie erreichen wollen', nicht erreichen, könnte es leicht geschehen, daß sie etwas bewirkten, was sie nicht bewirken wollten. Im Jahre 1815 war die Bundsacte als ein durch Napoleon's furchtbares Wiedererscheinen hervorgerufener Niederschlag aus den sich bald anziehenden bald abstoßenden verschiedenartigen Elementen des Wiener Congresses festgestellt; aber die feindlichen Gegensätze der deutschen Staaten gegen die Gesamtheit Deutschlands blieben nach wie vor bestehen. Der alte Kampf indessen mußte von einem neuen Boden aus geführt werden; denn das föderalistische Princip des Bundes faßte als Befriedigung eines in unserer Geschichte und unserer Nationalität begründeten Bedürfnisses alsbald so feste Wurzel, daß es be-

ſtimmend für die Geſtalt aller ferneren politiſchen Kämpfe in Deutſchland ward. Oeſtreich und Preußen haben ihr altes Streben, Deutſchland zu beherrſchen, in die Form einer Leitung der Föderation gießen müſſen und glaubten in Karlsbad, ohne weiteres Herren der deutſchen Staaten zu ſein. Sie irrten ſich und der Widerſtand, den ſie finden, wird ſie für längere Zeit nöthigen, die Gemeinſchaft mit dem ganzen übrigen Deutſchland zu ſuchen, ſo oft ſie für Deutſchland politiſch handeln wollen. Daß den Duumviralgelüſten der beiden Großmächte gegenüber die Gleichberechtigung der anderen deutſchen Staaten, alſo das Föderationsprincip von neuem ſicher geſtellt iſt, wird der eine Segen ſein, den uns die Karlsbader Conferenzen wider Willen bringen; aber es iſt nicht das einzige. Die einzelnen deutſchen Regierungen nemlich wollten bisher ihrer Souveränetät zu Liebe auf keine Unterordnung unter die deutſche Geſamtheit, d. h. unter den Bund, eingehen. Nun aber haben ſie, um die Karlsbader Zwecke zu erreichen, kein anderes Mittel finden können als die Uebertragung der politiſchen Polizei, des politiſchen Gerichts, der Aufſicht über die Preſſe und über die Lehranſtalten auf die Gemeinſchaftsanſtalt, d. h. auf die Bundesverſammlung. Der gewollte Zweck wird freilich nicht erreicht werden, aber die angewendeten Mittel erkennen in überaus wichtigen Verhältniſſen die deutſche Gemeinſchaft als eine über den einzelnen Staaten ſtehende Macht an und die Conſequenzen dieſes Anerkenntniſſes werden ſich ſehr bald auch in anderen Verhältniſſen, z. B. in denen des Handels, zeigen. Die Unterordnung der einzelnen Staaten unter die Gemeinſchaft des Bundes iſt ſomit der zweite Segen, den uns die Karlsbader Conferenzen bringen können, wenn uns die öffentliche Meinung nicht durch eine ſchlimme Abirrung um denſelben bringt. So lange nemlich das böſe Princip vorwiegend bei den Einzelregierungen geſucht ward, ſchrie alles nach Centraliſation und Einheit Deutſchlands. Jetzt, nachdem einzelne Bundesſtaaten liberalere Verfaſſungen erhalten haben, und der erſte Verſuch der Centraliſation auf Unterdrückung der politiſchen Beſtrebungen im Volke gerichtet iſt, wird, fürchte ich, alles die Souveränetät der einzelnen Staaten verfechten und uns vielleicht um die möglich gewordene Einheit Deutſchlands bringen. Von der nunmehrigen Haltung der Bundesverſamm-

lung hängt es vor allem ab, welchen weiteren Gang unſere Geſchichte nehmen wird. Die Bundesverſammlung iſt freilich durch die ihr in revolutionärer Weiſe von Karlsbad aufgezwungenen Beſchlüſſe tief herabgewürdigt, aber die meiſten Mitglieder fühlen die tiefe Herabwürdigung tief, und da ihr doch wieder Geſchäfte, wenn auch zunächſt nur widerwärtige, übertragen ſind, ſo wird ſie auch wieder in Deutſchland beachtet, gelobt oder getadelt werden. Weil man wieder etwas von ihr erwartet, wird ſie auch im Stande ſein, etwas zu leiſten, und ich hoffe bei ihrer gegenwärtigen Stimmung Gutes von ihr und verzweifele nicht. Die außerordentliche Zuſammenkunft in Wien iſt freilich zu laut angekündigt, als daß man davon zurückgehen könnte. Aber die größeren Staaten fühlen ſchon, daß es unheimlich ſei, allein im Finſtern zu wandeln, und begehren größere Geſellſchaft, und durch dieſe kann vielleicht ſchon jetzt die Sache eine andere Wendung nehmen.

Zum November 1819 war eine Verſammlung von Bevollmächtigten aller deutſchen Staaten zur weiteren Ausbildung der Bundesverfaſſung nach Wien berufen worden. Das tiefe Mistrauen, mit welchem auch die Verſammlung ſelbſt in den Kreiſen ſehr beſonnener Männer betrachtet ward, ſpricht ſich in einem Briefe, den Perthes im December 1819 erhielt, lebhaft aus. Was uns der Wiener Congreß bringen wird? heißt es in demſelben. Vielleicht ſind doch die Machthaber nicht einig genug, um ihre Pläne durchzuführen, und Humboldt wird das ſeinige thun, Bernſtorff aus dem Sattel zu heben. Dahin ſind wir gekommen, daß wir von der Eiferſucht und dem Argwohn der Höfe und Miniſter unter einander das meiſte hoffen müſſen; denn allen den edlen Geſinnungen und kraftvollen Beſtrebungen, an denen es trotz des vielen Böſen und Verkehrten im deutſchen Volke nicht mangelt, fehlt zum gedeihlichen Wirken der Mittelpunkt und die geregelte Richtung, und wenn alle edlen Kräfte vereinzelt, ohne Zuſammenhang und Leitung wirken, ſo können ſie eben ſo leicht zum Chaotiſchen führen, wie zur Ordnung und zum Recht. — Jetzt ſollen wir wieder, heißt es in einem anderen Briefe, das Schickſal unſeres Vaterlandes von der Weisheit der in Wien verſammelten Herren erwarten; dort iſt es jetzt eben ſo ſtill und ſchwül als im vorigen Jahr zu Karlsbad. Für Miniſter gibt es keine Geſchichte, keine Er-

fahrungen, keine politiſchen Ideen, ſondern nur Jacobiner, die eingeſperrt werden müſſen. — Die unter heftigen Kämpfen der Höfe zu Stande gebrachte Schlußacte der Wiener Miniſterialconferenzen änderte in der That wenig an dem Bundeszuſtande Deutſchlands, wie er ſich ſeit den Karlsbader Schlüſſen geſtaltet hatte; ſchärfer und ausführlicher aber wurde das vorher ſchon Beſtandene feſtgeſtellt.

Während die deutſchen Regierungen mit den ihnen zu Gebote ſtehenden Waffen der Gewalt die aus dem Volke gegen ſie gerichteten Angriffe zu unterdrücken ſuchten, ſtand ein Kämpfer auf, der mit dem Schwerte des Geiſtes den heftigſten Krieg gegen die geſamte politiſche Zeitrichtung eröffnete. Seit 1816 hatte K. L. von Haller angefangen, ſein umfangreiches Werk „die Reſtauration der Staatswiſſenſchaft" herauszugeben, und die Mitglieder mancher deutſchen Regierungen ſahen in ihm ſofort einen Bundesgenoſſen, weil er mit ihnen denſelben Gegner bekämpfte, und bedachten nicht, daß Haller ſeinem Principe nach ſich in kürzerer oder längerer Zeit mit demſelben Ingrimm gegen den von den Regierungen vertretenen Staat wenden müſſe, wie jetzt gegen den von den Volksbewegungen erſtrebten. Adam Müller, einer der geiſtreichſten Anhänger der neuen politiſchen Lehre, lebte damals als öſtreichiſcher Generalconſul in Leipzig und ſtand in lebhaftem mündlichen und ſchriftlichen Verkehr mit Perthes. Eine Einigung indeſſen zwiſchen beiden Männern war ſo wenig in politiſcher wie in religiöſer Beziehung möglich. Scharf und beſtimmt vielmehr trat Perthes dem Standpunkte Haller's und Müller's entgegen, wenn er ſchrieb: Auch darin ſtimme ich ich Ihnen und Herrn von Haller völlig bei, daß wir nur zu retten ſind, wenn wir dem von Gott auch in der äußeren Weltordnung poſitiv Gegebenen uns unterordnen und ihm gehorchen. Wo aber iſt dieſes poſitiv von Gott Gegebene? Es ſprach ſich einſtmals aus in der Theokratie unter Moſes als Vorbild, und von ihr war das Pabſtthum in ſeiner beſten Zeit ein Schatten. Wo aber iſt jetzt Moſes, wo das Pabſtthum? Jetzt haben wir die Kirche neben dem Staate, im Weltlichen unter, im Geiſtlichen über ihm. Dieſe Scheidung des urſprünglich Einen iſt das für unſere Zeit poſitiv von Gott Gegebene, und dieſe Scheidung ſollen wir nicht aufheben; wir ſollen die Kirche nicht menſchlich ma-

chen und den Staat nicht göttlich. Was aber thut Herr von Haller? Sie ſchreiben freilich: Haller hat nur den ſtrengen Rechtsbegriff reſtauriert und den naturrechtlichen und ſtaatsrechtlichen Träumereien des Jahrhunderts einen Damm entgegengeſetzt, den es zu durchbrechen vergeblich unternehmen wird. Darauf antworte ich: Gut, aber Haller erweiſt dieſem reſtaurierten Rechtsbegriff, einem weltlichen, von der Kirche geſchiedenen Geſetz, göttliche Ehre. Dieſen ſeinen Rechtsbegriff ſollen wir über alle Dinge fürchten, lieben und ihm vertrauen. Heißt das nicht ein goldenes Kalb aufrichten, während doch Moſes noch auf Sinai weilt? Steinerne Tafeln, die nichts mit denen des Moſes gemein haben als den Stein, ſtellen Sie auf als Gottes Geſetz, und Gottes Geſetz ſelbſt wird darüber verſpottet werden.

Geſtern war, heißt es in einem Briefe Carolinens, der Hauptmann von Gerlach bis Nachts zwei Uhr bei uns. Er iſt ein ernſter und gewiß grundguter und überaus lebendiger und origineller Mann. Das Geſpräch war intereſſant und bald ſehr heftig, da Perthes mit ſeiner Anſicht nicht hinter dem Berge hielt. Sonderlich von Königthum und freier Verfaſſung, von Leibeigenſchaft und Adel war die Rede. Gerlach hat ungeheures zu Gunſten der Könige geſagt und ich habe wieder einmal geſehen, was der Menſch doch alles aus der Bibel beweiſen kann und will, wenn es ihm darauf ankommt, Beweiſe für ſeine eigene Anſicht zu finden.

Das Hervortreten einzelner politiſcher Fragen.

Eindringende Unterſuchungen über das Weſen und die Form wirklicher, beſtimmt abgegrenzter politiſcher Verhältniſſe lagen nicht in der Richtung jener für das Allgemeinſte heftig bewegten Jahre. Die ſchweren und wichtigen Zweifel über die Geſtaltung des Staatsdienſtes, der Steuern, der Gerichte, der Polizei fanden wenig Theilnahme; hin und wieder nur erregten faſt wie zufällig einzelne Fragen allgemeine Aufmerkſamkeit. Die kaufmänniſche Welt namentlich be-

schäftigte sich seit dem Aufhören des französischen Druckes lebhaft mit dem Verhältnisse des Geldes zu den das Geld vertretenden Papieren und mit der Zulässigkeit der Zölle neben einem lebendigen Handelsverkehr.

Um für sich und wo möglich auch für weitere Kreise eine Aufklärung über die dunkle Natur des Geldverkehrs zu erhalten, hatte Perthes sich schon 1817 an Gentz nach Wien gewendet, für den die Frage lange ein Gegenstand scharfer Untersuchung gewesen war. Eine Anfrage, die von Ihnen kommt, antwortete Gentz, findet sicher allemal eine gute Aufnahme bei mir, aber in diesem Falle ist es sehr schwer, Ihrem Wunsche zu genügen. Das Geldwesen ist seiner außerordentlichen Verwickelung und Schwierigkeit wegen kein populärer Gegenstand und Klarheit der Darstellung ist deshalb das erste Verdienst, wonach jeder streben muß, der dasselbe behandelt. Ueber Geldverhältnisse zu schreiben habe ich deshalb immer für die schwierigste aller schriftstellerischen Aufgaben gehalten und bin der Meinung, daß sie in Deutschland noch niemand gelöst hat. Solche phantastische und mystische Schreibereien, wie unser Freund Adam Müller sie kürzlich unter dem Titel einer Theorie des Geldes ans Licht gefördert hat, dienen nur dazu, die ohnehin schon arge Verwirrung der Begriffe vollends unheilbar zu machen, und ein einziges Capitel so schreiben zu können, wie Adam Smith geschrieben hat, ist rühmlicher als die Verfertigung von hundert Bänden solcher metaphysischen Phantasien. Als in den Jahren 1810 und 1811 die interessante Frage, ob der damalige hohe Preis des Goldes seinen Grund in einer wirklichen Herabwürdigung der englischen Noten habe, im Parlament verhandelt wurde, gelang es mir, mich in den Besitz sämtlicher Acten zu setzen, und mit Begierde verfolgte ich eine Verhandlung, welche großes Licht auf mehr als eine der wichtigsten Fragen der Geldtheorie: Papiergeld, Bankwesen, Wechselcours, Handelsbilance, werfen konnte. Zugleich hatte es einen besonderen Reiz für mich, in meiner Einsamkeit — denn in Wien war kein Mensch, mit welchem ich über Gegenstände dieser Art nur ein Gespräch hätte anknüpfen können — mich über so schwierige und verwickelte Fragen in eine stille aber lebhafte Discussion mit den besten Köpfen und größten Autoritäten Englands ein-

zulaſſen. Hieraus erwuchs eine Arbeit, die ich im Monat Juni 1812 über Sicilien nach England ſchickte, wo ſie aber erſt ſpät im Jahre 1813, alſo in einem Zeitpunkte anlangte, in welchem der allgemeine Krieg bereits ausgebrochen war. Das Manuſcript könnte dem Kenner vielleicht die Antwort auf manche ſchwere Frage erleichtern, aber ſo wie es iſt, iſt es für das Publicum unbrauchbar; es würde zwei ſtarke Octavbände füllen und hat die Form eines fortlaufenden Commentars über den Bericht des Parlamentscomités. Ich habe eine geheime Neigung, die mühſame Arbeit in veränderter Geſtalt wieder von den Todten zu erwecken und ſie bei einem Werke über das Papiergeld, mit deſſen Idee ich mich unabläſſig beſchäftige, früher oder ſpäter in Umlauf zu bringen. Sollte ich dieſen Plan nicht ausführen können, ſo bin ich ſehr bereit, Ihnen meine ſämtlichen Materialien zur weiteren Benutzung mitzutheilen. — In weſſen Hände die in jedem Falle höchſt unterrichtende Schrift, deren Gentz in dieſem Briefe erwähnt, ſpäter gekommen iſt, läßt ſich aus Perthes' Papieren nicht erſehen.

Die Zollfrage wurde bald nach beendetem Kriege auf das lebhafteſte angeregt, als Deutſchland mit Aufhebung der Continentalſperre plötzlich von engliſchen Waaren überſchwemmt, die Einfuhr deutſchen Korns nach England dagegen ſo gut wie verboten und in Frankreich und Holland das Prohibitivſyſtem neu verſchärft ward. Wenn alle fremden Waaren frei nach Deutſchland und keine deutſchen Erzeugniſſe in fremde Länder gebracht werden konnten, ſo ſchien Deutſchland nicht beſtehen zu können. Das 1818 feſtgeſtellte neue Zollſyſtem Preußens wurde als eine Abſperrung gegen Deutſchland aufgefaßt und man hielt, wenn dieſer Zuſtand dauernd würde, den auf die kleineren Staaten beſchränkten deutſchen Handel für vernichtet. An vielen Orten wurden Wünſche und Pläne zur Abhilfe laut. In Frankfurt trat 1819 der Handels- und Gewerbverein ins Leben, welcher unter Liſt's Führung eine allgemeine deutſche Zollabſchließung zum Schutz deutſcher Fabriken und Gewerbe erſtrebte. Die Hanſeſtädte dürfen ſich von dem neuen und ſehr thätigen Verein nicht ferne halten, heißt es in einem Briefe aus Frankfurt an Perthes; denn nur durch ihre Theilnahme kann der Verein vor einer durchaus ein-

seitigen Richtung bewahrt werden. Ziehen sich die Städte vornehm und stolz zurück, so wird sehr bald eine ihnen feindselige Richtung sich geltend machen. Schon jetzt ist der Verein geneigt, in dem Streben der Städte nach voller Handelsfreiheit nichts als Selbstsucht zu sehen, während das Interesse der Städte in Wahrheit doch mit dem Interesse von ganz Deutschland zusammenfällt. — Auf das heftigste ward die Leidenschaft in den Hansestädten erregt, als 1820 die bekannte Schrift Lindner's: Manuscript aus Süddeutschland, erschien. Ihre eigentliche Absicht war, die Nothwendigkeit nachzuweisen, daß Baiern auf Kosten seiner schwächeren Nachbarn zu einer großen Macht erhoben werden müsse; aber auch auf Norddeutschland waren Blicke geworfen und unter anderem gesagt: Was sollen die deutschen Barbaresken, die Hansestädte, deren Interesse als englischer Factoreien auf Plünderung des übrigen Deutschlands und auf Vernichtung seiner Industrie gerichtet ist? Deutschland muß selbst im Besitze seiner wichtigsten Häfen sein und sie nicht einer privilegierten Kaste von Kaufleuten anvertrauen, welche durch ihren Eigennutz an England gebunden sind. Diese Republiken sind in jeder Beziehung ein hors d'oeuvre im Vaterlande; der Wiener Congreß wußte nicht, was er that, als er ihre Absonderung anerkannte.

Unmittelbar nachdem diese Schrift bekannt geworden war, schrieb ein in Süddeutschland lebender Freund an Perthes: Jetzt wird es Zeit, daß das phlegmatische Eis der norddeutschen Handelsstädte gebrochen werde. Da Sie nicht täglich mit Süddeutschen verkehren, so haben Sie keine Vorstellung davon, in welchem Maße die Vorurtheile gegen den freien Handel und insbesondere gegen die Hansestädte im südlichen Deutschland verbreitet sind. Dazu kommt, daß gegenwärtig die Verbindung der süddeutschen Staaten zu einem gemeinschaftlichen, dem preußischen Zollsystem gegenüberstehenden Verein mit Ernst und Eifer betrieben wird. In Deutschland leben jetzt nicht viele Männer, die etwas wollen und schaffen können, und unter diesen wenigen arbeiten einige mit rastloser Thätigkeit an Herstellung eines Zollsystems, welches den Handel Deutschlands vernichten kann. In diesem Augenblicke sind in aller Stille Bevollmächtigte in Darmstadt versammelt und sie haben sämtlich eine ihnen überreichte Denkschrift

vortrefflich gefunden, welche durch möglichste Beschränkung des Handels die Industrie zu heben vorschlägt. — Vielfach war damals die Ansicht verbreitet, daß auch die neue preußische Zollgesetzgebung die Bedeutung des deutschen Handels verkenne und im vermeintlichen Interesse der Fabriken sehr leicht zu den verderblichsten Bestimmungen für den Handel verleitet werden könne. Perthes war von der Größe der Gefahr überzeugt und glaubte, daß dieselbe nur durch eine kräftige Einwirkung auf die öffentliche Meinung beseitigt werden könne. Die große Gefahr, schrieb er einem einflußreichen Manne, welche dem deutschen Handel durch das bestehende preußische und das beabsichtigte süddeutsche Zollsystem droht, ist durch das Manuscript aus Süddeutschland sehr erhöht. Es wird bald in Mittel- und Süddeutschland als Autorität bei dem Theile des Publicums gelten, welcher schon jetzt die Hansestädte als Schmarotzerpflanzen betrachtet. Aus Berlin höre ich, daß hohe Beamte die Behauptungen des Manuscripts als richtig betrachten oder wenigstens sich so stellen, um anderweitige Absichten zu erreichen. Gegenbücher werden wenig helfen, aber für viele Gegenartikel in den am meisten gelesenen Zeitungen muß gesorgt werden. Das Sprichwort sagt, von einer bösen Nachrede bleibe immer etwas hängen; aber auch von der Wahrheit bleibt etwas hängen, wenn sie nur immer und immer wieder gesagt wird: erst wird einer hier, dann einer dort gewonnen, aus einigen werden viele und die Meinung der vielen hat oft, wenn sie unwahr, und zuweilen auch, wenn sie wahr ist, großen Einfluß auf die Handlungen der Regierungen. — Perthes selbst regte eine Anzahl erfahrener Kaufleute an, größere und kleinere Artikel für die am meisten verbreiteten Zeitungen zu schreiben. Die Allgemeine Zeitung nahm eine Reihe bedeutender Aufsätze auf und von Heß kämpfte in einem besonderen Werke: „Aus Norddeutschland", für Handelsfreiheit und für die Hansestädte. Ganz ohne Einfluß mögen diese Bemühungen auf den späteren Gang der Handelsgesetzgebung nicht gewesen sein.

Weit allgemeiner als durch diese Handelsfragen wurden in der damaligen Zeit die Köpfe und die Herzen der Menschen durch die Frage nach der Stellung der Ständeversammlung und nach der Stellung des Adels beschäftigt.

Stände wurden freilich leidenſchaftlich begehrt, aber nur Stände ganz im allgemeinen. Alle die unermeßlichen Schwierigkeiten, welche entſtehen mußten, ſobald nicht von Ständen überhaupt, ſondern von Ständen in den wirklich vorhandenen deutſchen Verhältniſſen die Rede war, erregten nur in überaus wenigen Kreiſen Aufmerkſamkeit und Theilnahme. Auch in den vielen Briefen politiſchen Inhalts, welche Perthes in jenen Jahren empfing, heißt es wohl einmal ganz allgemein: Die jetzigen Kammern werden ſcheitern; neue Verſuche werden gemacht werden; man wird vielleicht auf die allgemeinen Volksverſammlungen germaniſcher Urwälder zurückkommen, aber bald bemerken, daß dieſelben für unſere Zeiten ihre Schwierigkeiten haben. — Oder es ſchrieb eben ſo allgemein ein anderer: Kaum kann ein Zweifel darüber ſein, daß bei jeder deutſchen oder europäiſchen Zuſammenkunft der Cabinette Hemmungen des conſtitutionellen Lebens immer aufs neue an den Tag treten werden. — Sehr ſelten aber finden ſich die großen Fragen nach der Berechtigung und Zuſammenſetzung, nach der Gliederung und Geſchäftsordnung der begehrten Stände auch nur erwähnt. Ueber einen einzelnen, freilich überaus wichtigen Punkt gelangte indeſſen Perthes ſchon früh zum vollen Verſtändnis. Vielfach nemlich war die Behauptung geltend gemacht worden, daß die Mehrheit der Stimmen letzte und höchſte Quelle des Rechts ſei. Bereits 1817 hatte Falk aus Kiel in einem Briefe an Perthes hiergegen den entſchiedenſten Widerſpruch erhoben. Nichts iſt verderblicher als der Wahn, äußerte er, nach welchem die Menſchen kein höheres Geſetz anerkennen wollen als ihren eigenen Willen, und jede Thorheit für gerechtfertigt halten, ſobald ein Concluſum der Majorität vorgelegt werden kann. **Major pars meliorem vicit**, ſagt Livius und der alte Spruch hat auch heute noch ſeine Wahrheit. Wenn wirklich kein höherer Beſtimmungsgrund als der Wille der einzelnen in deren Majorität vorhanden wäre, ſo müßte es das erſte Streben jedes Zuſammenlebens ſein, durch die Schöpfung eines hoch über allen Willen der einzelnen ſtehenden Geſetzes den eigenen Willen zu bändigen.

Perthes ſelbſt hegte darüber keinen Zweifel, daß, wenn die Mehrheit der Köpfe zu gebieten und zu verbieten habe, die Herrſchaft des Staates in die Hände derer kommen müſſe, denen das Gehorchen beſ-

ſer gezieme als das Herrſchen. Sehr beſtimmt ſprach er ſeine Anſicht in einem Briefe vom 4. März 1821 aus, in welchem er ſchrieb: Zu einer verfaſſungsmäßigen Ordnung werden wir noch lange nicht kommen und das Hindernis liegt mehr in der liberalen als in der monarchiſchen Partei. Noch einmal werden wir durch die Despotie hindurch müſſen, aber dieſesmal wird der Name des Tyrannen ſein: Majorität der Stimmen. Wenn Kammern ſich wie in Frankreich geſtalten, oder Cortes wie in Spanien und ausſchweifender noch in Portugal auftreten, ſo iſt der Staat und alles, was mit ihm zuſammenhängt, den Parteihäuptern preisgegeben, deren Geſchrei ſich Volksmeinung nennt. Schon ſind die Leidenſchaften wieder wie früher in der franzöſiſchen Revolution auf das wüthendſte entflammt und die Repräſentativverfaſſung jener Länder bietet, um der gräßlichſten Verwirrung zu entfliehen, nur einen einzigen Weg: die einzelnen Stimmen werden abgegeben, gezählt und die größere Zahl hat Recht. Oder glaubſt Du vielleicht, daß Menſchen, die von entgegengeſetzten politiſchen Leidenſchaften beſeſſen ſind, ſich durch Gründe und Gegengründe einander belehren, bekehren und anderen Sinnes machen? Nimmermehr; jeder nagelt ſich nur immer feſter auf ſeiner Seite und in ſeiner Partei. Die Volksvertreter werden alſo wie Rechenpfennige anzuſehen ſein; je nachdem ſie durch Cabale, Geld, Furcht ſo oder anders gewonnen ſind, kann man ſchon im voraus wiſſen, wie ſie ſtimmen, und alle Worte für das Wohl des Staates ſchweben in leeren Lüften und verhallen, ohne eine Spur zu hinterlaſſen. Unſere Vorfahren in Hamburg kannten den ſcheußlichſten Tyrannen: Majorität der Stimmen, ſehr gut und haben ſeine Macht zu brechen geſucht, indem ſie nicht nach Köpfen, ſondern nach den fünf Kirchſpielen ſtimmen ließen. Abhilfen dieſer Art zu finden, iſt die erſte und wichtigſte Aufgabe jeder deutſchen Verfaſſung; wo nicht, ſo werden wir Knechte der Maſſen oder vielmehr der ſchlechten Kerle, die ſie führen und betrügen. Ueberall iſt Sucht nach größerem Wohlleben, überall Neid gegen Rechte anderer und gegen höhere Gewalt; überall vermeint man Druck zu fühlen und will ihn durch Verfaſſungsurkunden beſeitigen, und wo wirklicher Druck ſich findet, erkennen nur wenige die wirklichen Wege zur Abhilfe. Wo es aber ſo ſteht, da ſind die Maſſen

leicht auf die Beine gebracht. Die Männer, die das Wahre kennen und das Gute lieben, könnten freilich kühn und thätig die Sache in die Hand nehmen, aber sie hüllen sich überall in den Mantel der Tugend und schweigen. Die Massen fallen daher nothwendig in die Gewalt der Schreier, der Schlechten, der Bösen, und alles wird darunter und darüber gehen. Daß der Liberalismus im Vordringen zum entscheidenden, wenn auch nur vorläufigen, Siege über den Monarchismus ist, kann ich nicht bezweifeln; darum möge immerhin das Unvermeidliche rasch geschehen und den Völkern ihr Wille gewährt werden. Bald genug werden sie erfahren, daß politisch frei sein und keinen oder einen schwachen König haben, zwei sehr verschiedene Dinge sind. Hat der Liberalismus erreicht, was er erstrebt: einen König, der unter dem Namen König eine Null, und eine Majorität, die unter dem Namen Kammern ein Despot ist, so wird der Kampf kommen und mit dem Kampfe Blut und Tod und entsetzliches Elend unter den Menschen, aus denen die Demuth verschwunden ist. Das Ende aber wird sein, daß, weil jeder viel haben und nichts geben, alles sein und nichts anerkennen will, jeder unterdrückt wird, damit er die andern nicht unterdrücke.

Obschon Perthes die Gefahr einer unheilvollen Abirrung erkannte, verfolgte er dennoch mit lebhafter Theilnahme den Gang, welchen die Ausbildung der Stände in den einzelnen deutschen Ländern nahm. Im Großherzogthum Hessen waren die Abgeordneten zum Mai 1820 einberufen, sie wollten aber das Edict des Großherzogs nicht als Verfassung anerkennen, bevor es auf dem Wege des Vertrages abgeändert und festgesetzt sei. Der Großherzog dagegen wollte zuerst Anerkennung, und dann Revision. Der Darmstädter Hof ist jetzt besonders im Gedränge, schrieb ein Mitglied der Bundesversammlung am 30. Mai 1820; die Stände benehmen sich dort so mäßig und besonnen, daß man ihnen wenig anhaben kann. Deshalb behauptet man nun, daß die Regierung, um einen Vorwand zum gewaltsamen Einschreiten zu gewinnen, den Umtrieben der Demagogen im Geheimen Vorschub leiste. Dazu aber ist sie viel zu klug; sie sieht sehr gut, daß sie sich aus ihren Finanznöthen nur zu retten vermag, wenn sie den billigen Anforderungen der Stände im Vertragswege entspricht. Wenn

man von außen her nicht störend eingreift, so werden sich die Dinge im Großherzogthum Hessen gewiß ruhig gestalten und ordnen; das aber ist es eben, was diejenigen so in Harnisch setzt, welche befürchten, es könne, wenn das so fortgeht, mit der Zeit auch an sie die Reihe kommen, Versprochenes prästieren zu müssen. — In besonders hohem Grade zog damals Würtemberg die Augen auf sich. Der im October 1816 zur Regierung gekommene König Wilhelm hatte schon als Kronprinz große Erwartungen erregt und selbst während seines Kampfes mit den Ständen um die neue Verfassung allgemeines Vertrauen gewonnen. Von Würtemberg erwarte ich viel, schrieb Nicolovius 1817 an Perthes; dahin sehen meine Augen jetzt. Ich glaube, daß jene Fürsten, Mann und Frau, die Zeit begriffen haben und Sinn für das Rechte und Verstand für die Ausführung besitzen. — In der Bundesversammlung nahm der würtembergische Bevollmächtigte, Herr von Wangenheim, welcher zuvor als Minister in dem Verfassungsstreit des Königreichs die Hauptrolle gespielt hatte, sehr bald eine hervorragende Stellung ein. Diesen vielgescholtenen Wangenheim halte ich, schrieb ein Frankfurter Freund an Perthes, für das tüchtigste Mitglied der ganzen Bundesversammlung. Alles, was er macht, trägt den Charakter der Tüchtigkeit. — Als nun die Karlsbader Beschlüsse bekannt wurden, verbreitete sich die Meinung, daß sie recht eigentlich auf die Wiederaufhebung der würtembergischen Verfassung hinzielten. Die Haltung des Königs erschien daher entscheidend für Deutschland. Man wähnte in Karlsbad, heißt es in einem Briefe aus Frankfurt an Perthes, den König von Würtemberg zu schrecken und den würtembergischen Verfassungsverhandlungen eine andere Wendung zu geben. Der König läßt sich aber nicht schrecken und wird, was er beschlossen hat, aufrecht zu erhalten wissen. — In der Stuttgarter Hofzeitung ist, schrieb Graf Moltke, der sich damals in Heidelberg aufhielt, an Perthes, eine sehr verständliche Gegenerklärung gegen die Karlsbader Beschlüsse erschienen. Der König hat überdies seine bestimmte Abneigung erklärt, Mitglied derjenigen Commission zu sein, welche Delegierte zu dem beliebten Inquisitionstribunal zu senden hat. In ganz Süddeutschland wird der König enthusiastisch geliebt.

In Baiern hatte man erwartet, daß der durch Ertheilung der Verfassung 1818 hervorgerufene Freudenrausch auch die Verhandlungen des ersten 1819 berufenen Landtages erfüllen werde. Auch Sie werden, schrieb Schlichtegroll am 31. Januar 1819 aus München an Perthes, Ihre Gedanken jetzt doppelt oft und theilnehmend nach München und nach unsern Landtagsvorbereitungen senden. Es ist eine sehr interessante Zeit für uns; alles läßt sich auf das beste an; unter den Deputierten sind viele sehr würdige Männer; der König, treu seiner herrlichen Natur, lebt und webt in freundlichen Landtagsgedanken und gestern sagte er einem Deputierten mit seiner bekannten Herzlichkeit, der Tag der Eröffnung des Landtages werde einer der glücklichsten seines Lebens sein. Die Geistlichkeit, aufgeregt durch Rom, hatte Schwierigkeiten über den Schwur auf die Constitution gemacht, scheint sich jetzt aber zum Ziel zu legen. So viel wenigstens ist gewiß, daß der König fest in seinem Entschlusse bleibt und nicht nachgibt. — Unmittelbar indessen nach Zusammentreten des Landtages brach der Zwiespalt zwischen der ersten und zweiten Kammer aus. Die Reichsräthe stellten sich und den König als eine Einheit, die Deputiertenkammer aber als einen gemeinsamen, vereint zu bekämpfenden Feind dar und die letztere schritt sofort auch zum Gebrauch der in ihrer Hand sich befindenden Waffen. Schöner als das Verhältnis zwischen unserem König und seinen Ständen bei der Eröffnung des Landtages war, heißt es in einem Briefe an Perthes vom 28. Februar, kann es auf der Welt nicht sein. Der vierte Februar bot das erhabenste Schauspiel dar, das ein deutsches Auge sehen kann. Auch jetzt noch hoffe ich, daß der grade Sinn unseres herrlichen Königs Stand halten wird gegen die Machinationen, welche Zwietracht zwischen ihm und der Deputiertenkammer zu säen trachten; alle die bubenhaften Angriffe innerhalb und außerhalb der Versammlung werden der Deputiertenkammer nicht schaden, wenn sie sich selbst keine Blößen gibt und sich vor müßigem Geschwätz zu hüten weiß. Die Motion wegen des Militäreides auf die Verfassung scheint mir aber eine solche müßige Schwätzerei gewesen zu sein, die ein entschlossenes Benehmen des Präsidenten sogleich hätte unterdrücken müssen. Trotz solcher einzelnen Misgriffe der Deputierten werden aber die, welche durch boshafte Verleumdungen

und Scurrilitäten das so schön begonnene Werk verderben, eine furchtbare Verantwortung vor Gott und ganz Deutschland zu tragen haben. — Als nun wenige Wochen später zu dem Zwiespalte zwischen Aristokratie und Demagogie der Zwiespalt zwischen Regierung und Ständen über die Geldfragen hinzutrat, standen sich bald Land und Obrigkeit eben so ergrimmt und argwöhnisch gegenüber wie überall.

Lebhafter als das ständische Verhältnis nahm eine andere die Zeit beschäftigende Frage Perthes' persönliche Theilnahme in Anspruch. Schon während des Wiener Congresses hatte sich der alte, in den beiden großen Kriegsjahren zurückgedrängte Streit über die Bedeutung des niederen Adels wieder geregt. Privilegiensucht, Hochmuth und Argwohn auf der einen, Egalitätssucht, Misgunst und Aerger auf der andern Seite schärften den in thatsächlichen Verhältnissen wurzelnden Gegensatz. Wunderliche Erwartungen einer neuen phantastisch-glänzenden Zukunft für den niederen Adel, wie sie sich z. B. in der damals viel besprochenen Adelskette kund thaten, riefen in den Gegnern des Adels eine noch wunderlichere Angst vor der Möglichkeit der Erfüllung dieser Erwartungen hervor. Wie allgemein die Abneigung gegen den Adel verbreitet war, trat sehr erkennbar hervor, als Voß den Grafen Friedrich Leopold Stolberg mit den unwürdigsten Waffen angegriffen hatte. Die öffentliche Meinung war entschieden für Voß, zwar auch weil dieser den Katholicismus, vielmehr aber noch, weil er den Adel in Stolberg leidenschaftlich angefeindet hatte. Es ist wahr, heißt es in einem Briefe aus Berlin, Voß hat sich inhuman und kleinlich gegen Stolberg benommen, aber volles Recht hat er in seinen Beschuldigungen des Adels. Täglich drängen sich hier in Berlin, wie überall in Deutschland, die Belege zu seinen Behauptungen auf. — Voß hat sich, schrieb ein Freund aus Franken, großes Verdienst um die gute Sache erworben, indem er das dunkle, schleichende Treiben der Adelspartei offen gelegt hat. Wenn es unsere geistige und bürgerliche Freiheit gilt, muß jede Rücksicht auf die Schonung des einzelnen schweigen. Unsere edelsten Güter werden von der Adelskette bedroht und deshalb freue ich mich sehr darüber, daß hier in Franken Voß nur wenige Gegner und Stolberg keinen einzigen Vertheidiger findet. — Matt und zweideutig erschienen selbst einem so edlen, mäßigen und gerech-

ten Mann wie Graf Cajus Reventlow die einzelnen Stimmen, welche sich gegen den allgemeinen Angriff auf den Adel hier und da erhoben. Höchstens will man, schrieb er 1820 an Perthes, den Adel, weil er nun einmal da ist, nicht todtschlagen, aber ein bloßer Dunstadel ist kein Adel. Auch ist der Streit über ihn, wie er jetzt geführt wird, kein Streit zwischen solchen, die verschiedene Ansichten und verschiedene Erkenntnis, sondern zwischen solchen, die verschiedene Gesinnung haben, und deshalb wird er durch Gründe und Gegengründe nie erledigt werden. Die Geschichte wird wohl als Schiedsrichter angerufen, aber doch nur scheinbar; denn in Wahrheit gebraucht jeder die historischen Thatsachen nur als Mittel, um seine bereits vorhandene unumstößliche Meinung in rabulistischer Weise zu begründen und zu rechtfertigen. Gleichmüthiger betrachtet man den Kampf und seine wechselnden Erfolge, wenn man zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß es weniger auf die Vollkommenheit des gesellschaftlichen Zustandes als darauf ankommt, daß die einzelnen Geister, welche sich hier nicht wohl fühlen, zu Gott zurückgeführt werden. Dann erscheint das nie endende Spiel mit dem umgebenden natürlichen und geistigen Elemente wie eine förderliche Schule, und man ist beruhigt.

Während im Volke die bestehende Stellung des Adels allgemein als unhaltbar betrachtet ward, zwängten sich große und kleine Regierungen mehr und mehr in die Ansicht hinein, daß nur Edelleute befähigt und befugt seien, die öffentlichen Angelegenheiten zu leiten. Sie machten hierdurch eine Frage, die für viele Gegner des Adels nur eine persönliche oder sociale war, zugleich zu einer Frage von durchgreifender politischer Bedeutung und riefen Kämpfer in die Schranken, die nicht nur sich selbst, sondern auch den Staat gegen die Edelleute vertheidigen zu müssen glaubten. Der poetisch-historische Adel früherer Jahrhunderte ist längst untergegangen, heißt es in einem Briefe aus dem Jahre 1819 an Perthes; nicht nur die allgemeine Umwandlung aller Zustände, sondern auch die gänzlich veränderte Lebensstellung jedes einzelnen Mitgliedes dieses Standes hat ihn unmöglich gemacht. Er kann so wenig zurückkehren, wie ein Todter aus dem Grabe, mögen auch die diplomatischen Aerzte verordnen, was sie wollen. Dennoch möchten selbst unsere edelsten Edelleute am liebsten schnurstracks zurück

in die schönen Zeiten Kaiser Friedrich's II. Nun wohlan, der Versuch werde gemacht! Die Edelleute sollen also wieder wie damals nichts sein als Ritter, und nur die Ritter, nicht auch Bürger und Bauer, sind kriegspflichtig und bilden, das Gewehr auf der Schulter, unsere Regimenter; jeder Ritter weist stolz jeden Sold zurück. Wenn aber unsere Edelleute das nicht wollen und nicht können, so sind sie der alte ritterliche Adel nicht mehr, und Rechte und Ansprüche eines Standes leben nicht länger als der Stand selbst. Neue, früher nicht gekannte Rechte muß also der Adel in Anspruch nehmen, um eine bevorzugte Stellung zu behaupten. Weil der Hunger ihn von den zerbrochenen Burgen seiner Väter herabgetrieben hat, will er von der Tafel der Bürger schmausen; weil er früher außer dem Staate stand, will er jetzt über den Staat herrschen, und weil früher nur Ritter Krieger waren, sollen jetzt nur Edelleute Minister und geheime Räthe sein. Ich weiß wohl, daß wir eines Adels bedürfen, aber ich weiß auch, daß nicht der Vortheil der Edelleute, sondern das Bedürfnis des Staates es ist, welches die Stellung des Adels zu bestimmen hat.

Die in diesen und in manchen ähnlichen Mittheilungen allgemein ausgesprochenen Anschuldigungen fanden sich in anderen Briefen an Perthes für das besondere Verhältnis einzelner Länder wiederholt. Das Gelingen der guten Sache, heißt es in einem Briefe aus Holstein, findet hier dasselbe Hindernis wie überall in Deutschland. Die der Aristokratie angeborne und neuerdings künstlich vermehrte Furcht, an eigenem Rechte zu verlieren, wenn andere Menschen auch Rechte erhalten, treibt den Adel dahin, sich allein auf die Gnade des Königs, als einzige Erhalterin aller Vorrechte, zu verlassen und darüber das gute Recht des Landes und alle die vielen, welche es vertheidigen wollen, bei Seite liegen zu lassen. Für die nächste Zeit wird das Treiben gelingen, aber auf die Dauer nicht. — Es scheint, schrieb ein preußischer Staatsmann gleichfalls 1819 an Perthes, noch für lange Zeit das Beste in Deutschland der Dienstbarkeit des Schlechten untergeben bleiben zu sollen. Alles liegt in den Fesseln der Aristokratie und der Versuch, sie zu lösen, welcher in den niederen Lebens- und Staatsverhältnissen mit Erfolg gemacht ist, hat auf die höheren Kreise gar keinen Einfluß geäußert. In kleinlichen Privatrücksichten

geht das öffentliche Leben hin und Staat, Regierung, Aemter, Einrichtungen dienen zunächst und vor allem zum Putz einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Familien. Das ist eine Thatsache, die Sie aber in Ihrem Freistaate unmöglich so fühlen, also auch nicht in solchem Umfange ermessen können, als wir, wenn wir unsere Augen nicht zumachen. Ich weiß wohl, das wahre Leben drängt dennoch immer über Absicht und Willkür hinaus und geht in ursprünglicher Kraft auf seine Weise fort, was auch einzelne sich einbilden mögen; aber welche Verkümmerung doch für das ganze jetzt lebende Geschlecht! Ich habe keine Hoffnung, so lange das Dogma besteht, daß die Ministerien nur unter den Mitgliedern einiger wenigen Familien Gegenstand des Kampfes sein können. Frischer Wind wird erst dann in die Segel wehen, wenn ein nicht in den Vorurtheilen der Aristokratie geborener und auferzogener Geist Einfluß auf die Leitung des Staates bekommt.

Selbst ein so alter und bewährter Kenner des Adels wie Rehberg äußerte sich besorgt über den Wahn der Regierungen, nach welchem nur Edelleute befähigt zum politischen Herrschen und alle anderen nur bestimmt zum politischen Gehorchen sein sollten. Es freut mich sehr, schrieb er an Perthes, daß Sie meine Darstellung der Verhältnisse des Adels einer Berücksichtigung auch für die jetzige Zeit werth halten. Ich wüßte auch wirklich nichts an meiner früheren Ueberzeugung zu ändern und möchte sie heute mit verdoppelter Kraft geltend machen können; denn es ist fast erstaunenswürdig, wie weit und wie geschwind die Regierungen und mit ihnen der Adel zurückspringen, nachdem sie sich von dem Schrecken erholt haben, der die Siegenden 1813 ergriff, als sie vor den eigenen Erfolgen zurückbebten. — Weil ich den Adel liebe und ihn für nothwendig halte, schrieb in einer ähnlichen Stimmung Graf Adam Moltke, empfinde ich es um so schmerzlicher, daß man ihn mit Vorurtheilen festzuhalten strebt. Um den Adel, so wie es jetzt mit ihm bestellt ist, bleibt es ein übles Ding. Für die Gegenwart steht er da wie ein historisches gewaltsam aufbewahrtes Unrecht. Wird er nicht nach dem Geiste und nach dem Bedürfnisse der Zeit gestaltet, so bleibt nicht einmal eine Ruine von ihm übrig.

Ungeachtet aller der leidenschaftlichen Kämpfe über, für und gegen den Adel wurden in jenen Jahren nur selten Versuche gemacht, eine sichere Einsicht in das innere Wesen und in die äußere Bedeutung des vielbesprochenen Standes zu gewinnen. Auch innerhalb des deutschen Adels dachten gewiß sehr viele ganz ähnlich, wie der kurländische Edelmann, welcher 1820 an Perthes schrieb: Gerne will ich Ihnen meine und meiner Freunde Ansichten über den Adel mittheilen, so bald ich es vermag. Bis jetzt aber habe ich eine Untersuchung über den Grund des Adels so wenig angestellt, wie darüber, ob die Mutter das Kind zu säugen hat oder nicht; mich konnte der Gegenstand bisher nicht beschäftigen, eben weil ich Edelmann bin und in unseren Verhältnissen durchaus keine Aufforderung zur Prüfung desselben liegt. Daß Ritterſinn und Militärehre hier zu Lande gedeiht wie heimisch Korn, hat Rußland bewiesen. Europa nahm ja alle die Saat nur von uns, mit der es die Felder seines Ruhmes bestreute und von der es jetzt so viel Frucht geerntet zu haben glaubt, daß die Erntekränze kein Ende nehmen. Unser Adel denkt dabei sehr liberal. Wir freuen uns wohl, wenn ein edler Ritter siegt, aber wir freuen uns auch, wenn ein plumper Junker fällt; der Gelehrte und wer sich einigermaßen durch Bildung erhebt, wird uns nach russischen Gesetzen gleichgestellt. Wir kennen daher keine Misgunst und keinen Streit und sind wahrscheinlich für das nächste Jahrhundert auf sicherem Berge. Grade deshalb aber, weil wir aus der Ferne als Unbetheiligte dem Kampfe der Meinungen um den Ritterhelm zusehen, wird unsere Ansicht vielleicht eine richtigere sein. Wer selbst in der Schlacht ringt, sieht nichts als den nahen Feind, aber weder Schlachtfeld noch Position.

Perthes hatte, um sich eine festere Ansicht zu bilden, Männer der verschiedensten Stellung gebeten, ihm ihre Meinung über die Grundlage des Adels mitzutheilen. Von vielen Seiten wurde seinem Wunsche entsprochen. Das Wesen des Adels, schrieb Graf Friedrich Leopold Stolberg, kann nicht ausschließlich im Grundbesitze oder im Berufe oder in dieser oder jener Lebensstellung liegen. Das Zufällige der Geburt würde nicht lange und nicht allenthalben in besonderer Achtung stehen können. Dem Adel muß eine Idee innewoh-

nen, von welcher ſeine geſamte äußere Stellung nur die Folge iſt. Es liegt etwas Poetiſches, die Empfindung Anſprechendes im Adel. Wie der Kriegerſtand ein ſichtbarer Repräſentant des Muthes, der geiſtliche Stand Repräſentant der Frömmigkeit iſt, ſo ſoll der Stand des Adels ſichtbarer Repräſentant edler Geſinnung ſein. Und wenn dieſe Idee nicht immer auf eine bedeutende Zahl der Mitglieder des Standes gewirkt hätte, ſo würde trotz Grundbeſitz und ſonſtiger äußeren Stellung ſchon lange nicht mehr vom Adel die Rede ſein. — Die Kraft des Adels liegt, heißt es in einem anderen Briefe, in der öffentlichen Meinung: er iſt und bedeutet ſo viel, als die Stimme der Nation ihn gelten läßt; keine eigene Anſtrengung wird ihn auf die Dauer ein mehreres, aber auch kein Lärmen der Schreier ein wenigeres ſein laſſen. — In einer Reihe von Briefen an Perthes ſprach Fouqué über das Weſen des Adels ſich aus. Der Adel iſt freilich, ſchrieb er, in England und in Deutſchland ein und dasſelbe, aber die Geſtalt, in der er in beiden Ländern erſcheint, iſt eine ganz verſchiedene, und auch in dieſer Verſchiedenheit ſoll man die Geſchichte ehren und nicht die Geſtaltung des Adels in dem einen Lande auf das andere übertragen wollen. Auch in England aber iſt Grundbeſitz nicht Adel, ſondern kommt zum Adel hinzu, und in Deutſchland bleibt doch gewiß der Edelmann ein Edelmann, wenn er auch keine einzige Hufe beſitzt. Wenn aber der Adel auch ohne Grundbeſitz etwas iſt, ſo muß in ihm etwas liegen, was ſich nicht durch großen Güterbeſitz ausmitteln und darſtellen läßt. Der ihm eigenthümliche und weſentliche Ritterſinn, die Seele gleichſam des Adels, iſt ein zartes Weſen, faſt eben ſo zart, wie die jungfräuliche Unſchuld, und will gleich ihr nicht definiert, ſondern in lebendigen Perſonen dargeſtellt ſein. Ich kann Dir nicht ſagen: Das iſt der Ritterſinn, aber ich kann Dir ſagen: In dieſem Manne lebt der Ritterſinn. Wenn aber in dem Adel als Stand eine ſolche Seele wohnt, ſo kann dieſer oder jener einzelne zwar ein Ritter werden und in den Stand hinein wachſen; damit ſich aber eine geſamte Ritterſchaft darſtelle, wird vorausgeſetzt, daß das Inſtitut von Jahrhundert zu Jahrhundert fortlebe und die Flamme des Rittergeiſtes bewahrt werde vom Vater auf den Sohn. Jedes Glied des Standes muß von Kindesbei-

nen an wiſſen, daß es zu dieſem Stande gehört, und die engliſche Einrichtung, nach welcher ein jüngerer Sohn oder ein jüngerer Zweig der Familie unvorbereitet plötzlich durch den Tod des älteren zum Adlichen gemacht wird, verträgt ſich nicht mit dem Geiſte des Adels.

Ungeachtet dieſer und vieler anderen entgegenſtehenden Anſichten blieb Perthes dennoch im ganzen der Auffaſſung treu, welche Rehberg ſchon 1803 in ſeiner Schrift „über den deutſchen Adel" ausgeſprochen hatte. In einer Reihe von Briefen, die in veränderter Geſtalt unter dem Titel „Etwas über den deutſchen Adel" gedruckt worden ſind, ſuchte Perthes das ganze Verhältnis ſich ſelbſt deutlicher zu machen. Dir iſt, heißt es in denſelben, Ritterthum gleichbedeutend mit Adelſtand. Das zünftige Ritterthum aber iſt doch nicht der Adel, ſondern nur eine einzelne vorübergehende Geſtalt des Adels geweſen und läßt ſich nicht deshalb, weil es ehrwürdig und herrlich war, für unſere Zeit wiederherſtellen. Ritterthum, aus dem Mittelalterlichen ins Neudeutſche überſetzt, iſt Militäradel; wie aber kann, ſeitdem ſich 1813 das ganze Volk den Sporn verdient hat, heute ein Militäradel beſtehen? Dem Ritterſinne, wie Du ihn poetiſch auffaſſeſt, fehlen für unſere Tage die Ritterburgen, die Ritterherrſchaften und die Ritter ſelbſt. Der Ritterſinn müßte doch ein Sinn ſein, der nur oder doch vorzugsweiſe nur im Adel lebte. Wenn Dir nun Ritterthum und Militäradel zuſammenfällt, ſo muß Dir auch Ritterſinn und Officierehre ein und dasſelbe ſein. Das Weſen aber der Officierehre liegt darin, daß ſie keinen Zweifel an perſönlichem Muth duldet und auch den entfernteſten Schein der Feigheit ſchon mit Blut abwäſcht. Das iſt Officierehre, ſo weit reicht ſie, weiter aber auch keinen Schritt; denn Frömmigkeit, Rechtſchaffenheit, Treue, Muth, Ehrerbietung gegen das weibliche Geſchlecht, das alles iſt nie und nimmermehr Eigenthum eines Standes, ſondern iſt etwas, was der Menſch als Menſch haben oder doch gewinnen ſoll ohne irgend eine Rückſicht auf ſeinen Stand. Wenn Du daher nicht die Officierehre zur Seele des Adels machen willſt, ſo muß unſer heutiger Adel eine andere Grundlage haben, als den von Dir behaupteten Ritterſinn, und dieſe andere Grundlage kann ich nirgends finden, als in dem großen, an beſtimmte Familien feſtgebundenen Grundbeſitz. Adelsgeſchlechter und grundherrliche Geſchlechter

ſcheinen nur ein und dasſelbe und der grundherrliche Erbadel ſcheint mir ein nothwendiges und natürliches Element des deutſchen Landes und des deutſchen Volkes. Iſt dieſe Anſicht richtig, ſo kann aber auch der Adel eben ſo wie das Grundeigenthum nur auf den älteſten Sohn übergehen und die Nachgeborenen müſſen in die anderen Stände des Volkes zurücktreten, wenn nicht ganz Deutſchland mit unberechtigten Candidaten für alle einflußreichen Stellen überſchwemmt werden ſoll.

Perthes konnte ſeine Anſichten über die Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Stellung des Adels den dieſem Stande angehörenden Freunden unter Umſtänden ſehr ſcharf hervorheben, aber anderen gegenüber verhehlte er die große Beſorgnis nicht, mit welcher er die wilden Angriffe auf die nach Herkommen und Geſetz beſtehenden Rechte des Adels betrachtete. Ich ſitze nicht auf der ariſtokratiſchen Bank, ſchrieb er im Frühjahr 1821, und mein Auge ſchielt auch nicht zu dem Adel hinüber. Als freier Bürger einer deutſchen Stadt auf meinen Beinen feſt zu ſtehen, das iſt mein Wunſch und Wille; aber das ſchließt nicht aus, daß auch andere in anderen Verhältniſſen feſt auf eigenen Beinen ſtehen. So viel freilich iſt mir gewiß: Der Adel, ſo wie er iſt, kann nicht fortbeſtehen und wird nicht fortbeſtehen; aber ſehr ungewiß und undeutlich bleibt mir die Antwort auf die Frage: Warum ſind Vermögensrechte unantaſtbar, wenn Perſonenrechte entzogen werden können? warum kann ich dem Wohlhabenden nicht mit demſelben Rechte ſein Vermögen wie dem Edelmann ſeine Adelsrechte nehmen? Soll das Volk, wie Ihr Liberalen wollt, wirklich nur aus Gleichen beſtehen, ſo bleibt es zwar demungeachtet möglich, daß ich mit meinem erworbenem Vermögen ſchalten und walten kann, wie ich will; aber wie wird Gleichheit herrſchen können, wenn der Sohn, der zufällig einen reichen Vater hat, ſchon deshalb mitten unter Darbenden ein bequemes, träges Leben führt? was hat mein Sohn für ein Recht auf mein ſauer erworbenes Gut? Sollen die Kinder nicht eben ſo thätig ſein als die Eltern? iſt die geſellſchaftliche Ordnung zum Nutzen fauler Bäuche gemacht? Nein! Sollen wirklich alle gleich ſein, ſo muß das Eigenthum, wenn ſein Beſitzer ſtirbt, an den geſellſchaftlichen Verein, der es neu vertheilt, zurückfallen. Aber damit iſt es noch lange nicht genug, um die Gleichheit wirklich herzuſtellen. Die

Verſchiedenheit in der Erziehung der Kinder wird auch, wenn das Erbrecht aufgehoben iſt, immer wieder Ungleichheit hervorrufen. Weshalb ſollten die Kinder der Armen deshalb, weil ihre Eltern weniger arbeiteten, weniger gebildet, weniger unterrichtet, weniger ſittlich als die Kinder der Wohlhabenden erzogen werden? Alſo werden wohl allgemeine Volkserziehungshäuſer gebaut und alle Kinder in ihnen untergebracht werden müſſen. Das iſt die Conſequenz der Forderung, daß dem Adel ſeine beſonderen Rechte entzogen werden müßten. Nun weiß ich zwar, daß alle Conſequenz vom Teufel iſt; aber derer wegen, die ſich heutzutage ſo viel auf die Conſequenz berufen, iſt es doch recht gut, theoretiſch zuweilen ganz conſequent zu ſein. Manche ſehen dann vielleicht, daß es um die Conſequenz ein gefährliches Ding iſt, und werden anderer Meinung.

Oeſtreich und Preußen während der erſten Jahre nach den Karlsbader Beſchlüſſen 1819—1822.

Die Karlsbader Schlüſſe und die Wiener Schlußacte erhielten für eine Reihe von Jahren Ruhe und äußere Ordnung in Deutſchland. Eine neue Friſt hatten die Regierungen gewonnen, um, ungeirrt durch unberufene Schreier und tumultuariſche Auftritte, ſich politiſch ſchöpferiſch zu bewähren. Wenn aber in jener Zeit viele einen erſten Schritt, einen neuen Anſtoß von der Bundesverſammlung erwarteten, ſo vergaßen ſie, daß dieſe Bundesverſammlung aus Bevollmächtigten beſtand, welche nicht nach eigener Einſicht und Ueberzeugung, ſondern nach dem Willen ihrer Höfe zu reden und zu ſtimmen hatten. Von den Regierungen der einzelnen deutſchen Staaten, vor allem alſo von Oeſtreich und Preußen hing es ab, ob die Zeit der wiederum vergönnten Ruhe zur Ausbildung der politiſchen Verhältniſſe benutzt werden würde, oder nicht.

Die Erwartung gut unterrichteter Männer über den Weg, den Oeſtreich einſchlagen werde, findet ſich ſehr deutlich in einer Mittei-

lung ausgesprochen, welche Perthes aus Wien erhielt. Sie haben ohne Zweifel, heißt es in derselben, den Brief des Fürsten Metternich gesehen. Mit Recht hält der Fürst die Rückkehr zum Alten für eben so gefährlich, wie den Uebergang zu Neuem. Das eine wie das andere kann den Ausbruch von Unruhen herbeiführen, und Unruhen müssen in der gegenwärtigen Epoche um jeden Preis vermieden werden. Es darf daher von der politischen Ordnung, wie sie nun einmal besteht, nicht abgewichen werden, weder um rückwärts noch um vorwärts zu kommen. Die unbedingte Aufrechthaltung des Vorhandenen, mag es entstanden sein durch die Revolution oder gegen die Revolution, ist das einzige Rettungsmittel und vielleicht auch ein Mittel, um wieder zu gewinnen, was bereits verloren scheint. Um diesen Grundsatz der Fürsten nicht nur für die östreichischen Staaten, sondern auch für Deutschland in seiner ganzen Strenge durchzuführen, wird es Oestreich an Macht nicht fehlen; ist doch das ganze Bundesverhältnis so eigenthümlicher und wunderlicher Natur, daß es seine Theilnehmer schwach im Schaffen, aber stark im Verhindern macht. — Oestreich konnte, wenn es sein Ziel erreichen wollte, unmöglich das Gewicht der zu einer großen politischen Macht herangewachsenen öffentlichen Meinung übersehen und ließ mancherlei Versuche anstellen, dieselbe seinen Ansichten geneigt oder doch weniger abgeneigt zu machen.

Von 1817 bis 1819 gab Freiherr von Hormayr, damals noch Historiograph des Reiches und noch nicht mit Metternich zerfallen, die allgemeine Geschichte der neuesten Zeit im östreichischen Sinne heraus. Hormayr's Buch habe ich mit Interesse gelesen, schrieb im Juni 1819 ein Freund an Perthes. Es ist immer merkwürdig, gedruckt zu sehen, was man sonst nur in mündlicher Rede hörte. Aber freimüthig möchte ich das Buch nicht nennen, wie es wohl manche thun. Wer wie Hormayr Metternich gradezu unter die Götter setzt, kann leicht etwas starke Urtheile über die Josephinische Regierung wagen, die nota bene in Wien jetzt nicht beliebt ist. Die Ansichten über Preußens Politik im Revolutionskrieg und 1805 unterschreiben wir alle; aber Oestreichs Sache ist doch überall so advocatorisch geführt, z. B. in der Vertauschung von Mainz gegen Venedig, in der angedeuteten Heirath der

Marie Luiſe u. ſ. w., daß man bald merkt, zu welchem Zwecke das Buch geſchrieben iſt, und alles Zutrauen zu einem ſolchen Hiſtoriker verliert.

Seit dem Frühjahr 1820 bekämpfte ſodann Friedrich Schlegel in ſeiner Zeitſchrift Concordia alle Abſtufungen und Geſtaltungen der Feindſchaft gegen das Beſtehende mit der ganzen Kraft ſeines großen Talentes. Perthes wurde vor allem durch den Aufſatz „Signatur des Zeitalters" lebhaft angeregt und ſuchte im Briefwechſel mit verſchiedenen Freunden ſich ein ſicheres Urtheil über denſelben zu bilden. Grade der große Eindruck, den der bis jetzt vorliegende erſte Theil der Abhandlung auf mich macht, ſchrieb ihm ein Freund, heißt mich vorſichtig ſein. Wie viel dunkel Gefühltes und unvollkommen Erkanntes iſt hier klar und ſinnig ausgeſprochen! Aber im Ganzen finde ich eine Abſichtlichkeit der Anordnung und eine Künſtlichkeit der Haltung, die mich noch zu keinem feſten Urtheil kommen läßt. Die hiſtoriſch-philoſophiſchen Unterſuchungen ſind mit ſo vieldeutigen Worten geführt, daß ſie ſich auf der Zunge umdrehen laſſen und den Sinn verwirren. Ich bin überzeugt, daß Schlegel bei der Herausgabe dieſer Zeitſchrift nicht die unbefangene Erforſchung der Wahrheit, ſondern die Befeſtigung der päbſtlichen Kirche im Auge hat. Es wäre nicht das erſtemal, daß große Gaben, tiefer Blick, umfaſſende Gelehrſamkeit, ja die Elemente wahrer Weisheit ſelbſt ſolchen äußeren Zwecken dienſtbar ſein müßten. Daß es ihm um eine für gut gehaltene Sache Ernſt ſei, bezweifle ich nicht; nur glaube ich, daß er, was den letzten Grundbegriff betrifft, in einer völligen Täuſchung befangen iſt, und daß er vom erſten Worte an alles auf den letzten Hauptſchlag berechnet hat. Bevor das Ende der Abhandlung erſchienen iſt, ein feſtes Urtheil auszuſprechen, möchte daher nicht gerathen ſein. Eine Bemerkung aber will ich doch jetzt ſchon äußern. Es iſt ein gefährliches Ding, Gutes und Böſes an Maſſen und in Maſſen beobachten und richten zu wollen. Wer ein ganzes Zeitalter ſchmäht oder lobt, trifft freilich ſo gewiß irgend etwas, wie der, welcher einen Stein in einen dicken Haufen wirft; aber etwas iſt nicht alles. Nur allgemein betrachtet ſcheinen die Dinge immer ſchlimmer oder beſſer, als ſie ſind, weil ein Unendliches vor den engen Focus unſeres ſchwachen Auges

gebracht wird. Wir wählen aus dem Geſchehenen, wir reducieren, wir abſtrahieren, und in dem allgemein ausgeſprochenen Urtheil fehlen meiſtens grade die Schattierungen, durch welche die Thaten und die Zeiten doch erſt ihre rechte Wahrheit und ihren rechten Charakter erhalten. Das Zeitalter vor der Revolution wird z. B. jetzt als allgemein erſchlafft, kleinlich und frivol bezeichnet. Sagte man das von den höheren Ständen und von der Literatur, ſo könnte ich einſtimmen und wohl noch härter als Schlegel urtheilen. Aber wird ein ganzes Zeitalter durch die Literatur und durch die geringe Minderzahl der ſogenannten Gebildeten zu dem, was es iſt? Ich möchte behaupten, daß, während die da oben in den letzten Jahrzehnden vor der Revolution den Thurm zu Babel bauten, unten noch einfältiger Sinn, Genügſamkeit und fromme Sitte zu Hauſe war. Nur langſam theilt ſich von oben die Richtung nach unten mit und erſt in heutiger Zeit, in welcher oben wieder eine Umkehr zum Beſſeren bemerkbar wird, bemächtigt ſich Verderbnis, Leichtſinn und Gottvergeſſenheit der unteren Stände. Da lobe oder ſchmähe mir nun jemand auf einigen gedruckten Seiten friſchweg ein ganzes Zeitalter! Und nun gar das vielgeſtaltige Weſen, das zwiſchen gut und böſe getheilte Herz des einzelnen! Wer findet da den Faden, wer kann aus der That den Gedanken richten? Sollten nicht oft die verborgenen Tugenden der einzelnen das Verderbnis der Völker ausgleichen? Das gefährlichſte aber iſt es, die Zeit, in deren Strom wir ſelbſt ſchwimmen, meiſtern und troſtlos verurtheilen zu wollen. Seiner Zeit einen haltenden Damm entgegenzuwerfen vermag niemand; aber unſer Inneres iſt Gottlob zu jeder Zeit unſer eigen, und ſo ſchlimm iſt keine Zeit, daß ich für mich nicht den Weg zum Heile finden könnte. Von innen heraus muß die beſſere Zeit kommen. Sie wird kommen, aber ſie will und wird ſich anders geſtalten als die vergangene. Was lebendig iſt von den alten Formen, wird ſich in den Verfaſſungen erhalten, aber das Vergängliche darf deshalb nicht, wie man in Oeſtreich zu wollen ſcheint, als unvergänglich verehrt und das Todte nicht als lebendig behandelt werden. Noch mancher haſtig gemachte Verſuch wird fehlſchlagen, aber vor einem gänzlichen Verſinken und Zerfallen der europäiſchen Menſchheit iſt mir nicht bange. Ihr iſt durch den

christlichen Glauben ein Princip des inneren Lebens, ein Unterpfand der Wiedergeburt gegeben, welches seine geistige Kraft in allen Verwirrungen des äußeren Lebens bewähren wird.

Auch den Wiener Jahrbüchern suchte die östreichische Regierung, wie mancher Brief an Perthes nachweist, eine allgemeine Verbreitung in Deutschland zu verschaffen und strebte eifrig, politische Kräfte für dieselben unter den hervorragenden Männern zu gewinnen; aber alle diese Versuche blieben ohne Erfolg. Die Absichten Oestreichs für Deutschland und für Europa standen in zu starkem Widerspruche mit allem, was die Zeit bewegte, und blieben für niemand ein Geheimnis. Sehr allgemein war seit 1819 das Mistrauen gegen die Regierung Oestreichs verbreitet, welches ein Brief an Perthes in folgenden Worten andeutet: Das jetzt sehr ersichtlich hervortretende Streben des Wiener Hofes hat seine Wurzel nicht in einzelnen Männern und nicht in den vorübergehenden Ereignissen des Tages, sondern in der gesamten Natur und Geschichte des Reiches. Seitdem Oestreich in den Jahren der Reformation den großen Bewegungen der Geister nicht hatte folgen wollen oder können, sah es sich selbst wie eine fremdartige Erscheinung in der neuen Welt stehen und begehrte, um dieser unheimlichen Lage zu entgehen, daß, da Oestreich sich nicht in die Zeit schicken könne, die Zeit sich in Oestreich schicken solle. Seitdem später das türkische Reich aufgehört hatte, eine Gefahr für Europa zu sein, war das Band weggefallen, welches die unvereinbaren Gegensätze der östreichischen Staaten zusammengebunden hatte, damit sie vereinigt eine Vormauer für die Christenheit bilden könnten. Die nicht gemeine Herrscherseele Joseph's II. ahnete bereits die künftige Zersetzung der östreichischen Herrlichkeit, und seit Joseph ist diese Ahnung die bewegende Kraft in der östreichischen Regierungspolitik geworden. Damit das Aggregat der kaiserlichen Länder nicht durch Ausbildung divergierender Richtungen auseinanderfalle, erschien seit dem Ausbruche der französischen Revolution die Hemmung der geistigen Entwickelung und das Zurückdrängen der vorschreitenden einzelnen Landestheile als das Lebensprincip der Gesamtheit Oestreichs und als die constante Regierungspraxis für das Innere. Seitdem nun Oestreich nach Napoleon's Besiegung auch nach außen wieder Einfluß übt, muß es, wenn es

nicht mit sich selbst in Widerspruch gerathen will, alle Kräfte daran setzen, um dieselbe Tendenz, die es im eigenen Innern verfolgt, auch in jedem anderen Staate verfolgt zu sehen. Es ist daher durchaus dem politischen Bedürfnisse Oestreichs entsprechend, wenn dessen Regierung nicht nur die revolutionären Principien, sondern auch jede politische Idee, welche im Kaiserreiche gar nicht oder doch nur in einem einzelnen Lande desselben verwirklicht werden kann, überall in Europa bekämpft und zu unterdrücken strebt. Wie Oestreich in Aachen, in Karlsbad, in Wien aufgetreten ist, so wird es fortan in der Bundesversammlung und bei jedem künftigen europäischen Congreß auftreten. Das darf niemand vergessen, der in deutschen Staatsverhältnissen urtheilen oder handeln will.

Während Oestreichs Gegensatz gegen die gesamte politische Zeitrichtung fast wie eine unabänderliche Naturnothwendigkeit betrachtet und allenfalls bedauert ward, sah man in Preußens ganzer Haltung nur eine schwere Verschuldung und verfolgte Preußens Regierung mit grimmigem Hasse. Zwar hat der spätere Gang der Geschichte außer Zweifel gestellt, daß auch in dem Thun und Lassen der Männer, welche damals Preußen leiteten, die Ursachen großen Unglückes zu suchen sind; aber Verblendung war es, die unermeßlichen Schwierigkeiten, die nicht minder in Preußens als in Oestreichs politischer Stellung begründet waren, zu leugnen und in Preußen, weil es Schatten hatte, das Licht nicht zu sehen. Nur wenige hatten damals ein Verständnis davon, was ein großartig ausgebildetes Kriegsheer und eine redliche und wohlwollende Verwaltung für das Zusammenleben der Menschen zu bedeuten hat; nur wenige dankten Gott dafür, daß in der verworrenen Zeit ein König über Preußen herrschte, welcher an strenger Rechtlichkeit und maßhaltender Billigkeit, an Ehrfurcht vor Gott und an gutem Willen für das Land und für das Volk keinem seiner Unterthanen nachstand; nur wenige machten sich das Unheil in seiner ganzen Größe lebendig, welches Deutschland treffen mußte, wenn in jenen Jahren Frivolität und Bosheit, launische Willkür und despotisches Gelüste, wie es oft genug auch auf Thronen erschienen ist, die Leitung Preußens in der Hand gehabt hätte. Anerkennender Dank für das gewährte Gute war der Zeit fremd; nur das, was sie

nicht beſaß, ſtellte ſich vor ihre ergrimmte Seele und wenig fehlte, ſo hätte man mit Gott gegrollt, wie wenn er den Preußen ein gutes Recht, in jedem Zeitabſchnitte einen außerordentlichen König zu haben, vorenthalte.

Die Anſichten über Preußens Stellung, welche während der erſten Jahre nach den Karlsbader Schlüſſen in bedeutenden Kreiſen verbreitet waren, ſpricht der Brief eines einflußreichen Mannes an Perthes aus. Preußen kennt ſchon ſeit einem Jahrhundert nur ein einziges Ziel, heißt es in demſelben; es will um jeden Preis zu den großen europäiſchen Mächten gehören; durch alle ſeine Staatsmänner, durch ſeine Beamten, ſein Heer, ſeine Bevölkerung geht das Streben nach dieſem Ziele inſtinctiv hindurch. Seine reelle Macht und Größe ſteht mit demſelben in ſchneidendem Widerſpruch; aber die hohe Ausbildung ſeiner Verwaltung und vieler ſeiner politiſchen Inſtitutionen legt eben ſo wie die geiſtige Entwickelungsſtufe ſeiner Bewohner ein unberechenbares Gewicht in die Wagſchale und führt ihm Oeſtreich gegenüber die anderen deutſchen Staaten als natürliche und bis auf einen gewiſſen Grad abhängige Bundesgenoſſen zu. Preußens Macht hat eine andere Grundlage als jeder andere Staat der Welt, und dieſe Grundlage fordert die zarteſte Rückſicht und die ſorgſamſte Pflege. Unmittelbar aber nach den Freiheitskriegen iſt Preußen mit ſeinen eigenen ſeit 1808 hervorgetretenen Inſtitutionen und mit der geiſtigen Bedeutung ſeiner eigenen Bevölkerung in ſchroffen Widerſpruch getreten. Seitdem es dem eigenen Lande die Verfaſſung verweigerte und jeder liberalen Maßregel im übrigen Deutſchland entgegentrat, hat es die einzige Grundlage ſeiner europäiſchen Stellung untergraben; es hat die eigene Bevölkerung zum Gegner und hat ſich die übrigen deutſchen Staaten entfremdet. Dieſen in ſein eigenes Innere aufgenommenen Widerſpruch büßt es ſchwer, indem es trotz des Namens einer europäiſchen Macht eine durchaus untergeordnete Stellung gegen Rußland und Oeſtreich einnimmt. Es weiß ſehr wohl, daß ſeine ſelbſtändig geäußerte Stimme in dem europäiſchen Rathe überhört werden würde, und ſagt daher ſtets nur das, was eine andere wirklich in Europa zählende Macht geſagt hat oder ſagen will; in den erſten Jahren nach dem Kriege warf es ſich Rußs-

land, jetzt Oeſtreich in die Arme. Die Regierung hat eine unüberwindliche Abneigung vor jeder politiſchen Maßregel, welche die unter den gegebenen Verhältniſſen einzig mögliche Grundlage der Kraft Preußens ſtärken kann; in dem Staate ſelbſt aber liegt der Trieb, ſich mit ſich ſelbſt zu verſöhnen. Niemand kann ſagen, ob der Wille der Regierung oder die Triebkraft des Staates den Sieg davon tragen wird. Gewiß aber iſt es, daß Preußen die Möglichkeit eines ſelbſtändigen Willens und die Kraft, denſelben in Europa geltend zu machen, nur gewinnen kann, wenn es im Inneren eine liberale Verfaſſung ausbildet und durch Entſagung ſelbſtſüchtiger Anmaßungen die Kräfte der minder mächtigen Bundesſtaaten mit ſeiner eigenen Macht verſchmilzt. Bis dahin wird es auch in den deutſchen Verhältniſſen nur als Mittel dienen, den Geboten Oeſtreichs größeren Nachdruck zu geben.

Viele Briefe politiſchen Inhalts erhielt Perthes in jenen Jahren aus den verſchiedenartigſten Kreiſen, aber auch nicht in einem einzigen findet ſich Vertrauen auf die an der Spitze der Geſchäfte ſtehenden Männer ausgeſprochen, niemand glaubte, daß ſie die Aufgaben zu erkennen vermöchten, welche in der Geſchichte und in der Stellung Preußens zu Deutſchland und zu Europa gegeben wären. Schon im Frühjahr 1817, als zuerſt der Gegenſatz zwiſchen den höchſten preußiſchen Staatsmännern ſich ſchärfer zu geſtalten begann und der alternde Staatskanzler, obſchon er das Steuer noch führte, unſicher zwiſchen den ſtreitenden Parteien und deren Führern hin und her ſchwankte, hatte Nicolovius an Perthes geſchrieben: Mir iſt das Herz gepreßt, mein lieber, verehrter alter Freund; nicht daß ich an der Zeit verzagen oder irre werden ſollte; im Gegentheil täglich tritt die Wiedergeburt des Volkes mir klarer vor die Augen und die herrliche Läuterung des nachwachſenden Geſchlechts. Das aber iſt mein Gram, daß die Oberen von der Zeit nicht durchdrungen ſind, ſondern ſich nur beläſtigt und angefochten von ihr fühlen und daher Stimmen wie der Schmalziſchen Ohr und Herz leihen und gern im alten Sündenſchlafe ungeſtört fortträumten. Sieht man, was geſchehen ſollte und leicht geſchehen könnte, wenn Gottes Geiſt die Führer des Volkes triebe und aus ihnen ſpräche, und ſieht man dann, was wirklich geſchieht:

Nichts oder Halbes oder Verkehrtes, ſo muß man freilich ſich grämen, daß die Zeit des Heils ſo verſcherzt wird. Dennoch wankt mein Glaube nicht. Was Tauſenden und aber Tauſenden die Bruſt bewegt, wird doch am Ende That und wir erleben noch beſſere Tage; Gott wird ſich ſeine Zeit erſehen, trotz den blöden, dumpfen oder leichtſinnigen Machthabern, die ihm und ſeinen Wundern zu widerſtreben gedenken. Plutarch erzählt, daß man die Palmen mit Steinen erſchwere, weil dieſer Baum alsdann deſto kräftiger und grader in die Luft ſteige. So kommt mir jetzt der Zuſtand Preußens vor und in dieſem Glauben bin ich ſelig. — In ſeiner Sprache drückte Görres dieſelbe Sache aus, wenn er 1817 über Hardenberg und deſſen Gehilfen an Perthes ſchrieb: Das iſt ein Haufe alter, furchtſamer, verſchüchterter Leute; halb aus böſem Gewiſſen, halb aus undiäter Lebensart und Nervenzufällen fahren ſie bei jedem Geräuſch zuſammen und vertragen gar keine Luft, ohne daß ihnen Kopf und Geſicht aufſchwellen und die paar Zähne ſchmerzen. So lange der Franzoſenſchrecken als heilſames Gegengift wirkte, ging es leidlich; nun iſt die alte Hyſterie zurückgekehrt.

Im März 1817 war der Staatsrath eingeführt und aus deſſen Mitte die Commiſſion zur Ausarbeitung einer Verfaſſungsurkunde ernannt. Ueber die Geſtaltung der Landesrepräſentation und über den von dem Finanzminiſter Grafen Bülow vorgelegten Entwurf einer neuen Steuerverfaſſung entbrannte ein heftiger Kampf unter den Führern der ſich entgegenſtehenden Parteien. Wilhelm von Humboldt galt ſeit dieſer Zeit als Haupt der Oppoſition. Ueber unſere öffentliche Lage kann ich Ihnen nicht mit wenigen Zeilen und überhaupt nicht ſchriftlich Auskunft geben, ſchrieb im November 1817 ein mithandelnder Mann an Perthes; wir ſchlafen nicht, aber das ſtarke Leben iſt noch geſtaltlos und daher noch nicht unbedingt erfreulich. Der Saatskanzler ſcheint ausgelebt zu haben und um ſeinen künftigen politiſchen Nachlaß zanken ſich jetzt ſchon lachende Erben. Wichtige Tage ſtehen uns bevor, in denen der Ernſte wohl die Hände zum Himmel aufheben mag. — Das Ergebnis des Parteikampfes war vorläufig, daß die Steuerfrage wie die Verfaſſungsfrage zur Erledigung an die Zukunft verwieſen, Wilhelm von Humboldt durch ſeine Ernennung

zum Gesandten in London von dem Kampfplatze entfernt und im Sommer 1818 nicht er sondern der bisherige dänische Gesandte in Berlin, Graf Christian von Bernstorff, zum Minister des Auswärtigen ernannt ward; im Januar 1819 aber erhielt wiederum Humboldt einen Ruf nach Berlin und gleich darauf das halbe Ministerium des Innern, während die andere Hälfte dem Herrn von Schuckmann verblieb und das Ministerium des königlichen Hauses dem Fürsten Wittgenstein statt seines bisherigen Polizeiministeriums übertragen ward. Im Sommer 1819 begannen hierauf die Verfolgungen der Demagogen in Berlin. Kommen Sie doch auf einige Wochen zu uns herüber, schrieb im Juni ein Freund aus Berlin an Perthes; Ihre Reise würde eine Reise auf den Vesuv sein, wenn auch keine malerische. — Wir schiffen hier jetzt, heißt es in einem Briefe aus dem August 1819 an Perthes, auf einem wundersamen Meere, das, von entgegengesetzten Strömungen bewegt, in sturmhohen Wellen geht. — Bei diesem Kampfe der Geister und der Dämonen, äußerte ein anderer Freund, werden, wie Luther gesagt, nach Kriegslauf einige fallen, die Siegenden aber gekrönt. Und das macht mir Lust; denn ich bin sicher, daß die unredlichen und nur dem eigenen Ich lebenden Klugen fallen und die auf den Fels der Wahrheit Gestemmten endlich bestehen werden. — Zunächst freilich ging die Hoffnung des Schreibers dieser Zeilen nicht in Erfüllung. Auf Veranlassung der Karlsbader Beschlüsse war es im Herbste 1819 zu einem fast offenen Kampfe im Staatsministerium gekommen. Wilhelm von Humboldt, Beyme, Boyen standen auf der einen, Fürst Hardenberg und Graf Bernstorff auf der anderen Seite und Fürst Wittgenstein arbeitete mit einem starken Anhange im Stillen. Der Ausgang des Kampfes blieb nicht lange zweifelhaft: am Ende des Jahres wurden Humboldt und Beyme aus dem Ministerium entfernt, nachdem kurz zuvor die Generale Boyen und Grollmann den geforderten Abschied erhalten hatten. Friede und Festigkeit herrschte zwar auch jetzt nicht im Staatsministerium, aber die fortdauernden Spaltungen hatten fortan ihren Grund nicht in einem Kampfe der politischen Principien, sondern in Streitigkeiten der Personen. Es ist unmöglich, schrieb ein tief in das Getriebe des Hardenberger Kreises eingeweihter Mann an Perthes, sich ein Bild von

der allgemeinen Verwirrung innerhalb der höchſten Regierung zu machen, ohne unmittelbar in dieſelbe hineingeſehen zu haben. Parteigegenſätze liegen wohl auch den Kämpfen zum Grunde, welche in dem Miniſterium, wie es nun zuſammengeſetzt iſt, geführt werden; aber die jetzt noch auf dem Kampfplatze ſtehenden Parteimänner haben Jahre hindurch über ſo viele Kleinigkeiten, Perſönlichkeiten und vorübergehende, nur dem Tage angehörende Dinge miteinander gekämpft, daß ſie eigentlich ſämtlich vergeſſen haben, was ſie urſprünglich wollten; eine Menge kleiner, meiſt aus perſönlichen Intereſſen hervorgegangener Cotterien ängſtigen und hetzen einander und bekämpfen ſich erbost um leeres Stroh. Selbſtſucht, Frivolität, Kleinlichkeit haben den rechten Ernſt verdrängt. Die einen frohnen dem Zeitgeiſt, um den Zeitgeiſt zu betrügen, reden überall vom Licht, während ſie ſich um keinen Preis von der Finſternis trennen möchten, und wollen den Schein ſtatt der Wahrheit geben. Die anderen wollen Stellung und Vorrechte bewahren oder wieder erwerben und hängen unter dem Namen „höhere Anſicht", „tiefere Geſinnung" einen Prunklappen um die nackte Selbſtſucht. Wie kann bei einer ſolchen Regierung irgend etwas ſich geſtalten! Difformitäten und Inconſequenzen ſind die Misgeburten, welche täglich zu Tage gefördert werden. Unter den Männern, die an zweiter und dritter Stelle ſtehen, meinen manche es gut und arbeiten ehrlich und fleißig, aber bei der Verwirrung nach oben müſſen ſie fehl greifen und können trotz aller Anſtrengung das Rad nicht aufhalten. Schon oft habe ich und nicht von den ſchlechteſten Leuten ſagen hören, man müſſe den ganzen beſtehenden Plunder wegwerfen, damit dann aus dem Chaos ſich etwas neues gebäre. — Die großen Fragen der Zeit fangen endlich an, auch unſere Regierung in Bewegung zu ſetzen, heißt es höhniſch in einem anderen Briefe. Seit mehreren Wochen beſchäftigt ſich das Staatsminiſterium ununterbrochen mit dem Schnitte der Röcke, die von den jungen Leuten getragen werden, aber bis heute iſt es noch zu keiner Vereinigung darüber gekommen, ob die deutſchen Röcke gänzlich verboten oder unter der Bedingung, daß ſie nicht unter einer beſtimmten Länge ſeien, erlaubt werden ſollen. — Der Gang des öffentlichen Lebens hatte eine Zeitlang meinen Muth gebeugt, ſchrieb

Nicolovius am 21. Juli 1820 an Perthes. Zu keiner Zeit freilich bin ich so befangen gewesen, daß ich nicht gesehen hätte, wie viel Gefährliches in den Bewegungen der letzten Jahre liegt und wie viel ein Gott oder gotterfüllter Prophet zu strafen und zu bessern hätte; aber die Menschen, die nun als Sieger strafend auftreten, die sind nicht Gotterfüllte, nicht Höhere und Bessere. Ihr Gott ist ein Teufel, der in niederen Leidenschaften versteckt liegt, ihre Einsicht eine seichte, beschränkte, ihr Glaube eine Lüge und ein wahrhaft irreligiöser Hang am Gewohnten, Gemeinen, Bequemen. Manches, was geschah, traf mich in meinen edelsten Theilen zu schmerzlich, als daß ich mit gewohnter Hoffnung auf die Zukunft hätte blicken können. Nun aber sehe ich nach Beobachtung des Beginnens, Fortführens und Endens der gegenwärtigen Machthaber, daß auch sie Werkzeuge in der Hand der ewigen Weisheit gewesen. Nicht das, was sie wollten, nicht Tod des neuen Lebens und Erweckung des Alten und Abgestorbenen, sondern Läuterung des Neuen, Lenkung des Strebens auf das Richtige, ernstere Besonnenheit und heilige Scheu werden sie bewirken. Der Schaden wird zu Gewinn, das Gift zur Arznei sich verwandeln. Lassen Sie uns also muthig weiter wandeln in der Welt, die wir unsern Kindern hinterlassen müssen, nicht verzweifeln und dem verborgenen Gotte in festem Glauben ergeben bleiben.

Mit Humboldt's Rücktritt war es entschieden, daß Preußen für längere Zeit nicht nach den Anforderungen seines eigenen Lebens, sondern nach den Bedürfnissen, die aus der eigenthümlichen Lage Oestreichs hervorgingen, geleitet werden würde. Eine Aenderung dieses Verhältnisses trat auch dann nicht ein, als der Staatskanzler im Jahre 1822 starb. Die Stellung Preußens war verschoben und die Meinungen über Preußen in Deutschland verwirrt. Nur ein fester, sicherer, mit sich und Gott einiger Mann könnte, schrieb ein preußischer Staatsmann 1822 an Perthes, die Wagen stillen, von denen Preußen umhergeworfen wird, und den haben wir nicht. Preußens historisches Dasein und politisches Recht wird für nähere oder fernere Zeit die Quelle fürchterlicher Kriege werden, und dann wird die jetzt hervorgerufene Verwirrung der Meinungen über Preußen ein unermeßliches Unglück für Preußen sein.

Die öffentliche Meinung über die deutschen Angelegenheiten während der ersten Jahre nach den Karlsbader Beschlüssen.

1819—1822.

Bei der Stellung, welche Oestreich und Preußen einnahmen, war es freilich für die Bundesversammlung nicht möglich, eine irgend erhebliche Thätigkeit zu üben. Bis auf die Kriegsverfassung und den Schutz der Mediatisierten blieb alles liegen. Kaum wird man sich wundern dürfen, wenn die in den gegebenen Verhältnissen und in dem Auftreten revolutionärer Demagogen liegenden Hinderungen und Gefahren sehr allgemein übersehen und die eigentlichen Gründe des unheilvollen Zustandes fast ausschließlich in der Schlechtigkeit der Regierungen gesucht wurden. Weder in öffentlichen Versammlungen noch in der Presse durfte sich die durch ganz Deutschland herrschende Stimmung Luft machen, aber sie durchzog als verhaltener Ingrimm die innerste Gesinnung des Volkes. In einem, wenn auch nur kleinen, Kreise tauchten schon seit 1820 Verschwörungen auf, welche den Umsturz des gesamten politischen Zustandes zum Ziele hatten, und auch Männer, welche das im Verborgenen wachsende Verbrechen nicht ahneten, gaben der Stimmung ihres Inneren in mündlichem und schriftlichem Verkehr einen entsprechenden Ausdruck. Angriffspunkte boten die Regierungen freilich mehr als einen dar.

Innerhalb mancher regierenden Familie und unter deren Umgebungen und Anhängern wurde damals mit dem Begriffe der Obrigkeit bald mehr bald weniger bewußt die Vorstellung verbunden, daß die Krone ihren Träger aus einem Menschen zu etwas Uebermenschlichem umwandle und ihn durch die Verleihung eines neuen politischen Vermögens innerlich hoch über alle nicht gekrönten Menschen emporhebe. Ein König sollte, mochte er als Mensch sein, was und wie er wollte, als Inspirierter gelten, das im Politischen sein, was der Pabst im Kirchlichen zu sein beansprucht. Dieser mit unserer ganzen Geschichte und der gesamten nationalen Anschauungsweise in Widerspruch stehende Aberglaube mußte wohl die Deutschen reizen, welche

in ihren Fürſten nie ein halbdämoniſches, ſpukhaftes Weſen, ſondern immer und zu allen Zeiten den kernigen, männlichen Mann geſucht hatten, der das Recht und die Pflicht, ſein Land zu regieren, von den Vorfahren ererbt hatte, wie jeder Unterthan ſein Recht und ſeine Pflicht. Die Großen fühlen mehr und mehr, heißt es in einem Briefe an Perthes, daß ſie nicht durch ihre Kraft, ſondern durch die Kraft anderer über Napoleon geſiegt hatten; aber weil ſie um keinen Preis dem Volke dankbar ſein wollen, durch deſſen mannhaftes Auftreten im letzten Kriege ſie zu dem, was ſie jetzt ſind, gemacht wurden, greifen ſie zu einem bequemen Ausweg und reden ſich ein, ſpecielle Gegenſtände der göttlichen Gnade, politiſche Propheten, Bevollmächtigte und Stellvertreter Gottes, Abbilder ſeiner Weisheit, Untrüglichkeit und Unantaſtbarkeit zu ſein, und glauben an allerlei dämoniſche Mittler. Liſtige Menſchen wiſſen dieſen Glauben zu benutzen und die großen Herren an dieſer ſchwachen Stelle und an noch ſchwächeren zu faſſen. — In demſelben Augenblicke, heißt es in einem Briefe aus Berlin vom Juli 1820, in welchem verblendete Anhänger der Regierungen durch ganz Europa das Weſen des monarchiſchen Princips in einer politiſchen Menſchwerdung Gottes gefunden haben wollen, wird dasſelbe monarchiſche Princip zur Caricatur durch Begebenheiten wie in Spanien und durch Skandale wie in England.

Weit allgemeiner als der Widerwille gegen den hier und da erhobenen Anſpruch auf Göttlichkeit nicht nur des Herrſcheramtes, ſondern auch der Herrſcherperſon, war der Grimm verbreitet gegen die Neigung der Regierungen zu Schrankenloſigkeit des Rechts und zu Maßloſigkeit des Handelns. Ich weiß nicht, heißt es in einem Briefe an Perthes, ob es Wahrheit oder Dichtung iſt, wenn am Bundestage geſagt wird, daß wir einer großen politiſchen Gefahr in den letzten Jahren entgangen ſeien; wenn es aber Wahrheit iſt, ſo bin ich ſehr ungewiß, ob ich mich darüber freuen ſoll oder betrüben. Eine Kataſtrophe überſtanden zu haben, iſt für viele eine größere Gefahr als die überſtandene Gefahr ſelbſt. Die Klugen beſpiegeln ſich, obſchon doch faſt immer ein günſtiges Geſchick die Rettung brachte, rückwärts als Lenker und Leiter der Begebenheiten und trotzen um ſo mehr auf ihre Kräfte und Mittel; die Dummen verlaſſen ſich um ſo mehr auf

ihr Glück und beide blähen sich auf und werden blinder und deshalb auch dreister als zuvor. Den einen wie den anderen ist ein gegenwärtiges Elend wohlthuend, ein überstandenes schädlich. Das gilt nicht weniger von Regierungen als von einzelnen. Nur wer wirklich mit sich und mit den Dingen abrechnet, und weise genug ist, zu erkennen, wie prekär alle die klugen Maßregeln waren, die von hinten herein so gut sich ausnehmen, und wie schmal die Grenze ist zwischen einem guten und schlechten Ausgang, nur der wird durch eine glücklich überstandene Gefahr schonender, milder oder, wie Sie es nennen würden, demüthiger. In dieser Weise mit sich abzurechnen, scheint aber die Meinung der deutschen Regierungen nicht zu sein.

Mit vulcanischer Beredsamkeit hatte Görres 1819 in seiner bekannten Schrift: Deutschland und die Revolution, die Regierungen angegriffen. Perthes, um sein Urtheil über das Werk befragt, schrieb Ende September 1819 an Görres: Gegen Staat, Religion und Sitte ist nichts im Buche; von dieser Seite aus können Sie nicht angegriffen werden, aber die Gesinnungen und Absichten, welche Sie den Regierungen zuschreiben, werden Sie eben so wenig zu beweisen im Stande sein, wie die preußische Polizei ihren Verdacht und ihre Behauptungen republicanischer Verschwörungen beweisen kann. — Sie schrieben mir zuletzt, entgegnete der inzwischen nach Straßburg geflohene Görres im December 1820, es möge mir schwer werden, die von mir vorausgesetzten Absichten der Regierungen zu beweisen. Jetzt haben diese selbst den mangelnden Beweis geliefert. Schon einmal ist es mir ähnlich gegangen, als ich im Widerspruche mit allen Leuten vor zwanzig Jahren Napoleon als einen Suetonischen Tyrannen bezeichnete. Heute wie damals ist freilich der Gang der Sachen nicht absichtlich, mit klarem Bewußtsein calculiert, sondern vielmehr instinctartig durch dunkle Ideen hervorgetrieben. In diesen habe ich aber etwas früher als andere gelesen und der Welt die dunklen Ideen in deutliche Rede jetzt schon seit fünf Jahren umgesetzt; dafür haben die Herren den unbequemen Seher zum Lande hinausgejagt. Das ist eben in der Kürze die ganze Geschichte. Das dumme Volk wird noch eine Zeit hindurch in der Verwirrung umhertappen, aber Männer wie Sie müssen sich ins Klare setzen, und müssen wissen, daß

deutſch jetzt wieder, wie vor 1813, ehrlos heißt. Uebrigens wird es den heutigen Machthabern noch weniger als Napoleon gelingen, zum Ziele zu gelangen; iſt der Wolf in der Grube gefangen, ſo werden Köther nicht das Regiment behaupten. Gegen das Karlsbader Experiment habe ich gar nichts; denn läßt Deutſchland das ſich bieten, ſo zeigt ſich eben die Leerheit des ganzen Treibens und wir ſind des Geſchnatters überhoben. Was ich von dem Liberalismus dieſer Zeit halte, habe ich deutlich genug ausgeſprochen, aber es gilt Tyrannei gegen Tyrannei. Daß ich mit den Franzoſen meinen Frieden auf ehrenvolle Bedingungen geſchloſſen habe, werden Sie in den Zeitungen geleſen haben. Hier können ſich die Leute noch nicht von der Bewunderung erholen, in die ſie über einen Liberalismus gerathen ſind, der ſich wie der meinige mit dem Adel und dem Pabſte verträgt. Ich ſehe dem ruhig zu und werde ſicher nichts erhebliches in meinen Grundſätzen ändern. Wie in Deutſchland iſt auch in Frankreich das Gute in der Maſſe tief vom Böſen verſchlackt; im Innern ſchäumen die ſchlechteſten Leidenſchaften, während der Mund weiſe Reden hält; hölzerne Andachtshände heben ſich betend zum Himmel auf, während unter dem Mantel die wirklichen Diebeshände den Nachbar beſtehlen und bemauſen. Welche Partei auch ſiegen mag, man wird ſich zugleich freuen und betrüben müſſen. Die Jugend wächſt gegen das Alte in einem Haſſe auf, den die Schufte und Thoren, die in deſſen Vertheidigung ſich theilen, jeden Tag mehr rechtfertigen, und ſo wird vor Ablauf der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts kein Stein mehr auf dem anderen bleiben. — Bevor ich auf eine nähere Aeußerung über Ihre Schrift eingehen könnte, heißt es in Perthes' Antwort, müßte ich wiſſen, was Sie eigentlich mit Herausgabe derſelben bezweckten. Wollten Sie, wie Sie ſchreiben, zur Auflöſung der vielen erſtarrten Ideen beitragen, die ſich ſeit Jahren in den Maſſen angeſetzt haben, ſo mußten Sie mit derſelben bewundernswürdigen, in Deutſchland noch nicht gehörten Beredſamkeit, mit welcher Sie die Sünden der Regierungen darſtellen, auch die Sünden derer, von denen die Regierungen angegriffen werden, uns vor die Augen führen, und zwar dieſe letzteren zuerſt. Was gilt es? ſie ſäßen noch ruhig in Koblenz; man hätte Ihnen das eine um das andere verziehen.

In Ihrem Briefe, den Sie mir im December 1818, also wenige Monate vor dem Erscheinen Ihres Buches schrieben, haben Sie die deutsche demokratische Partei in deren ganzer Fülle von Confusion, Unwissenheit, Roheit und vollkommener Nichtigkeit dargestellt — warum thaten Sie nicht ein gleiches in Ihrem Revolutionsbuche? Diese demokratische Partei hat ihre Nichtigkeit seit den Karlsbader Beschlüssen bewiesen, aber nicht dadurch, daß sie nur von den Regierungen vorausgesetzt würde und in Wirklichkeit nicht da wäre, sondern dadurch, daß sie wirklich da ist und doch nichts ist. Das Absonderliche bleibt nur, daß die Regierungen sich jetzt nicht an das unwürdige, lumpige Dasein zu halten verstehen, sondern nach noch ärgeren Lumpen in hastiger Angst suchen. Der zweite Theil Ihres Buches ist gradezu umsonst geschrieben. Die Fürnehmen haben sich am ersten Theil in Wuth gelesen und halten, was nachfolgt, für Spott; die Liberalen haben sich in Jubel gelesen und halten, weil sie die Intolerantesten sind, den Schluß für Ironie oder für verrückt. — Was ich eigentlich gewollt, heißt es in Görres' Erwiederung, das werden Ihnen meine gedruckten Episteln nun wohl verständlich gemacht haben. Die Geschichte hat meine Vorhersagungen so sehr gerechtfertigt, daß scharfsinnige Leute wohl auf ein geheimes Einverständnis zwischen mir und den Machthabern schließen werden, kraft dessen ich freilich leicht die Nummern, welche im nächsten Jahre aus der Ziehung kommen, zum voraus verrathen könnte. Nichtsdestoweniger ist mein Wahrsagungsberuf doch ein ziemlich unnützes Geschäft; denn die Herren rufen mir zu: Wenn wir nun die verfluchte Wahrheit nicht wollen, wie willst du sie uns aufzwingen? Wir speien sie aus, denn die Lüge ist uns nun einmal zur anderen Natur geworden, und wir würden gewiß sterbenskrank, wenn wir auf Deine verdrießliche Art gesund werden sollten. Das läßt sich nun freilich hören. Ich kann die Arznei dem Kranken nicht eingießen, dispensiere aber fort und nehme meine Tropfen für mich selbst, wenn andere sie nicht dulden wollen, und sie gedeihen mir nicht schlecht. Jetzt habe ich den politischen Plunder wieder auf eine gute Zeit von mir gethan und bin zu dem Treiben zurückgekehrt, das mich seit Jahren beschäftigt: die Sagengeschichte der alten Welt, an welcher ich wieder arbeite, soll alles, was der sogenann-

ten exacten Geschichte bei allen Völkern vorhergegangen ist, in einem großen Blick zusammenfassen. Wo möglich schon im nächsten Jahre denke ich als Anfang ein Altdeutschland drucken zu lassen, damit ich die Masse des lange aufgehäuften Stoffes los werde. Unsere Vorzeit wird, wie ich denke, in einem ganz anderen Lichte erscheinen, als bei dem armseligen Lampenlicht unserer starren Stubengelehrsamkeit.

Im Gegensatze zu dieser gegen die Regierungen gerichteten Stimmung fanden sich zerstreut durch ganz Deutschland Männer, welche sich der Obrigkeit und deren Recht mit Herz und Sinn hingegeben hatten. Manche unter ihnen aber hielten in der damaligen Zeit das Recht der Obrigkeit in einem höheren Grade durch die Handlungsweise der Fürsten und Minister als durch die Angriffe der Demagogen gefährdet und wollten in jenem Augenblicke nicht für die Obrigkeit geredet und gehandelt wissen, weil es nicht geschehen könnte, ohne zugleich die zeitigen Regierungen zu stützen und zu stärken, die doch im Interesse des obrigkeitlichen Rechtes nicht gefördert, sondern beseitigt werden müßten. So richtig es ist, heißt es in einem Briefe an Perthes, was unser Freund über die Stellung der Obrigkeit im Staate sagt, so unrichtig ist es doch, alles, was richtig ist, zu jeder Zeit sagen zu wollen. Unser Freund würde uns im unrechten Augenblicke in einen behaglichen Schlummer einschläfern und mit seinen Klageliedern über das revolutionäre Princip die Meinung fördern, daß nur der brausende Strom und nicht auch das willkürlich ihm gebaute enge und morsche Ufer den Unsegen der Gegenwart verschuldet habe. — Dem Principe nach, heißt es in einem anderen Briefe, stehe ich heute wie immer auf Seiten der Obrigkeit; daß man aber dennoch Gegner unserer Regierungen sein muß, das ist das Allertraurigste in unserm Zustande. In Welthändeln wird nun einmal unser Verhalten weniger durch das Princip der Dinge als durch die Richtungen der Personen bestimmt, welche dasselbe augenblicklich zu vertreten haben.

Anderen unter den Anhängern der Obrigkeit schien dagegen jede Gefahr gering im Vergleiche mit dem Unheil, welches aus der Gefährdung der Regierungen erfolgen müßte. Mit unverhaltenem Zorne wendeten sie sich gegen die Demagogen jener Zeit. Ueberall begannen die Anfänge der Freiheit zu treiben, heißt es in einem Briefe an

Perthes aus dem Jahre 1821, und überall liegen nun die jungen Triebe verwelkt danieder, weil sie gewaltsam mit künstlicher Hitze großgezogen werden sollten. O, diese Buben, deren Neid und Eigensucht sich gegen jede Herrschaft auflehnt und die dennoch die Tyrannei lieben, wie sie nur je geliebt worden ist! Sie allein tragen die Schuld, wenn auf lange Zeit Deutschland unter dem Despotismus sich beugen muß, um dem Untergang zu entgehen. — Die Sache der Freiheit, schrieb 1821 ein Edelmann von altem Schrot und Korn an Perthes, wird durch niemand mehr gefährdet als durch jene Menschen, die uns zwingen wollen, Nationalcocarden und Freiheitsmützen zu tragen. Obschon sie, wenn sie Freiheit rufen, Herrschaft meinen, nehmen sie es dennoch denen, die Beruf und Kraft zum Herrschen haben, übel, wenn sie wirklich herrschen. Wie oft habe ich mich über die Könige geärgert, welche die eigenen und die fremden Völker zwingen wollen, so und nicht anders zu leben und zu denken! Aber thun diese Zaunkönige nicht dasselbe? Wie in meiner Dorfkirche die Orgelpfeife mit der verdorbenen Klappe greifen sie in jede Melodie mit ihrem einen schneidenden Tone ein, und möchten jede andere Meinungsäußerung überschreien und zum Schweigen bringen. — Wiedergeboren, sagen die Herren, wäre das Volk, heißt es ein anderesmal, und müsse deshalb auch in einen neuen Schlauch gethan werden. Ich glaube auch nicht, daß es gut war, uns die alten Röcke wieder anzuziehen, aber jene Schreier fühlen sich gedrückt, nicht weil die Röcke zu eng, sondern weil sie zu aufgeblasen sind. Wie ein Meer voll schmutzigen Wassers hat die Eitelkeit ganz Deutschland übergossen, und wir alle mögen uns hüten, daß wir nicht darin ersaufen.

Vor allem in den Briefen, welche Perthes in den Jahren 1820 und 1821 aus Livland und Kurland erhielt, sprach sich der Widerwille gegen das Treiben der Demagogen in Deutschland aus. Das Lärmen und Toben in Deutschland, weil das Unerreichbare noch nicht erreicht ist, heißt es in denselben, hat seinen Hauptgrund in der Wichtigkeit, welche die deutschen Schriftsteller sich andichten. So ein alter Professor auf seinem Lehnstuhle sitzend und mit Medicinflaschen für seine Unterleibsbeschwerden umgeben, glaubt, daß seine Schreib-

feder eigentlich die Uhrfeder sei, welche die Weltgeschichte im Gange halte, und doch hätten die Schreibfedern von ganz Deutschland den Rost bis zur heutigen Stunde nicht von den deutschen Schwertern abgekratzt, wenn das russische Jahr 1812 nicht gekommen wäre. In Rußland stachen die Spieße der Kosacken und Bauern tiefer als die Federn in Deutschland, und der Volksgeist war sehr echt, ohne daß ihn erst ein alter Professor auf seiner Studierstube in der Retorte destilliert hätte. Das politisch Gute, das durch Schriften fabriciert werden soll, ist wie Runkelrübenzucker künstliches Product, schmeckt wohl ähnlich, hat aber keine Kraft. Schicksale und Zeiten, aber nicht Reden bilden ein Volk, und nicht der Schriftsteller soll den Volksgeist, sondern der Volksgeist den Schriftsteller schaffen. — Die Fürsten und Herren der deutschen Nation sehen den Grünspan nicht, heißt es in einem anderen Briefe, der, von der Volkssäure gebildet, sich an ihre Scepter ansetzt, oder sie schlagen, wenn sie ihn sehen, mit ihrem Regierungsstäbchen höchst gewaltiglich um sich in die blaue Luft. Das freilich wird den Gifthauch schwerlich fortschaffen, aber der tobende Parteigeist wird dennoch Deutschland so wenig zersprengen, als ein gährendes Gebräu trotz alles Brausens und Zischens das gut verwahrte Faß auseinander brechen kann. Deutschland ist durch ein paar recht derbe eiserne Reife zusammengehalten; die beiden Nachbarstaaten Rußland und Oestreich sind fest genug, um dem gährenden Volksgeist zu widerstehen, und das bißchen Schaum, das hier und da aus dem Zapfen dringt, hat nicht viel zu sagen. Der Wein freilich, der gähren will, schimpft recht arg auf die Bänder, die ihn aufzubrausen hindern, und doch sind es nur diese, die es möglich machen, daß der Most zum Wein und als Wein klar und stark wird. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß auch in Deutschland sich alles gehörig setzen und die gährenden Hefen dorthin kommen werden, wohin sie gehören, das heißt auf den Kehricht. Hefen, nichts als Hefen ist dieser illiberale, sich liberal nennende Geist, der alles zerstören will, um selbst als Blase aufsteigen zu können. Wir werden es noch erleben, daß alle diese Revolutionshelden am Ende ihrer Laufbahn stehen, ohne irgend etwas ausgerichtet zu haben. In Deutschland gibt es nun einmal keine Nation im politischen, sondern nur im li-

terariſchen Sinne und es ſtehen, wie geſagt, ein paar Schildhalter da, die das Wappen der Ordnung ſchon halten werden, und was man nicht wegſchlagen kann, wird man weder wegſchreien noch wegſchimpfen. Im politiſchen Leben wie im Privatleben iſt der ein roher Thor, der das, was er mit dem Degen nicht ausmachen kann, mit groben Worten, die allenthalben überflüſſig ſind, auszumachen gedenkt.

Von uns und unſerem Leben begehrt in Deutſchland niemand etwas zu wiſſen, ſchrieb ein anderer. Will man etwa deshalb Rußlands Oſtſeeprovinzen auch geiſtig von der deutſchen Mutterbruſt entfernen und als unebenbürtig behandeln, weil Alexander ihr Kaiſer iſt? Ich glaube, jede deutſche Monarchie könnte, ohne zu verlieren, einen Herrſchertauſch mit Rußland eingehen, ſelbſt wenn ihr Fürſt ſo eben eine ganz friſche Conſtitution aus dem Ei der Zeit losgeklopft hätte. Blinde Zuneigung und blinde Abneigung, eine Einſeitigkeit, welche wie der Paſſatwind nur einen Strich hält und Steuer und Ruder wirkungslos macht, iſt der Fluch, der jetzt auf Deutſchland laſtet. Wirklich ſonderbar iſt die Mode, alles, was ruſſiſch heißt, zu haſſen. Es geht Rußland wie dem Knechte Ruprecht: Ruprecht hat den Deutſchen als ſchöne Weihnachtsgabe Freiheit und Wiedergeburt gebracht, und doch nennen die Beſchenkten den Geber nicht gerne und ſprechen nicht von ihm als Wohlthäter, weil er unter Umſtänden auch einmal mit der Ruthe kommen könnte. Wir haben freilich von den Deutſchen nichts, gar nichts zu fürchten, als literariſchen Tadel; aber ich fühle es tief, daß wir Deutſchland nicht lange mehr als die Wiege unſerer Bildung verehren und als den Sitz der Biederkeit, der Redlichkeit und der Ehre in allen Ständen lieben können. Doch laſſen ſie mich abbrechen, denn Recht geben Sie mir doch nicht. Thut auch nichts: wir ſehen hier vom feſten Lande aus auf die armen Seefahrer hin, die ſeekrank in ihren von Wetterſtürmen gepeitſchten kleinen Fahrzeugen haltlos umhertaumeln. — Perthes theilte eine Anzahl dieſer Briefe, die er aus den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen erhalten hatte, einem Freunde mit und fügte die Worte hinzu: Wahres und falſches, deutſches und ruſſiſches geht freilich wunderlich in dieſen Briefen durcheinander, aber böſe kann ich denen, die

ſie ſchrieben, nicht ſein. Aus allem bitteren Grolle ſieht doch immer die tiefe Sehnſucht und Liebe einer verletzten und zurückgeſtoßenen Braut hervor, und ich weiß gewiß, daß dieſelben Männer, die uns ſo ſtolz auf Rußland entgegentreten, ſich den Ruſſen noch ſtolzer als Deutſche gegenüberſtellen und das Uebergewicht deutſcher Bildung und deutſchen Ehrgefühls muthig geltend machen in der Nation, welcher ſie politiſch untergeordnet ſind.

Es gab zu jener Zeit Männer in Deutſchland, welche den ganzen Haß dieſer Edelleute gegen die Demagogen und Görres' ganzen Haß gegen die beſtehenden Regierungen zugleich in ihrem Herzen trugen. Wie die Sturmwinde ſich heulend um die Zeit der Sonnenwende bekämpfen, ſchrieb ein ſolcher Mann an Perthes, ſo ertönt jetzt alles rings umher in ganz Europa von dem Zuſammentreffen teufliſcher Parteien. — Unſer Zuſtand, heißt es in einem anderen Briefe, iſt der gefahrvollſte, welcher überhaupt in der Geſchichte eines Volkes vorkommen kann; mitten inne ſchweben wir zwiſchen Anarchie und Despotie; die Frage, ob man ſich auf die eine oder die andere Seite ſtellen wolle, wäre die Frage an das zwiſchen Bär und Wolf gefallene Lamm, ob es lieber von dieſem oder von jenem verzehrt werden wolle. — Eine ähnliche Anſicht, wie die hier ausgeſprochene, fand ſich bei vielen geiſtig bedeutenden Männern wieder; ſie ſahen völlig ab von jedem politiſchen Princip, von der Obrigkeit, wie ſie ſein könnte, und von den Unterthanen, wie ſie ſein könnten; ſie faßten lediglich die damaligen deutſchen Regierungen und Liberalen ins Auge und gelangten zu dem Schluſſe, daß beide gleich unberechtigt und gleich verderblich für Deutſchland ſeien. Der Kampf beider Parteien erſchien ihnen wie ein großer hiſtoriſcher Proceß, in welchem jede Partei zwar für ihre Zwecke zu handeln glaubte, in Wirklichkeit aber nur als Werkzeug diente, um für die Zukunft einen von keiner Partei gewollten politiſchen Zuſtand herbeizuführen. Vielleicht von jedem wichtigen Stücke unſeres geiſtigen Daſeins kann man ſagen, heißt es in einem Briefe an Perthes, daß es in unſerer Zeit zugleich in fruchtbarer Entwickelung ſteht und von drohenden Gefahren umringt iſt. Es wäre thöricht, ſich über dieſen großen Gang der Zeit abgrämen zu wollen, und es wäre anmaßend, zu glauben, daß von einem oder

von mehreren einzelnen darin bedeutend eingegriffen werden könne. Das beste ist wohl, das eigene Herz so viel möglich frisch und kräftig zu erhalten, um mit dem ganzen, ungetheilten Menschen bereit zu sein, wenn Gott uns zu einer Arbeit beruft; und das wollen wir nach Kräften thun. — Wir beide, lieber Perthes, haben eine sehr denkwürdige Zeit durchlebt, schrieb ein Freund aus Schweden; aber die vergangenen dreißig Jahre scheinen doch nur ein Vorspiel der kommenden gewesen zu sein. Deutschland und Europa steht am Vorabend einer neuen Geburt; die Wehen werden fürchterlich sein und ich bebe zusammen, wenn ich mir sagen muß, daß Mutter und Kind leicht in ihnen zu Grunde gehen können. Handeln muß freilich in dieser Zeit auch ein jeder in seinem Kreise und nach seiner Ueberzeugung, aber weniger vielleicht, als zu irgend einer andern Zeit, wird die Zukunft durch das Wollen und Laufen der Menschen bestimmt werden. — So verzweiflungsvoll erschien für Gentz das Durcheinander in Deutschland, daß er gegen Perthes äußerte: Gewiß ist, daß, wenn ich je wieder für das Publicum schreibe, es nur über staatswirthschaftliche Gegenstände ist; denn die Divergenz oder vielmehr die absolute Verwirrung und Anarchie der Meinungen, die heute in Ansehung aller legislativen, politischen und religiösen Fragen obwaltet, und der Ton, in welchem die deutschen Schriftsteller einander wechselseitig behandeln, schreckt mich von aller Einmischung in diese Händel auf immer zurück. — Die Gefahr der Revolution ist vorüber, rief verzweiflungsvoll ein anderer aus; das für uns Deutsche untrügliche Symptom der Rettung ist eingetreten; der wie die fliegende Gicht umherziehende Giftstoff hat sich von den Fäusten auf die Federn geworfen; an allen Orten und Enden blüht das literarische Gezänke wieder auf; die Fürsten und Minister athmen tief, reiben sich vergnüglich die Hände, rufen: Das wäre vorüber! und setzen sich zu Tisch.

In dem unerhörten Gewirre der Meinungen gelang es wohl niemand, der jene Jahre geistig frisch und regsam durchlebte, zu einem festen Abschlusse seines politischen Urtheils zu kommen. Auch im einzelnen spiegelte sich der Kampf und das Ringen der Zeit wieder. Berührung und Verkehr mit Männern anderer politischen Ueberzeugung

zu meiden, wäre damals krankhafte Zaghaftigkeit gewesen. Perthes erkannte zwar fast immer sehr schnell eigentlich gemeine Naturen und brach dann rasch und entschieden mit denselben. Wo er aber nicht Gemeinheit, sondern nur einen verschiedenen wenn auch sehr verschiedenen Standpunkt sah, war er der Meinung, daß irgend ein gemeinsamer Boden nicht fehlen könne. Diesen schnell ausfindig zu machen, besaß er eine besondere Gabe und konnte deshalb auch mit sehr entgegengesetzten und schroffen Menschen in nahe Verbindung treten; aber indem er das Gemeinsame gleichsam nur ahnen ließ, stellte er sich in allen einzelnen Fragen auch Männern, die scheinbar völlig mit ihm übereinstimmten, fast immer entgegen, griff sie an, reizte sie und erweckte dadurch ihr Interesse. In seinen Briefen findet sich der Regel nach die Ansicht vertreten, welche der Ansicht dessen, an den er schrieb, entgegengesetzt war. Nicht als ob er aus Widerspruchslust die Wahrheit verleugnet hätte, aber auch die Wahrheit hat mehrere Seiten, unter denen der, welcher sie betrachtet, wählen kann und wird. Nur selten wurde Perthes durch den Kampf um politische Ansichten zu einem völligen Bruch mit dem Gegner geführt, und wenn in einzelnen Fällen die unbedingte Unvereinbarkeit der politischen Gesinnung jeden weiteren politischen Verkehr mit diesem oder jenem Manne unmöglich machte, so suchte er sich doch den Menschen zu erhalten, indem er den Politiker aufgab. Ueber unsern N. bist Du im Irrthum, schrieb er 1820 an einen Freund, der sich mit warmem, phantastischem Herzen der damaligen Richtung des preußischen Hofes hingegeben hatte. N. liebt und ehrt Dich nach wie vor; da er aber über die öffentlichen Verhältnisse jetzt nicht mit Dir verkehren will, vermag er überhaupt nicht mit Dir zu verkehren. Ich bin anderer Art und tausche auch jetzt gerne mit Dir die Ansichten aus über alles Menschliche und über alles, was die Liebe erregt; was aber das Vaterländische und die gesellschaftliche Ordnung betrifft, darüber werde auch ich künftig schweigen. Die alte französische Jacobinerei regt sich zwar noch, aber bald wird sie in sich selbst verkommen. Ihr werdet für jetzt den Sieg über sie davon tragen, aber auch über uns, und auch Du wirst zu Deinem tiefen Schmerze erfahren, daß politische Phantasien und Theorien in der wirklichen An-

wendung auf das Leben sehr schwarze Farben annehmen können. Jetzt bist Du im Siegesrausche; kein Reden kann zu etwas führen; darum schweigen Deine alten Freunde. Du wirst mir antworten und Freude haben an meinem Familienglück; das andere laß gut sein. Du besitzest ja neue Freunde, die jetzt mit Dir das Himmelreich erwarten; an denen belebe Dich.

Viel weniger noch als die Aeußerungen einzelner Männer erkannte Perthes die öffentliche Meinung als den vollen Ausdruck und die Erscheinung politischer Wahrheit an. Dem Grafen Bernstorff hatte er 1819 nach Karlsbad geschrieben: Die öffentliche Meinung ist freilich nur eine Meinung, aber sie ist doch auch eine Meinung, welche wie jede Meinung ihre Wahrheit hat und Rücksicht verdient. — Ein Recht aber, die Ueberzeugung und das Handeln der einzelnen zu bestimmen, wollte er derselben unter keinen Umständen eingeräumt wissen. Können wir denn wirklich sagen, schrieb er im Frühjahr 1820, daß in Deutschland eine öffentliche Meinung ist. Das wunderliche Ding hat doch nur dann seinen Grund und ist doch nur dann eine über den einzelnen stehenden Macht, wenn es aus dem unwillkürlichen Zusammenwirken von Ereignissen und Verhältnissen erwachsen, nicht wenn es gemacht ist durch diese oder jene begabten Menschen, welche den Neigungen und Schwächen, die der Tag gebiert, zu schmeicheln verstehen. In einem auf Frömmigkeit sicher ruhenden und in einfachen, übersehbaren Verhältnissen lebenden Volke liegt in der Uebereinstimmung der Ansichten, des Begehrens und Verwerfens gewiß eine höhere Autorität; aber sind wir so? Unsere Schreier sicherlich nicht, und wie häufig haben wir erlebt, daß ein paar gewandt geschriebene Zeitungsartikel Wiederhall in allen anderen Blättern hervorriefen und die Stimmung um- und nochmals umdrehten. — Es hören wohl nur wenige, schrieb er ein anderesmal, die Stimmen von so verschiedenartigen Männern aller politischen Richtungen, wie ich, und dennoch weiß ich auch nicht für ein einziges Verhältnis zu sagen, wie die öffentliche Meinung über dasselbe denkt. Will man sich aber aus den Zeitungen Raths erholen über die Stimmung der Nation, so wird man erfahren, daß grade die bedeutendsten und edelsten Männer dort niemals vernommen werden. Die unterrichteten, die guten,

die rechtlichen hüllen ſich bei uns in ihre Tugend und ſchweigen, ſei es aus Bequemlichkeit oder aus ſittlicher Vornehmheit oder aus ariſtokratiſchem Ekel; aber es klagen, lärmen und ſchreien alle, die es beſſer und behaglicher haben wollen und dennoch jede Anſtrengung ſcheuen, um Einſicht in die wirklichen Verhältniſſe zu erlangen. Wie oft ſtehen eigentlich böſe und ſchlechte Kerle an der Spitze der ſchreienden Schreiber! Wo iſt nun die öffentliche Meinung? — Um zu irgend einem Verſtändnis der öffentlichen Stimmung zu gelangen, wird man nie vergeſſen dürfen, heißt es in einem Briefe, den Perthes an Hormayr ſchrieb, daß zu jeder Zeit immer drei Generationen nebeneinander leben, von denen die eine aus der immer erfahrungsloſen, oft himmelſtürmenden Jugend, die andere aus dem immer erfahrungsſatten, oft ſchwachen, deſperaten oder bankerotten Alter beſteht. Der zwiſchen beiden liegende mannhafte Kern der Nation ſollte freilich eine ſelbſtändige Kraft ſein; aber in unſerer Zeit iſt er es nicht, ſondern gehört halb dem kindiſchen und halb dem alterſchwachen Alter an. Das muß freilich ſchlimme Folgen haben, aber Gott wird ſich ſeine Zeit erſehen. Wenn die himmelſtürmenden Jungen oder die bankerotten Alten wirklich das Uebergewicht errungen haben werden, dann werden die Männer Männer werden müſſen.

Die Eindrücke der ſüdeuropäiſchen Revolutionen auf die Stimmung in Deutſchland.

1820—1822.

Es war wenig Ausſicht vorhanden, daß die deutſchen Regierungen den ſeit Karlsbad eingeſchlagenen Weg freiwillig verlaſſen würden, und die Demagogen kannten ihre eigene Schwäche und Zuſammenhangsloſigkeit zu gut, um von Anwendung der Gewalt Erfolg zu hoffen. Nicht durch eine deutſche, wohl aber durch eine europäiſche Bewegung ließ ſich Aenderung der beſtehenden Ordnung erwarten. Wenn im übrigen Europa die Oppoſitionspartei den Sieg da-

von getragen hatte, konnten die deutſchen Regierungen dem allgemeinen Zuge der Dinge auf die Dauer nicht widerſtehen. Mit geſpannter Aufmerkſamkeit richteten ſich daher die Blicke in Deutſchland ſtets dorthin, wo Bewegungen gegen die beſtehende Ordnung ausbrachen. Bald genug entbrannte der Kampf im ganzen ſüdlichen Europa: während der Jahre 1820, 1821 und 1822 trug die Revolution in Spanien und Portugal, in Italien und in Griechenland zunächſt wenigſtens den Sieg davon, hielt die ohnehin heftig erregten Deutſchen in außerordentlicher Spannung und gewöhnte ſie, den Waffenkampf der Unterthanen gegen die Obrigkeit als etwas nicht unmögliches zu betrachten.

Die Spanier wurden ſeit ihrem zähen Widerſtand gegen Napoleon mit bewundernder Liebe in Deutſchland betrachtet. In ihren Regimentern hatten manche Männer gefochten, die zu den Beſten Deutſchlands gehörten; die engliſch-deutſche Legion war Jahre hindurch ihr Waffenbruder geweſen. Weil Spanien ſich Napoleon und dem von ihm eingeſetzten König Joſeph nicht unterwarf, ward der allgemeine Zerfall des Landes überſehen; weil die Verfaſſung von 1812 im Gegenſatz zu Napoleon gegeben war, wurde auch von Royaliſten nur wenig beachtet, daß ſie für einen wirklichen König keinen Raum hatte, mit den durch Nationalität und Geſchichte begründeten Zuſtänden Spaniens in Widerſpruch ſtand und jede Regierung unmöglich machte. Als nun Ferdinand VII. bei ſeiner Rückkehr im Jahre 1814 die Verfaſſung aufhob und, ſtatt eine andere zu geben, die Mönchsorden und die Inquiſition herſtellte, die Joſefinos verbannte, aber auch manchen, der im Kampfe gegen Napoleon ſich den Namen eines Helden erworben hatte, einkerkerte, wurde er nicht nur als elender Schwächling, ſondern auch als ein Ungeheuer angeſehen, der jedes geiſtige Gut, jede freie menſchliche Bewegung mit rohen Füßen niederzutreten die Abſicht habe. Seine Gewaltſamkeiten und Willkürlichkeiten wurden bis in das Märchenhafte übertrieben und die vielen ſchon ſeit 1814 verſuchten Verſchwörungen erſchienen als heldenmüthige Regungen des menſchlichen Gefühles gegen einen nichtswürdigen Unterdrücker.

Perthes hatte durch ſeinen in Cadix wohnenden Freund Böhl

von Faber die damals in Deutschland sehr seltene Gelegenheit erhalten, auch die Kehrseite der spanischen Zustände kennen zu lernen. Hier haben sich Hölle und Teufel verschworen, schrieb Böhl schon im Juni 1815 an Perthes, die jetzige spanische Regierung verhaßt zu machen und das vorige Chaos wieder herzustellen. Da der Spanier seine eigenthümliche Beharrlichkeit leider auch im Bösen behauptet, so sind die hiesigen Aufklärer (liberales) jetzt Anhänger Bonaparte's und Vertheidiger der mulattischen Republicaner in Amerika geworden. — Die gänzliche Zerrüttung der Finanzen bringt eine Stockung in dem gesellschaftlichen Getriebe hervor, heißt es in einem Briefe von 1816, die sich auf alle Zweige des Verkehrs erstreckt, und dennoch ißt die ganze Schar der königlichen Diener, ohne auch nur einen Heller Besoldung einzunehmen. Wie sich das Ganze noch zusammenhält, ist unerklärlich; dennoch scheint ein Umsturz unvermeidlich, nicht falscher Regierungsgrundsätze wegen, sondern aus Noth, die aber deshalb nicht weniger eine Regierung des Pöbels nach sich ziehen wird. Die Aussichten sind sehr trübe. Ihre Furcht, ausführliche Briefe von Ihnen an mich könnten in unrechte Hände kommen und mir Unannehmlichkeiten bereiten, hat durchaus keinen Grund. Diese Furcht gehört zu dem Lügengewebe, welches von den Aufklärern verbreitet wird, um den Katholicismus und mittelbar das ganze christliche System verhaßt zu machen. Kein Brief wird jetzt in Spanien geöffnet, ein jeder sagt frei, was er denkt, und neben einem Vertheidiger des herrschenden Systems finden sich hundert Ankläger; es gehört zum guten Ton, auf den König und die Geistlichen zu schimpfen, und einer meines Schlages ist rara avis. Alle Häuser wimmeln von verbotenen Büchern, aber noch ist keines von der Inquisition weggenommen. Was von tyrannischen Machtsprüchen, von Einkerkerungen und Tortur in Madrid verbreitet wird, sind Märchen, die nur beweisen, wie tief der Haß gegen Monarchie und Religion gewurzelt hat. Daß nicht völlig das Alte wiederkehren kann, sehe ich wohl, aber ich möchte doch etwas dem Alten Verwandtes und in keinem Falle das Neue von 1812. Wenn ich selbst, lediglich weil ich das Neue kennen lernte, wie es wirklich ist, zum Wunsche nach dem Alten geführt worden bin, warum sollten nicht auch die anderen denselben Weg gehen, und

wenn alles einmal hat zeitgemäß sein können, warum sollte nicht auch das Christenthum zeitgemäß werden? Lassen doch die Grenzen des Katholicismus einen sehr weiten Spielraum zu. — Von Politik mag ich nichts mehr sehen und hören, schrieb Böhl einige Monate später; ich werde immer unduldsamer, wenn ich sehen muß, daß aller Haß, der in des Menschen Brust Platz findet, sich in dem Auftreten gegen die Regierung erschöpft und der Abscheu gegen Unrecht und Laster schlaffer ist als je. Für unser entartetes Geschlecht ist Bonaparte wahrscheinlich zu früh aus der Geschichte abgetreten. — Meine Kunde von der Handlungsweise der Regierung, heißt es in einem Briefe vom October 1817, erstreckt sich insbesondere über Cadix und Andalusien, aber auch über ganz Spanien, und demzufolge versichere ich Ihnen abermals, daß die Inquisition nur dem Namen nach existiert. Die meisten Inquisitoren sind Liberale, die sich ihres Amtes schämen. Alle verbotenen Bücher können von jedermann gelesen und besessen werden, alle Reden sind in jeglicher Gesellschaft zulässig, nur nicht solche, welche die Mönche, die Inquisition, den Rosenkranz u. s. w. vertheidigen. Kurz, die Tendenz zur Aufklärung ist so allgemein und entschieden, daß die wenigen Anhänger des Alten schweigen und sich verstecken. Es steht Ihnen nun natürlich völlig frei, ob Sie mir glauben wollen oder dem politischen Journal und den Schiffscapitänen und spanischen Beamten, welche unter dem Vorwande, Menschen und Waaren vor der Inquisition schützen zu wollen, sich manche schöne Summe erpressen. — Im October 1818 waren die Besorgnisse bereits sehr gestiegen. Ueber die hiesigen inneren Verhältnisse kann ich Ihnen leider nichts tröstliches sagen; es ist ein wahres Wunder, wie das Gebäude noch so zusammenhält und wie bei dem gänzlichen Mangel an Sold den Truppen der Geduldsfaden nicht reißt. Der König wird am Ende nothgedrungen thun müssen, was er vielleicht anfänglich hätte freiwillig thun sollen. Unter einer anderen politischen Form wird man willig die Opfer bringen, gegen die sich jetzt nicht das Volk, aber jeder „Aufgeklärte" empört. Den Schreiern und Leitern ist nun einmal die Aufklärung inoculiert und die Krankheit muß ihre Stufen durchlaufen. Ob der Kranke sterben oder wieder genesen wird, bleibt die Frage.

In den erſten Tagen des Jahres 1820 brach die Revolution in Andaluſien, etwas ſpäter in Galicien, in Neucaſtilien und an allen Orten und Enden aus. Ferdinand VII. nahm im März die Conſtitution des Jahres 1812 an, hob die Inquiſition auf, ließ die Eingekerkerten frei, ſtellte die Preßfreiheit her und berief bald darauf die Cortes der wieder eingeführten Verfaſſung. Sie werden natürlich erwarten, ſchrieb Böhl von Faber am 4. April 1820, daß ich Ihnen etwas von unſerer neueſten Staatsumwälzung ſage. Wäre ich geſtimmt wie die Weiſen dieſer Welt, ſo würde ich lauter Unheil prophezeien, weil es in Frankreich damit ſo übel ablief, weil die Jacobinerbrut auch hier im Finſtern ſchleicht, weil das Volk ſo gar unreif iſt, und aus hundert andern Gründen. Ich erinnere mich aber, wie ſich die Weiſen beſonders in Beziehung auf Spanien ſtets ſo arg verrechnet haben, und nehme alſo grade das Gegentheil von dem allem an. Eben weil die Franzoſen die Freiheit misbraucht haben, glaube ich, daß die Spanier im ganzen die Grenzen der Mäßigung nicht überſchreiten werden; eben weil man in Frankreich die Jacobiner angeſtaunt hat, wird man ſie hier verachten und haſſen, ſobald ſie ſich in ihrer wahren Geſtalt zeigen; eben weil das Volk in politiſcher Hinſicht ſo gar roh iſt, wird es nicht eine Regierungsſucht fühlen, welche alle Regierung vernichtet. Es iſt unglaublich, welche Sinnloſigkeit für bürgerliche Freiheit ſogar bei den Aufgeklärt-ſein-wollenden herrſcht. Unter Conſtitution verſteht ein jeder die Befreiung von dem, was ihn beläſtigte. Mit eigenen Ohren habe ich gehört, wie der eine meinte, er brauche nun nicht mehr zu faſten; der andere, er könne jetzt ohne Geld Tabak rauchen; der dritte, es würden nun die alten Silberflotten wieder kommen. Was die Preſſen jetzt täglich Bogen für Bogen ans Licht fördern, iſt das elendeſte, ſeichteſte Gerede, ein Schwall tönender Worte ohne beſtimmten Sinn, aber auch ohne Ruchloſigkeit und mit der ausgezeichnetſten Achtung für den Charakter und die Perſon des Königs. Die Monarchiſchen fügen ſich jetzt willig in die Conſtitution, da ihr geliebter, ſchändlich verleumdeter König ſie angenommen und beſchworen hat, und die Liberalen lieben den König jetzt herzlich, weil er ihnen ihr Schoßkind wiedergegeben. Die Jacobiner bleiben, wills Gott, die kleine Minderzahl.

Der König hat ihnen durch Annahme der Constitution einen Strich durch die Rechnung gemacht. In Cadix genießen wir der vollkommensten Sicherheit und Ruhe.

Sobald die erste Kunde von dem Siege der Revolution nach Deutschland gelangte, wendeten alle Blicke sich dorthin, wo der große politische Zwiespalt nicht, wie in Deutschland, mit Worten, sondern mit Waffen, und zwar mit siegreichen Waffen ausgefochten war. Die spanischen Nachrichten haben gewaltig überrascht und große Freude erregt, vielleicht zu große, schrieb Falk aus Kiel am 26. März 1820 an Perthes. Wie es geht, wenn ein Volk reif zur Constitution ist und sie ihm dennoch vorenthalten wird, kann man freilich an diesem Beispiel lernen; aber bedenkt man, wie sehr die Constitution der Cortes ein Product der ultraliberalen Grundsätze ist, so läßt sich mit Sicherheit das Prognostikon für Spanien stellen, daß entweder das Königthum oder die Constitution zu Grunde gehen wird. — In Spanien trägt augenblicklich alles eine so herrliche, ideale Farbe, schrieb in denselben Tagen ein Freund aus Franken an Perthes, daß es schwer wird, die Hoffnung auf lange Dauer in sich zu erhalten. Doch vielleicht soll das edle, heldenmüthige Volk ein Beispiel für Europa werden! Die Liebe zum König, die große Mäßigung auf allen Seiten, der Umstand, daß man nicht in das Ungemessene strebt, sondern ein bereits festgestelltes Ziel in der Verfassung von 1812 besitzt, machen mir einigen Muth; für Europa sind die Folgen unberechenbar. — In uns beiden ist gewiß, schrieb Rehberg aus Hannover am 27. Mai an Perthes, ein gleich lebhaftes Interesse durch die unerwartetste und größte Begebenheit erregt, welche den denkenden Beobachter jetzt beschäftigt. Die Gährung in Spanien, der Ausgang dieses fast unbegreiflichen Ereignisses, die schleunige Entwickelung politischer Kräfte und Leidenschaften in einem so kräftigen Volke, welches uns bisher nur durch seine militärische Energie interessierte, das alles ist an sich selbst und vielleicht auch in seinen entfernten Folgen so wichtig, daß ich diese neuen Auftritte, die alles Große, was wir seit dreißig Jahren gesehen haben, in gewisser Rücksicht übertreffen, nicht vorübergehen lassen kann, ohne mich darüber, so viel als möglich ist, zu unterrichten. Ich kann mir wohl von niemand besseren Rath erbitten,

wie ich dieſes zu machen habe, als von Ihnen. Sie leben im Mittelpunkt der Verbindungen Deutſchlands mit Spanien, haben den jetzigen Miniſter Perez de Caſtro perſönlich gekannt und wiſſen gewiß von allem, was die Sache angeht, mehr als ich. Mich erfüllt die Art und Weiſe des Herganges mit Erſtaunen, da ſie alles, was man von dem Charakter ſüdlicher Nationen im Falle revolutionärer Bewegungen erwarten mußte, zu Schanden macht. Wie unbegreiflich groß iſt doch die Umwandlung, welche in dem Geſamtcharakter aller Nationen während unſerer Lebenszeit eingetreten iſt!

Im Juli 1820 kamen die neuen Cortes in Madrid zuſammen und blieben bis zum November verſammelt. Schon jetzt begann der Kampf, welchen die Anhänger der Verfaſſung einerſeits gegen den König und den Klerus, anderſeits gegen die jacobiniſchen Decamiſados zu führen hatten. Das Volk iſt froh, ſchrieb ein um dieſe Zeit aus Spanien zurückkehrender Bekannter, und liebt die Unruhe nicht; der König, ein gewöhnlicher Wüſtling, iſt ſelbſt für den Aberglauben zu gering; die Clubbiſten werden verachtet, die oſtenſiblen Häupter der Revolution gelten als unbedeutend, namentlich Quiroga; nur Riego ſoll ein Mann von Kopf ſein; die geheimen Häupter, denen man viel Talent zuſchreibt, wollen die Republik, aber ſchwerlich werden ſie das Volk hinreißen. — Je nach der eigenen politiſchen Anſicht wünſchten in Deutſchland die einen dieſer, die anderen jener Partei den Sieg. Der Grundirrthum des mir von Ihnen mitgetheilten Aufſatzes über Spanien, heißt es in einem Briefe an Perthes, liegt darin, daß das, was innere Nothwendigkeit iſt, als Zufall und Misgriff dargeſtellt wird. In Spanien iſt das Uebergewicht wirklich dort, wo es ſich jetzt zeigt, nemlich im Bürgerſtande. Adel und Kirche haben ſeit Karl V. ihre frühere Stellung zum Staate verloren. Warum haben ſie in der großen Bewegung ſeit 1808 keine Hand erhoben und keine Stimme geführt? Weil Erzbiſchöfe und Ordensgenerale in dem Vorzimmer Manuel Godoy's, des Friedensfürſten, um einen gnädigen Blick, um Beneficien und Einfluß gebuhlt, weil von allen den Hunderten der Granden keiner bei Mishandlung der Perſon und des Standes Selbſtgefühl genug beſeſſen hatte, um mit eigener Gefahr den elenden Günſtling vor die Klinge zu fordern, und weil die Beſten

ſchon viel zu thun glaubten, wenn ſie ſchweigend ſchmollten. Warum haben dagegen die Bürger in den Städten nicht verlernt, die Laſt des Krieges und der politiſchen Berathung auf ſich zu nehmen? Weil ſie ſelbſt durch Arbeit friſch und kräftig, durch ihre Gemeindeverfaſſung wach und ſich fühlend erhalten wurden, und weil ihre Vorſteher den Muth bewahrt hatten, unerſchrocken und einſichtsvoll das Recht der Gemeinde zu vertheidigen. „Wollen Sie wiſſen," ſagte Fivre zu Napoleon, „wie gut die Inſtitutionen ſind, die Sie geſchaffen haben, ſo verſuchen Sie dieſelben umzuſtoßen; die, welche keinen Widerſtand leiſten, taugen nichts." In Spanien haben Adel und Kirche alles dem Winke des Königs preisgegeben, die Städte aber nicht. Auf welcher Seite iſt nun „das große Organ der Lebenskraft des Staates?" Was wahres Leben hat, das erhält ſich ſelbſt lebendig; was Gelehrte erſt mit Mühe und nach der Theorie aufputzen und reſtaurieren müſſen, das iſt in ſich todt. Gewiß, es gab eine Zeit, in welcher das Leben der Staaten in dem Adel und in der Kirche lebte; aber auch in Ihrem Hamburg haben einſtmals Grafen regiert, und dennoch hat der Geiſt ſich jetzt auch dort andere Organe gebildet. Daß ſich das bürgerliche Element Spaniens in einem misverſtandenen Streben nach föderierter Provincialverfaſſung ausſpricht, leugne ich nicht, finde es aber ſehr erklärlich. Die Beſtandtheile, aus denen die ſpaniſche Monarchie ſich durch Erbſchaft und Eroberung gebildet hat, ſind nach Abſtammung, Sitte, Gemüthsart, Verfaſſung ſcharf genug geſchieden, um zu dem Verſuche zu reizen, ſich von der caſtiliſchen Herrſchaft zu befreien, die ihnen nie zu Sinn geweſen iſt und jetzt weniger als je, weil Caſtilien und Madrid ſich bei faſt allen großen Nationalangelegenheiten der letzten vierzehn Jahre nur leidend verhalten haben. Wenn Sie ſich nun noch daran erinnern, daß die ganze Richtung der Zeit unwiderſtehlich und aller Erfahrung zum Trotz auf die Republik hingewendet iſt, ſo werden Sie ſich nicht wundern, daß viele Spanier der Ueberzeugung ſind, eine neue Verfaſſung und eine alte Dynaſtie würden ſchwerlich zuſammen beſtehen können. Ich weiß mit Gewißheit, daß viele der Heftigſten die Conſtitution von 1812 nicht anders beurtheilen als wir; aber jenſeits der Conſtitution meinen ſie die Republik zu ſehen, ein Licht nach vorübergehen-

der Finſternis. Völlig unrichtig iſt die Behauptung, daß das ganze jetzige Streben der Spanier nur in den Städten ſich finde. Für den Süden mag es ſo ſein, aber in den nördlichen und öſtlichen Provinzen, wo das Eigenthum meiſtens theilbar und frei iſt, ſpricht ſich auch auf dem Lande die politiſche Bewegung lebhaft aus, obſchon ſie auch hier in den Städten am früheſten und ſtärkſten zum Ausbruch kommen mußte, weil in ihnen die Menſchen ſich am meiſten berühren und am leichteſten die Mittel und Wege zum Reden, Schreiben und Handeln finden. — Eben ſo wie Du habe ich den wärmſten Antheil an Spaniens Umwandlung genommen, ſchrieb Perthes einem Freunde. Iſt je eine Revolution als Nothwendigkeit eingetreten, ſo iſt es dieſe. Daß Soldaten ſie bewirkten, ſtörte mich nicht, weil ich die ſpaniſchen Soldaten für enger mit dem Volke verſchmolzen hielt als in irgend einem anderen Lande. Ich traute der Nation, die ſo herrlich ſich bewährt hatte, und baute auf ihr tiefes religiöſes Gefühl. Auch heute noch halte ich die Hoffnung feſt, daß ſie ſich durcharbeiten werde — aber es ſieht ſehr, ſehr ſchlimm aus. Was ich längſt ſchon hörte, aber nicht glauben wollte, iſt nur zu wahr. Die höheren Stände, ein großer Theil der Geiſtlichen nicht ausgeſchloſſen, kennen keine andere Lehre als die der franzöſiſchen Encyklopädiſten und der feineren Jacobiner. Ganze Schiffsladungen der Schriften von Rouſſeau, Voltaire, d'Alembert, Diderot gehen nach Spanien, werden vertheilt und werden verſchlungen. Die unüberlegte Aufhebung der Klöſter hat die Mönche, die Aufhebung der Kirchenzehnten die Weltgeiſtlichen zu Feinden des neuen Zuſtandes gemacht, und ein Bürgerkrieg ſcheint unabwendbar. Dazu nun die unglückſelige Conſtitution von 1812! Ohne feſte und kräftige Regierung iſt politiſche Freiheit nicht gedenkbar; in Spanien aber ſollen die Cortes und mehr noch ihr permanenter Ausſchuß mit und über der Regierung regieren. Ein Miniſter nach dem andern wird fallen und die Leitung Spaniens Schritt vor Schritt in ſchlechtere Hände kommen müſſen. Perez de Caſtro, der ſeiner Zeit ſelbſt den Entwurf der Verfaſſung hatte machen helfen, äußerte kurz bevor er von hier als Miniſter des Auswärtigen nach Madrid berufen ward, daß, um Spanien zu retten,

die Abänderung einiger Hauptſätze der Conſtitution unerläßliche Vorbedingung ſei.

Während in Spanien der Parteienkampf ſich einrichtete, ſiegte die Revolution in Portugal und erhob ſich in Italien. Der nördliche Theil der apenniniſchen Halbinſel war nach Vertreibung der Franzoſen zu kleineren Bruchtheilen unter Oeſtreich, öſtreichiſche Erzherzöge und den König von Sardinien vertheilt, der Kirchenſtaat aber und Neapel den alten Herrſchern wieder gegeben worden. Im Gegenſatz zu dieſer Zerſplitterung, zu der öſtreichiſchen Regierung und zu der armſeligen päbſtlichen und neapolitaniſchen Verwaltung hatte der ſchon zur franzöſiſchen Zeit hervorgetretene Bund der Carbonari von Neapel aus Kraft und Verbreitung gewonnen. Am 8. Juli 1820 mußte Ferdinand IV. die ſpaniſche Conſtitution von 1812 als Grundlage der Verfaſſung für das Königreich beider Sicilien anerkennen, und von nun an wurden in Piemont und in der Lombardei die Pläne weiter geführt, welche den Prinzen Karl Albert von Savoyen zum König von ganz Italien erheben ſollten.

Ich geſtehe Dir gerne, mein Italien liegt mir ſehr am Herzen, ſchrieb Graf Moltke an Perthes, und wäre ich Italiäner, ich wäre unter den Carbonari. Kann einer Nation verargt werden, wenn ſie von fremdem Einfluß und fremder Herrſchaft frei ſein will und, empört über eine Behandlung, wie Italien ſie nach der Vertreibung der Franzoſen erfuhr, ſich gegen ihre Dränger erhebt? Die Frage nach der Rechtmäßigkeit der Revolution ſcheint mir ziemlich gleichbedeutend zu ſein mit der nach der Rechtmäßigkeit des Sturmes oder des Erdbebens. Das bleibt gewiß, kein Volk revolutioniert, weil es will, ſondern weil es muß, und das Muß liegt für Italien erkennbar vor. Jahrhunderte hatten die Italiäner wie das Murmelthier den Winter verſchlafen und die ihnen übrig gebliebene kränkelnde Kraft in kraftloſen Sonetten verbraucht; man muß ſich freuen, wenn ſie aufſtehen, in dem Wunſche, wieder etwas zu ſein in der Geſchichte. — Die Entwickelung des Prologs zu einem neuen, großen Trauerſpiel beginnt, ſchrieb Perthes um dieſelbe Zeit; welche Wendung und Richtung das merkwürdige Ereignis nehmen wird, weiß niemand. Betrachte ich die neapolitaniſche Revolution nicht als einzelnen Act eines größeren

Drama, ſondern als ein Stück für ſich, ſo erſcheint ſie mir als halbwahnſinnig. Ein Staat, der nur ein ſehr beſchränktes Territorium, aber eine Hauptſtadt von etwa 400,000 Einwohnern hat, von denen ein ſehr großer Theil müßig auf den Straßen liegt; dann Calabrien, voll wilder Bewohner, faſt im Urſtand Nimrod's; dann Sicilien mit ſeinem nach altem Herkommen feſt vertheilten Lande, ſo wichtig als das ganze übrige Königreich und doch durch Sitte und See von dieſem ſcharf getrennt: wie ſollten da die verſchiedenen Naturen, Gewohnheiten, Verhältniſſe und Anſprüche zu einem gemeinſamen Volks- und Staatsintereſſe vereinigt werden können! Eine geſetzgebende Verſammlung ſollte das bewirken? Nimmermehr. Die neue Gewalt, Majorität der Stimmen genannt, würde als furchtbarer Tyrann alles Recht, alle Freiheit, alles Heilige vertilgen, und nun dazu die fremde ſpaniſche Conſtitution von 1812! Aber die neapolitaniſche Revolution iſt auch gewiß nicht für Neapel gemacht, ſie iſt ein erſter Schlag an die Sturmglocke, welche die Carbonari für ganz Italien ziehen wollen, und das verändert die Sache. Nur Gott kann Richter ſein über die Männer, die vielleicht Großes und Gutes für ihr geſamtes Vaterland wenigſtens wollten. Wer unter uns, der 1813 bis 1815 lebte und den Geiſt und das Streben ſeit 1806 in ſich aufnahm, wollte einen Stein aufheben! Der Italiäner hat ſo gut wie der Deutſche ſein Nationalrecht und hat den Anſpruch, auf eigene Hand nach eigener Art zu leben. Sind auch die öſtreichiſchen Fürſten ſchon ſeit Jahrhunderten keine Fremden für Oberitalien, ſo ſcheint es doch, als ob Oeſtreich verſäumt habe, nach italiäniſcher Lebensart zu regieren. Dieſe Verſäumnis iſt, nachdem einmal die eiſerne Krone den Italiänern wieder ins Gedächtnis gerufen war, um ſo unverzeihlicher, als die öſtreichiſche Monarchie nicht durch eine gemeinſame Nationalität, ſondern durch einen gemeinſamen Monarchen zuſammengehalten wird, alſo keinen Grund hat, Italiänern, Ungarn und Slaven ihr nationales Leben zu verkümmern. Jetzt aber, nachdem Neapel den erſten Schritt für ganz Italien gethan hat, bleibt für Oeſtreich nichts übrig als die traurige Nothwendigkeit, mit den Waffen entgegen zu treten. Denn ſo gutmüthig iſt wohl niemand, zu glauben, daß ſich die Carbonari durch irgend eine der Lombardei ge-

währte Verfassung in der Verfolgung ihrer Pläne aufhalten lassen würden.

Auch in Italien machte die von Westen nach Osten Südeuropa durchziehende Revolutionsbewegung nicht Halt. Im Frühjahr 1821 brachte das Zusammentreffen verschiedenartiger Umstände den schon seit Jahrzehenden vorbereiteten Aufstand der Griechen gegen das brutale türkische Joch zum Ausbruche. Unter Alexander Ypsilanti's Führung kam die Moldau und Walachei in Bewegung, und im Peloponnes, in Attika, auf den Inseln des Archipelagos begann der furchtbare Vernichtungskampf zwischen Griechen und Türken. Durch ganz Europa ging der Ruf von den Kriegsthaten der Griechen und von den barbarischen Qualen, die der Sultan, wo er konnte, über sie verhängte. Die Erhebung der Griechen wurde von allen freudig begrüßt, welche jede Revolution, schon weil sie Revolution war, für Glück und Gewinn hielten; aber weil in Griechenland zugleich der Nachkomme der Hellenen gegen den Osmanen und die wenigstens vorausgesetzte Bildung gegen die völlige Barbarei, weil der gequälte Mensch gegen seinen Peiniger und der mishandelte Christ gegen den brutalen Mohammedaner aufstand, vergaßen auch die entschiedensten Gegner der Revolution, daß die Griechen gegen ihren hergebrachten Herrscher die Waffen kehrten, und wünschten ihnen Glück und Erfolg. Bei dem ersten Beginne des Kampfes war überdies die Meinung, daß Kaiser Alexander denselben hervorgerufen habe, sehr allgemein verbreitet und führte den Griechen manchen Lobredner zu, der ihnen außerdem wohl fern geblieben wäre. Regte doch selbst in den russischen Ostseeprovinzen die Theilnahme sich mit aufflammender Begeisterung.

Ich habe es nie für möglich gehalten, einen Krieg mit Inbrunst zu wünschen, schrieb ein kurländischer Edelmann im Mai 1821 an Perthes; jetzt aber ist es der Fall. Nun darf die heilige Allianz wohl rufen: Hic Rhodus, hic salta! Weh über die Engländer, welche in Neapel der liberalen Partei so viel zu Gute hielten und jetzt die armen Griechen der Barbarei wilder Horden preisgeben! Wo sind nun die lauten liberalen Stimmen, warum werden sie jetzt nicht laut? Sie schweigen, weil, mag Griechenland siegen oder unterge-

hen, für ſie kein Gewinn daraus hervorgeht, weil in Hellas nicht der Jacobiner kämpft, um die Herrſchaft zu gewinnen, ſondern die Menſchheit, um den Druck eines furchtbaren Tyrannen abzuſchütteln. Egoismus treibt die feigen Seelen der Deutſchen wie der europäiſchen Liberalen überhaupt. Die Zeit iſt groß und zugleich wie klein! Sie fliegt und kriecht zugleich; ſie iſt ein Heimchen, das Schwingen hat, um hinter dem Ofen Lärm zu machen. So Gott will, wird es unſer herrlicher Alexander ſein, der zum zweitenmale den Knoten, welcher die Bande gequälter Völker zuſammenhält, mit dem gerechten Schwerte zerhaut. Wäre nicht das Alter in jedem meiner Glieder, ſo ging ich mit in den heiligen Kampf.

Der Vorwurf der Theilnahmloſigkeit, welcher den Deutſchen in dieſem Briefe gemacht ward, entbehrte jedes Grundes. Obſchon Oeſtreich bald ſeine Häfen für alle, die den Griechen zu Hilfe ziehen wollten, verſchloß, und in Preußen, Baiern, Sachſen jede öffentliche Kundgebung polizeilich ſtreng unterſagt ward, ſo bildeten ſich dennoch für ganz Deutſchland Vereine, welche Geld ſammeln, Waffen ankaufen und Krieger ausrüſten und nach Griechenland ſenden wollten. Perthes hatte, noch bevor er von dieſen Vereinen die dringende Aufforderung erhielt, Hand ans Werk zu legen, zwar keinen Verein für Hamburg und Norddeutſchland zu gründen verſucht, aber nicht unbedeutende Summen zuſammengebracht und manchen ehrenwerthen Officier, unter andern einen Oberſten mit ſeinen drei Söhnen, nach Marſeille und Livorno oder wenigſtens bis München fortgeholfen. Die Angelegenheit der Griechen beſchäftigt Sie, wie es ſcheint, ſehr lebhaft, ſchrieb im Juli 1821 ein den Widerſpruch liebender Freund an Perthes; mich gar nicht. Ich kann die geſchichtlich beglaubigte Anſicht nicht los werden, die einzige, die mir nicht ganz fremd iſt. Von dem erſten Auftreten an in der alten Geſchichte hat dieſes geiſtreiche, hochbegabte Volk gezeigt, daß es, ähnlich wie die Franzoſen der neuen Zeit, alles beſitzt, was einem ehrlichen Manne zu wünſchen wäre, aber nichts von dem, was einen Mann ehrlich macht. Den Griechen iſt nicht erſt in ihrem jetzigen Zuſtande der Erniedrigung und Verwilderung, ſondern ſchon in der Zeit ihres höchſten Glanzes und Ruhmes der Sinn für Treue und Recht, für Dankbarkeit und

Billigkeit fremd, ja lächerlich gewesen. Für die alte Zeit übernimmt Thucydides statt meiner die Beweisführung; die Zeit des muthwillig herbeigeführten Römereinflusses, die Greuel des byzantinischen Kaiserthums sind an sich selbst Beweises genug, und nun die griechischen Kirchenversammlungen! Kirchenversammlungen finden überhaupt keinen Lobredner an mir, aber die des Abendlandes, besonders die der hochherzigen Gothen und Spanier tragen doch das Gepräge der Majestät und des Ernstes, mitunter sogar des Wohlwollens und der Billigkeit. Die Männer, die sich hier versammelten, eiferten zwar auch und irrten mehr als billig, sie eiferten aber aus Unverstand und beriethen sich doch wie Männer, die vor Gott stehen und nach ihrem Gewissen handeln. Wie ganz anders dagegen waren die griechischen Kirchenversammlungen! Welch ein Misbrauch der Verwünschungen und Verfluchungen bei den gleichgiltigsten Ketzereien, welch Geschrei, welche Ungeduld, welcher schnelle Wechsel des Verdammens und des Billigens, und unter Patriarchen, Erzbischöfen und Bischöfen welch ein wechselseitiges Mishandeln, welch ein Trampeln, Treten und Balgen, welches an seinen ungezogenen Buben mit schimpflicher Züchtigung zu bestrafen, jeder Dorfschulmeister für Pflicht halten würde! Und nun die Zeit der Türkenherrschaft! Kommen denn etwa die Leiden der Moldau und Walachei von den Türken? Nein, sie kommen von der nichtswürdigen Erpressung der griechischen Fürsten, von den unersättlichen Fanarioten, die nun einmal verfassungsmäßig in dem Besitze sind, das arme Land auszusaugen. Große Rechte hatte der Eroberer Konstantinopels, Mahommed II., dem griechischen Patriarchen für sich und seine Kirche bewilligt und die Türken haben Treu und Glauben gehalten, aber die schmutzigen Griechen, treulos unter sich wie gegen andere, haben einer den andern überboten, um zur Patriarchenwürde zu gelangen, und die Türken überredet und gezwungen, sie zum Gegenstande des Wuchers zu machen. Die Griechen haben viel gelitten, aber gewiß nicht mehr, als sie verdient haben; nun werden sie frei werden, etwas früher oder später, aber sie werden diese Freiheit schändlich misbrauchen, oder — zweimal zwei ist nicht mehr vier. Weder für solche Christen noch für solche Menschen kann ich mich begeistern.

Dieſe damals ſehr vereinzelt ſtehende Stimme hatte freilich auch ihre Wahrheit, aber ſie konnte Perthes nicht veranlaſſen, in ſeiner Thätigkeit nachzulaſſen, welche bald genug ihn auch mit der Schattenſeite jener damals allgemein in Deutſchland herrſchenden Griechenbegeiſterung bekannt machte. Abenteurer hohen und niederen Standes, Männer, die beinahe ſchon Greiſe, und Jünglinge, die beinahe noch Kinder waren, wollten ihr Glück in Griechenland verſuchen und drängten ſich in unglaublicher Menge auch an Perthes heran; der eine wollte Rock und Stiefel, der andere Geld und Empfehlungen, und leider nur zu bald zeigte ſich, daß ein ganz anderer Grund als Begeiſterung für Griechenland die meiſten trieb. Die größte Vorſicht ward zur Pflicht; Betrüger mußten erkannt und junge leichtſinnige Leute vom frühen Untergange gerettet werden. Da Eure Hochgeboren ſo außerordentlichen Einfluß auf hohe und höchſte Perſonen beſitzen, ſchrieb Perthes einem vornehmen Vagabunden, ſo wäre mein Rath, daß Sie ſich an den Kaiſer von Oeſtreich oder Kronprinzen von Baiern, bei denen ſie immer freieſten Zutritt haben, oder an ihren vorzüglichen Gönner Grafen Wrbna oder an ihren intimen Freund Miniſter Wangenheim oder an die anderen Könige, Miniſter und Generale, die Sie nennen, wenden möchten, und nicht an mich, der ich Bürger und Buchhändler zu Hamburg bin. — Die Griechen begehren, ſchrieb er einem anderen, keine Soldaten, ſondern nur erfahrene Officiere von der Artillerie oder vom Geniecorps; das ſagen alle Briefe, die ich von unterrichteten Männern habe. Sie aber, junger Freund, ſind nicht von der Artillerie und auch wohl nicht von Genie; bleiben Sie ruhig zu Hauſe, rathe ich Ihnen, und ſuchen Sie etwas Tüchtiges zu lernen. — Als eine für die Griechen begeiſterte wackere Frau, deren gutmüthiger aber unbedeutender und unbeſonnener Sohn nach Griechenland ziehen wollte, ſich um Rath an Perthes wendete, antwortete dieſer: Sie ſcheinen die Sache der Griechen für eine ſo große und heilige zu halten, daß ihr gegenüber jedes nähere Verhältnis, jede nähere Verpflichtung alles Recht verliere; ich aber muß Ihnen ſagen, daß die Pflicht der Mutter, ihren Sohn vor dem ſittlichen Untergang zu bewahren, und die Pflicht des Sohnes, für ſeine verwitwete Mutter, und die des Bruders, für ſeine

vaterlosen Schwestern zu sorgen, größer und heiliger ist selbst als die Pflicht gegen das deutsche Vaterland, und nicht von diesem, sondern von Griechenland ist hier die Rede. So weit sind wir doch noch nicht in der allgemeinen Verbrüderung gekommen, daß uns jeder entfernte Punkt Europa's als vaterländisch gelten könnte. Versuchen Sie es einmal, dem Mutterherzen das wahrscheinliche Geschick des Sohnes, wenn Sie ihn ziehen lassen, deutlich zu machen. Zu den Griechen soll er. Gelangte er wirklich bis dahin, so würde er ohne hinlängliche Geldmittel, ohne Kenntnis der Sprache und Landesart, ohne militärische Kenntnisse in dem fremden Lande eintreffen. Ich will aber von den Officieren und Kameraden, mit denen er dort zu thun hätte, ich will von Schlachten und Gefechten, von Verstümmelung und Sklaverei nicht reden; denn ich glaube, daß er, auch wenn Sie ihn gehen lassen, so wenig zum Kampfe mit den Türken als zur Kameradschaft mit den Griechen kommen wird. Gesetzt, wir befördern ihn wirklich nach Marseille, so wird er dort im heißen Lande vielleicht noch Monate lang müßig und ohne Familienhalt inmitten von Verlockungen aller Art auf die Abfahrt eines Schiffs warten müssen; geht er zu Schiff, so wird seine Gesellschaft aus alten und jungen Glücksrittern bestehen, die ganz Europa nach Griechenland sendet, und er wird geistig und körperlich untergegangen sein, bevor er einen Griechen oder Türken zu Gesicht bekommt. Diesem allem diesen jungen Menschen aussetzen heißt ihn ins Feuer werfen oder in den Schlamm treten, und nimmermehr kann es, wie Sie schreiben, die heiligste Pflicht für eine Mutter sein, ihren einzigen Sohn nach Griechenland zu schicken.

Während unter denen, die für Griechenland redeten und schrieben, sammelten und versammelten, vielen das Mittel wichtiger war als der Zweck, die vergrößerte Aufregung in Deutschland wichtiger als die verstärkte Hilfe für Griechenland, geriethen gegen Ende des Sommers 1821 auch die deutschen Regierungen dem lärmenden Treiben gegenüber in größere Unruhe. Da demzufolge die Polizei mit ängstlicher Strenge die Bewegung zu überwachen begann, stieg der Reiz, dieselbe ihr zum Trotz fortzusetzen. Sehr viele Griechenfreunde gefielen sich darin, als Demagogen zu gelten, und die Bewe-

gung für die Griechen ward eine Bewegung gegen die eigene Obrigkeit; immer unreinere Elemente mischten sich ein, die in feiger Heimlichkeit sich freuten, die Behörden zu hintergehen und das Volk aufzureizen. Von nun an liefen Briefe bei Perthes ein, in denen bald um Unterstützung, aber unter Verschweigung des Namens, bald um Beförderung von Briefen, aber mit größter Vorsicht gegen die Behörden, bald sogar um Besorgung falscher Pässe, die ja in Hamburg nicht schwer halten könne, gebeten wurde. Zumuthungen dieser Art standen mit Perthes' Charakter in schroffem Widerspruch und wurden von ihm mit derben Worten zurückgewiesen. Mir ist, antwortete er einmal, die Angelegenheit der Griechen nach wie vor wichtig und werth, aber ich weiß auch, was ich dem eigenen Vaterlande und seiner Ordnung schuldig bin. Jetzt wird aufgerufen, angefeuert und in Bewegung gesetzt, was nur irgend aufzurühren ist; ob dieser oder jener von guten oder schlechten Beweggründen geleitet ward, darauf wird wenig oder gar keine Rücksicht genommen. So stehe ich aber nicht. Nie werde ich über Bedenklichkeiten gegen Personen und Mittel hinwegsehen; finde ich einen rechtlichen und erfahrenen Officier, der nach Griechenland will, und kann ich ihm mit Rath und That behilflich sein, so soll es mich freuen, aber an dem allgemeinen Lärm kann und will ich keinen Theil nehmen.

Die heilige Allianz in ihrem Verhältnisse zu den südeuropäischen Revolutionen.

1820 und 1822.

Nachdem die Revolution das südliche Europa ergriffen und das nördliche zum größten Theil als Anhänger und Bewunderer gewonnen hatte, wurde ein gemeinsames Auftreten der europäischen Großmächte gegen den gemeinsamen Feind von den einen gefürchtet, von den anderen gehofft, von allen aber mit Sicherheit erwartet. Alle Vergleiche unserer Zeit mit den Wendepunkten in der Geschichte einzelner

Völker und einzelner Jahrhunderte sind viel zu kleinlich; schrieb damals Perthes; nur dann wird man die unermeßliche Bedeutung dieser Jahre ahnen können, wenn man erkennt, daß unser ganzer Welttheil sich in einer Uebergangszeit befindet, in welcher die Gegensätze eines vergehenden und eines kommenden halben Jahrtausends zusammenstoßen. Alle romanischen Völker in Europa, Portugiesen, Spanier, Franzosen, Italiäner, sind in wilder Bewegung; alle slavischen Völker dagegen stehen als ein einziges Ganzes regungslos da wie ein eherner Koloß. In der Mitte zwischen beiden sind die germanischen Völker, geistig wild bewegt wie die Romanen, politisch regungslos wie die Slaven. Während die drei großen Völkerfamilien scharf gezeichnet und geschieden einander gegenüber stehen, sind dennoch alle Grenzen der Nationalitäten durchbrochen wie in keiner früheren Zeit der neueren Geschichte. Die Staatsgrenzen umschließen verschiedene und zerschneiden dieselben Nationalitäten; die Colonien reißen sich los, außereuropäische Völker treten ein in den Staatenverkehr und alle Länder und Nationen der Erde sind sich durch die Beschleunigungsmittel der Communication, durch den Austausch mechanischer Fertigkeiten und durch die Gemeinsamkeit der wissenschaftlichen und literarischen Thätigkeit unglaublich nahe gebracht. Alles Bedenkliche und Gefährliche greift durch ganz Europa innig ineinander; überall tauchen die unberechtigten Meinungen und Strebungen in gleicher Weise auf, überall sind die Leidenschaften gleich wild entflammt. Während das Auseinanderwollen der scharf geschiedenen Nationalitäten und das Zueinanderwollen der gleichen Interessen und Leidenschaften aller Nationen sich wie zwei gewaltige entgegengesetzte Strömungen brausend und wirbelnd begegnen, während alle politischen Kräfte der Erde durcheinander wühlen und arbeiten wie nie zuvor, fehlt jede gemeinsam ordnende und leitende Macht in der Geschichte. Die Weltherrschaft des alten Roms, das geistliche und weltliche Doppelregiment des Mittelalters, das System des Gleichgewichts der letzten Jahrhunderte, das alles ist verschwunden und unsere Zeit soll den Ersatz für das Verschwundene finden. Wir aber, mein lieber Freund, werden die Lösung der Aufgabe nicht mehr sehen; denn fühle an Dein Haupt, es ist Abend für uns geworden.

Nach dem Sturze Napoleon's war die Nothwendigkeit einer einheitlichen Macht, welche von Europa als Lenker und Ordner der europäiſchen Verhältniſſe anerkannt ward, ſehr allgemein gefühlt worden. Geleitet von dieſem Gefühle, hatten Rußland, Oeſtreich und Preußen im September 1815 die heilige Allianz geſchloſſen; ſie wollte für die Beherrſchung der einzelnen Staaten und für den Verkehr der Staaten untereinander keine andere Vorſchrift als die der chriſtlichen Religion angewendet wiſſen; Gerechtigkeit, Liebe und Frieden ſollte auf der Erde ſein, Gott als der einzige Souverän, alle Menſchen als Brüder und die Könige als die von Gott zur Leitung der großen chriſtlichen Familie auserleſenen Väter gelten. Rußland, Oeſtreich und Preußen glaubten das Recht und die Pflicht in ſich zu tragen, dieſe neue Ordnung der Dinge herbeizuführen, und forderten die übrigen europäiſchen Staaten zur Theilnahme auf. Fünf Jahre ſpäter ſahen freilich nur wenige in der heiligen Allianz die politiſche Inſtitution, welche das ſchwer bedrohte Europa vor dem Untergang bewahren könne. Wohl tritt mir die Idee der heiligen Allianz vor Augen, ſchrieb Perthes 1821; aber obſchon aus dem ſuchenden Geiſt der Zeit entſprungen, iſt ſie dennoch allen wirklichen Verhältniſſen weit vorausgeeilt und deshalb ohne Wahrheit und ohne Kraft. Ein Rath der europäiſchen Könige, der in freier Verſtändigung die großen Geſchicke berathet und die auftauchenden Störungen ausgleicht oder beſeitigt, iſt ein vor Gott und vor den Menſchen wohlgefälliger Gedanke; aber dieſer Rath darf nicht ein Rath der Fürſten zur Erhaltung und Vergrößerung der fürſtlichen Rechte ſein, ſondern ſetzt Fürſten voraus, die nicht ſich, ſondern ihre Staaten vertreten und in feſter, verfaſſungsmäßiger Weiſe ihren Völkern eine Obrigkeit ſind. Weil wir ſolche Fürſten noch nicht haben, können wir auch einen ſolchen Fürſtenrath nicht haben, und es werden noch viele große politiſche Fragen aufgeworfen werden, welche durch Zufall, Willkür und Gewalt ihre Antwort erhalten, bald von den Fürſten und bald von den Völkern.

Die religiöſe Färbung der heiligen Allianz war wenige Jahre ſchon nach ihrer Gründung in den Hintergrund getreten, aber auf dem Aachener Congreß ſchloſſen am 15. November 1818 die fünf

Großmächte eine Union, welche künftig mit Ausschluß jedes einseitigen Eingreifens der einzelnen Regierungen alle Angelegenheiten ordnen sollte, von denen eine Gefährdung des europäischen Friedens und der europäischen Ordnung gefürchtet werden konnte. Es fragte sich nun, ob die heilige Allianz in dieser neuen Gestalt den Beruf und die Kraft besitze, die Verwickelungen zu lösen, in die Europa durch die Revolutionen des Südens gerathen war. Ein sehr unterrichteter mithandelnder Freund sprach seine Ansichten hierüber in folgender Weise gegen Perthes aus: Als Rußland, Preußen, England und Oestreich durch ihre engere Verbindung die Weltherrschaft Napoleon's beendet hatten, gedachten sie gemeinschaftlich dieselbe Gewalt über Europa zu üben, welche bisher von Napoleon besessen war. Sie betrachteten sich als Erben seines Schwertes, und wenn sie in der ersten religiösen Dankbarkeit einander gelobten, dasselbe nicht als Gottesgeisel, sondern als Hirtenstab zu gebrauchen, so blieb das Schwert dennoch ein Schwert, dessen Misbrauch das übrige Europa zu fürchten hatte. Auch die mehr republicanische Form des neuen Weltregiments ließ die Gefahren der Oligarchie nicht übersehen, und wenn in allen politischen Verhältnissen die Zeit auf repräsentative Formen hindrängte, so mußten die Staaten zweiten und dritten Ranges auch wohl begehren, bei der Leitung Europa's repräsentiert zu sein. Nur sehr wenige Regierungen haben sich zu irgend einer Zeit das neue Regiment der vier Mächte als ein dauerndes gedacht und an dessen Befestigung mit Neigung und Vertrauen gearbeitet. Zusammengehalten wurde die Quadrupelallianz wesentlich nur durch die Nothwendigkeit, mit vereinten Kräften jeden neuen Versuch Frankreichs, sich zum Gebieter Europa's zu machen, sofort vereiteln zu können; Frankreich aber wurde nicht nur von Monat zu Monat weniger gefährlich, sondern trat auch auf dem Aachener Congreß in die Verbindung ein, welche dadurch ein ganz fremdartiges Element in sich aufnahm, dessen Verschmelzung um so schwieriger war, als die übrigen Kräfte bisher feindlich gegen dasselbe gewirkt hatten und eine feindliche Richtung praktisch auch dann noch längere Zeit fortzudauern pflegt, wenn sie theoretisch aufgegeben ist. Um die Allianz nach dem Zutritte Frankreichs gleich einig und stark zu erhalten, hätte es eines

gemeinſamen Zweckes bedurft, welcher an die Stelle des bisherigen Ankämpfens gegen das gefürchtete Uebergewicht Frankreichs treten konnte. Da nun ein ſolcher neuer gemeinſamer Zweck ſich nicht fand, ſo mußte die Verbindung aus Mangel an gemeinſamem Nahrungsſtoff ſich lockern und jedes Glied derſelben ſuchte ſein Einzelintereſſe zu dem Lebensprincipe der Gemeinſchaft zu machen. Die beſonderen Intereſſen der einzelnen großen Mächte aber gingen weit auseinander. Oeſtreich will und muß bei der Lage ſeines eigenen Innern die große Allianz als ein Mittel gebrauchen, um überall die Dinge auf demſelben Punkte zu erhalten, auf welchem ſie ſeit 1815 ſich befinden. Preußen ſucht in der Allianz das Mittel, in Europa als Großmacht zu zählen, wird aber, ſo lange es den Zwieſpalt in ſeinem eigenen Innern nicht beſeitigt, nur als ein Anhang Oeſtreichs und Rußlands in Betracht kommen. Rußland hat wohl von allen Theilnehmern das größte Intereſſe an der Fortdauer der Allianz. Das Culturbedürfnis ſeiner ungeheuren Maſſen drängt zur engſten Verbindung mit Europa, aber Rußlands Verbindung mit Europa kann nur als Einfluß, nur als Macht über Europa ſich äußern; den Mangel geiſtiger Ueberlegenheit und geiſtigen Einfluſſes will es durch die Größe ſeiner materiellen Macht aufwiegen. Die unmittelbare und augenblickliche Theilnahme an den Reibungen, welche das gebildete Europa in ſeinen kleineren Beſtandtheilen fortwährend veranlaßt, wird aber für Rußland durch die geographiſche Entfernung erſchwert; ſeine Anſicht und ſein Rath kann in der Regel erſt dann vernommen werden, wenn die Umſtände ſich ſchon wieder verändert haben. Rußland ſucht daher die ihm unmögliche unmittelbare Theilnahme durch einen mittelbaren Einfluß zu ergänzen und ſieht in der großen Allianz vor allem den Weg zu dieſem Ziele. Fortwährend hat es geſtrebt, auf die eine oder die andere der Mächte einen näheren und beſtimmteren Einfluß zu gewinnen, damit dieſe ſich nicht ohne Anfrage entſcheide und jeden definitiven Entſchluß einſtweilen aufhalte. Welchen Gang die Sachen in Europa nehmen, iſt für Rußland bei ſeiner noch immer abgeſchloſſenen Lage in den meiſten Fällen verhältnismäßig gleichgiltig; ob z. B. in dieſem oder jenem Lande eine repräſentative Verfaſſung beſteht oder nicht, iſt für Oeſtreich von großer, für Rußland

dagegen von sehr geringer Bedeutung; aber alles kommt ihm darauf an, daß es bei allem mit dabei sei. Daraus erklärt sich wohl die oftmalige scheinbare Inconsequenz der russischen Bevollmächtigten, wenn es sich um Feststellung von Einzelheiten in den europäischen Angelegenheiten handelt. Ganz anders ist Englands Lage. England hat von Anfang an die Allianz nur als Mittel zu einem scharf bestimmten einzelnen Zweck betrachtet: der Alleinherrscher über den Continent sollte niedergeworfen und eine Garantie gegeben werden, daß Frankreich nicht wieder einen ähnlichen Versuch wie 1815 mache, die europäische Gewalt an sich zu bringen. In demselben Grade, in welchem das Bedürfnis nach der Fortdauer einer solchen Garantie sich verminderte, ist für England die große Allianz, deren es zu keinem anderen Zwecke bedarf, gleichgiltig geworden. So lange sie besteht, wird England die Nothwendigkeit erkennen, sich an ihr zu betheiligen, aber es wird sich ihrer Auflösung nicht widersetzen, ja vielleicht dieselbe begünstigen, um freiere Hand zu haben, die eigenen, zu allem ausreichenden Kräfte für sein eigenes Interesse, welches nicht immer mit dem des Continents zusammenfällt, zu verwenden. Frankreich endlich sah sich anfangs genöthigt, sehr leise und nachgiebig in der Allianz aufzutreten, um die historisch gewordene ihm feindliche Richtung der anderen Großmächte allmählich untergehen zu lassen. Obschon Frankreichs europäischer Einfluß nach Besiegung Napoleon's einige Jahre ruhte, ist es dennoch seiner ganzen historischen Stellung nach eine Macht, welche, um einen Platz unter den Großmächten zu behaupten, nicht wie Preußen zu fortwährender Nachgiebigkeit genöthigt ist. Frankreich betrachtete die Allianz als eine Handhabe, die eigene Stellung wieder aufzurichten, und wie der Kranke seine Krücke fortwirft, sobald er auf eigenen Füßen stehen kann, zeigt sich Frankreich geneigt, sich einer Allianz zu entledigen, die ihres Ursprunges wegen allen Parteien Frankreichs widerwärtig ist. Faßt man alle diese sehr bedeutenden Veränderungen ins Auge, welche seit der Besiegung Napoleon's in der Stellung der großen europäischen Mächte eingetreten sind, so wird man nicht glauben können, daß die heilige Allianz oder deren Aachener Fortsetzung berufen und befähigt sei, den Ereignissen in Südeuropa entgegen zu treten.

Oeſtreich hegte darüber keinen Zweifel, daß die Revolution in Neapel mit den Waffen niedergeworfen werden müſſe und könne. Es war entſchloſſen, ſeine Truppen einrücken zu laſſen, aber es wünſchte dieſen Schritt wo möglich in Folge eines gemeinſamen Beſchluſſes der Großmächte thun zu können. Die heilige Allianz diente ihm hierzu als Handhabe. Mit ausdrücklicher Bezugnahme auf das Schlußprotokoll der Aachener Berathungen erließ Fürſt Metternich im Spätſommer 1820 die Einladung zu europäiſchen Berathungen an die großen Höfe und verſuchte auf dem Congreſſe zu Troppau im October und November 1820 ganz Europa zum Kampfe gegen die Revolution, wo und wie ſie ſich auch zeige, in ähnlicher Weiſe wie früher gegen Napoleon unter die Waffen zu bringen; aber ſein Vorhaben ſcheiterte an dem Widerſtande Englands, welches jede fremde Einmiſchung in die inneren Angelegenheiten unabhängiger Staaten für unzuläſſig erklärte und dadurch namentlich auch die deutſchen Regierungen zweiten Ranges von der Furcht befreite, durch die Truppen Oeſtreichs und Preußens unter dem Vorgeben des Kampfes gegen die Revolution beſetzt zu werden. In Troppau ſcheint, ſchrieb am 20. November 1820 ein unterrichteter Mann an Perthes, ſchon Waſſer ins Feuer gegoſſen zu ſein, vorzüglich von Seiten Englands und Frankreichs. Wenigſtens iſt man, wie ich ſicher weiß, in München, Stuttgart und Karlsruhe ſo weit beruhigt, daß die beabſichtigte Gegenzuſammenkunft in Würzburg jetzt für überflüſſig gehalten wird. Vielleicht war die Entwerfung dieſes Projects doch nöthig, grade um deſſen Ausführung überflüſſig zu machen. — Ungeachtet des Widerſtrebens Englands unterzeichneten aber die Bevollmächtigten von Oeſtreich, Preußen und Rußland die Erklärung, mit vereinten Kräften die in ihrer Entwickelung begriffene revolutionäre Gewalt bekämpfen zu wollen.

Einige Monate ſpäter, im Januar 1821, trat in Laibach ein neuer Congreß der fünf Großmächte zuſammen. Zu dieſem war auch der König von Neapel beſchieden. Er ſtellte ſich ein und ward mit Ehren überhäuft, aber ſein Miniſter des Auswärtigen, Herzog di Gallo, ward von den öſtreichiſchen Behörden in Görz zurückgehalten und unter polizeiliche Aufſicht geſtellt. Ueber Neapel und Laibach kann ich Ihnen, heißt es in einem Briefe an Perthes vom 17. Januar 1821,

nur wenig gewiſſes mittheilen. Es ſcheint, als wollte man dieſe Sache grade ſo wie 1815 die franzöſiſche Angelegenheit behandeln. Man zieht zwiſchen Bonaparte's Militärrevolution und der Revolution der Minichini und Pepe, zwiſchen Ludwig XVIII. und Ferdinand IV., zwiſchen Gent und Laibach eine Parallele und möchte hieraus Wiedereinführung des Königs mit gewaffneter Hand, Verbannung, Gefangenſetzung und Hinrichtung der Rädelsführer und militäriſche Occupation des Landes folgern. Aber die Parallele paßt nicht; denn Ludwig XVIII. ward zurückgeführt, um die von ihm beſchworene Verfaſſung gegen die Anhänger Napoleon's, die ſie umgeſtoßen hatten, aufrecht zu halten, Ferdinand IV. aber ſoll militäriſche Unterſtützung erhalten, um die beſchworene Verfaſſung, welche ſeine Unterthanen feſtgehalten haben, brechen zu können. Wir werden nun bald ſehen, ob der König Ferdinand erklärt, daß er zu dem Eide gezwungen ſei, und ſich ſelbſt deshalb von demſelben entbindet, oder ob der Pabſt mit dem Schlüſſel Petri aushelfen muß. Das Schlimmſte in der ganzen Angelegenheit ſcheint mir zu ſein, daß der überall in Europa vorhandene Gegenſatz der politiſchen Anſichten bei einem militäriſchen Verfahren gegen Neapel eine ſchroffere und feindlichere Ausbildung erhalten muß, als es bei einer friedlichen Beilegung der Fall geweſen ſein würde. Im Jahre 1815 waren die Männer aller Parteien mit der Rückführung Ludwig's XVIII. einverſtanden, weil alle die Vernichtung Napoleon's wollten; jetzt dagegen möchten ungeachtet des Widerwillens gegen die ſpaniſche Conſtitution die Meinungen auch verſtändiger Männer ſehr auseinander gehen. — Noch immer nichts ſicheres aus Laibach, heißt es in einem acht Tage ſpäter geſchriebenen Briefe desſelben Mannes; nur das iſt gewiß, daß die großen Mächte unter ſich nicht einig ſind; fortwährend ſteht Oeſtreich nebſt dem ſich ihm ganz hingebenden Preußen auf der einen, England und Frankreich aber auf der anderen Seite, während Rußland ſich wechſelnd bald dieſem bald jenem nähert. Daß man den alten König von Neapel ſagen und erklären laſſen kann, was man Luſt hat, bezweifeln wenige und man hält die Zurückweiſung des Marquis di Gallo, den der König ſelbſt bei ſich zu haben wünſchte, allgemein für einen Misgriff, durch welchen die Idee der Krone und des König-

thums ſchwer verletzt iſt. Ich bin überzeugt, daß die Neapolitaner, wenn ſie nur noch ein Jahr ſich ſelbſt überlaſſen ſind, unſchädlich für Europa ſein werden; ein Kreuzzug gegen ſie dürfte aber, wie ich fürchte, eine große Zahl beſonnener Männer auf ihre Seite führen; es hat etwas ſehr verletzendes, einer Verfaſſung den Krieg zu erklären, welche der eigene König beſchworen und wiederholt anerkannt hat.

Der Schreiber dieſer Zeilen hatte richtig geſehen; wirklich beſtritt England unter Frankreichs Beiſtimmung in Laibach aufs neue den Grundſatz, daß eine fremde Macht ſich in die inneren Angelegenheiten eines anderen ſelbſtändigen Staates zu miſchen deshalb das Recht habe, weil Europa verpflichtet ſei, überall die Revolution zu bekämpfen. Zugleich aber erklärte England, nicht entgegen treten zu wollen, wenn Oeſtreichs eigenes Intereſſe ihm ein bewaffnetes Einſchreiten in Neapel nöthig mache. Bereits in der Mitte des Monats Februar 1821 befand ſich ein öſtreichiſches Heer nahe der neapolitaniſchen Grenze und ganz Europa erwartete geſpannt den Zuſammenſtoß der Waffen.

Die entſetzlichen Ereigniſſe, welche wir nun erleben werden, ſchrieb ein Freund an Perthes, mögen die verantworten, welche die armen Fürſten, die nicht wiſſen, was ſie thun, zu dieſem grauſenhaften Abweg verführten. Neapel mit ſeiner terra di Lavoro wird leicht bezwungen ſein, aber zugleich mit Neapel fällt dem Sieger die ungeheure, immer wirbelnde Volksmaſſe der Hauptſtadt zu, die ſich nicht ſo leicht wie im Norden in die Häuſer einkäfigen läßt, und wie will man die Abruzzen, wie Calabrien und das zweite Gibraltar, Gaeta, bezwingen, deſſen Feſtungswerke in den ſenkrecht aufſteigenden Fels eingehauen ſind und vom Waſſer aus immer verproviantiert werden können? Oeſtreich kann ſich in dieſem Kampfe verbluten, und verliert es eine einzige Schlacht, ſo ſtehen im Rücken ſeines Heeres hundert Städte im Aufruhr. Durch ſeine materielle Uebermacht wird Oeſtreich nicht gegen die Begeiſterung eines ganzen Volkes geſichert ſein. War Oeſtreich nicht auch übermächtig, als es die Schweizer, war Spanien nicht übermächtig, als es Holland bekämpfte? hat England nicht Nordamerika frei erklären müſſen? wird Spanien über Südamerika weiter herrſchen? Die Ueberzeugung, daß ein Volk, welches

von dem Willen, eine Existenz in der Geschichte zu erringen, wirklich durchdrungen ist, unbesiegbar dasteht, hat für mich die Gewißheit eines mathematischen Satzes. Ein solches Volk wagt alles an alles, Gut und Blut, Seele und Leib. Das kann und darf keine andere Macht der Erde aufbieten; denn jede andere Macht will nur diesen oder jenen Zweck erreichen, aber nicht die Existenz. Die Truppen der Neapolitaner mögen wenig geübt sein, aber ein schlagmuthiges Heer wird binnen kurzem ein schlagfertiges sein und die letzten kriegathmenden dreißig Jahre haben doch auch gewiß Neapel berührt; an französischen, englischen, spanischen Officieren wird es ihnen nicht fehlen. — So wenig wie der Schreiber dieses Briefes ahnete Anfang März 1821 wohl irgend ein Mensch, daß die Oestreicher nicht zu Schlachten mit einem wild erregten südlichen Volke, sondern zu einem großen Treibjagen feiger, elender Haufen ausgezogen seien. Binnen wenigen Wochen war in Neapel von den revolutionären Gewalten nicht mehr die Rede und die Willkür einer Null war zum schrankenlosen Alleinherrscher gemacht.

Diese schnelle Wendung der Dinge erschien damals sehr vielen als eine Folge des festen Zusammenhaltens der fünf Großmächte und sehr viele erwarteten, daß die heilige Allianz, neu gestärkt und inniger verbunden durch diesen ersten Sieg, bald auch in Portugal, in Spanien, in Griechenland und überall den Kampf mit der Revolution aufnehmen und siegreich durchführen werde. Näher unterrichtete Männer aber wußten wohl, daß die Congresse in Troppau und Laibach die heilige Allianz nicht gestärkt, sondern der völligen Auflösung sehr nahe geführt hatten. Die östreichische Regierung ist an Widerspruch im Innern nicht gewöhnt, schrieb ein mithandelnder Freund im Sommer 1821 an Perthes; sie hatte es seit Jahren in Deutschland sehr leicht gefunden, für ihre so bequem scheinenden Ansichten die an ministerielle Verantwortlichkeit praktisch nicht gewöhnten Minister zu gewinnen, und zweifelte daher nicht daran, auch auf den Congressen Einstimmigkeit zu bewirken und die événemens creieren zu können, nach welchen sich die Welt gestalten solle. Statt dessen aber hat Oestreich die Erfahrung gemacht, daß die Minister der Staaten mit repräsentativer Verfassung sich auf ihre Verantwortlichkeit gegen die

Kammern berufen, um ihren Widerspruch zu begründen, und auch das wirklich Zugesagte oft gar nicht oder nur halb zu erfüllen im Stande waren. Doppelt und dreifach widerwärtig sind alle Repräsentativverfassungen für Oestreich geworden, und mit dem neu befestigten starren Willen, nirgends dieselben neu entstehen zu lassen, hat Fürst Metternich die Congresse verlassen. Zugleich hat Oestreich den engeren Zusammenhang mit England, auf welches es seiner geographischen Lage nach und bei seiner durch Rußland bedrohten Stellung angewiesen ist, mit einer Art Protection von Seiten Rußlands vertauscht, indem es sich von diesem Kriegshilfe für den Fall eines Unglücks in Neapel versprechen ließ; es hat sich die Berufung Frankreichs auf einen ihm gebührenden Einfluß in Italien gefallen lassen müssen und ist zu Preußen in ein gespanntes Verhältnis gekommen, weil der Berliner Hof aller Wahrscheinlichkeit nach abgelehnt hat, die begehrte reelle Hilfleistung eventualiter zu übernehmen. Das ist auch wohl der Grund, aus welchem der König nicht in Laibach erschienen ist. Rußland hat sich in manchen Punkten den Wünschen Oestreichs gefügt, aber doch vor allem sein eigenes Interesse gewahrt. Ohne auf Oestreichs Plan, alles in dem Zustande von 1815 zu erhalten, einzugehen, hat es den Standpunkt der heiligen Allianz festgehalten und deshalb ausgesprochen, daß Oestreich, wenn bei Annäherung seines Heeres in Neapel eine friedliche Ausgleichung gelänge, keine Zahlung der Kriegskosten begehren dürfe; es hat Preußen, indem es dasselbe in dieser Frage auf seine Seite zog, von Oestreich entfernt und näher mit Rußland verbunden; Kaiser Alexander wird, wie ich Grund habe zu vermuthen, wenn Oestreich die neapolitanische Angelegenheit beendet hat, noch anderweitige Forderungen für Neapel machen, die mit Oestreichs Absicht, alles bei dem Alten zu erhalten, wenig übereinstimmen. England und Frankreich haben in Laibach gewonnen; indem sie entschieden gegen die Anforderungen Oestreichs auftraten, handelten sie der europäischen Volksstimmung völlig entsprechend und haben ihren geistigen Einfluß auf Europa unberechenbar verstärkt; Frankreich hat sich überdies die Bahn zur Wiedererlangung seines gänzlich verlorenen Einflusses auf Italien eröffnet, die es weiter zu verfolgen keine Gelegenheit versäumen wird. Einsichtsvolle Staats-

männer hatten ſchon während der Verhandlungen über den zweiten Pariſer Frieden und während des Congreſſes zu Aachen ausgeſprochen, daß jede neue Zuſammenkunft der großen Mächte das dieſelben umſchließende Band lockern werde. Mir ſcheint es unſtreitbar, daß dieſe Vorherſagung in Troppau und Laibach ſich erfüllt hat. Der Mangel eines gemeinſamen Intereſſes für die Allianz und die Gegenſätze in den Intereſſen ihrer Mitglieder ſind ſehr ſcharf hervorgetreten. Die Rückſichtsloſigkeit, mit welcher Oeſtreich ſeine Abſicht, die Allianz im eigenen Sonderintereſſe zu benutzen, verfolgte, hat die Aufmerkſamkeit der übrigen Großmächte in ſolchem Grade erregt, daß die ganze Verbindung mit völliger Auflöſung bedroht iſt. Der Verſuch, Europa als eine Einheit unter Leitung der fünf Großmächte darzuſtellen, kann als bereits geſcheitert angeſehen werden; die große Allianz iſt dem Weſen nach nicht mehr vorhanden; jedes ihrer Mitglieder geht lediglich ſeinen eigenen Weg und ſucht ſich wie in früherer Zeit ſo viel Verbündete wie möglich unter den größeren und kleineren Staaten zu gewinnen. Die Form der Allianz beſteht zwar vorläufig noch, aber auch ſie wird, wenn nicht alles trügt, bald genug verſchwinden. Statt der Unionstage des durch ſeine Großmächte repräſentierten Europa werden wir Einzelcongreſſe, je nach den Umſtänden zwiſchen drei oder vier oder ſechs oder acht Mächten, ſehen und Europa wird ſich Glück wünſchen können, wenn die gegenwärtige Spannung nicht ins Ungemeſſene ſteigt und ſtatt der europäiſchen Union den europäiſchen Krieg hervorruft.

Die religiöſen Gegenſätze der Zeit.

Die Männer, zu denen Perthes als Jüngling mit kindlicher Verehrung hinaufgeſehen, an deren Glauben und Ueberzeugung er ſich angelehnt, in deren Ringen und Kämpfen er einen Wegweiſer durch das Gewirre des eigenen inneren Lebens gefunden hatte, ſtanden nicht mehr auf dem Kampfplatze, auf welchem die großen religiöſen Gegen-

sätze jener Zeit ausgefochten werden sollten. Wie mancher der Aelteren war schon heimgegangen oder doch müde von der Länge des Lebens, und auch der Greis, der Frische und Kraft sich bewahrt, kann und soll doch das Uebergewicht nicht behaupten, mit welchem er einst die Jünglinge bestimmte und führte; denn die Jünglinge selbst sind Männer geworden, die mitten im Leben stehen und rüstig wirken und schaffen. Der Mann, auf dessen Wort sie einst wie auf einen höheren Ausspruch bewundernd horchten, ist ihnen nun ein liebevoll verehrter und zart geschonter Greis. Daß Perthes längst den Wendepunkt des Lebens überschritten hatte, von welchem ab die vielen väterlichen Freunde, die Gott ihm zugeführt, nicht länger einen bestimmenden Einfluß auf ihn üben konnten, spricht sich vielfach in dem brieflichen Verkehr mit ihnen aus.

Meine Schwester hat durch den beiliegenden Brief das Ihrige gethan, um Nachricht von uns zu geben, schrieb im December 1818 der sechsundsiebenzigjährige Friedrich Heinrich Jacobi; nun möchte ich sehr gerne auch noch das Meinige thun, wenn ich nur noch hätte, womit sich etwas thun läßt. Der alte Herr ist aber gar zu verschlissen, sieht nicht mehr recht, hört nicht mehr recht, behält nicht mehr recht und muß sich vor allen Dingen hüten, noch für das gelten zu wollen, was er einstmal war und nicht mehr ist. Schön ist es an mir und ich muß es an mir loben, daß ich mich in Alter und Gebrechlichkeit noch so finde, wie ich wirklich thue, so daß es Leute gibt, die wohl einmal über mich ungeduldiger sind, als ich selbst, was doch nicht recht ist. Es ist wirklich merkwürdig, wie dem Menschen oft im hohen Alter Dinge zu Theil werden, die er früher vergebens erstrebte, mir z. B. immer zunehmende Heiterkeit. — Ich danke Ihnen herzlich, mein innig geliebter väterlicher Freund, für Ihre Zeilen, antwortete Perthes. Sie haben gewiß alle Ursache, heiter zu sein; ein hohes Alter erreicht zu haben, ist kein Unglück, und auch den ersten und ausgezeichnetsten Männern blieb selten eine größere Geistesthätigkeit und Geistesschärfe als Ihnen. Muthen Sie sich nur nicht länger Producieren zu; das historische Erzählen ist des Alten Sache. Sehr wünsche ich, Sie ließen den vierten Theil Ihrer Werke liegen und begäben sich statt dessen an das Sammeln und Ordnen

der Erfahrungen Ihres seit fünfundsiebzig Jahren durchlebten Lebens; das wird Sie angenehm aufheitern, indem es historisch den ganzen Ideenkreis und Ideengang einer großen Zeit Ihnen vorführt und wieder lebendig macht. Welche Gnade Gottes ist es für Sie, daß Ihnen auf Ihrem Lebenswege noch vergönnt war, die falschen Götzen alle fallen zu sehen und zu erfahren, daß die Krücken eben nur Krücken sind! Ist Ihnen nun auch hienieden nicht das kindliche Festhalten der göttlichen uns geoffenbarten Wahrheit zu Theil geworden, weil Sie zu stark vom Baume der Erkenntnis genossen und zu lange gearbeitet haben, allein durch „den intellectuellen Höhesinn" sich Ruhe zu gewinnen, so ist das freilich ein Verlust für Ihr Seelenwohlbefinden; aber wer so wie Sie in Ihrem letzten Briefe fragen kann: wo und wie ist Wahrheit? der hat eine Demuth vor Gott, wie wenige sie erlangten, die so forschten wie Sie, und Demuth vor Gott ist der Kern des Menschen und ist der Weg zu Gott.

Aehnlich wie in dem Verhältnisse zu Jacobi war auch in dem Verhältnisse zu anderen älteren Freunden die Autorität zurückgetreten, welche dieselben früher schon vermöge ihres reiferen Alters geübt hatten. Es galt jetzt für Perthes, nicht allein im äußeren, sondern auch im inneren Leben auf eigenen Füßen zu stehen und sich in dem neuen Gewirre religiöser Gegensätze als ein Kämpfer zu bewegen, für den das höhere Alter anderer aufgehört hatte ein reiferes Alter zu sein.

Weit und breit im protestantischen Deutschland übte in der Menge und über die Menge noch der aus dem achtzehnten Jahrhundert überlieferte Rationalismus, wie er durch Röhr, Bretschneider, Paulus und andere vertreten war, die Herrschaft aus, aber nach zwei verschiedenen Seiten hin sah er sich schon in einen Kampf um sein ferneres Dasein verwickelt. Die tiefere wissenschaftliche Theologie war in Verbindung mit der neueren Philosophie hervorgetreten und hatte vor allem in Schleiermacher, der damals auf dem Höhepunkte seines Einflusses stand, einen gewaltigen Vorkämpfer gefunden. Sie entzog dem Rationalismus die bedeutendsten Geister, schränkte denselben auf die Kreise der Mittelmäßigen ein und drohte daher, dessen abgelebtes Leben völlig auszulöschen. In ihrem Beginne konnte sich die wissenschaftliche Theologie wohl dem Laienauge entziehen, oder auch, ob-

ſchon ihr ſpäteres Zerrbild noch nicht hervorgetreten war, den Verdacht erwecken, daß ſie nichts thue, als mit beſſeren Waffen den alten Irrweg des Rationalismus vertheidigen, und die Erkenntnis der Wahrheit für das erſte, die Heiligung in der Wahrheit aber noch lange nicht für das zweite halte. Bedenken dieſer Art mochte Perthes in dem Briefe geäußert haben, auf welchen ein theologiſcher Freund ihm erwiederte: Man darf doch wahrlich nicht vergeſſen, daß die meiſten und bedeutendſten Männer unſerer Zeit nur durch Wiſſenſchaft zum Chriſtenthum zurückgeführt werden können, wie ſie durch die Wiſſenſchaft von demſelben abgeführt worden ſind. Nur ſie vermag die Wunden zu heilen, die ſie geſchlagen hat. Damit ſage ich wahrlich nichts neues; keiner der Kirchenväter hat anders gedacht; obſchon ſie gewiß ſo freudig wie unſere heutigen Eiferer bereit waren, Gut und Blut für ihre Ueberzeugung zu opfern, ſo haben ſie doch immer anerkannt, daß das in Chriſtus geoffenbarte Wort des Lebens ſeinen Widerſchein auch in der Philoſophie des Morgenlandes und des Abendlandes hatte glänzen laſſen, um die Heiden durch dieſe Philoſophie wie die Juden durch das Geſetz auf Chriſtum vorzubereiten. — Perthes' Zweifel an den Erfolgen der wiſſenſchaftlichen Theologie wurden durch dieſe und manche ähnliche Worte nicht beſeitigt; ihm blieb die Furcht, daß die Theologen, erfreut über neu gefundene oder neu feſtgeſtellte wiſſenſchaftliche Begriffe, der Verſuchung nicht widerſtehen würden, dieſelben nun auch friſchweg in die Kirche einzuführen, welche, da ſie weder wiſſenſchaftlich ſei noch ſein könne, hierdurch ein neues Element der Zerſetzung erhalten werde. Mit großer Wärme wendete er ſich dagegen den Bewegungen zu, die von einer anderen Seite die Herrſchaft des Rationalismus bedrohten.

Angeregt durch die ſchweren Leiden zur Zeit des franzöſiſchen Druckes und durch die kraftvolle Erhebung zur Zeit der Freiheitskriege, hatte das tiefere geiſtige Leben begonnen, mit neuer Stärke im Inneren der Nation zu arbeiten und zu drängen. In vielen einzelnen, in manchen Gemeinden und hier und da im Pfarramte war, ganz abgeſehen von aller wiſſenſchaftlichen Theologie, das Bedürfnis nach Erlöſung von der Sünde und nach einem frommen, chriſtlichen Leben erwacht. Da es ſeine Befriedigung in dem herrſchenden Rationalis-

mus nicht finden konnte, wandte es ſich einem neuen oder vielmehr ſehr alten Wege zu. In den verſchiedenſten Gegenden Deutſchlands entſtanden größere und kleinere Gemeinſchaften von Menſchen, welche Hilfe für ihre Seele ſuchten und dieſe Hilfe in dem alten Kirchenglauben fanden; der frühere, das ganze proteſtantiſche Deutſchland umfaſſende Zuſammenhang des Rationalismus ward zerriſſen und deſſen Geltung als allgemein proteſtantiſcher Kirchenglaube war tief erſchüttert. Aufmerkſam verfolgte Perthes die neuen Bewegungen. Zwar verkannte er die mit denſelben verbundenen Gefahren, die mancherlei Abirrungen und Wunderlichkeiten nicht, aber dennoch freute er ſich der ganzen Erſcheinung, ſofern ſie nur nicht unwahr oder trübſelig, ſondern ernſt und friſch ſich geltend machte. Harms iſt nun Paſtor in Kiel, ſchrieb er einem Freunde, und ganz Holſtein geht, fährt und reitet zu ihm in die Kirche, ſogar die Profeſſoren, und wenn Voß dieſen Sommer nach Holſtein kommt, ſo laufen wir Gefahr, auch ihn zu einem plattdeutſchen Chriſten werden zu ſehen. Ich gebe zwar nimmermehr zu, daß das Chriſtenthum nur im Lutherthum ſich finde, aber ſehen kann man an Harms, was hinter dem Zaune aufwächſt, oder vielmehr, daß Gottes Sonne überall ſcheint und nicht bloß auf dem Katheder. Harms hat, wie ich höre, kein Aeußeres und einen unvortheilhaften Vortrag, aber ſein Ernſt und ein ſicherer Glaube an die Offenbarung des Herrn reißt, vielleicht unterſtützt durch ſeine provincielle Derbheit, alles hin. Das hat Harms bereits erreicht, ſchreibt mir Falk, daß unſere Prediger in der Verbreitung ihrer rationaliſtiſchen Weisheit etwas vorſichtiger zu Werke gehen und wenigſtens nicht poſitiv zerſtören, was eine frömmere Zeit gebaut hat. — Man würde dem braven, ernſten und frommen N. — dem Führer einer andern religiöſen Bewegung — Unrecht thun, ſchrieb Perthes um dieſelbe Zeit, wenn man ihn an Worten, Sätzen, Redensarten feſthalten wollte, unter denen man ſich dies und das und noch allerlei anderes denken und vorſtellen kann; aber ſehr leid iſt mir ſein willkürlicher Gebrauch von Bibelſtellen. Wie er die Bibelſtellen gebraucht, ſo werden ſie auch von den Männern, die er bekämpft, zum Beweiſe für entgegengeſetzte Behauptungen verrenkt, und darüber müßte er ſelbſt, meine ich, erſchrecken. — Aus Berlin hatte ein Freund an

Perthes geſchrieben: Seit einigen Jahren ſchon hat ſich hier ein Kreis vortrefflicher und meiſt auch durch äußere Stellung hervorragender junger Männer zuſammengefunden, denen es Ernſt mit ihrer Seligkeit iſt, aber ein düſterer und bei einigen ſelbſt finſterer Zug durchzieht ihr Leben: alles Weltliche und insbeſondere alle weltliche Kunſt erſcheint ihnen als Sünde und mit warmem Eifer ſuchen ſie Proſelyten zu gewinnen. Ich habe äußerlich und deshalb auch in meinem eigenen Innern mit ihnen und ihrer Anſicht zu ringen gehabt. Gott hat mir aus dem Kampfe herausgeholfen und ich ſtehe frei für mich. — Wenn volle Wahrheit in dem Ernſte der jungen Männer liegt, ſo laß Dich, antwortete Perthes, durch das Düſtere nicht abſchrecken. Heiter und düſter ſein, iſt Sache des Blutes; derſelbe Ernſt, derſelbe feſte Glaube erſcheint nach Verſchiedenheit der körperlichen Stimmung bei dem einen heiter, bei dem anderen düſter, und das irdiſche Kleid darf uns den ewigen Kern nicht verleiden. — Eine höchſt eigenthümliche Auffaſſung des Chriſtenthums ſcheint ſich jetzt, ſchrieb ihm ein theologiſcher Freund, hier und da innerhalb der Brüdergemeinde zu verbreiten. Fries nemlich hat, ich weiß nicht warum, vielleicht aus keinem anderen Grunde, als weil er unter ihnen erzogen iſt, Eingang bei den Herrnhutern gefunden. Mit dieſem ſpalten nun manche unter ihnen den Menſchen in einen Verſtändigen, der als ſolcher nach Kantiſcher Weiſe vom Unendlichen und Göttlichen nichts weiß, ſondern alles nur in ſeiner endlichen und weltlichen Beziehung verſteht, und in einen Ahnenden und Fühlenden, für welchen Gott und Ewigkeit überall iſt. Das verſtändige Ich in mir muß nun z. B. die Wunder und alles Uebernatürliche leugnen, während zugleich das fühlende Ich in mir überall Wunder und Uebernatürliches ſieht. So zerreißen ſie den Menſchen in zwei Stücke, von denen das eine nothwendig ungläubig, das andere abergläubiſch, das Ganze aber krank werden muß. — Daß zwei Menſchen, die ſich ohne Unterlaß befehden, in dem einen Menſchen ſtecken, antwortete Perthes, ſcheint mir keine große Entdeckung zu ſein; ſchon der Apoſtel Paulus hat es gewußt und in ſeinem Römerbrief deutlich genug ausgeſprochen. Es mag recht gut ſein, die alte Wahrheit heutzutage neu einzuſchärfen, aber die Aufgabe des Chriſtenthums iſt nicht, die beiden Gegner in uns

durch theoretiſches Ausſpinnen für alle Zeit wie gleich berechtigt zu verewigen, ſondern ſie durch Lebendigmachung des Glaubens zu einem einzigen neuen Menſchen heranzuziehen.

Um die Stimmung jener Jahre in den religiös angeregten Volkskreiſen zu verſtehen, wird man nie vergeſſen dürfen, daß ſie als Gegenſatz zu der Herrſchaft des hergebrachten Rationalismus entſtanden war und daher die Bedürfniſſe faſt ausſchließlich hervorhob, für welche der Rationalismus, weil er ſie nicht kannte, auch keine Befriedigung gewährte. Gut und böſe waren für den Rationalismus nur dem Grade nach verſchieden; böſe war ihm gleichbedeutend mit weniger gut, gut mit weniger böſe. Weil er den größten aller Gegenſätze leugnete und nicht erkennen wollte, daß gut und böſe nicht als verſchiedene Stufen demſelben Reiche, ſondern als ewig unvereinbarer Widerſpruch zweien, unbedingt einander ausſchließenden Reichen: dem Reiche des Lebens und des Todes, des Lichtes und der Finſternis, angehören, wußte er auch nichts von dem Bedürfniſſe des Menſchen nach einem Helfer, der ihn hinüberbringe über die tiefe, beide Reiche ſcheidende Kluft, welche mit eigenen Kräften zu überſchreiten niemand vermag. Das entſchloſſene Hervorheben dieſes Bedürfniſſes mußte daher für die damalige Zeit der Ausgangspunkt jeder wahren religiöſen Bewegung im Volksleben ſein.

Wer nicht in ſich gefühlt hat, ſchrieb Perthes, daß ein ungeheures Geheimnis obwaltet, welches uns auf immer von Gott entfernte, wird auch nicht zu der Demuth gelangen, ohne welche das Gnadenmittel der Verſöhnung durch Jeſum Chriſtum unzugänglich iſt. Nicht das Fleiſch, nicht die Sinnlichkeit iſt das Grundübel; Hochmuth und Stolz, das iſt der Teufel. Die Sinnlichkeit iſt nur das Straf- und Heilmittel, durch welches auch der hochmüthigſte Chriſt immer wieder an ſeine Aermlichkeit und Verlaſſenheit erinnert wird. Nur wenig Poſitives iſt uns geoffenbart, aber dieſes wenige iſt alles. Die Geſtaltung des Geoffenbarten iſt der Freiheit des Menſchen anheim gegeben. Nach der Denkform, nach dem Geiſte und der Phantaſie der Zeiten und der einzelnen bricht ſich die Wahrheit in Strahlen bunteſter Art; der Menſch arbeitet ſich ab und ſoll ſich abarbeiten, um für die Wahrheit eine Form zu gewinnen. Wenn Sie aber

ſchreiben, daß die chriſtliche Offenbarung, ſobald ſie als wahr angenommen würde, Geſchichte und Philoſophie in ein Halbdunkel hülle, in welchem der Menſch halbträumend umher duſele, ſo entgegne ich Ihnen, daß für jeden, der das Erlöſungswerk ausſtreicht, die Geſchichte zu einem unentwirrbaren, ungeheuren Weichſelzopf und jedes philoſophiſche Syſtem zu einem Rechenexempel wird, deſſen Richtigkeit, weil alle Möglichkeit der Probe fehlt, nie feſtzuſtellen iſt. Das Forſchen übrigens über das Weſen der Dreieinigkeit, über die Natur des Herrn, über Erlöſung und Verſöhnung iſt, wenn es ernſt geſchieht, eine große und herrliche Sache, aber das Bedürfnis, aus welchem es hervorgeht, iſt ein wiſſenſchaftliches, nicht ein chriſtliches. Werden wir doch auch von den Strahlen der Sonne erleuchtet und erwärmt, mögen wir die Geſetze des Lichts und der Wärme verſtehen oder nicht. Ihren Ausdruck: „die ſchweiniſche Menge freilich bedarf einen Glauben, der über das Wiſſen hinausgeht", werde ich mir merken; der Ausdruck und die hochmüthige Volksverachtung, aus der er hervorgeht, iſt ſehr bezeichnend für einen ſo eingefleiſchten Liberalen wie Sie. Zum Schluſſe bemerke ich nur noch, daß ein Mann, der wie Sie niemals den Reizungen der Sinnenluſt unterlag, nie in Hochmuth ſich überhoben und daher immer ſich ſelbſt genügte und keinen andern Helfer bedurfte als ſich ſelbſt, daß ein ſolcher Mann nur ſeine Zeit verlieren würde, wenn er ferner auf mich achtete; er möge den Prediger hier in der Nähe, welcher im vorigen Jahre bei ſeinem eigenen Kinde zwei Juden zu Gevatter bat, ſich als Seelſorger erwählen und möge fortfahren, ſich, bis auch ſeine Stunde ſchlägt, täglich zu wiederholen, daß alle Menſchen Recht haben und auch wieder nicht.

In ſehr ausführlichen Mittheilungen ſuchte ein braver und geiſtig bedeutender Mann, welcher durchaus innerhalb des Rationalismus ſtand, ſeine Stellung zu der chriſtlichen Offenbarung zu rechtfertigen. Meine Worte werden Ihnen nicht gemundet haben, heißt es am Schluſſe derſelben, aber ich kann nun einmal nicht anders und Sie haben Gleichmuth und Faſſung genug, um von einem alten verdorrten Stamme nicht zu begehren, daß ihm eine friſche Rinde wachſen ſolle. Ich glaube nur wenig — das kann ich nicht leugnen — aber

ich habe die feste Ueberzeugung, daß jedermann höchst berechtigt ist, unendlich viel mehr zu glauben als ich, und daß es keinem sogenannten Weisen oder Gelehrten zukommt, ihn deshalb hinabzusetzen. Man braucht kein Heuchler, kein Augendiener, kein Feind der Geistesfreiheit zu sein, um die Schreier zu verachten, die ihre Freiheit nur dadurch bewähren, daß sie die ganze Welt zwingen wollen, nach ihren Gesetzen zu leben. Das den Heidelbergern, Paulus und Voß, zu sagen, würde ich mich nicht scheuen: beide stehen auf Felsengrund, den ich selbst erprobt habe, aber beide können sich nicht darein finden, daß auch der Grund der anderen ein fester sein kann. Gottlob, meine Ansicht verträgt sich mit der unbedingten Achtung vor jedem das Sittengesetz nicht übertretenden Religions- und Offenbarungsglauben. Ich bin so billig gegen das Christenthum, wie ein eingewurzelter Heide nur zu sein vermag, und die schlichten Christen werden nun und nimmer meine Gegner sein, so wenig als ich der ihrige; sie sind vielmehr meine natürlichen Bundesgenossen und gehen nur weiter als ich. An ihren besonderen Geheimnissen hört freilich, wie gesagt, meine Religion auf, ich kann ihnen dorthin nicht folgen und bleibe ohne Neid und Vorwurf im Lager der Heiden ruhig zurück. Sie können mich höchstens bedauern, denn ich würde ja glauben, wenn es Gottes Wille gewesen wäre; es war aber sein Wille nicht, und ich bin zu ehrlich zum Heucheln. Was könnte es meiner Seligkeit nützen, Menschen zu hintergehen und Gott durch eine Lüge nicht zu belügen, aber zu beleidigen; denn Menschen kann man wohl belügen, Gott aber nicht. Ich gehe einer ewigen Zukunft entgegen, die nicht schlimmer sein kann, als mein schöpferischer Vater sie bestimmte. Was ich nicht ändern kann, will ich auch nicht ändern. Daß nichts besonderes an mir ist, weiß ich besser als jemand, aber ich verlange auch nicht, etwas besonderes zu werden; meine Ansichten und Ansprüche können Gott nicht stören und sind keinem Menschen im Wege. Ein Platz im Vorhofe Eures Tempels ist alles, worauf ich Anspruch mache, und verweigert Ihr mir auch den, so ist auch die Wüste meines Herrn; aber ich denke, einen friedlichen Nachbar meiner Art könnt Ihr in dem Vorhofe der Heiden, an der Schwelle Eures Tempels schon dulden.

Sie ſagen, antwortete Perthes, daß bei dem Geheimniſſe, welches das Chriſtenthum zu haben behaupte, Ihre Religion unabwendbar aufhören müſſe. Ich erwiedere Ihnen darauf, daß der Gott, welchen der Rationalismus haben und beweiſen zu können meint, die Denkkraft mehr noch ins Stocken bringt als jedes Geheimnis des Chriſtenthums. Sie können, wie Sie ſagen, nicht bei der Lehre jener achtungswerthen Schule ſtehen bleiben, nach welcher die Welt die Gottheit ſei, aus ihr herfließe, zu ihr zurückfließe und ſich nicht von ihr unterſcheide. Mir iſt es ſchon recht, wenn Sie die Gottheit nicht anſehen wie das Waſſer, welches bald als Dunſt aufſteigt, bald als Regen niederfällt, bald als Wolke über der Erde, bald als Fluß und See auf der Erde iſt und eben nichts anders iſt als Dunſt und Regen, Wolke und See und ſich nicht von dem allem unterſcheidet, als durch die jezeitige Geſtalt, in der es erſcheint. Wenn Sie aber nun behaupten, durch ſcharfes Denken von der Gottheit des Pantheismus zu dem Gotte des Rationalismus gelangen zu können, ſo ſpricht alle Erfahrung wider Sie. Alle wahren und ſcharfen Denker der Vergangenheit und der Gegenwart ſind, wenn ſie von Chriſtus nichts wußten oder nichts wiſſen wollten, zum Pantheismus gekommen, und nicht zu einem perſönlichen Gott; das brauche ich Ihnen ja nicht zu ſagen. Ohne das Chriſtenthum hätte der Rationalismus gar nicht hervortreten können und er kann ſich nur deshalb mit ſich begnügen, weil er ſich bequem auf das Faulbett ſtreckt. Mit den Worten: der Ewige, der über Zeit und Raum Erhabene, meint der Rationaliſt ſich und andere zufrieden ſtellen zu können, aber was dieſe Worte heißen, das ſagt er nicht und weiß es nicht. Der Menſch kann ſich den perſönlichen Gott nicht denken ohne ein menſchliches Kleid; jede Religion iſt eine Vermenſchlichung Gottes und inſofern ein trübes Vorahnen der Erſcheinung Gottes im Fleiſche. Daß die Menſchen aus ſich nicht bis zur Menſchwerdung Gottes, ſondern nur bis zu deren Caricatur gelangten, iſt freilich gewiß, und Sie haben volles Recht, zu ſagen, daß keine menſchliche Denkkraft Menſchwerdung Gottes, Verſöhnung und Erlöſung zu finden im Stande ſei; aber was folgt daraus für die als Thatſache in der Geſchichte daſtehende Wahrheit? Nichts. Kann doch die ſchärfſte Denkkraft nicht einmal das Daſein des

römischen Reiches finden, und ist es etwa deshalb nicht vorhanden gewesen? Wo Sie stehen, mein lieber Freund, da stehen Sie zwischen Thür und Angel und müssen vorwärts oder rückwärts; denn Sie vermögen es nicht wie andere die Augen Ihres Geistes gewaltsam zuzumachen.

Aufgezwängt würde das Christenthum dem Menschen, meinen Sie, schrieb Perthes einem anderen Freunde, und sind gleichsam unwillig über diese dem freien Manne angethane Gewalt. Nun ich wenigstens habe über Zwang nicht zu klagen. Mir wie allen meinen Altersgenossen hat keine Schule und kein Pfarrer, kein Befehl zum Kirchengehen oder Bibellesen jemals die ewige Wahrheit in Gestalt von Lehrsätzen aufgenöthigt oder auch nur nahe gebracht. Als mir aber mit jedem Jahre meines Lebens gewisser wurde, daß der innerste Kern meines Seins göttlichen Geschlechtes sei, fühlte ich um so tiefer die Erniedrigung der schmählichen Knechtschaft durch Fleisch und Geist. Jeden Tag neu verschuldet, jeden Tag bald Stolz, bald Staub. Die Angst um meine Selbstsucht und um meine Unreinheit ließ mich nach einer Versöhnung suchen mit dem Gotte, vor dem ich zitterte, und wurde mir dadurch der Weg, der zum Erkennen und Ergreifen der Offenbarung führte. Mir ist nicht das Christenthum, sondern ich bin dem Christenthum aufgezwängt, von innen heraus ihm in die Arme gejagt, und ich denke, so ist es auch manchem anderen ergangen. — Unser Sein und Wesen ist das der gefallenen Geister, schrieb Perthes ein anderesmal; aber die Sehnsucht nach der Reinheit des göttlichen Ursprungs ist geblieben und treibt alle aufwärts; überall werden wir ein Abmühen gewahr, sich aufzuschwingen oder aufwärts zu steigen oder aufwärts zu kriechen, und bis zum Kampfe gegen das Böse bringt es mancher, bis zum Siege über das Böse keiner; die flüchtigste wie die schwerfälligste Natur bedarf, um sich zu heben, eines Helfers und Vermittlers, und wer dieses Bedürfnis nicht kennt, der flattert sich zu Tode im vergeblichen Bemühen, aufwärts zu kommen. Für den aber, der in der Noth seines Herzens ausruft: Ich bin ein armer Sünder! und die Arme ausstreckt nach einem Helfer, für den ist Christus gestorben. Wie nahe fällt doch der Glaube an den Erlöser zusammen mit der Erkennt-

nis der eigenen Sünde! Wie mancher, der Chriſtus ſo wenig wie die Jünger von Emmaus kannte, mag ſchon zu Chriſtus gebetet und deshalb in der Verworrenheit der Angſt ſich einen Götzen zum Mittler gemacht haben! Ihn wird Chriſtus ſeiner Zeit zur Wahrheit, die nicht weniger Ruhe iſt als Licht, führen und mancher wird zur Rechten Gottes ſitzen, der in dieſem Leben nie den Namen Chriſti ausgeſprochen hat. — Lieber, liebſter Moltke, heißt es in einem Briefe an den alten Jugendfreund, unſer Daſein hier iſt ein dunkles Geheimnis, von welchem wir Anfang und Ende nicht wiſſen. Siehe Deine Jugend an, ſiehe Dein Alter an — was findeſt Du bleibend in Dir, worin findeſt Du Dein Ich? Phantaſie und Verſtand, Gefühl und Empfindung iſt wandelbar, heute ſo und morgen anders. Schäle ſie ab von Deinem Sein, was bleibt Dir, als die Sehnſucht und als die Ahnung der Liebe? — Die Liebe, heißt es in einem anderen Briefe, und ihr im geſchaffenen Weſen unzertrennlicher Begleiter, die Demuth, iſt das Weſen der Seele, aber die Seele iſt eingefleiſcht in Sinnlichkeit und eingegeiſtet in Hochmuth. Mir wird, je mehr ich in das Räthſel meines Selbſt hineinſchaue, immer deutlicher, daß meine Seele d. h. das Ich der Demuth und der Liebe zu dem Menſchen, als welcher ich umhergehe, geworden iſt, indem ſie nicht mit Einer irdiſchen Form, ſondern mit zweien: dem Körper und Geiſte, zu einem Ganzen verbunden ward. Sie ſollte durch die von ihr ausgehende Gotteskraft den Körper wie den Geiſt regieren, aber beide lehnten ſich auf und die Seele iſt zum Knecht der Sinnlichkeit und zum Knecht des Hochmuths geworden und iſt wie ein Scheintodter, den von dem wirklich Todten nur die Ahnung des Lebens unterſcheidet. Das Menſchenherz ſchreit nach Demuth und Liebe, wie der Hirſch nach friſchem Waſſer, aber es findet außerhalb des Chriſtenthums keinen Gegenſtand, vor dem es ſich beugen, keinen Gegenſtand, den es lieben kann. Der Araber ſitzt ſinnend in ſeinem Zelte, der Hindu brütet unheimlich in der einſamen Nacht und beide gehen im Grübeln unter, weil ſie nicht finden können, was ſie ſuchen; aber der Chriſt hat den menſchgewordenen Gott, den er lieben und vor dem ſeine Seele ſich beugen kann. Auch des Chriſten Seele bleibt mit den Gründen ihrer Einkerkerung unbekannt, aber ſie ſehnt

ſich nicht nur fort aus der Erniedrigung, ſondern iſt zu unbegreiflichen Ehren, zu dem nächſten, vertrauteſten Umgang mit Gott gelangt, mag auch ihr Beten ſtets nur Bitten ſein, weil doch auch der Dank nichts iſt als die andere Seite der Bitte.

Wohl Dir, mein lieber, theurer Freund, antwortete Graf Adam Moltke an Perthes auf einen Brief religiöſen Inhalts, wohl Dir, daß Deinem Weſen, Deinem Dichten und Trachten eine Sicherheit und Gewißheit geworden iſt, die nur ſehr wenige ſich gewinnen und die mancher redliche, von Eigendünkel wirklich freie Menſch nie gewinnen kann; denn Gottes Wege ſind verſchieden und verſchieden auch die Organe, mit denen ſie aufgefaßt werden. Deine ſichere Zuverſicht drückt ſich in jedem Deiner Worte aus; Gott erhalte ſie Dir, und wie ſie bisher eine tief empfundene und viel bedachte war, ſo werde ſie immermehr eine hell erkannte. — Beten Sie, daß Ihnen erhalten bleibe, was Ihnen gegeben ward, ſchrieb Friedrich Leopold Stolberg, und daß die gute Gabe mehr und mehr ausgetheilt werde über unſer ganzes Vaterland. Es iſt ſehr wahr, wenn Sie ſagen: Das göttliche Licht hat alles Geiſtige, alle Bildung ſo ſehr in uns durchdrungen, daß die Bildung nicht zu retten iſt, wenn das göttliche Licht erliſcht. Die Philoſophie der Heiden hatte Haltung, weil ſie aus dem Sehnen nach dem Licht hervorgegangen war; aber die Afterweisheit unſerer Tage entſpringt aus Stumpfheit, Frechheit, Glanzſucht, welches alles kein Sehnen iſt nach Licht und nach Wahrheit. Das göttliche Licht wird freilich nie verlöſchen, aber der Leuchter, auf dem es flammt, kann aus einem Lande, das ſeiner unwerth wird, in ein anderes verſetzt werden, wovon die Geſchichte uns furchtbare Beiſpiele gezeigt.

Die kirchlichen Gegenſätze der Zeit.
1817—1822.

So ſicher Perthes ſeiner Sache in Beziehung auf den chriſtlichen Glauben war, ſo unſicher fühlte er ſich in Beziehung auf die chriſtliche Kirche. Die eigene Seligkeit aber hielt er ſo wenig wie die Seligkeit anderer durch eine ſolche Unſicherheit gefährdet. Sollte nicht, äußerte er einmal, Einigkeit und Sicherheit des Glaubens neben Uneinigkeit und Unſicherheit über die Kirche beſtehen können? Wiſſen doch auch ſo ziemlich alle, was Recht iſt, ungeachtet ſo ziemlich alle auseinandergehen in den Anſichten über die angemeſſene Einrichtung der Anſtalten, welche das Recht ſchützen, erhalten und ausbreiten ſollen. — Obſchon Perthes die Meinungsverſchiedenheit über die Kirche nicht für gleichbedeutend mit Verſchiedenheit des Glaubens und das Stehen außerhalb einer beſtimmten Kirche nicht für gleichbedeutend mit dem Unglauben hielt, erſchien ihm dennoch auch die äußere Kirche als Trägerin des chriſtlichen Glaubens wie eine unermeßlich hohe Anſtalt. Gott hat uns in den heiligen Schriften, ſchrieb er einem Freunde, Kunde gegeben von dem Wege, auf welchem er die Menſchen aus ihrer Selbſtſklaverei erretten will. Die Bibel, obſchon ſie nicht das Wort iſt, enthält Worte vom Wort, aber der Menſch iſt ſo ſtark in der Hartnäckigkeit des Eigenwillens, daß er zu ſchwach iſt, um die gegebene Kunde aufzufaſſen; er vergißt und verſchleudert oder verſchiebt und verdreht die Worte nur zu leicht oder ſtarrt ſtumpf in ſie hinein. Um die dargebotene Hilfe ergreifen zu können, bedarf er wiederum eines Helfers. Wer aber führt ihn in die Tiefe des Verſtändniſſes, wer löſt ihm den Sinn der Worte, wer bewahrt die Worte und breitet ſie aus? Das iſt die große und ſchwere Frage. Die Schrift bedarf eines Schutzes gegen Menſchenwillkür und der Menſch eines Auslegers der Schrift. Die Anſtalt, welche dieſes Doppelbedürfnis befriedigen ſoll, iſt die äußere Kirche, aber wo iſt ſie,

wer hat sie? In einfachen Grundlinien hat zwar der Herr selbst bei seiner Erscheinung sie angedeutet; hat er aber nicht der menschlichen Einsicht gläubiger Männer die nähere Gestaltung überwiesen? Wohl hat das Pabstthum dort, wo göttliche Autorität fehlte, dennoch göttliche Autorität als vorhanden angenommen und durch Menschenwerk die Kirche verzerrt und verschnörkelt; wohl hat die Reformation den Unrath aufgedeckt: aber darüber bin ich dennoch im Zweifel, ob die Reformation selbst eine Kirche zu gründen oder auch nur die Ansicht zu widerlegen vermocht hat, daß in der päbstlichen Kirche, obschon entstellt, die katholische, d. h. die allgemeine christliche Kirche verborgen sei. — Wo ist in der protestantischen Kirche als solcher die Kraft, schrieb Perthes an Merle d'Aubigny, welche die in den Worten der Schrift gebundene Wahrheit frei macht und festhält? Die Laien sollen sich, heißt es, belehren lassen durch die Geistlichen. Schon gut, aber wer belehrt die Geistlichen, wer unter den Gläubigen glaubt, daß mit der Ordination zugleich die Wahrheit auf den Ordinierten sich senke oder daß die im Drange des Augenblicks zur Abwehr vorübergehender Irrthümer und Angriffe festgestellten protestantischen Bekenntnisschriften nicht nur Wahrheit, sondern auch nichts als Wahrheit und die ganze Wahrheit enthielten? Belehrt nicht jeder Geistliche sich auf eigene Hand aus den Lehren, wie sie wissenschaftlich auf den Universitäten vorgetragen werden, hier so, dort anders? Ein jeder fängt immer wieder von vorne an und es kommt auf die gute Natur, auf den poetischen Sinn, auf die philosophische Schärfe oder auf das gläubige Herz des einzelnen an, ob und was er aus sich macht. Wäre nicht die Scham und die Scheu vor der katholischen Kirche; wie laut, wie verzweiflungsvoll würden wir den Ruf gläubiger Protestanten nach der Hilfe und der Autorität einer Kirche ertönen hören!

Unter den Protestanten führte die Frage nach dem Wesen und nach dem Rechte der Kirche leidenschaftliche Aufregung herbei, als 1817 auf Veranlassung der dreihundertjährigen Feier der Reformation in Preußen und in einigen anderen deutschen Staaten der Versuch

gemacht ward, die Lutheraner und Reformierten in so weit zu verschmelzen, daß sie als eine einzige Kirchengemeinschaft, als evangelische oder unierte Kirche erscheinen konnten. Um dieselbe Zeit aber veröffentlichte Harms in Kiel eine Reihe Theses, in welchen er einestheils den Rationalismus angriff, anderentheils aber auch gegen die Reformierten und gegen die Union auftrat und der lutherischen Kirche ein selbständiges Dasein sichern wollte.

Ueber den kirchlichen Streit in Holstein und über Harms' Auftreten in demselben denke ich nicht wie Sie, schrieb ein Freund aus Berlin an Perthes im Juli 1818, sondern glaube, daß durch den Eifer des Streites die Wahrheit mehr verdunkelt, als an das Licht gezogen ist — bis jetzt, meine ich, denn für die Folge kann auch daraus tiefere Begründung entstehen. Dem Inhalte des Glaubens nach stehe ich auf Harms' Seite, aber ich fürchte, in dieser letzten Zeit ist ihm dieser Glaube unter den Händen etwas zum todten Buchstaben geworden. In demselben Maße aber, als er dieses wird, muß er seinen Werth verlieren, da Gott ein anderes und geringeres Opfer, als unser innerstes Selbst, nicht annehmen will. Das eben ist die große Gefahr bei aller Befestigung des reinen Glaubens durch Schutzwehr einer äußeren Kirche, daß uns nun durch Ertödtung des geistigen Lebens derselbe wesentliche Schade wie durch die Verführung zum Unglauben zugefügt werden kann. Es liegt überdies ein eiserner Unsegen auf dem meisten Streite und grade bei diesem Streite habe ich von Anfang an ein schmerzliches Gefühl gehabt. Daß Harms den Streit mit den Ungläubigen und den Streit mit den Reformierten und den Unierten so vermengt, scheint mir eben so untheologisch als unchristlich. Ich bin gar nicht für das, was zur Vereinigung der beiden Confessionen geschehen ist, aber dennoch bleibt die Trennung der Confessionen die schwächste und die am meisten irdische Seite der Reformation, und wer sie von diesem Uebel durch die innere Kraft ihres ursprünglichen Lebens gründlich heilen, nicht etwa nur das Uebel verdecken könnte, der hätte etwas sehr großes gethan. Nicht absondernder Partei- und Sectengeist, sondern nur frische Le-

benswärme kann dieſes Ziel anerkennen. — Weit ſchärfer und ſchneidender trat ein anderer Freund auf, wenn er an Perthes ſchrieb: Harms' Ankämpfen gegen die Union und ſeine Abſicht, ſich und die Seinigen in einer lutheriſchen Kirche ſtreng einzuſchließen und abzuſchließen, ruht auf einer unwahren und deshalb auch unchriſtlichen Grundlage. Der katholiſchen Kirche iſt es, wie wir alle wiſſen, nur darum zu thun, die Form der Kirche, den Schein der Einheit zu retten: ſo lange nur der tiefe innere Zwieſpalt nicht äußerlich erſcheint, iſt ſie zufrieden; ſo weit der Unglaube ihrer Mitglieder nicht die Meſſen und Proceſſionen verſäumt, gelten ſie ihr als gute Katholiken. Einen ähnlichen Zuſtand werden auch für uns, freilich ſehr wider ihren Willen, diejenigen herbeiführen, die vor allen Dingen das Anſehen der ſymboliſchen Bücher aufrecht erhalten wollen. Auch wir werden dann eine Kirche bekommen, in welcher Rationalismus im Herzen und Orthodoxie auf Zunge und Kanzel Hand in Hand gehen können. Schon deshalb, weil ſie dieſe Gefahr bekämpft, preiſe ich die Union. Laſſen Sie uns muthig und entſchloſſen den Schein der Einheit aufgeben, um der Wahrheit und der wirklichen Einheit den Weg nicht zu verſperren, wenn ſie uns nahen wollen!

Neben dieſen und manchen ähnlichen Aeußerungen für die Union wurden aber auch in den Briefen an Perthes viele Stimmen laut, welche in der äußerlichen Vereinigung der beiden proteſtantiſchen Kirchen Gefahr für den Glauben in jeder derſelben fürchteten. Aeußere Vereinigung der Kirchen, heißt es einmal, wenn ſie nicht aus vollkommener Ueberzeugung hervorgeht, frommt nichts; darin ſtimmen wir gewiß überein. Aus Gefälligkeit kann ich nicht glauben, und wenn auch das Heil der ganzen Welt von meinem Glauben abhinge. Bevor ich nicht ſehe, daß Gott Bevollmächtigte erweckt, glaube ich nicht an große Erneuerung und Vereinigung; aber zu ſeiner Zeit wird er ſie erwecken und dann wird Eine Herde und Ein Hirte ſein. Bis dahin wird er jeden, der in Lauterkeit des Herzens ihn ſucht, mit Gnaden anſehen. — Die an ſo manchen Orten gelungene Vereinigung der beiden proteſtantiſchen Parteien, ſchrieb ein anderer, zeigt,

wie wenig Ernſt es den meiſten um den Glauben iſt, ſelbſt wenn ſie meinen, es wohl zu meinen. Harms hat ein gutes Feuer angezündet, und wenn auch unredliche Männer, die ſich an der Kirche nähren, um ſie zu untergraben, gegen ihn wirken, ſo wird er doch vor Gott wie vor Menſchen mit Ehren beſtehen. — Wie jemand im Ernſte behaupten kann, heißt es in einem anderen Briefe an Perthes, daß eine nach Harms' Grundſätzen errichtete Kirche ſich ihrem Principe nach nicht von der römiſchen Kirche unterſcheiden würde, begreife ich in der That nicht; denn nichts würde eine ſolche Kirche im Principe mit der römiſchen gemeinſam haben. Hundert oder tauſend oder zehntauſend Menſchen ſind in ihrer innerſten Seele überzeugt, daß eine beſtimmte Auslegung der heiligen Schrift die wahre ſei; ſie verſichern ſich einer gemeinſchaftlichen Formel ihrer Uebereinſtimmung: ſymboliſches Buch, und ſtellen Pfarrer derſelben Ueberzeugung zur Verkündigung des Wortes und zur Verwaltung der Sacramente an. Eine ſolche Gemeinſchaft iſt eine kirchliche Gemeinſchaft; wer deren ſymboliſches Buch nicht anerkennt, gehört nicht zu ihr; der Pfarrer, der nicht ihm entſprechend lehrt, kann nicht ihr Pfarrer bleiben: aber ſie hat deshalb nicht das Princip der römiſchen Kirche, denn ſie wird nie wie dieſe den Andersglaubenden dadurch zu nichte machen wollen, daß ſie ihm ſagt: Du weichſt von der Kirchenlehre ab, ſondern ſie wird aus Gründen der heiligen Schrift, wie es in der Augsburger Confeſſion heißt, mit ihm ſtreiten und wird jeden Zwang, der Kirchenlehre beizutreten, für unchriſtlich halten.

Die Katholiken ſahen auf das Ringen der Proteſtanten nach Gewinnung feſterer Kirchenformen mit ſehr getheilten Empfindungen hin. Manche fürchteten das Emporkommen einer neu verſtärkten Macht, wenn der Proteſtantismus nicht mehr durch Scheidung in Lutheraner und Reformierte auseinander gehalten werde. Andere dagegen ſahen nicht ohne inneres, an Schadenfreude grenzendes Behagen, wie der alte gefährliche Gegner ſich abmühete, um, wie ſie meinten, eine katholiſche Kirche ohne katholiſchen Glauben, römiſche Hierarchie ohne Rom, Pabſtthum ohne Pabſt zu erringen. Perthes' katholiſche Freunde

meinten es zu ernſt mit der Sache, um eine Stimmung dieſer Art zu theilen; ſie ſahen mit Freuden das in neuer Stärke hervortretende Bedürfnis der Proteſtanten, für den chriſtlichen Glauben auch eine chriſtliche Kirche zu gewinnen, weil ſie hofften, daß, wenn, wie vorauszuſehen, alle Verſuche, Kirchen neu zu ſchaffen, geſcheitert ſein würden, die Proteſtanten endlich in der katholiſchen Kirche die allgemein chriſtliche Kirche erkennen müßten. Mit beſonderem Ernſte warnten ſie daher vor der Anſicht mancher Proteſtanten, ſich mit einem nur inneren, in keinen Kirchenformen ausgeprägten Chriſtenthum begnügen zu können. Das ſtärkſte und ſchrecklichſte Blendwerk des böſen Geiſtes, ſchrieb Klinkowſtröm an Perthes, iſt der angeblich innere Glaube, der jetzt von einer zahlreichen Partei gepredigt wird. Dieſe myſtiſche Reformation, die einzige, welche wir noch zu fürchten haben, bietet den gemüthlichen Menſchen ſchon hier auf Erden ein Sein in Gott, welches gegen alle Ordnung und ohne alle Wahrheit iſt. Wo iſt Einigkeit, Frieden, Ordnung, als in der heiligen Kirche auf dem Felſen? Wir beide ſind in der Sache gewiß nicht ſtreitend, aber die Zunge ficht noch, wo das Herz ſchon Frieden ſchloß, ſo wie die Vorpoſten noch plänkeln, wenn es im Hauptquartier ſchon Friedensjubel gibt. — In milderer Form wies Friedrich Leopold Stolberg auf die Nothwendigkeit der Kirche für den Glauben hin, wenn er an Perthes ſchrieb: Ich freue mich, daß Sie Neander perſönlich kennen gelernt haben. Alles, was ich von dem merkwürdigen Manne höre und leſe, gibt mir einen hohen Begriff von ſeiner Gelehrſamkeit, ſeinen Gaben und ſeiner herzlichen Frömmigkeit. Möchte er ſeine Theologie, wo ſie den Chriſten im Stiche läßt, fahren laſſen! Sein Misverſtändnis iſt das Misverſtändnis ſehr vieler redlichen Proteſtanten, die auf Anbetung Gottes im Geiſte dringen, aber um poſitive Wahrheit ſich zu bekümmern nicht nöthig zu haben glauben und es nicht einſehen, daß es ja eigentlicher Zweck und Weſen der Kirche iſt, die ohne ſie Zerſtreuten und Irrenden in ihren Schoß zu ſammeln, und das kann ſie doch nur, wenn ſie ſichtbar iſt. Gott hat ſich ohne Zweifel ſeine Zeit und Stunde vorbehalten, um auf einmal die aus der Erde emporſteigenden Nebel, welche den Blicken vieler noch das Hei-

ligthum verbergen, zu zerſtreuen. Es ſcheint ſich manches, obſchon noch von ferne, vorzubereiten.

Die Gegenſätze, welche die geprieſene Einheit der römiſchen Kirche, auch abgeſehen von den heimlichen Feinden und von den vielen Gleichgiltigen unter ihren Gliedern, zu allen Zeiten in ſich getragen hat, traten freilich in jenen Jahren allgemeiner und heftiger Bewegung erkennbarer als in dem letztvergangenen Jahrhundert hervor. In manchen Theilen Deutſchlands und namentlich in Baiern regten ſich Herrſchaftsgelüſte der Prieſter mit neuer Rührigkeit. Uns Baiern, heißt es z. B. in einem Briefe an Perthes, machen die Religionshändel wieder große Unruhe. Seit Montgelas' Rücktritt und ſeit der Vollziehung des Concordats fühlt die in Baiern feſt eingewurzelte Prieſterpartei wieder feſten Boden unter den Füßen und ſchreitet bald auf dieſem bald auf jenem Wege vorwärts. Gegenwärtig ſind namentlich die gemiſchten Ehen ein ſehr beliebter Zankapfel. Neu angefeuert durch einen Hirtenbrief des Nuntius, wollen die Prieſter überall alle Kinder aus denſelben katholiſch werden laſſen. — Zugleich wurde, veranlaßt durch das Auftreten des Fürſten Hohenlohe, die Wunderſucht in vielen katholiſchen Kreiſen neu angefacht. Bei uns thut Hohenlohe und jetzt ſchon nicht mehr er allein Wunder über Wunder, heißt es in dem Briefe eines entſchiedenen Gegners dieſer Richtung; an allen Orten bringt er Aufregung und Begeiſterung hervor, obſchon er einen großen Theil des Klerus zu Feinden hat. Phyſiologiſch merkwürdig bleibt ſein Auftreten; die Mirakelſucht des altbaieriſchen Volkes grenzt wirklich an das Räthſelhafte und eine, wenn auch kleine, Zahl von dem Prinzen vollbrachter Heilungen iſt nicht zu bezweifeln. — Die durch den Fürſten Hohenlohe in Würzburg und Umgegend im Namen des Herrn Jeſu Chriſti bewirkten Heilungen, ſchrieb Kaspar Droſte im Auguſt 1821 an Perthes, ſind gewiß der größten Aufmerkſamkeit werth. Der Mann ſelbſt iſt fromm und von exemplariſchem Lebenswandel; er habe, ſchreibt mir ein Freund, ein freundliches und einfaches Aeußere, ein wohlwollendes, gutmüthiges und anziehendes Weſen; ſeine Demuth und Selbſtverleugnung, ſein

Glaube, die kindliche Frömmigkeit und das tiefe Gefühl der eigenen Unwürdigkeit müſſe ihn wohl ſolcher Gnade von Gott empfänglich gemacht haben. Die Frage haben wir indeſſen immer zu thun, ob er ſelbſt nicht durch Menſchen, die ſich krank ſtellen, getäuſcht wird. In manchen Fällen kann es geſchehen ſein, aber bei der Prinzeſſin Schwarzenberg, bei dem Kronprinzen von Baiern, bei einigen ganz Blinden und Lahmen läßt ſich ſolche Täuſchung gar nicht denken. Von allen Seiten ſtehen freilich Spötter auf und ziehen die Sache ins Lächerliche. Das aber macht nichts; iſt es Gottes Werk, ſo werden wir es als ſolches erfahren. Eine förmliche Unterſuchung hat bereits begonnen; der Fürſt ſelbſt hat nach Rom berichtet, ſo auch der Kronprinz von Baiern über ſeine eigene Heilung und über dasjenige, was vor ſeinen Augen in Brückenau geſchehen iſt.

Während die einen unter den Katholiken Wunder ſuchten und fanden oder doch wenigſtens wünſchten, wollten andere unter den Katholiken, ähnlich wie die Rationaliſten der Proteſtanten, in der chriſtlichen Offenbarung wenig anderes als eine Lehre der Moral erkennen. Die frühere Irreligion iſt beſchwichtigt, klagte Friedrich Leopold Stolberg in einem Briefe an Perthes; was aber ſo viele auch unter denen, die ſich Katholiken nennen, uns jetzt für Religion geben wollen, iſt flache Moral. Jeſus Chriſtus wird zwar als trefflicher Sittenlehrer gelobt, aber weil der Moral ihre Wurzel: der chriſtliche Glaube, entzogen iſt, wird auch ſie in der Luft ſchwebend bald hindorren. Unter dem Namen Myſtik, die man mit Schwärmerei verwechſelt, wird der Glaube an die göttlichen Geheimniſſe verhöhnt, werden die Glaubenslehren Meinungen genannt. — Die Myſtik des Chriſtenthums griff freilich jener geiſtreiche Katholicismus nicht an, welcher ſeine Färbung weſentlich durch übergetretene Proteſtanten, namentlich durch Friedrich Schlegel erhalten hatte; aber gegen das große Gewicht, welches Sailer und ſeine Schule auf die lebendige Innerlichkeit legte, trat doch auch er, wie Perthes ſchon zu Frankfurt erfahren hatte, in die Schranken und vermehrte dadurch das Gewirre der Gegenſätze innerhalb des Katholicismus Deutſchlands. Selbſt Kirchenobere ſchei-

nen vor einer Innerlichkeit beſorgt gewarnt zu haben, von welcher ſie Sprengung der hergebrachten Kirchenformen fürchten mochten. Kennen Sie, ſchrieb ein Freund 1820 an Perthes, den Hirtenbrief des Generalvicariats der Diöceſe Augsburg? Aftermyſtiſche Umtriebe nennt er das innerliche Chriſtenthum, und greift es an und verdammt es. Wenn dieſe Menſchen nur herrſchen können, ſo iſt es ihnen gleichgiltig, ob die Beherrſchten inneres Leben haben oder nicht.

Dem Verſuche des Proteſtantismus, mitten hinein in alle dieſe Bewegungen die heilige Schrift als ſichern Halt zu bringen, ſtellten wiederum die Katholiken ſich in ſehr verſchiedener Weiſe gegenüber. Die Bibelgeſellſchaften, wie alle Erleuchtungsanſtalten, welche der Proteſtantismus herrichtet, ſchrieb ein heftiger Katholik an Perthes, werden am Ende immer zu neuen Brandſtiftungen, weil ſie nicht im Sinne der von dem heiligen Geiſte geleiteten Kirche ihren Urſprung nehmen. Immer und immer geht doch bei allem religiöſen Streben des Proteſtantismus das eine Loſungswort hindurch: Alles, nur nicht katholiſch, d. h. chriſtlich, werden. — In einem anderen Sinne dagegen ſprach ſich Friedrich Leopold Stolberg aus, wenn er an Perthes ſchrieb: Es thut mir wehe, daß bei vielen Katholiken Mistrauen gegen die Bibelgeſellſchaft ſtattfindet. Allerdings müſſen die Mitglieder derſelben in katholiſchen Ländern mit Beſcheidenheit verfahren, aber durch allgemeine Verbreitung der Schrift geſchieht meiner feſten Ueberzeugung nach unendlich viel gutes. In Baiern ſind durch Unterſtützung der Bibelgeſellſchaft zehntauſend Exemplare eines von einem Katholiken überſetzten neuen Teſtamentes zur großen Freude Sailer's und anderer frommen Geiſtlichen vertheilt worden. Möge Gott das heilige Werk der Bibelgeſellſchaft fördern, wie er ja ſchon ſichtbar gethan hat! Bei meinem Bruder lernte ich eines der thätigſten Mitglieder kennen, den Schotten Henderſon, einen trefflichen Mann. Das einzige, was mir bei der Bibelgeſellſchaft Beſorgnis erregt, iſt der Umſtand, daß ſie, weil ihre meiſten Mitglieder Diſſenters ſind, den Katholiken ſehr abhold ſein werden, wie ſich aus dem ſonſt ſo ſchönen Buche „Christian Researches in Asia by Buchanan“ aufs neue

zeigt. Mit ihm verfluche ich gern die Inquiſition in Goa, aber nach dieſem düſteren Winkel darf nicht der ganze Tempel beurtheilt werden. Ob von dem Bundestage etwas für die Religion zu erwarten iſt, weiß ich nicht. Wahrhaft gutes aber kann nur von dem Geiſte Gottes, den er auf kräftige und geſalbte Männer ergießen wolle, gewirkt werden. Alles andere flickt nur am Aeußeren und läßt das Innere todt. Daß unſere Biſchöfe künftig keine Fürſten und die Canonici keine müßigen Junker ſein werden, iſt jedenfalls ein wahrer Gewinn.

Ungeachtet aller inneren Gegenſätze ſtand die katholiſche Kirche dennoch in ihrer Form als eine einzige Kirche da und alle Glieder hegten, mochten ſie im übrigen auch noch ſo weit auseinander gehen, darüber keinen Zweifel, daß die römiſch-katholiſche Kirche nicht eine von mehreren chriſtlichen Kirchen, ſondern die einzige und wahre chriſtliche Kirche ſei. Wenn daher Perthes' katholiſche Freunde den Proteſtanten die Nothwendigkeit der chriſtlichen Kirche für den chriſtlichen Glauben vor die Seele zu bringen ſuchten, ſo konnten ſie nicht meinen, daß der Proteſtantismus ſich eine proteſtantiſche Kirche gewinnen ſollte, ſondern mußten ein Aufgeben des Proteſtantismus und den Rücktritt desſelben in die römiſche Kirche begehren. Das Bedürfnis einer Kirche, ſchrieb Graf Friedrich Leopold Stolberg an Perthes, wird von vielen tief empfunden, aber eine Kirche kann nicht ſein, ſo lange jeder den Anſpruch behält, ſich in Glaubensſachen der Autorität der Kirche entziehen zu können. Warum ſollte nicht ein proteſtantiſcher Chriſt in der Lehre vom Abendmahl calviniſch ſein können und lutheriſch in der Lehre von der Gnadenwahl? Luther und Calvin konnten beide irren und machten keinen Anſpruch auf Unfehlbarkeit. Daher hat es denn freilich nicht fehlen können, daß beide Parteien ſich in viele Nebenparteien zerſpalteten, bald ſo, daß ſich ihre Verzweigungen miteinander verbanden, bald ſo, daß ſie je mehr und mehr als wilde Ranken in die ſogenannte natürliche Religion übergingen. Wo blieb nun die Idee einer vom Sohn Gottes geſtifteten Kirche? Dieſe aber iſt da und wird beſtehen bis an das Ende der Tage; ob aber die anderen in ſie zurückfließen oder in den Sand der Meinungen ſich verlieren werden? — — Gott weiß es allein.

Perthes fühlte tief das Bedürfnis nach einer allgemeinen christlichen Kirche, er glaubte, daß die Protestanten eine solche Kirche neu herzustellen nicht vermöchten, und er wußte gewiß, daß die römische Kirche nicht die allgemeine christliche Kirche sei; aber er hoffte, daß Gott aus der römischen Kirche, indem sie durch die Innerlichkeit und Lebendigkeit des Protestantismus neu geboren würde, eine allgemeine, eine in diesem Sinne katholische christliche Kirche hervorgehen lassen würde. Nach vielen Seiten hin äußerte er ohne Rückhalt diese Ansichten und sprach auch wohl von der Nothwendigkeit der katholischen Kirche, obschon er unter dieser Beziehung nicht, wie der gewöhnliche Sprachgebrauch, die römische Kirche, sondern eine gehoffte allgemeine christliche Kirche verstand. Da er überdies niedrige Angriffe auf die besonderen katholischen Lehren und Gebräuche stets unwillig zurückwies und die allen Confessionen gemeinsamen christlichen Wahrheiten scharf und bestimmt hervorhob, obschon gar manche Protestanten dieselben schon als katholisch und papistisch betrachteten, so konnte wohl in der durch so manchen Uebertritt argwöhnisch gewordenen Zeit hier und da die Meinung entstehen, daß er zum Katholicismus hinneige. Hatte er doch viele Freunde unter eifrigen Katholiken und war doch Stolberg's Religionsgeschichte nicht allein von ihm als Verleger vertrieben, sondern auch aus persönlicher Ueberzeugung empfohlen. Wer aber damals des Katholicismus bezichtigt ward, galt auch zugleich als ein Anhänger des politischen Absolutismus; denn Metternich und Gentz verfochten ja das eine wie das andere, und Haller und Adam Müller griffen den Liberalismus an und traten zur katholischen Kirche über. Manche verdrießliche Stunde sollte für Perthes durch die hier und da über ihn verbreitete Meinung bereitet werden. In der berüchtigten 1819 erschienenen Streitschrift: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?“ hatte J. H. Voß auch Claudius' Andenken verunglimpft und Perthes hielt sich zu einer Entgegnung verpflichtet. Er ließ eine derbe und heftige Zurechtweisung in die öffentlichen Blätter setzen und in dem sich nun entspinnenden, theils in Flugschriften, theils vor Gericht geführten Streite rückte Voß als Großinquisitor des Rationalismus, wie Perthes ihn nannte, seinem Gegner alle Sünden

vor, die derſelbe jemals gegen den von Voß Proteſtantismus getauften Rationalismus begangen hatte. Schon lange ſei Perthes, meinte unter anderem Voß, in dem Gewimmel dumpfbrütender Molche, Kröten und Blindſchleichen ein Lohnarbeiter für die ſchlängelnde Brut der Finſternis geweſen und habe dem über ganz Deutſchland verbreiteten papiſtiſchen Nachtbunde als bereitwilliges Werkzeug gefrohndet. Ihren Proceß gegen Voß haben Sie, wie ich leſe, verloren, ſchrieb Görres an Perthes. Das iſt ſchon recht, warum fangen Sie auch ſolche Streithändel mit dem alten Krakeeler an! Was kann das Ihnen thun, wenn er Sie einen Myſtiker oder wer weiß was ſonſt ſchilt? Was haben die Leute mich ſchon alles geſcholten und was werden ſie mich noch ſchelten und was mache ich mir daraus! Was frage ich danach, ob mich dieſe aus dem Bauche heraus loben, oder jene aus dem Bauche heraus ſchimpfen! Ich gehe durch das Gethiere durch und laſſe die Schlangen ziſchen und die Wölfe heulen und die Katzen fauchen und die Buchmarder ſchreien und die Kröten ſpritzen, und wenn mir die Pudel tanzen und apportieren, ſo laſſ' ichs auch gut ſein und werfe ihnen etwa ein Endchen Wurſt in den Rachen. Wäre ich mit jedem, der mich in meinem Leben angeblaſen hat, vor die Gerichte gelaufen, das hätte Proceſſe gegeben! Ich gehe lieber ruhig meines Weges, wo ich bald wieder anderen begegne, die ich erzürnen muß, und über den neuen Zorn wird immer der alte vergeſſen; ich aber bleibe in meiner Gelaſſenheit und dann laſſen die anderen am erſten ab von mir. So machen Sie es auch künftig und laſſen ſich nicht wieder irren durch alles, was ſchwarz auf weiß über Sie gedruckt werden mag.

Perthes hatte in der That von dem papiſtiſchen Verfinſterungsbunde, deſſen Werkzeug zu ſein Voß ihn beſchuldigt hatte, keine nähere Kunde als von den Kröten, Molchen oder der ſonſtigen durch Voß an das Tageslicht gebrachten ſchlängelnden Brut, und ſeine katholiſchen Freunde wenigſtens ließ er nicht in Zweifel darüber, in wie ferne er mit ihnen übereinſtimme und in wie ferne nicht. Als er im Frühjahr 1821 von einem derſelben aufgefordert wurde, den Verlag der ins Deutſche übertragenen essays sur l'indifference des damals noch

in den ſtreng katholiſchen Kreiſen hochgefeierten Abbé de Lamennais zu übernehmen, antwortete er: Bücher der Liebe, die aus katholiſchem Glauben entſpringen, kann ich verlegen; ſie ſind meiner Ueberzeugung, welche die Nothwendigkeit einer äußeren allgemeinen Kirche auch anerkennt, nicht entgegen, und die Nachreden, die mir dadurch entſtehen, weiß ich zu tragen. Aber Lamennais' Schrift iſt anderer Art; reißt ihn doch ſein Eifer gegen „die akatholiſchen Secten" ſo weit fort, daß er die heilige Schrift ſeinen Anhängern und Verehrern als eine unſichere Quelle darſtellt. Der Mann kann fromm ſein, aber die Demuth vor Gott hat er vergeſſen und folgt dem eigenen Geiſte und der eigenen Leidenſchaft. Wie könnte ich ſo ein Buch verlegen, ohne mir ſelbſt als Lügner zu erſcheinen? — Ausführlich ſprach er ſich über ſeine Stellung zum Katholicismus in einem Briefe an einen ſehr ſtrengen und eifrigen Katholiken aus. Der Menſch hatte Gott verloren, heißt es in demſelben, und konnte nur durch Chriſtus wieder Gottes werden. Chriſtus iſt erſchienen, das Erlöſungswerk iſt vollbracht, die Scheidung zwiſchen Gott und den Menſchen iſt durchbrochen. Das iſt der Glaube des Proteſtantismus wie des Katholicismus, und von denen, welche dieſen Glauben nur als katholiſch, nicht auch als proteſtantiſch bezeichnen, will ich gerne katholiſch genannt ſein. Auch die den Proteſtanten fremdartigen Sitten und Gebräuche des katholiſchen Gottesdienſtes ſtören mich nur wenig und manche derſelben ziehen mich an. Solcher Gebräuche wegen fühle ich daher gleichfalls keine Nothwendigkeit, unkatholiſch zu ſein. Weiter aber ſagt der Katholicismus, daß das Erlöſungswerk, obſchon vollbracht, dennoch für den einzelnen Menſchen nur durch das Prieſterthum und durch die auf das Prieſterthum gebaute Kirche zugänglich ſei und Wirkſamkeit äußere; ohne Prieſterthum kein Heil, ohne Prieſterthum keine Gnade, kein Hingeben des Menſchen an Chriſtus, keine Arbeit Chriſti an dem Menſchen. Das ſagt der Katholicismus, und weil er das ſagt und nach allen Seiten hin für Lehre und Sacrament die nothwendigen Folgen daraus zieht, bin ich nicht Katholik und kann es niemals werden. An kein Prieſterthum und an kein Prieſterwerk iſt die Gnade des Herrn gebunden, und, um zum Mittler zu

gelangen, bedarf es keines neuen Mittlers; frei ist der Zutritt zu ihm durch das vollbrachte Erlösungswerk für jeden geworden, der, ohne auf eigenes Verdienst zu bauen, dem Herrn ein stilles Herz darbietet, damit er darinnen wirke und den Tempel Gottes baue und reinige. Wohl weiß ich, daß es nicht vom Zufalle abhängen kann, ob die Kunde vom vollbrachten Erlösungswerk den einzelnen überliefert und unentstellt überliefert werde oder nicht. Eine Anstalt muß sich finden, welche das Evangelium durch alle Jahrhunderte hindurch wach und lebendig in der Menschheit erhält und allen einzelnen in allen Ländern der Erde unentstellt verkündet. Weil die römische Kirche mit ihren Priestern eine solche Anstalt gewesen ist, ist sie auch ein Eckstein und Grundstein des Christenthums gewesen. Aber wie sie vor der Reformation geworden war, konnte sie nicht bleiben, und was sie nach der Reformation geworden ist, hat sie nicht zur allgemeinen Kirche machen können; aber durch die von den Protestanten versuchten Kirchen ist sie nicht ersetzt und wird durch sie auch nicht ersetzt werden. Nur eine allen Christen gemeinsame Anstalt, nur eine katholische Kirche kann das Evangelium bewahren, verkünden und verbreiten. Ob und wann sie uns zu Theil werden wird, steht in Gottes Hand; er kann sie gewähren, früher, als wir erwarten. Ihr aber werdet dadurch das Kommen nicht beschleunigen, daß Ihr einzelne Protestanten in Eure Kirche zu führen Euch bemüht, und Ihr werdet es zurückhalten, wenn Ihr gegen uns mit unedlen und unchristlichen Waffen kämpft. Welche tief verschuldete innere Verblendung liegt zum Grunde, wenn unser Freund N. mir schreibt, daß in den protestantischen Gemeinden die Unzucht nicht für sündlich gehalten werde, und daß die vor kurzem unter Schwärmern im katholischen Oestreich vorgekommenen Kreuzigungen durch die heimliche Verbreitung und durch das Lesen der heiligen Schrift hervorgerufen seien! Christus und die Wahrheit ist Eins und man spottet der Wahrheit nicht, ohne zugleich Christus zu spotten. — Eine scharfe Antwort auf diesen Brief konnte kaum ausbleiben. Sie stehen mit allem, was Sie sagen, heißt es in derselben, nicht als ein Christ, sondern als ein frommer Mann des alten Bundes da. Sie kennen nur sehnende Erwar-

tung, keine Erfüllung; Sie kennen nur, wie das Judenthum, eine gefallene Menschheit, keine geheiligte, wie sie die katholische Kirche umschließt; Sie lassen den Herrn nicht durch das Priesterthum in der Menschheit, sondern durch die Buchstaben in der Schrift wohnen, glauben also echtjüdisch nicht an ein Menschwerden, sondern an ein Schriftwerden Gottes. Aber weil Sie den Judenglauben heute noch festhalten, sind Sie schlimmer daran als die alten Juden; denn diese erwarteten ein wirklich Verheißenes, während Sie das längst Gekommene nicht sehen und auf ein Nichtverheißenes Ihre Seligkeit bauen und zu dem jüdischen Sacrament der Schrift sich nun auch das heidnische Sacrament der Vernunft als Gegenstand Ihrer Verehrung gewonnen haben. Zu diesem ganzen unglücklichen Standpunkt scheinen Sie mir besonders deshalb gekommen zu sein, weil Sie unverwandten Auges immer nur auf das Priesterthum der katholischen Kirche hinstarren und mit unbegreiflicher Selbsttäuschung ein zweites übersehen; Sie kennen nur sich, den einzelnen und andere einzelne, deren jeder für sich Hilfe sucht und Hilfe erwartet, und wollen nicht wissen, daß nach der Kirchenlehre und nach jedem Blatt der Schrift die Menschheit solidarisch verschuldet und solidarisch gerettet ist. Wenn aber Sünde und Gnade ein Erbe des Menschengeschlechts ist, so können auch die Mittel der Gnade nicht auf jeden einzelnen als unmittelbare Offenbarung herabkommen, sondern müssen durch eine das ganze Menschengeschlecht umschließende Anstalt dem Menschengeschlechte in seiner Einheit dargeboten werden. Die edelsten Protestanten aber und namentlich die innerlichsten unter denselben, wie Arndt, Spener, Zinzendorf, weisen die Erbschaft ab und ziehen es vor, auf den doch schon gekommenen Messias zu warten. Wie die frommen Juden bei herannahendem Gewitter das Fenster öffnen, damit Er leichteren Eingang finde, wenn er kommen sollte im Blitz, so öffnen jene ihr Herz in den Augenblicken ernster Erbauung. Die katholische Kirche aber erwartet nicht den Herrn, sondern hat den Herrn. Sagt man von ihr, daß sie ein Eckstein und Grundstein des Glaubens gewesen sei, und hofft dennoch auf einen neuen Bau, so behauptet man mit großer Gelassenheit doch eigentlich nur, daß man für jetzt und für seine

Privatperſon keines Eckſteins und Grundſteins bedürfe. Heißt das nicht die Demuth bis zur empörendſten Hoffart treiben? Vergeben Sie, mein innig verehrter Freund, die Härte des Ausdrucks; Sie drängen aber ſo ſtark gegen den Eingang der Kirche, daß Sie ſich die Thüre wie ein Ventil ſelbſt zudrücken und den harten Gegendruck derer, die von innen Ihnen öffnen möchten, ſelbſt hervorrufen. Könnte ich mich ſelbſt, mein Herz, mein Ihnen ganz und rechtſchaffen ergebenes Gemüth auf dieſes Papier hinlegen, ſo würden Sie den Brief ganz ſo aufnehmen, wie er gemeint iſt.

Den religiöſen Unterſcheidungslehren der Katholiken ſtand Perthes freilich damals wie zu jeder Zeit ſeines Lebens durchaus fern; aber in jenen Jahren wenigſtens hielt er an der Anſicht feſt, daß die in der Geſchichte eines Jahrtauſends wurzelnde römiſche Kirche durch Fortbildung und Umbildung zur allgemeinen chriſtlichen Kirche ſich geſtalten könne, während er in allen Verſuchen der Proteſtanten, Kirchen mit Abſicht und Wahl zu bilden, nur Nothbehelfe für eine kürzere oder längere Zeit zu ſehen glaubte. Von verſchiedenen Standpunkten aus traten viele ſeiner proteſtantiſchen Freunde auf das entſchiedenſte dieſer Anſicht entgegen. Manche hielten die römiſche Kirche, wie ſie wirklich beſtand, für gänzlich verfallen und geſunken und beſtritten deshalb, daß ſie den Keim eines neuen kirchlichen Lebens der Chriſtenheit in ſich tragen könne. Es iſt eine Täuſchung, wenn Sie glauben, die katholiſche Kirche zu rühmen, heißt es in einem Briefe an Perthes; Sie rühmen nur einzelne Ihrer katholiſchen Freunde, und es wäre wohl möglich, daß Sie ſich, ohne es zu wiſſen, nicht durch das Katholiſche, ſondern durch das Proteſtantiſche, was in dieſen Männern lebt, angezogen fühlten; der proteſtantiſche Geiſt reicht viel weiter als der proteſtantiſche Name und macht einen doppelten Eindruck, wenn er uns im katholiſchen Kleide begegnet. Die Reformation befreit in der That noch jeden Tag viele innerliche Menſchen unter den Katholiken von dem Joche der Hierarchie und des Aberglaubens und läßt ſie die Segnungen der von ihnen heftig angefeindeten Reformation genießen. Das, worauf ſich die innerlichen Katholiken

im Kampfe gegen uns berufen, ist nicht das Römisch-Katholische, sondern das Christlich-Katholische und grade dieses haben unsere Reformatoren dem Papismus gegenüber wieder sicher stellen wollen und es auch wirklich nicht allein für uns, sondern auch für die Katholiken wieder gewonnen. Wo wäre jetzt der römische Katholicismus ohne Reformation und wohin würde er künftig gelangen, wenn er von heute an der Einwirkung des protestantischen Geistes entzogen würde? Eine Kirche aber, die das Leben, das sie überhaupt noch besitzt, nur durch ihren heftigen Gegner erhält, kann doch nimmermehr die Kirche sein, welche eben dieser Gegner bedarf. — Sie brausen auf über die Plattheit und Gemeinheit, heißt es in einem anderen Briefe, mit welcher so oft der Katholicismus von Protestanten angegriffen wird. Sie thun recht daran; aber Sie gelangen, wie mir scheint, beinahe dahin, manche katholische Einrichtungen schon deshalb nicht für verwerflich zu halten, weil dieselben in niedriger Weise angefeindet werden. Wenn Sie nur ein einziges Jahr in einem katholischen Lande gelebt hätten, so würden Sie sich entsetzen über die Lüge und Gemeinheit, mit welcher die Masse des Klerus den Protestantismus behandelt und bei seinen Pfarr- und Beichtkindern anschwärzt. Vom Protestantismus kennen Sie auch die ordinärste Seite; den Katholicismus sehen Sie nur in den besten und frömmsten Katholiken. Das ist es, was Ihr Urtheil ungerecht macht. — Was meinen Sie eigentlich, schrieb ein französischer Freund an Perthes, wenn Sie die katholische Kirche nennen? Die katholische Kirche, wie sie sich in diesem oder jenem frommen Katholiken gestaltet, kann man sich allenfalls gefallen lassen, aber die katholische Kirche, wie sie wirklich besteht, c'est vraiment la bête de l'Apocalypse. Es ist jedem, der von der katholischen Kirche redet, sehr zu rathen, daß er, um sich und andere nicht irre zu führen, sich immer frage, ob er die eingebildete oder die wirkliche Kirche vor Augen hat.

Andere von Perthes' Freunden bestritten deshalb jede Möglichkeit einer künftigen Gestaltung der römischen Kirche zur allgemein christlichen Kirche, weil sie das Princip derselben als unbedingt unver-

einbar mit dem christlichen Glauben der Protestanten betrachten müßten. Sie halten felsenfest, heißt es in einem Briefe an Perthes, an der Lehre Augustin's und der Reformation, daß der Mensch in seinem natürlichen Zustande keine Kraft habe, Gott zu erkennen, zu lieben, ihm zu gefallen, sondern sich der göttlichen Einwirkung hingeben und durch Glauben selig werden müsse. Sie wollen nichts wissen von der Pelagianischen, vor hundert Jahren aufs neue festgestellten Grundlehre der römisch-katholischen Kirche, daß der Mensch aus eigenen Kräften vermöge durch seine Werke selig zu werden. Sie sind also in der Lehre durch und durch Protestant, aber Sie sind der Meinung, daß auch die protestantische Lehre sich in die Formen der römischen Kirche fassen lasse, und daß daher aus der römischen Kirche die allgemeine oder katholische Kirche für alle Christen früher oder später hervorgehen werde. Das nun ist es, was ich schlechterdings nicht zugeben kann. Jede auf die evangelische Lehre gebaute Kirche muß, wenn sie nicht ihren eigenen Ursprung verleugnen will, immer davon ausgehen, daß die Kirche, außer der es kein Heil gibt, die nicht irren, nicht fehlen kann, eine unsichtbare ist, deren Prädicate sich nicht übertragen lassen auf die sichtbare Kirche, d. h. auf die an Ort und Zeit gebundene Vereinigung zur Verkündigung des Evangeliums und zur Verwaltung des Sacramentes. Mancher kann zur unsichtbaren Kirche gehören, der nicht zur sichtbaren gehört, und umgekehrt. Daher kann keine protestantische Kirche dem die Seligkeit absprechen, der nicht zu ihr gehört, noch dem sie zusprechen, der zu ihr gehört; daher kann keine protestantische Kirche das Schwert zu Hilfe nehmen und kann niemand durch ihre Autorität binden wollen. Jede auf die römische Lehre gebaute Kirche muß dagegen die unsichtbare Kirche und die sichtbare Kirche identificieren und die Prädicate der ersteren auf sich und zwar auf ihren Klerus, ihre Bischöfe und ihren Pabst übertragen; ihr Ausspruch ist allein deshalb, weil es ihr Ausspruch unbedingt war und ist, Gesetz für einen jeden, und es ist eine bloße Gefälligkeit von ihr, wenn sie sich mit irgend jemand auf einen Streit aus Gründen der heiligen Schrift einläßt. So groß ist der Unterschied zwischen der protestantischen und katholischen Lehre, daß, wenn für

irgend eine Zukunft Proteſtanten und Katholiken von derſelben allgemeinen Kirche umſchloſſen ſein ſollen, entweder die Proteſtanten oder die Katholiken die Lehre aufgeben müſſen, durch welche ſie zu Proteſtanten oder Katholiken geworden ſind. Ich alſo muß jede Möglichkeit in Abrede ſtellen, daß ſich aus der römiſchen Kirche eine allgemeine chriſtliche Kirche jemals entwickeln könne.

Fünftes Buch.

Perthes' Familienleben bis zur Verlegung seines Wohnsitzes von Hamburg nach Gotha

im Jahre 1822.

Die Verheirathung der älteſten Tochter.

Die politiſche Unruhe, welche die Zeit erfüllte, das Hin und Her der mannigfachen religiöſen und kirchlichen Gegenſätze ließen auch Caroline nicht unberührt; ſie konnte und wollte ſich der lebendigen geiſtigen Theilnahme nicht entſchlagen: aber die Grundſtimmung ihrer Seele ward doch nie wieder, wie im Frühjahr 1813, durch die Ereigniſſe Deutſchlands, ſondern durch die des eigenen Hauſes beſtimmt, und in dieſen fand ſie immer neue Urſache zur Freude und zum Dank. Seit dem Sommer 1817 war ihre älteſte Tochter Agnes mit Wilhelm Perthes verlobt. Derſelbe hatte früher in der Hamburger Handlung gearbeitet, dann als Freiwilliger den Feldzug mitgemacht und verwaltete nun die vom Vater ererbte Buchhandlung in Gotha, welche er bald auf deren glänzende Höhe brachte. Gott hat uns von neuem wieder mit Freude und Glück überſchüttet, ſchrieb Caroline um dieſe Zeit; wie ſoll ich es ihm genug danken, daß er ſo ſichtbar ſeine Hand über uns und unſere Kinder hält. Es iſt gewiß ein großes Geſchenk, ein ſo reines und unſchuldiges Kind dem Mann, den wir lange ſchon lieb gehabt haben, in dem feſten Vertrauen übergeben zu können, daß er es von ganzem Herzen feſthalten und hegen und pflegen wird, ſo lange er lebt.

Am 12. Mai 1818, dem dritten Pfingſtfeiertage, war die Hochzeit und am 16. Mai reiſte das junge Ehepaar in die neue Heimat ab. Meine liebſte Agnes, rief Caroline ihnen nach, Du biſt kaum drei Stunden von mir und ich fange ſchon an zu ſchreiben, weil ich es nicht laſſen kann. Gottlob, ich fühle lebendig, daß Gott mir heute nahe iſt, wie in allen Augenblicken meines Lebens, in denen

ich mir ſelbſt nicht helfen konnte. Er wird auch ferner mit uns ſein in Noth und Tod, bis wir ihn ſehen werden von Angeſicht zu Angeſicht. Als Ihr fortfuhret, habe ich Euch noch nachgeſehen, bis Ihr über die Brücke waret, und habe Dich noch einmal Gott übergeben und Dich losgelaſſen in der feſten und gewiſſen Zuverſicht und Gewißheit, daß Du in Gottes Arm biſt und bleibſt in Ewigkeit. Du liebe Agnes, ich ſage Dir nicht, wie mir zu Muthe iſt; Du weißt, daß ich Dich lieb habe, und dann folgt das andere von ſelbſt. Wie gegenwärtig iſt mir noch der Augenblick, in dem ſie Dich mir zum erſtenmal aufs Bett gaben, ich Dich zum erſtenmal anſah und Dir den erſten Kuß gab! Seitdem habe ich alle Tage, wenn ich nicht ſagen ſoll alle Stunden, Freude an Dir gehabt die zwanzig Jahre hindurch. Wie ſollte ich Gott nicht danken und, wenn er es beſchloſſen hat, Dich von mir laſſen? Daß ich es nur mit Thränen thun kann, wird er mir vergeben, ſie ſind nicht zurückzuhalten. Auch Du, meine liebe Agnes, mußt und darfſt weinen und Dein lieber, treuer Wilhelm wird Dich verſtehen und Dir zu Gute halten, wo Du zu viel thuſt. Verhehle ihm nie etwas, wo es Dich ſelbſt angeht, auch wenn Du glaubſt, daß er nicht mit Dir zufrieden ſein wird. Ihr werdet bald merken, daß Ihr auch mit dem beſten Willen einander zu Gute halten müßt. Liebe Agnes, ich kann mit Wahrheit ſagen, daß ich Deinetwegen ſehr ruhig und ſicher bin. Ich bin zu gewiß in mir, daß Ihr alle beide von Gott annehmen und tragen werdet gutwillig, was er auch ſenden wird, und Euch einander keine Noth macht. Nicht wahr, Du lieber Wilhelm, Du hegeſt und pflegeſt und hältſt meine Agnes feſt in treuer Liebe und treuem Arm, ſo lange Gott will? Ich freue mich in Eurem Namen auf die Zukunft; auch wir hier wollen davon zehren. Nehmt es Euch nur recht ernſtlich vor, nicht matt zu werden im Mittheilen der Freude und des Leides, das Euch begegnet, damit unſer Miteinanderſein lebendig bleibt. Ich bin wohl geblieben und nervös nicht gereizt; ich ſuche den Gedanken in mir recht feſt zu halten, daß Gott Dich mir gegeben hat, um Dich groß zu herzen und zu pflegen an Seel' und Leib für Dich ſelbſt und Deinen Wilhelm. Das habe ich gethan, ſo viel ich gekonnt, und nun, liebe Agnes, fange Du Dein neues Leben an und werde friſch und fröhlich und

gedenke meiner in treuer Liebe und habe einen freudigen und fröhlichen Muth zu Deiner neuen Laufbahn. Ich habe ein felsenfestes Zutrauen zu Eurem Glücke und habe Dir, lieber Wilhelm, meine Agnes mit großer Ruhe übergeben.

Dieser erste Brief Carolinens war der Anfang eines innigen schriftlichen Verkehrs zwischen Mutter und Tochter, welcher, weil er in ununterbrochener Regelmäßigkeit Großes und Kleines, Inneres und Aeußeres umfaßte und vorübergehendes Leid und Freud nicht minder als die bleibenden Stimmungen einfach und offen mittheilte, ein Zusammenleben zwischen den Entfernten möglich machte, wie es im persönlichen Umgange kaum näher hätte sein können. Dank und Freude über das Glück der Tochter und über das eigene zog sich durch alle Briefe Carolinens als deren eigentlicher Kern hindurch und fand immer neuen Anlaß und neue Wendungen, um sich auszudrücken. Eben bringt mir Perthes Deinen Brief, antwortete sie auf die ersten Nachrichten aus Gotha. Ich habe ihn gelesen und wieder gelesen, freue mich und danke Gott, aber auch Deinem lieben Wilhelm, der Dich so glücklich macht. Du bist zu Muthe, wie ich es mir mit Gewißheit im voraus gedacht habe, und es kann nicht anders sein, wenn Gott so gesegnet hat. Dieser glückliche und glückselige Zustand dauert fort tief im Herzen, wenn er auch im äußeren Leben durch schwere Stunden und harte Prüfungen unterbrochen wird, und er wurzelt durch diese noch fester und sicherer in der Ewigkeit, wie ich Gottlob aus meiner Erfahrung weiß. Ich bin mit Euch, durch Euch und über Euch froh, Ihr lieben Kinder, und übe mich im Entbehren mit fröhlichem Muthe. Perthes geht es eben so und ich kann mich ordentlich auf sein Gesicht freuen, wenn er mit Deinem Briefe in die Thüre kommt. — Wir können alle heut an nichts anderes denken, heißt es etwas später, als an Deines Wilhelm Geburtstag. Möchte es doch Gott gefallen haben, uns an einem Orte leben zu lassen! Ach, daß die Welt so groß ist! Wie schön wäre es, wenn wir mit allen Menschen, die wir lieb haben, an einem Orte wohnen und wir heute mit Euch Euren Festtag feiern könnten! Doch ich will auch hier nicht klagen, sondern mich freuen und fröhlich sein in der Entfernung. Gott erhalte Euch und uns Euer Glück und Euch ein dankbares und wa-

ches Herz. Wie sehr Du immer um und bei mir bist, kann ich nicht genug sagen, und wie gerne ich Antwort von Dir hätte, wenn ich in Gedanken mit Dir rede, weiß ich am besten. Dabei gönne ich aber doch dem lieben Wilhelm recht von Herzen, daß er Dich hat, und wünsche Tag und Nacht, daß Ihr Euch einander immer mehr und lieber werden möget. Daß Ihr auf dem rechten Wege dazu seid, glaube ich gewiß. Wie wunderbar glücklich bist Du, meine liebe Agnes, und wir mit Dir! Werde jeden Tag demüthiger vor Gott und auch vor Menschen und habe jeden Tag reiner und inniger lieb, so trägst Du Deinen Himmel in Dir. Habe ich es Dir nicht öfter gesagt, daß Du Dich nicht genug freuen könntest, und wer weiß, was der liebe Gott noch alles für Dich aufbewahrt hat! Mein lieber Perthes ist gesund und heiter. Möchte er doch dann und wann eine ruhige Stunde für mich erübrigen können; aber da gebricht es und das betrübt mich öfter tiefer und mehr, als es sollte. Gott erhalte mir nur die inwendige und lebendige Sehnsucht danach, so bin ich sehr glücklich.

Im Juli 1818 ging Caroline auf einige Tage mit Perthes nach Lübeck zu ihren dortigen Geschwistern und kehrte über Rheinfeld, ihres Vaters Geburtsort, nach Hamburg zurück. Wir sind wirklich in Lübeck gewesen, und zwar über die Maßen vergnügt, schrieb sie an Agnes; Perthes war ordentlich jung und leicht fröhlich, und ich auch. Wir blieben zwei Tage bei meinem Bruder und waren mit- und durcheinander seelenvergnügt. Ich bin wirklich gesund und weiß nicht, welches Glück größer ist, gesund zu wachen oder gesund zu schlafen; aber ich glaube das letztere. Ach Agnes, wünsche mit mir, daß ich so bleibe! Die Marienkirche ist groß und ich glaube, daß viele ernste Gebete und Seufzer von hier aus zu Gott geschickt sind. Die lange Reihe Begräbnisse mit den kalten großen steinernen Särgen und das Halbdunkel darin haben bei mir einen tiefen Eindruck gemacht. Das Aufhören der Existenz dieser steinernen Särge kann man sich gar nicht denken, und das ist mir unangenehm, da das, dessentwegen sie da sind, so leicht zerstäubt. Der Domkirchhof ist wunderschön und ich möchte wohl öfter eine stille Stunde dort halten. Am Dienstag gegen Abend fuhren wir nach Rheinfeld. Die Stille dieses Ortes über-

trifft alle Beſchreibung; er liegt an einem großen See und die eine Seite iſt von einem Kranze herrlichen Gehölzes umgeben. Es war ein ruhiger, ſtiller Abend, wir waren los von der ganzen Welt, waren allein und unbeſchreiblich vergnügt. Möchte es Gott gefallen, uns noch mehr ſolche Stunden zu geben! Als mir unſer Treiben und Drängen in Hamburg einfiel, wurde mir gar nicht wohl zu Muthe; ich habe aber doch die feſte Ueberzeugung, daß mir für gewöhnlich meine Arbeit beſſer iſt, als dieſer glückſelige Genuß, und daß ich die lieben Augenblicke, die man wohl haben kann, wenn man ſich beſinnt und ungeſtört iſt, zu Stunden und Tagen verlängert nicht würde vertragen können, und daß ich mich mit dem Wünſchen und Sehnen danach behelfen ſoll und muß. Ueberhaupt hat mich Gott einen ganz anderen Weg geführt, als ich mir gedacht habe, aber zu meinem Beſten; das brauche ich nicht zu glauben, ſondern weiß es; er gibt mir in Arbeit und Rumor, was ich gerne in der ſtillen Einſamkeit ſuchte und fände. Wir waren auch in der Kirche des ſeligen Großvaters und an ſeinem Grabe und auch im Beichtſtuhl; dort ſtand ein alter Lehnſtuhl, auf dem er wohl noch geſeſſen, und einige Bücher, in denen er geleſen. Die nächſte Generation, ich meine Euch, wird ihn wohl nicht mehr beſuchen und läßt los. Morgens gingen wir noch wieder ſpazieren und ruhten an ſchöner Stelle aus. Wie habe ich mich gefreut über Perthes, der ſo von Herzen fröhlich und vergnügt über ſich und über mich war! Nun aber wieder zu Dir und Deinem Brief, Du altes Kind. Was Du von N.'s Kindern ſchreibſt, iſt wahr und betrübt mich ſehr; denn nach meiner innerſten Ueberzeugung iſt die lebendige Liebe, die ſich in allem merken und, ich möchte ſagen, mit Händen greifen läßt, der Thau und Regen, der den Kinderpflanzen Wachsthum und Gedeihen gibt. Ich glaube, je mehr liebhaben und je fühlbarer und ſichtbarer man dies thun kann, deſto beſſer; nur muß nothwendig Ernſt und Strenge zur rechten Zeit dabei ſein. Ich kenne aber viele Leute, die mit großer Anſtrengung und Bedacht die Liebe vor den Kindern glauben verbergen zu müſſen. Sie ſollten nur das dreizehnte Capitel im erſten Korintherbrief ſtudieren, ſo würden ſie inne werden, daß ſie nichts zu fürchten brauchen. Viele Worte ſind, wie Du weißt, weder im Verhältniſſe zu

den Kindern noch in irgend einem anderen Verhältniſſe meine Sache; aber denen, die man lieb hat, gegenüber zuweilen einzelnen Funken aus der Tiefe des Herzens Worte zu geben, halte ich nicht allein nicht für Unrecht, ſondern auch für Recht, und oftmals zünden ſie auch ohne unſer Wiſſen weiter, und überhaupt, wes das Herz voll iſt, geht der Mund über, und worin kann er anders übergehen als in Worte.

Gern mochte Caroline über alle kleinen häuslichen Verhältniſſe ihrer Tochter unterrichtet ſein und oftmals begehrte ſie einen großen Brief voll Kleinigkeiten. Dagegen theilte auch ſie manchen erprobten Kunſtgriff in der Haushaltung oder ein bewährtes Recept für die Küche mit und erſtattete genauen Bericht über die äußere und innere Lage der Freundinnen ihrer Tochter. Die N. iſt nun verheirathet, ſchrieb ſie einmal. Ich habe ſie nur einen Augenblick geſehen, ſie ſoll aber natürlich und gut ſein und ſich ſehr glücklich fühlen, nicht allein, daß ſie bei ihrem Mann, ſondern auch, daß ſie aus der Ducatenwirthſchaft heraus iſt. Gott gebe ihr aber nun auch das Verlangen, ſtatt deren etwas beſſeres haben zu wollen; denn wenn es ihr möglich wäre, in einem luftleeren Raum zu leben, ſo wäre es zu gräßlich. Auch die S. hat uns ihren Mann gebracht; ſie hat mir wieder ſehr gefallen, ihr Eheherr aber nicht. Ueberhaupt von Männern gefällt mir doch niemals einer ſo wie mein alter, lieber Perthes, und ich danke Gott immer von neuem, mit ihm unter einem Dache zu ſein. Der J. ihre Hochzeit iſt geſtern geweſen; Gott gebe, daß ſie ſo glücklich wird wie Du, aber theurer kommt ihr das Glück in jedem Falle als Dir. Der Mann ſoll enorm reich ſein, aber wie man ſo mit dem Gelde rumoren mag, begreife ich nicht. Du fragſt mich nach der Z.; ſie war vor einigen Tagen bei mir und war ſo natürlich und zutraulich, daß ſie ſich zu meinem Grauen nicht ſcheute auszuſprechen, „ſie müſſe von ſich und von jedem Mädchen, welches nicht Frau würde, glauben, daß es ſeine Beſtimmung verfehlt und ein trauriges und verkümmertes Leben zu führen habe.“ Gott wolle doch jedes Mädchen vor dieſem traurigen Wahn ſchützen! Nein, unſer Gott hat für uns alle, wes Standes und Geſchlechts wir ſind, Liebe und Glück, wenn wir es nur annehmen wollen. Es braucht keine Seele

zu vertrocknen. Liebe Agnes, Du kannſt wohl nicht daran zweifeln, daß ich es wie Du für eine große und liebe Gabe Gottes halte, einen guten Mann zu haben. Aber der liebe Gott kann uns auch ſeinen Segen unmittelbar ins Herz geben oder ihn an etwas anderes als an einen Mann binden, und wir können auch ohne Mann glücklich ſein. Denn, liebe Agnes, Eure Liebe zueinander kann doch nur durch die Liebe zu Gott ſo ſein und werden, daß ſie Euch glücklich zu machen und zu beſeligen vermag. Kannſt Du Dir nun nicht denken, daß der Glückliche, der ſich mit ſeinem ganzen Herzen ohne weiteres und ohne menſchliche Mittelsperſon zu Gott wenden und ihn lieb haben könnte, noch viel, viel beſſer daran ſein müßte? Und ſelbſt auch noch mittelbar kann ich mir ein eben ſo großes Glück, wie das mit einem Manne, möglich denken und muß es mir denken; ſonſt müßten ja die armen Mädchen verzagen und wir mit ihnen und für ſie. Wenn wir einen ernſten Zweck recht aus ganzem Herzen verfolgen und dafür und daran arbeiten im Aufmerken auf Gott, ſo kann es nicht fehlen an Gottes Segen und an Glücklichſein. Das iſt wirklich meine Meinung und ich glaube, daß jedes Mädchen am beſten thut, ſich mit ihrem Liebhaben an Gott zu wenden, und nicht ſehnſüchtig und ängſtlich hoffend herumſucht; denn das iſt ein trauriger und jämmerlicher Zuſtand, der die Seele ausdörrt und trocken macht und alles Gute tödtet. Ich kenne nichts ſo Betrübtes, als ein armes Mädchen in dieſem Zuſtande, wenn ſie rein und gut iſt. Begegnet einem aber ein ſo lieber Perthes, wie wir beide ihn gefunden haben, oder lieber, wie Gott ihn uns gegeben hat, ſo greift man raſch zu und dankt Gott.

Sorglicher indeſſen, als in den mehr äußeren Verhältniſſen, ſtand Caroline der Tochter bei der Geſtaltung des geiſtigen Haushalts in der neuen Heimat zur Seite. Dank Dir für Deinen Brief, ſchrieb ſie einmal, aber nicht dafür, daß Du noch immer nicht anfängſt, eine wirkliche und ernſthafte Freundin zu bekommen, die ich Dir ſo ſehr wünſche, damit Du etwas in Reſerve haſt, wenn Du Deines Wilhelm nicht habhaft werden kannſt. Stellſt Du Dir unter einer wahren Freundin etwas Vollkommenes vor, ſo kann ich mir freilich erklären, daß Du ſie noch nicht gefunden haſt; aber Du mußt vorlieb

nehmen und mit gutem Glauben und Zutrauen entgegen kommen und Dich durch eine andere Art und Weise, als Du sie gewohnt bist, nicht stören lassen. Es wird dem Menschen oft viel leichter, Schwächen und Fehler, als fremdartige Manieren und Redensarten an andern zu ertragen. Mache Dir nur recht lebendig, daß die Leute in Gotha kein anderes Herz in sich haben, als die Leute in Hamburg; dort wie hier viele Mängel und viel Gutes und noch mancherlei Zuthaten eben im Kauf. Ich finde es sehr natürlich, daß Dir jetzt das Gute der Freundinnen, die Du hier hattest, am lebendigsten und ihre Schwächen und mitunter auch Fehler nur obenhin in Erinnerung sind; aber wie vielen bist Du denn so nahe gewesen, daß Du grade von dem Höchsten und Inwendigsten mit ihnen reden und ihnen Dein Herz ausschütten konntest, und doch hast Du viele lieb gehabt und bist freudig und fröhlich mit ihnen gewesen? Mache Du nur den Versuch und lasse Dein Herz dort recht offen und herzlich voll gutem Glauben und Vertrauen sprechen, sage, was Du suchest und was Dir fehlt in Kleinigkeiten und im täglichen Leben, und Du wirst sehen, was von Herzen kommt, geht wieder zu Herzen; sie werden Dir gerne entgegenkommen, denn das Bedürfnis und die Lust, lieb zu haben und geliebt zu werden aus Herzensgrund, haben wir alle, und die Mädchen dort haben noch keinen Wilhelm, wie Du. Versuche es nur; einer muß die Oberfläche zuerst durchbrechen, und wenn Ihr erst von Herzen zu Herzen sprecht, geht alles gut. — In gleicher Weise warnte auch der Vater vor dem Abschließen gegen andere. Genießt Euer Glück, schrieb er, aber bedenkt, daß Ihr nicht allein in der Welt seid; haltet Euer Haus nicht für ein Gespinnst, worin jede andere Creatur eine fremde ist. Es liegt darin eine Gefahr, die zum Familienegoismus führt und traurige Folgen strafend nach sich zieht. Der jungen Männer, die mit Dir sind und leben, lieber Wilhelm, freue ich mich sehr. Erhaltet Euch einen solchen männlich-jugendlichen Umgang im Hause, auch wenn Ihr älter werdet; er schützt vor Gesellschaftsklatscherei und Gesellschaftslangeweile. Geht frei heraus zu anderen Menschen und theilt ihnen ein fröhliches, heiteres Gemüth offen und herzlich mit und zeigt, daß ein häusliches Glück den Menschen anderen Menschen nicht entfremdet. Der Menschen

Sein ist Gottes Haus und wir sind nicht berufen, nur uns zu leben und zu sein. Ich weiß, liebe Agnes, daß Du niemand, der Deiner bedarf, ohne Rath und liebreiche Hilfe von Dir gehen lassen wirst, aber der Nachbar und Bekannte will auch seine Angelegenheiten, seine Freuden und Leiden mittheilen und Theil nehmen an der anderen Freud und Leid. Nichts thut dem Nebenbruder weher, als wenn der andere verschlossen gegen ihn einhergeht und, vornehm in seiner Natur erscheinend, für sich allein leiden und allein sich freuen und genießen will. — Daß Du armer Schelm in der Predigt nicht findest, was Dir noth thut und Du gerne haben möchtest, schrieb Caroline ein anderesmal, ist mir von Herzen leid, wundert mich aber nicht, da die Herren Prediger in der Regel nur Moral predigen, und das ist magere Kost. Doch verzage deswegen nicht, liebe Agnes, gehe in Deine eigene innere Kirche; Gott kann besser auftischen als alle Prediger, und wird Dir gewiß geben, wenn Du nur recht hungrig bist. Die alten Gesänge und Choräle sind immer meine besten Lebendigmacher gewesen und sind es noch, wenn ich kalt und todt inwendig werden will; sonderlich die wunderschönen Lieder von der Sehnsucht nach Gott in Freylinghausen's Gesangbuch haben mich oft erquickt, und ich hoffe, sie sollen mich ferner in Noth und Tod erquicken. Wenn auch die Predigt nicht genügt, so versäume doch die Kirche nicht. Es kommen Augenblicke, in denen man in der Kirche leichter wach und lebendig wird als im Hause, wo wenigstens ich selten eine Stunde ungestört habe. — Daß Du so ohne Musik leben mußt, schrieb Caroline etwas später, thut mir sehr leid, aber mein Rath ist doch: begib Dich allein der Musik wegen in keine neuen Verbindungen. Du könntest sie doch zu theuer erkaufen und später vielleicht nicht im Stande sein, Dich wieder frei zu machen. Auch für mich ist der Flügel todt und still; es ist mir nicht möglich, eines von unseren Liedern daran zu singen. So wie ich den Ton höre, fehlst Du mir und ich komme gleich ins Weinen und kann nicht weiter. Ja, liebe Agnes, ich fühle, daß es eine große Aufgabe ist, loszulassen, was uns Gottes Geschenk so fest ans Herz hat wachsen lassen.

Wie in diesem Briefe kämpfte in manchen anderen die Freude über das Glück des Kindes mit dem Schmerze über die Trennung von

demſelben. Daß Du glücklich biſt, weiß ich, heißt es einmal, und das iſt die große Hauptſache; aber, meine liebe Agnes, das Mutterherz läßt ſich nicht zu allen Zeiten mit der Vernunft beſchwichtigen und hat auch ſeine Rechte, denke ich. Es muß nur nicht unbändig werden und immer wieder von neuem anfangen, ſich willig und mit Freuden in Gottes Willen und Einrichtung fügen zu wollen, und das iſt jetzo wirklich in ruhigen Stunden meine tägliche Arbeit. Ihr habt mich, ſo lange ich Euch habe, ganz und gar gehabt, mit Seel' und Leib, mit Sorgen und Wünſchen, mit Herzen und Pflegen, mit Händen und Füßen. Wenn Du, mein liebes Kind, nun auch jetzt meine Hände und Füße nicht mehr nöthig haſt, ſo kannſt Du doch meine Liebe noch brauchen; denn das iſt ja die Größe und die Herrlichkeit der Liebe, daß, wenn wir nur rein genug ſind, ſie uns nie ſchädlich werden kann und daß des Empfangens und Gebens kein Ende iſt und in Ewigkeit fortdauert. — Daß Du noch mit lebendiger Liebe und Anhänglichkeit an uns denkſt und gerne einmal mit mir wäreſt, ſchrieb Caroline in einem anderen Briefe, finde ich natürlich. Du könnteſt Wilhelm nicht ſo lieb haben, wenn Du uns vergeſſen könnteſt. Auch bin ich in mir überzeugt, daß ich es eben ſo treu und lieb mit Dir meine als Wilhelm, und ſchon zwanzig Jahre ſo gemeint habe. Alſo ſollſt auch Du mich fein lieb behalten und im Herzen tragen, wenigſtens gleichfalls zwanzig Jahre noch, Du meine alte herzliebe Agnes, und noch lieber wäre es mir, in Ewigkeit. Suche Du nur Dein Liebhaben zu uns recht lebendig zu erhalten, es kann unbeſchadet Deines lieben Wilhelm und Deines Glückes durch ihn und mit ihm geſchehen. Unſere Seele iſt ja ohnedem ſo geartet hier in dieſer Welt, daß Wünſchen und Sehnen nicht allein mit unſerem Glücke beſtehen kann, ſondern unſer eigentliches und größtes Glück ſelbſt iſt, wenn unſer Wunſch und unſere Sehnſucht ſich nach dem Beſten und Größten ausſtreckt. — Morgen iſt unſer Hochzeittag, heißt es in einem Briefe Carolinens vom 1. Auguſt. Er iſt der erſte, an welchem es wieder rückwärts geht und an welchem ich habe anfangen müſſen, wieder herzugeben und loszulaſſen, und zwar Dich, mein liebes Kind. Gott wolle mir helfen, daß ich es thun möge, wie er es haben will! Genieße Du das Vorwärts; es hat auch ſeine Sor-

gen und Mühen, aber, wie mir es nach der Probe vorkommt, ist der Rückzug schwerer und saurer. Die Jugend hat ihre Gefahren, aber die des Alters sind, fürchte ich, noch größer und schwerer; doch merke ich das bis jetzt Gottlob mehr an anderen als an mir, und auch ich gehe ja in Gottes Namen wieder vorwärts, um nie wieder rückwärts zu gehen. Liebe Agnes, behalte mich lieb und bleibe mir nahe, so viel Du kannst. Mein lieber Bräutigam ist recht wohl und heiter und mir lieb und werth heute wie gestern und wie vor zwanzig Jahren. Ich habe es mir nie als möglich gedacht, daß das Liebhaben so ohne Unterbrechung einundzwanzig Jahre fortgehen könnte, und wie lange es noch so fortgehen wird, kann ich, wills Gott, nicht zählen. — Unseren Frühstückstisch hatten uns die Kinder, fügte Caroline am folgenden Tage hinzu, mit Blumen belegt und hochzeitlich gemacht; wir saßen im Grünen begraben und besahen die Kleinigkeiten, welche die Mädchen uns gearbeitet hatten; die Jungens sind über oder eigentlich unter dieser Sache, und das ist mir nicht lieb, denn mit Scheffeln anderen Lust und Freude zu machen, wird nur wenigen geboten, und Scheffel sind auch nicht nöthig zur Lust und Freude. Daß Du in diesen Tagen so in der Welt umherstreifst ohne mich und daß ich gar nicht einmal weiß, ob Du heute in Schwarzburg oder in Rudolstadt oder wo sonst bist, ist mir ganz wunderlich. Ich hoffe, daß Du recht einsammelst, um diesen Winter an den langen Abenden daran zehren zu können. Wenn ich an die Aussicht auf dem Platze im Schwarzburger Schloßgarten oder aus dem kleinen Zimmer der Fürstin denke, so wird meine Seele voll Freude und Leben über die Schönheit und Größe der Natur, und eine Ahnung wird in mir lebendig von etwas Größerem und etwas Schönerem. Ich danke Gott, daß ich in Schwarzburg gewesen bin, und bitte ihn, mich noch in meinem Leben so viel schauen zu lassen, als möglich ist. In diesem Augenblicke bedaure ich alle Menschen, die solchen Vorschmack in diesem Leben nicht erhalten, und hoffe, daß Gott sie im eigenen Innern dasselbe finden lassen wird; aber schön und herzerhebend bleibt doch das Außenschauen, und glücklich der, dem Gott es zu Theil werden läßt.

Wie die Freudentage durchlebte Caroline auch die Tage schmerz-

licher Erinnerung, wenn es irgend möglich war, in brieflichem Verkehre mit der entfernten Tochter. Heute vor sechs Jahren wurde mein Engelsbernhard geboren, schrieb sie am 27. September, und nun ist sein Körper schon so todt und verwischt, daß ich nur noch sein liebes, helles, reines Kinderauge sehe, das in der Noth, wenn ich nicht weiter und länger mir helfen und mich halten konnte, meine Erhebung und Stärkung war und mich wieder zutrauensvoll und freudig in Gott machte. Weißt Du wohl noch, wie er unser aller Freude und Trost in Aschau war und wie freundlich, fröhlich und liebhabig er uns ansah? Gott gebe, daß er auch jetzt mich ansieht und mich, auch von mir ungesehen, zu Gott erheben kann. Das Engelskind muß doch nun noch mehr für uns thun können als damals und wird es gewiß auch wollen. Wie gerne wüßte ich mehr von der Art und von dem Wesen des Glücks meiner lieben seligen Kinder! Gott läßt uns freilich tief im Herzensgrunde ahnen und fühlen, daß er über alle Gedanken groß und herrlich ist. Nehme ich aber das Ahnen des Herzens in den Kopf hinein, so vergeht es mir und wird zu nichts, und doch kann ich es nicht lassen, daran und darüber zu denken, obschon ich weiß, daß es vergebene Arbeit ist und daß bei dieser wie bei jeder großen, ernsten Frage wir in dieser Welt nichts weiter können und sollen, als das Ahnen und das Sehnen nach Wahrheit lebendig in uns erhalten und nicht durch uns oder durch andere, nicht durch innere oder äußere Einflüsse stören und tödten lassen.

Eine neue Quelle der Freude eröffnete sich für Caroline, als die Aussicht, Großmutter zu werden, sich ihr zeigte. Liebe Kinder, antwortete sie nach Empfang der ersten Nachricht, eben habe ich Euren Brief gelesen und bin wunderbar freudig, dankbar und bewegt zu Muthe. Ihr könnt das Glück nicht ahnen, das Euch, wills Gott, bevorsteht, und ich kann es Euch auch nicht sagen, obgleich meine Seele schon zwanzig Jahre davon erfüllt gewesen ist. Freuet Euch, und abermals sage ich Euch: Freuet Euch und bittet Gott um seinen Segen. Kinder, könnte ich Euch doch sagen, was Eurer wartet; aber es ist unbegreiflich und unaussprechlich und wird nur von Gott in das Menschenherz gegeben. Der gebe es Euch denn im tiefsten Grunde! — Die nun folgenden Briefe sind sämtlich von zartester

und liebevollſter Mutterſorge erfüllt, mit welcher Caroline das Hoffen und Zagen der Tochter begleitete, aber immer aufs neue drängte durch alles Sorgen der Aufruf zur Freude und zum Danke ſich hindurch. Ein jeder hat, ſchrieb ſie am Jahresſchluſſe 1818, gewiß zu hoffen und zu fürchten im neuen Jahr, aber Gott hilft uns allen fröhlich durch. Lebe wohl, liebe Agnes, und vergiß nicht, Dich, wie Dein Großvater am Neujahrsabend begehrt, auf einen Stein zu ſetzen und zu bitten und zu beten. Du haſt viel zu bedenken und zu denken und zu hoffen, und auch an uns denke einmal aus Herzensgrund. — Fröhliche, fröhliche Weihnachten, Ihr lieben Kinder, gebe Euch Gott, lauteten die Zeilen, mit denen Caroline kurz zuvor eine kleine Weihnachtskiſte begleitet hatte. Wenn Ihr nur den zehnten Theil Luſt und Freude habt bei dem Auspacken, den die Kinder, groß und klein, bei dem Einpacken gehabt haben, ſo bin ich zufrieden. Sonderlich ſind die drei Kleinen übermäßig thätig dabei geweſen und die Luſt zu geben und zu ſchenken hat oft mit Thränen geendigt, wenn ſie nichts mehr hatten. Die erſte Bedingung freilich bleibt, daß Eure Genügſamkeit ſo groß iſt, als ihre Gebeluſt; ſonſt gehts nicht. Dieſe Kiſte werdet Ihr um ſechs Uhr bekommen, und dann gewiß recht lebendig an uns denken. Auch Du ſollſt in mir und um mich ſein, meine liebe Agnes, und wenn ich auch tüchtig weine, ſo weiß ich ſelbſt nicht recht, ob es Freuden- oder Betrübnisthränen ſind, und das iſt das Höchſte, was wir wünſchen können, und mein Gebet, welches ich voriges Jahr, als ich Deinen Weihnachten Dir zurecht legte, recht aus dem Herzen zu dem lieben Gott ſchickte, iſt über mein Wiſſen und Verſtehen erfüllt. Lieber Wilhelm, liebe Agnes, laßt uns in dieſem Augenblicke einmal aus Herzensgrund Gott danken und uns und die uns nahe ſind, vertrauensvoll und glaubensvoll in ſeine Arme legen und fröhlich ſein. Auch wir hier nehmen Eure Hilfe, uns danken zu helfen, gerne an. Lies den Geſang in unſer aller Namen: O wenn ich tauſend Zungen hätte. Er kommt einem recht zu Hilfe, der liebe Geſang, wenn man ſich nicht zu helfen weiß, und gewißlich dies begegnet mir oft, wenn ich unſere einundzwanzig Jahre durchdenke. — Perthes iſt ein Weihnachtskind, ſchrieb Caroline einige Tage ſpäter in ihrem Berichte über den heiligen Abend; er bewegt

mein Herz jedesmal von neuem dadurch. Gestern vor dreiundzwanzig Jahren hat er es zum erstenmal gethan, und meine erste nnd innigste Ueberzeugung und mein Glaube ist nicht zu Schanden worden, daß ein Gemüth, das sich so inwendig kindlich am Weihnachtsbaum erfreuen könnte, rein und unbefleckt sein müßte. Das war der Eindruck, der meine Seele an jenem Abend erfüllte, an welchem ich ihn eigentlich zum erstenmal sah und der mein wahrer Verlobungstag ist. Und wenn er mich auch nicht genommen hätte, so hätte ich ihn doch gehabt; aber so ist es besser und ich weiß am besten, daß ich Gott nie genug dafür danken kann. Als wir gestern Mittag um 6 Uhr zu Tische gingen, war Perthes so müde und so abgearbeitet, daß es uns jammern mußte, und als die Lichter und der Baum angezündet war, war er so lebendig und fröhlich wie das kleinste Kind. — Ein fröhliches Fest gebe Euch Gott, schrieb Caroline am ersten Osterfeiertage, und warum sollte er es Euch nicht geben, hat er doch eigentlich jeden Tag Euch zum Festtag gemacht durch die ewige und innige Liebe, die er Euch ins Herz gegeben hat? Besseres kann er uns auch in der Ewigkeit nicht geben, das ist gewißlich wahr; aber wie groß die Seligkeit sein wird, können wir nicht verstehen, weil wir die reine Liebe zu Gott noch nicht kennen, aber ahnen können wir es doch, da uns, wenn wir uns im Andenken an Gott lieb haben, die Liebe zur armseligen Creatur und zu unseres Gleichen schon so glücklich und glückselig macht. Die Kinder sind alle ausgegangen und ich wollte eine Predigt von Taulerus lesen, aber Du und Wilhelm, Euer Glück und Eure Hoffnung wogten so gewaltig in mir, daß ich es nicht konnte. Lieber Wilhelm, ich fühle recht Glück und Freude darin, daß ich Agnes für Dich so gehegt, gepflegt und großgezogen habe. Gott gebe Euch an Euren Kindern die Freude, die er uns an unseren, an groß und klein, bis jetzt gegeben hat! Mehr kann ich Euch nicht wünschen, weil ich nicht mehr weiß. Ich habe zu meiner Gemüthsergötzung die Balkonthür zum erstenmal in diesem Jahre aufgemacht und bin ganz fröhlich über den lieben Frühling, der mir in Athem, Auge und Ohr fühlbar wird. Die kleinen Vögel wissen sich vor Singen und Jubel nicht zu lassen und ich möchte mit singen und jubeln.

Schon seit dem Herbste 1818 hatte Caroline die Hoffnung gehegt, im kommenden Frühjahr ihre Tochter in Gotha besuchen zu können, und in dieser frohen Aussicht durchlebte sie den Winter. So oft ich an das Frühjahr denke, schrieb sie einmal, fällt mir immer die Strophe aus dem Jägerlied ein: „Das wird eine Freude sein." Ja, das wird eine Freude sein, liebe Agnes, und dann will ich Dir auch alle Briefe hersagen, die zu schreiben ich jetzt keine Zeit habe. — Am 23. April reisten Perthes und Caroline mit vier Kindern aus Hamburg ab, nachdem sie den zweiten Sohn der Obhut der Großmutter in Wandsbeck übergeben und den ältesten Sohn als Wächter des Hauses in Hamburg eingesetzt hatten. Glücklich, gesund und vergnügt sind wir hier angekommen, berichtete Caroline aus Gotha. Die Reise war bitterkalt, aber die Freude wärmte von innen heraus und die äußere Kälte hat uns nichts anhaben können. Die Postillons waren durchaus tüchtig und fix bis auf einen, der etwas in der Krone hatte; gerade aber, als mir bange werden wollte, kam uns eine andere Extrapost entgegen, mit welcher wir die Pferde wechselten. Die beiden kleinen Kinder haben sich in aller Art gut aufgeführt und sind uns durch ihre Fröhlichkeit, durch ihr aufmerksames Bemerken aller Sachen, die sie sahen und hörten, und durch ihre Verwunderung über Berge, Bäume und Felsen recht zur Lust und Freude gewesen, obwohl solch kleine Kinderwirthschaft doch auch viel unbequemes hat; die ganze Nacht hindurch mußte ich eines in jedem Arme halten, um sie gegen Wind und Stoßen zu schützen. Als wir Gotha näher kamen, wurde es mir schwer, Herr über mein Herz zu werden, und am Dienstag den 28. April Morgens kamen wir gesund und glücklich an. — Wir führen hier, heißt es in einem anderen Briefe, ein ruhiges, stilles und fröhliches Leben und fühlen uns in den Wohlthaten Gottes begraben.

Als Caroline mit Perthes und den Kindern Anfang Juni 1819 aus Gotha nach Hamburg zurückgekehrt war, blieben ihr die mit der Tochter verlebten Wochen noch lange eine Quelle dankbarer Erinnerung. Seit ich Dich in Deinem eigenen Hause gesehen, schrieb sie einmal, habe ich nicht mehr das Gefühl der gänzlichen Trennung, sondern kann ganz und gar mit und bei Dir sein. Ich dächte, Du müßtest

zu Zeiten meine Nähe merken. Sehne Dich nur einmal recht mit Deiner ganzen Seele nach mir, so wirst Du mich oftmals finden. Noch immer haben die lieben Freudentage, die ich mit Dir zugebracht, so sehr die Oberhand in mir, daß die Trennung nicht wehe thut. — Ein schweres, mit Unruhe aller Art erfülltes Jahr wartete Carolinens nach ihrer Rückkehr aus Gotha. Sie hatte ihren zweiten Sohn, Clemens, schwer erkrankt in Hamburg vorgefunden und Monate vergingen, bevor auch nur ein Tag oder eine Nacht ohne Sorge und Mühe um ihn gewesen wäre. Sieh Dich, schrieb sie in dieser Zeit an ihren ältesten Sohn Matthias, der während der Schulferien nach Gotha gegangen war, sieh Dich nicht satt, sondern hungrig an der wunderlieben Natur. In Schwarzburg grüße die Felsen und gehe Vormittags auf den Trippstein, so daß Dir die liebe Sonne die Tannen von der Seite beleuchtet, und denke, daß Dein Vater und ich auch dort gegangen sind und uns gefreut und Gott gedankt haben aus Herzensgrund. In allem meinem jetzigen Jammer kann die Erinnerung für Augenblicke meine Seele mit Freude und Lust erfüllen. Dort kann der Mensch weiter kommen als in der Stube, oder vielmehr weniger schwer weiter kommen als in der Stube; denn wer weiß und wer kann berechnen, wie sehr die heißen und schweren Stunden, die wir jetzt hier zu tragen haben, uns gut thun? Umsonst sind sie nicht da.

Mitten hinein in die Noth und in die Angst um das kranke Kind fielen alle die Freuden und Unruhen, welche sich an die Aussicht, zum erstenmal Großmutter zu werden, knüpften. Als am 14. August die Nachricht von der Geburt des ersten Kindeskinds angelangt war, schrieb Caroline: O daß ich tausend Zungen hätte und einen tausendfachen Mund und stimmte damit um die Wette aus allertiefstem Herzensgrund ein Loblied um das andere an von dem, was Gott an Euch gethan! Ja, Gott helfe mir danken und preisen dafür, daß mein Wunsch und Gebet erhört ist; ich habe aber von jeher das Gefühl in mir, daß man lange nicht so inbrünstig danken wie bitten kann, oder als wenn der Dank immer zu kurz im Vergleich mit der Bitte sei. Könnte meine Seele sich frei machen von der Noth und dem Jammer, der mich hier umgibt, so würde ich noch näher

und lebendiger bei Euch ſein; aber meine Seele iſt getheilt zwiſchen Schmerz und Freude, und das Getheilte macht Arbeit und Unruhe. Uebergieb Du Dein Kind, Dich ſelbſt und alles, was Dein iſt, an Gottes Willen und bitte um Kraft, Wort zu halten, auch wenn Du es einmal lieber nicht wollen möchteſt! Genieße in jedem Augenblicke die Freude und Seligkeit, den Engel im Arme zu haben, recht aus, und abermals ſage ich: Dankt Gott, Ihr lieben Kinder, freut Euch und genießt die ſeligen Stunden. Ihr ſollt Euch verwundern, in wie vielen Freudengeſtalten Euch das Kind noch erſcheinen wird, ſo Gott ſeinen Segen gibt, und den verſagt er gewiß niemand, der von Herzen darnach verlangt. Bitte Du Gott aus Herzensgrund, daß er ihm ſeinen Engel ſende, der es durch das Leben geleite in Freud und Leid und recht nahe ſei in Noth und Tod. — Die große Freude und die große Sorge zugleich in ſich zu tragen, war zu viel für Caroline; ſie fiel noch im Auguſt in eine ſchwere Krankheit, und auch als die Geneſung eintrat, blieb die Unruhe um den kranken Knaben. Ja es iſt ſchwer, ſchrieb ſie, bei dieſer immerwährenden Furcht und Sorge wieder recht lebendig, freudig und fröhlich zu werden, ſo viel Urſache zur Freude und Fröhlichkeit uns Gott auch gibt.

Die Verheirathung der zweiten Tochter.

Kaum in etwas über den kranken Knaben beruhigt, ward Caroline aufs neue in große Bewegung geſetzt, als im October desſelben Jahres ein junger Mann, Agricola, in Gotha um die Hand ihrer zweiten Tochter, Luiſe, anhielt, welche bei der älteren Schweſter, um ſie zu pflegen, geblieben war. Nur einigemale hatten die Eltern den Bewerber geſehen und der Entſchluß für ſie war nicht leicht. Wir ſollen ſo viel ihm anvertrauen, ſchrieb Caroline, und wir kennen ihn nicht; es iſt immer eine ſchwere Arbeit, bevor man ein geliebtes Kind mit fröhlichem Muthe einem andern zu übergeben vermag, und nun iſt dieſer andere ein uns fremder Mann. Ich weiß mir nicht zu

rathen und zu helfen; es ſind, glaube ich, die ſchwerſten Stunden meines Lebens. — Die innere Sicherheit und freudige Zuverſicht der Tochter ließ es indeſſen bald den Eltern als das Richtige erſcheinen, derſelben allein die Entſcheidung zu geben. Tief im Herzen fühle ich, ſchrieb Caroline, daß Gott mit uns iſt und uns lieb hat über alle Maßen, obgleich mein Verſtand nicht begreifet, warum; er kann mein liebes Kind nicht vergeſſen und ihm ſeinen Segen nicht verſagen und er kann ein ſo reines, von tiefer Liebe durchdrungenes Kinderherz, welches auf ſeinen Segen und Beiſtand hofft, nicht ſich irren laſſen. — Bald ſchwanden den Eltern, als ihnen der früher Unbekannte durch ſeine Briefe bekannter ward, die Sorgen, und ſchon im November ſchrieb Caroline: Ich habe eine Ahnung in mir, daß Agricola meinem Herzen werden wird wie ein geliebtes Kind. — Mitte November 1819 kehrte die Tochter nach Hamburg zurück, um vor ihrer Verheirathung den Winter mit den Eltern zuzubringen. Uns ſteht, hatte Caroline ſchon vor deren Ankunft geſchrieben, wills Gott, ein recht vergnügter Winter bevor, wenn wir unſere glückſelige liebe Braut ins Haus bekommen. — Dieſe Hoffnung ging in Erfüllung und auch der Knabe ſchritt ſo weit in der Geneſung vor, daß er, um Kraft und Friſche wieder zu gewinnen, auf mehrere Monate nach Wandsbeck gebracht werden konnte. Carolinens Briefe aus dieſer Zeit ſprechen immer aufs neue Freude und Dankbarkeit aus. Laß es mich wieder einmal mit Worten ſagen, heißt es unter anderem, daß wir ſehr glücklich ſind und viele und große Urſache haben, es zu ſein. Ihr aus der Ferne gebt uns Freude und die Kinder, die rund um uns ſind, desgleichen. Ja gewiß, wir ſind glückliche Eltern mit und durch unſere Kinder in Hoffnung und Wirklichkeit; davon kann keines Menſchen Herz mehr durchdrungen ſein und es in Dank gegen Gott erkennen und bekennen als ich. — Perthes kann, ſchrieb ſie ein anderesmal, mit ſeinen Kindern wie mit Freunden ſprechen und umgehen und mit Luiſe iſt er ſo freundlich, als wenn er der Bräutigam wäre. Ich danke Gott, daß er ſo viel Freude in ſeinen Kindern hat; er verdient es, ſo zu ſagen, gewißlich durch ſeinen großen und guten Willen für Euch.

Die Ausſicht freilich auf die nahe Trennung nicht nur von der

Tochter, ſondern auch von dem älteſten Sohne, der mit dem kommenden Oſtern die Univerſität beziehen ſollte, trübte nicht ſelten die Gegenwart. Mir iſt es doch oft recht beklommen, ſchrieb Caroline einmal, daß Luiſe, ſo jung noch, als ſelbſtändige Frau auf eigenen Füßen ſtehen und ohne mich weiter gehen ſoll, aber ich habe doch ein recht feſtes Vertrauen zu ihrem Glück. Wer ſo von Herzen lieb haben und die Liebe ſo natürlich kindlich ausſprechen kann, wie die beiden, bei dem iſt es im Herzen gewiß gut beſtellt. Liebhaben bringt immer Gedeihen, leidend und thuend, wenn es aus Herzensgrund kommt, und iſt das Wunder aller Wunder und das einzige, was ich mir als ewig denken kann, während alles andere mir, wenn ich es ewig denke, Grauen und Angſt erweckt. Daß ich aber meinen Matthias ſo allein in die weite Welt ſchicken ſoll, wo ihm kein Agricola zur Seite ſteht, das ſcheint mir ein Berg, über den ich nur mit Gottes unmittelbarer Hilfe kommen kann. Ja, liebe Agnes, je älter man wird, deſto ernſter werden die Begebenheiten für eine Mutter und ſchwere Stunden bleiben nicht aus. — Das liebe Neujahr, ſchrieb ſie in den letzten Tagen des Decembers 1819, liegt mir ſchwer auf dem Herzen, weil ich in ihm zwei von meinen geliebten Kindern hergeben ſoll. Ich fühle, daß ich Unrecht habe, aber ich bin recht betrübt und bedrückt. Gott wolle ſie und uns alle in ſeinen Arm nehmen und vor allem Böſen bewahren und mir ihre lebendige Liebe erhalten. Freue Du Dich an Deinem kleinen Kinde. Die Freude wird wohl ſpäter größerer Art, wenn die Tändelei ein Ende hat; aber wünſche Dich dennoch keinen Tag weiter, ſondern genieße die mutterſelige Zeit, in der Du Dein Kind im Arm haſt und es Deiner nicht entbehren kann, ſeine Arme nach Dir ausſtreckt und Dich in Liebe umfaßt und nicht von Dir zu gehen braucht. Es iſt ſchwer, loszulaſſen oder eigentlich wegzulaſſen, denn behalten thue ich Euch und lieb habe ich Euch und es gibt auch neue und ernſte Freuden, die man früher nicht ahnet; aber die kleinen niedlichen Arme und das liebe ſich ausſtreckende und ſehnende Geſicht fehlen mir dennoch und vielleicht mehr, als es ſein ſollte. — Je näher die Zeit heranrückte, in welcher Tochter und Sohn das elterliche Haus verlaſſen ſollten, um ſo mehr traten die äußeren und inneren Sorgen für Caroline hervor. Heute iſt, ſchrieb

ſie, des Hin und Her in unſerem Hauſe ſo viel, daß ich bei dem Schreiben an Dich meine Gedanken nicht recht zuſammenhalten kann; aber ſo groß und hoch iſt ja die Liebe, daß ſie durch keinen Wirrwarr ſich ſtören läßt und tief im Grunde der Seele ſtille für ſich fortlebt, mag außen vorgehen, was da will. — Heute iſt Luiſens Ausſteuer eingepackt, ſchrieb ſie etwas ſpäter. Wenn Gott einen fröhlichen Geber lieb hat, ſo hat er Perthes gewiß lieb; er gibt gar zu freundlich und zu freudig, was ihm bitter ſauer wird zuſammenzubringen. Mir iſt recht ernſt zu Sinn: Vergangenheit und Zukunft bewegen meine Seele, aber Anfang, Mitte und Ende meines Zuſtandes iſt zu meinem Troſt das lebendige und feſte Gefühl, daß Gott uns leitet und führt, wie es für uns am beſten iſt; nur ſollen wir ihm nicht ins Amt fallen und auf eigene Hand walten. Dies habe ich aber mit Wiſſen und Willen nie gethan oder wenigſtens nicht thun wollen.

In der erſten Hälfte des Aprils 1820 ſahen die Eltern beide Kinder aus dem elterlichen Hauſe ſcheiden. Am 7. April ging der Sohn zur Univerſität ab und acht Tage ſpäter verließ auch das junge Ehepaar, welches am 12. April die Hochzeit gefeiert hatte, Hamburg. Perthes begleitete mit ſeinem zweiten Sohne die Tochter nach Gotha. Geſtern konnte ich nicht ſchreiben, heißt es in einem Briefe Carolinens kurz nach der Abreiſe; das Wellenſchlagen in meiner Seele war ſo groß, daß ich nicht zur Ruhe kommen konnte. Liebe Agnes, wie iſt das Mutterherz ſo gewaltig; ja, ich glaube gewiß, daß Elternliebe ſtärker und größer iſt als Kindesliebe. Wie wünſche ich, wie hoffe ich und wie bange und beklommen bin ich doch dabei! Bei dem Abſchiede hatte ich ein ſicheres und feſtes Gefühl von Gottes Nähe, und das machte mir die ſchwere Stunde leichter. Ich bin bis tief im Herzen betrübt, aber ich weiß und fühle es, daß alles in der Ordnung iſt und wir Urſache haben, Gott zu danken; was hülfe mir auch die äußere Nähe meiner Kinder, wenn die innere Nähe fehlte? Aeußerlich ſollen wir loslaſſen und hergeben, oder beſſer, hingeben lernen und zu unſerer rechten Heimat kommen. — Perthes war einige Wochen in Leipzig geblieben und kehrte dann nach Hamburg zurück. Er hatte völlig unerwartet für Caroline ſeine älteſte Tochter und die

kleine Enkelin aus Gotha der Großmutter mitgebracht. Als ich das Posthorn hörte, schrieb Caroline, war ich zuerst an der Hausthür; so wie sie aufgemacht wurde, reichte mir Perthes das kleine freundliche, gesunde Kind zur Thüre hinein und ich hatte es in meinen Armen; meine Agnes war auch gleich da und es war eine rechte Freudenstunde. Ich konnte mich lange nicht besinnen und vergaß wirklich etwas, daß Perthes auch mit zurückgekommen war, worüber ich mich hernach recht geärgert habe. — Du kannst Dir denken, heißt es einige Tage später, in welcher Freude ich lebe und webe mit Kind und Kindeskind. Ich bin noch nicht im rechten ruhigen Genuß und die Freude wogt in mir mächtiglich. Gott sei gelobet, der mir dieses Glück werden ließ! — Nach einem fünfwöchentlichen Aufenthalt im elterlichen Hause wurde die Tochter von ihrem Manne wieder nach Gotha zurückgeholt. Wir können Gott nicht genug danken, heißt es in einem Briefe Carolinens, daß wir Agnes mit solcher Ruhe und Freudigkeit wieder ziehen lassen können, nachdem wir sie nun fünf Wochen von nahem inwendig und auswendig betrachtet haben.

Drei Kinder hatte Caroline jetzt in der Ferne und jedes erwartete regelmäßig Briefe von der Mutter. Sehr selten nur sahen sie an den bestimmten Tagen vergebens nach denselben aus. Mit der zweiten Tochter durchlebte Caroline in geistiger Nähe die ersten Wochen der Ehe und den Uebergang aus ihnen zu der wachsenden Ruhe und Sicherheit des Zusammenlebens. Daß Du, schrieb sie im Mai 1820, so freudig und vergnügt mit Deinem Agricola bist, habe ich erwartet und gewußt und hoffe noch mehr und besseres für Dich; denn dies sind doch nur noch liebe und werthe Flitterwochen, die mitzunehmen sind und die ich Euch gönne aus Herzensgrund. Aber Zeit und manche ernste Stunde und mancher ernstliche Wunsch mit und für einander gehört dazu, bevor wahres Glück und wahrer Ernst in- und durcheinander in Euch zu Stande kommt. Das rechte Liebhaben ist der Weg zum Ziele und das Wahrsein und Offensein gegeneinander zu aller Zeit und bis auf Grund und Boden der Seele fördert mächtiglich. In allen Euren Wünschen und Bestrebungen müßt Ihr gemeinschaftliche Sache zu machen und Euch einander fortzuhelfen suchen, wo es dem einen oder dem andern gebricht, und wie nach Eu-

rem höchſten Ziele müßt Ihr daran arbeiten, Gott näher zu kommen, und Euch einander fördern wollen, ihm ähnlicher zu werden. Laß es Dich nicht ſtören, wenn Ihr zuweilen verſchiedener Meinung und Anſicht in den höchſten Dingen ſeid. Bleibt Ihr nur immer wahr gegeneinander und wollt und meint Ihr nur immer wirklich die Wahrheit, ſo trefft Ihr, wenn auch auf verſchiedenen Umwegen, doch wieder zuſammen. Ich weiß, daß ich es hiermit ernſtlich gemeint und daß es mir öfter recht ſauer geworden iſt; aber ich weiß auch, daß ich endlich zu einem freudigen Ziel mit meinem lieben Perthes gekommen bin. Das Wenn und Wie geht niemand außer Euch etwas an und hat auch niemand danach zu fragen. — Du kannſt wohl denken, ſchrieb Caroline bald darauf, daß mir nichts lieber ſein kann, als wenn Du mir recht aus dem Herzen von Deinem glücklichen Liebhaben erzählſt, aber des Menſchen Herz iſt ein wunderlich Ding. Als Du mir kürzlich einmal ſchriebſt, Du könnteſt nicht begreifen, wie Du jemals ohne Agricola hätteſt glücklich ſein können, kam es mir vor, als geſchehe mir Leides. Ich fühle es ja in jedem Augenblicke mit ganzer Gewißheit in mir, daß meine Seele Euch aus allen Kräften lieb hat, für Euch hofft und wünſcht und Euch alles Gute gäbe, wenn ſie könnte, und mehr kann ich doch nicht und mehr kann der bewußte Herr auch nicht. Warum hätteſt Du denn nun nicht auch bei mir glücklich ſein können? Kannſt Du mir darauf antworten? Agricola hat Dich doch erſt ein Jahr lieb gehabt und ich ſchon achtzehn Jahre, und wahrlich aus Herzensgrund. Iſt das nun nicht ganz verkehrt von Dir und kannſt Du ſagen, daß es nicht verkehrt iſt? Ich weiß auch nichts darauf zu erwidern, als daß ich es eben ſo gemacht habe, als mich Perthes nahm, und daß ich Gott dafür danke, daß Du mir nun dasſelbe Leid anthuſt, das ich meinen Eltern angethan habe. — Es iſt, bemerkte ſie um dieſelbe Zeit, ein ſehr wunderbares aber liebes Gefühl, daß mein Kind Agricola glücklich macht. Ich weiß wohl, daß es Gottes Gabe und Segen iſt, aber meine Arme haben Dich doch groß gewartet, und nun freue ich mich ſeines Glückes in meinen alten Tagen, die ich übrigens noch gar nicht als angefangen anſehe.

Die Stunden ſehnſüchtigen Heimwehs blieben natürlich für die Tochter nicht aus. Du kannſt, ſchrieb ihr Caroline, Dich nicht ſo zu

mir, wie ich mich zu Dir, wünſchen. Könnte ich doch bei Dir ſein, ohne von hier fort zu müſſen! Aber eines bedenke: ſollte ich Dir nicht oftmals im Wege ſein, wenn Agricola nach Hauſe kommt? Iſt das nicht ſo und haſt Du den Muth zu leugnen? Ich ſehe Dich ordentlich roth werden, weil Du es nicht kannſt. Nun, meine liebe Luiſe, darüber ſchäme und gräme Dich nicht; ich nehme damit vorlieb und danke Gott noch dafür, daß ich jetzt für Dich nur die zweite Perſon bin, und habe Dich lieb, als wäre ich die erſte. — Daß Dir, heißt es in einem etwas ſpäteren Briefe, das Alleinſein und die Entfernung von uns ſchwer wird, ſonderlich wenn Agricola nicht bei Dir iſt, kann ich mir recht gut vorſtellen; bin ich doch noch jetzt, wenn die Kinder einmal auf einen Nachmittag fortgegangen ſind, ſo fatal und verlegen zu Muthe wie ein Huhn bei Licht. Indeſſen über ſolchen Zuſtand muß man Herr werden und es geht allen jungen Frauen mehr oder weniger ſo. Das beſte Erleichterungsmittel bleibt doch immer das Arbeiten, wenn man es mit Lebendigkeit und Fleiß treibt. Du mußt überhaupt anhaltend und emſig arbeiten, was es auch ſei; denn Müßiggang iſt des Teufels Ruhebank für Vornehme und Geringe, ſagt Dein Großvater, und das iſt gewißlich wahr. — Wenn Agricola nicht bei Dir iſt und Dir bei dem Gedanken an die Entfernung von uns auch einmal bänglich und ſehnſüchtig zu Muthe wird, ſo iſt das, mein altes liebes Kind, nichts unrechtes; nur mußt Du ruhig und beſonnen bleiben. Doch ſollteſt Du Dich auch einmal über die Gebühr wie ein Kind nach Deinen Eltern ſehnen, ſo wird Dir darüber Dein Agricola nicht gram werden. Auch biſt Du damit auf dem rechten Wege, daß Du ihm immer und unter allen Umſtänden alles ſagſt, was in Dir vorgeht und wie Dir zu Muthe iſt; wo Wahrheit und gründliches Liebhaben iſt, da geht es ohne Glück und Freude nicht ab. — Nicht wahr, es iſt ein lebendigeres Leben als Hausfrau, denn als Hausjungfer, heißt es ein anderesmal. Daß Du Dir gefällſt in Deinem kleinen Hausweſen und daß Du Deine Luſt an Deinem ſauberen und niedlichen Hauſe haſt, iſt recht nach meinem Sinne und ich kann mir recht lebendig vorſtellen, wie Du Nachmittags ausſiehſt und aufhorchſt, ob Dein Mann noch nicht vom Gerichte kommt. Wie gerne ſtände ich einmal hinter der Thür, wenn

er hereintritt! Denke nur, daß ich Sonnabend öfter Revue halte in Deinen Stuben, Schränken und Schubladen und mich freue, wenn alles hübsch und ordentlich iſt. — Recht ſo, Du liebe Hausfrau, ſchrieb ſie bald darauf, hab immer an Kleinigkeiten in Deinen Umgebungen Luſt und Freude. Große Begebenheiten werden uns nicht immer aufgetiſcht, aber wenn man aufzumerken und wahrzunehmen verſteht, ſo iſt unſer beſcheiden Theil und mehr als das alle Tage da, und wir müßten eigentlich viel weniger um Urſache zur Freude als um Empfänglichkeit für die Freude beten. — Daß Du dann und wann zu anderen Leuten gehſt, meine liebe Luiſe, daran thuſt Du recht; daß Du aber gern und am liebſten zu Hauſe biſt, daran thuſt Du doppelt recht. Gott gebe, daß Eure Stube Euch immer ſo lieb bleibt!

Um der Tochter recht lebendig nahe bleiben zu können, begehrte Caroline auch von den kleinen Einzelheiten des täglichen Lebens derſelben nähere Kunde zu erhalten, als die Tochter zu geben pflegte. Mit Deinen Briefen, ſchrieb ſie einmal, biſt Du noch nicht auf rechtem Wege. Du ſprichſt immer nur im großen und allgemeinen, ich aber will von Dir, mein liebes Kind, auch das Kleinſte wiſſen. Du ſchreibſt mir immer nur, daß Du Agricola lieb haſt, ich möchte aber auch wiſſen, warum Du ihn lieb haſt. Wie es um einen Menſchen ſteht, erfährt man am allerbeſten aus vielen kleinen Umſtänden und Begebenheiten, aus denen man dann ſich ſelbſt die Summe zieht. Wolle ja nicht immer etwas bedeutendes ſchreiben! Du ſchreibſt ja für mein Mutterherz, und dem iſt alles bedeutend, was mir Euch näher und lebendiger vor die Seele bringt. Sage und ſchreibe alſo ohne viel Bedenken Kleines und Großes, wie es Dir einfällt; das Große erhält das Leben, aber die Kleinigkeiten die Lebendigkeit im Zuſammenleben, wenn man getrennt iſt. Du weißt, daß Agnes Kraut und Rüben durcheinander auf das Papier hinſchüttet und mir dadurch unſägliche Freude macht. Der Menſch beſteht nun einmal aus zwei Stücken hier in dieſer Welt, und alſo gehören die Kleinigkeiten, nur nicht Kleinlichkeiten, auch mit zu uns. — Daß Du Deinen Brief, heißt es etwas ſpäter, wieder zerriſſen haſt, weil er nicht in rechter Stimmung geſchrieben war, thut mir leid; ein anderesmal

schicke mir alles, wie es ist. Ich weiß so gut wie Du, daß des Menschen Seele sich nicht immer gleich ist. Unter allen Umständen Herr zu bleiben und ruhig; das ist das Ziel, nach dem wir streben sollen; aber es müssen viele Versuche gemacht werden, ehe wir dahin gelangen. Auch weiß ich, was ich von unrechten Stimmungen und Augenblicken zu halten habe, und sehe sie nicht für mehr an, als sie sind.

Als die Tochter nach Verlauf einiger Zeit die von jeder jungen Frau aufs neue zu machende Entdeckung machte, daß auch in dem neuen Verhältnisse der Ernst des Lebens nicht ausbleibe und die Arbeit an sich selbst nicht unnöthig geworden sei, schrieb ihr die Mutter: Ja wohl, Du liebes Kind, die Gottesgabe des wahren Liebhabens wird unter allen Umständen größer und besser, und obschon wir den Schweiß des Angesichts lieber nicht haben möchten, so merken wir doch bald, daß wir ihn nöthig haben und er zu uns gehört für diese Welt. Wohl alle Menschen bis auf den heutigen Tag haben die Erfahrung gemacht, daß, wenn das Leben uns größere Freude bringt, auch sein Ernst größer wird. Danke Du Deinem Agricola von ganzem Herzen, daß er Dir auch seine Sorgen mittheilt und nicht aus übergroßer Schonung verschweigt. Wenn die Frau auch nicht helfen kann, so kann sie doch oftmals erleichtern, und süß und sauer soll getheilt und vereint getragen werden von Mann und Frau. Ich möchte Euch wohl gerne nur Lust und Freude gönnen, aber verzagt bin ich Euretwegen nicht. Die Menschennaturen sind verschieden und ebenso Gottes Mittel zur Förderung ihres Glücks. Auch Perthes und ich haben manche Kämpfe gehabt, die uns schwer wurden und öfters recht schwer; aber wenn ich zurückdenke, so sage ich mir doch, daß das alles uns gewiß näher und inniger vereint hat, und das ist eine Sache, die nie zu theuer erkauft wird. — Du hast sehr recht, liebe Luise, schrieb Caroline in einem anderen Briefe, daß wir sehr auf der Hut sein müssen, wenn sich in unser Wesen und Sein etwas empfindliches oder leicht zur Heftigkeit sich neigendes einschleichen will. Es ist eine große, herrliche Sache um eine reine kindliche Seele, die auch nicht durch Kleinigkeiten im täglichen Leben das Liebhaben erschwert oder unterbricht. Ein fester und tüchtiger Wille, das nicht zu wollen, soll unter allen Umständen und zu allen Zeiten in tiefem

Herzensgrund ſein und bleiben; aber ich habe von dem alten Franciscus von Sales gelernt und habe bewährt gefunden, daß viele Sachen zwar nicht leicht angeſehen, aber leicht behandelt werden müſſen, wenn man zum Ziele kommen will. Gegen die Neigung, heftig zu werden, muß man nicht mit großer Gewalt und Anſtrengung zu Felde ziehen; ſonſt wechſelt man oftmals nur die Art der Heftigkeit, aber die Heftigkeit bleibt. Beſſer iſt es, wie der Alte ſagt, in den Augenblicken, in denen es Noth thut, leicht fallen laſſen und ſchnell vergeſſen. Mit großer Heftigkeit die eigene Heftigkeit bekämpfen, ſtört die andern und kann uns ſelbſt erbittert machen. Für Dich übrigens bin ich nicht bange, Du haſt nie Anlage zur Aergerlichkeit gehabt, und wenn das Herz voll Liebe iſt, kann keine Aergerlichkeit hinein. Du konnteſt Dich aber an niemand wenden, der Dich beſſer verſteht als ich; denn ich habe die Sache erfahren auf dieſelbe Weiſe.

Im November 1820 brach eine ſchwere Prüfung über die Tochter herein, als deren Mann am Nervenfieber erkrankte, Wochen hindurch in augenblicklicher Lebensgefahr ſchwebte und Monate hindurch die Geſundheit nicht wieder erlangen konnte. Du und Dein Leben ohne Agricola, ſchrieb Caroline, als die erſte Gefahr beſeitigt war, ſind mir Tag und Nacht nicht aus dem Herzen gekommen und Deinem Vater nicht minder; wir haben gar zu ſtark gefühlt, wie ſchwer es ſein muß, ein Kind um und bei ſich zu haben und die verſiegte Quelle ſeines Glückes nicht wieder füllen und rinnen laſſen zu können. Sehr ernſte Tage waren es für uns. Der Gedanke war mir ganz neu, daß ich mein eigenes geliebtes Kind in meinem Arm und Hauſe haben und doch nicht tröſten und vergnügt machen könnte mit allem meinem Liebhaben und Wunſch und Willen. — Zuerſt wollen wir Gott danken, ſchrieb ſie etwas ſpäter, daß er Dir Agricola erhalten und Glauben und Zuverſicht in der Noth verliehen hat, und dann wollen wir um weitere Geneſung bitten. Daß wir immer wieder bitten, darüber brauchen wir uns nicht zu ſchämen und zu grämen. Gott weiß es beſſer als wir, daß wir ohne ihn nicht fertig werden können. — Wir fühlen nicht mehr den Stein, heißt es, als die Kräfte des Kranken wieder zu kommen begannen, ſondern nur noch den Ort, wo der Stein gelegen hat, und freuen uns mit Euch des

kommenden Frühlings und der warmen Sonnenſtrahlen, obgleich der Jugendfrühling an uns ſchon vorübergegangen iſt, aber nicht der ewige Frühling in uns, der immer grüner, wills Gott, in uns aufgehen wird, je älter wir werden; klingt an mit der herzerhebenden Frühlingszeit in der Natur, die uns jung macht und friſch und fröhlich, wie die kleinen bunten Meiſen in dem erſten Sonnenſtrahl auf dem Eichbaum hinter meinem Fenſter. Wenn auch der alte Körper matt iſt, er muß mit fort für den Augenblick, er mag wollen oder nicht. Freue Dich des Frühlings und des Lebens, lieber Agricola, und habe Dank, daß Du noch bei meiner Luiſe und bei uns allen haſt bleiben wollen. Wir werden unſererſeits thun, was wir können, daß Dichs nicht reuen ſoll. — Ach, liebe Kinder, ſchrieb ſie in einem anderen Briefe, könnte ich doch heute bei Euch ſein und mit Euch fröhlich ſein und mit eigenen Augen einen Blick in Euer neues Glück thun! Da aber das nicht ſein kann, begnüge ich mich mit der lebendigen Luſt, die ich dazu habe; denn ohne dieſe hülfe auch der Blick mit eigenen Augen mir nichts. Liebhaben iſt Anfang, Mittel und Ende unſeres Glückes; ohne dieſes kann Gott mit aller ſeiner Allmacht keines geben. Je reiner und inniger die Liebe iſt, deſto beſſer ſind wir daran. Alſo iſt es und wir können zufrieden ſein, denn die Liebe haben wir feſt und keine Meilen, nicht Berg noch Thal, weder Heide noch Sumpf kann ſich zwiſchen uns ſtellen und uns ſtören. Nicht wahr, das weißt Du auch? Und dabei ſoll es bleiben.

Der Fortgang des älteſten Sohnes zur Univerſität.

Während mit den verheiratheten Töchtern vorwiegend die Mutter den brieflichen Verkehr führte und Perthes nur einzelne freundliche Worte und nur bei beſonderen Veranlaſſungen ausführlich ſchrieb, erhielten beide Eltern gemeinſam das Fortleben mit dem älteſten Sohne Matthias, der ſeit Oſtern 1820 in Tübingen Theologie ſtudierte. Die Zweifel und Nöthen, in welche oftmals die theologiſche

Wiſſenſchaft ihn brachte, legte der Sohn dem Vater vor, Rath und Richtung von ihm begehrend. Häufig ſtand Perthes an, auf alle in dieſer oder jener Woche dem Jüngling begegnenden und beunruhigenden Bedenken einzugehen. Ich habe in dieſen Tagen mehrere Deiner letzten Briefe wieder geleſen, ſchrieb er ihm einmal, und aufs neue geſehen, daß es nicht gut und heilſam ſein möchte, auf jede Deiner aus Geiſt und Herz kommenden Mittheilungen immer im einzelnen zu antworten und alsbald in Deine Anſichten, in Dein Treiben und Thun hinein zu reden. Bei einem regen und ſtrebenden Jüngling wiegen Wochen und Monate dem Inhalte nach Jahre des älteren Mannes auf; es wogt in ihm auf- und niederwärts, und eben das iſt recht. Eines berichtigt das andere, und zwar durch eigene Arbeit und durch den eigenen guten Willen, den, wenn er ernſt iſt, Gott mit Kraft ſegnet. Das iſt beſſer und richtiger, als wenn ein älterer Mann mit ſeinen Erfahrungen dazwiſchen redet, die doch immer fremde ſind, auch wenn es der Vater iſt, der ſie gemacht hat. — Ich kann und ich darf mich nicht, heißt es ein anderesmal, auf die Angelegenheiten einlaſſen, die Du verhandelſt. Der durch das Leben gereifte Mann, dem ſeine Ueberzeugung nicht auf dem Wege der Wiſſenſchaft wurde, darf dem jungen Theologen, der im Anfange ſeiner Studien ſteht, nicht Grenzpfähle ſtecken wollen, ohne Gefahr zu laufen, ſich zu vergreifen; wirſt Du älter und ich lebe noch, ſo werden wir uns ſchon finden. „Meinem Bedürfnis," ſchreibſt Du, „genügt der Gott nicht, den jene verehren; der meinige muß ein ſolcher ſein, zu dem ich vertrauensvoll beten kann, den ich bitten kann, in der Hoffnung, er werde ſich durch meine Demuth bewegen laſſen, mir Kraft und Hilfe zu verleihen." Das ſind Deine eigenen Worte; an dieſe halte Dich, mein lieber Sohn. — Ausführlich legte Perthes in einem anderen Briefe ſeine Anſicht über den Gegenſatz zwiſchen der Jugend und dem Alter dem Sohne dar. Zwiſchen ſeiner Jugend und ſeinem Alter, ſchrieb er, iſt in jedem Menſchen eine Scheidewand gezogen, die er nicht früher bemerkt, bis er ſie überſchritten hat. In den mittleren männlichen Jahren gehen die Uebergänge gewöhnlich in den nothwendigen und heilſamen Mühen, Sorgen und Beſtrebungen des Berufs und in äußerer Thätigkeit unbemerkt vorüber. Auf

einmal findet man sich auf einer Höhe und sieht viel Buntes und Lebendiges unter und hinter sich. Das ist ein entscheidender Augenblick für die Seele des Mannes; denn nun entsteht für ihn die Frage, ob er sich ganz zu Gott wenden und auf das Spiel der Welt hinter sich nicht mit Geringschätzung — denn es war seine Schule —, aber mit Ruhe hinabsehen, oder ob er sich wieder vermengen will mit dem Mannigfaltigen, was ihm nun ein Wust werden und ihn zum Sünder oder wenigstens zum Gecken machen muß. Wenn ein Mann seine Lehr- und Wanderjahre ordentlich vollendet hat und noch in voller Kraft dasteht und sich fragt: Wie, wozu das alles? so kann er nicht anders als antworten: Es ist alles eitel und vergänglich hienieden; wahrer Frieden und wahre Freude ist nur im Leben mit Gott. Was ich wollte, was ich that, war vielerlei, vielleicht auch viel; aber welche Früchte in mir und außer mir erwuchsen aus den Blüten, die so herrlich in dem Haupte und in dem Herzen des Jünglings prangten? „Die Ideale sind entschwunden," aber nicht die Kraft; darum Demuth angezogen und „vorwärts" mit der Armuth des Geistes im Leiden und im Thun. Das ist die wahre Meisterschaft. Falsch aber ist es, ohne Lehr- und Wanderjahre ein Meister sein zu wollen, und darin fehlen viele Jünglinge unserer Zeit, auch gar manche, die guten Willen haben. Es gibt junge Leute, die sich eine Einfachheit, eine Gradheit, eine derbe Tüchtigkeit anziehen, welche fast aussieht wie Ruhe und Würde des Alters; sie härten den Körper ab, sind streng in Sitten, sind Stoiker neuer Manier. Es ist dieser Zustand eine Unnatur der Jugend. Wenige dieser Art werden ihr Inneres retten; ihre Verachtung der Welt und des Reichthums menschlichen Lebens wird schroffer Egoismus oder in hohe Phrasen eingewickelte Leerheit oder auch, je nach der Stärke des Charakters und der Stärke des Willens, unmenschliche Tyrannei und Verbrechen. Es gibt aber auch unter den frühalten Jünglingen andere, die aus Misverständnis religiösen Gefühls einen Sprung zur Meisterschaft machen wollen, indem sie ohne weiteres und ohne Kampf mit der inneren und äußeren Welt das Gewehr strecken; schon in der Jugend meinen sie die Blumen und Blüten abstreifen zu können, indem sie vor der Zeit ausrufen: Es ist alles eitel, wir wollen uns in Demuth dem Herrn erge-

ben. Unter ihnen ſind wenige der Auserwählten, die Gott ohne den natürlichen Gang, der uns hier verordnet iſt, unmittelbar zu Verkündigern ſeiner Ehre beſtimmt hat. Sehr viele dagegen haben erſt in ſpäteren Jahren und dann viel ſchwerer und gefährlicher den Kampf mit ſich und der Welt zu beſtehen; andere verdummen in leerem Formelweſen, und manche werden zur ſchändlichſten Heuchelei geführt. Beide von mir bezeichneten Arten der frühalten Jünglinge gehören beſonders der neueſten Zeit an; beide haben oft von der chriſtlichen Religion gewiſſe Redensarten geborgt, in denen ſie ſich gefallen. Ich wünſche nicht, lieber Matthias, daß Du dieſe meine Worte auf beſtimmte einzelne Perſonen anwenden mögeſt; das Geſagte gilt nur der Gattung; in jedem einzelnen ſollen wir annehmen, es ſtehe gut mit ihm und nur die Influenz der Zeit habe ihm die Farbe gegeben. Es herrſcht jetzt eine wunderliche Vermiſchung von Jugend und Alter. Zum Schaden beider pfuſcht das eine in das andere hinein, und hier die in Wahrheit dennoch vorhandene Scheidung ſcharf ins Auge zu faſſen, ſcheint mir für den Geiſtlichen und Lehrer ſehr wichtig; denn die Kraft des Geiſtes und der Liebe Jeſu Chriſti will für jedes beſondere Verhältnis eine beſondere Anwendung haben. Das grade iſt es, was in der Apoſtelgeſchichte Dich ergreift, daß Paulus für jeden Mann und an jeder Stelle das eben richtigſte Rechte trifft. Welche Misverſtändniſſe und welche traurige Irrwege mögen doch Prediger oftmals unſchuldiger Weiſe veranlaßt haben, wenn ſie von der Kanzel alles für alle aus der Bibel ſo im allgemeinen hinpredigen!

Obſchon Perthes faſt immer die Beſprechung und Berathung der theologiſchen Bedenken und religiöſen Zweifel vermied, welche den Jüngling in dieſem oder jenem Monate beunruhigten, ſo trug er doch kein Bedenken, oft und entſchieden auf die Stellung und Haltung hinzuweiſen, welche ein junger Theologe, der es ernſt mit ſich und der Wahrheit meine, einzunehmen habe. Du fragſt, ſchrieb er einmal, ob ich gegen Deinen Eintritt in die Burſchenſchaft ſei. Da die Univerſitätsbehörden nicht gegen dieſelbe ſind und ich die beſonderen Tübinger Verhältniſſe, auf die alles ankommt, nicht kenne, ſo könnte ich den Entſchluß allenfalls Deiner Einſicht überlaſſen; aber bedenke den Aufwand an Zeit, die nicht Dir allein, ſondern auch Deinem

Berufe gehört, und verſprich Dir nicht zu viel von dem Einfluſſe auf andere, den Ihr Beſſeren in jugendlichem Enthuſiasmus hoffet. Auf Menſchen wirkt man nur, wenn man begeiſtert oder recht innig befangen iſt. So ein Menſch wie Plehwe, dem Gott helfen wolle, der wirkt, aber Gott bewahre Dich vor einem ſolchen Sein. Du biſt viel zu nachdenklich, unterſuchend und betrachtend, um auf junge Leute, die der Regel nach ſinnlichen Temperamentes ſind, ſiegende Wirkung haben zu können; wer ſie beſtimmen will, muß mit Stiefel und Sporn in ſie hinein reiten, muß ohne Bedenken in Waſſer und Sumpf zu ihnen ſpringen und dann der Mann ſein, nicht nur ſich ſelbſt zu retten, ſondern auch die andern mit herauszuziehen. Das aber laſſen ſich ſich von niemand gefallen, der ſich ihnen nicht vorher auf ihrem eigenen Felde überlegen gezeigt hat. Zudem biſt Du in der Durchführung deſſen, was Du als wahr und recht erkannt haſt, leicht etwas ſchroff und hart und haſt ein hitziges Temperament und wirſt dadurch die Gefahren für Dich vermehren. - Doch ich bin, wie Du weißt, nicht von der Art, irgend jemand, und ſei es auch mein eignes Kind, deshalb von einem Wege, wenn er nur ſonſt zum Guten führt, abzuhalten, weil auf demſelben Gefahren zu treffen ſind. Aber entſcheidend iſt mir ein anderes: in Deinem eigenen Innern wirſt Du, ſobald Du Dich in Studentenverbindungen hinein begibſt, einen nicht zu löſenden Zwieſpalt hervorrufen; denn die Pflicht vor Gott iſt nicht durch eine ſcharfe grade Linie von den Forderungen der conventionellen Ehre geſchieden; die letztere hat auch ihr Recht. Wer auf das Eis tanzen geht, muß auf das Fallen rechnen. Ich kann daher nicht anders als gegen Deinen Eintritt ſein.

Häufiger indeſſen, als die verhältnismäßig äußeren Angelegenheiten dieſer Art, brachte Perthes die Geſamtſtellung des Sohnes zu dem Berufe, auf den er ſich vorbereitete, zur Sprache. Der Unterſchied, ſchrieb er einmal, den Du zwiſchen dem eigentlichen Gelehrten machſt und dem, der Gelehrſamkeit nur als Mittel zum Zweck erwirbt, ſcheint mir zu ſcharf. In der gegenwärtigen Zeit gibt es wohl nur wenige Männer, welche Gelehrſamkeit als Zweck betrachten und ſich in der Wiſſenſchaft als Wiſſenſchaft verlieren; auch der Lehrer behandelt die Wiſſenſchaft zugleich als ein Mittel, um andere zu bilden und

auf andere zu wirken. Eben so gewiß aber ist es, daß der, welcher einen praktischen Beruf sich gewählt hat, in unserer Zeit nie zu viel an Gelehrsamkeit und Wissenschaft sich erworben haben kann. Dir vor allem kann, wenn Du den Weg, auf den Dich Deine Richtung und Dein Geist treibt, fortgehst, nur die gründlichste Gelehrsamkeit helfen und Dich vor Abwegen bewahren. Verstehe mich aber recht. Der Kreis der Wissenschaften, in denen der Mann zur gründlichen Gelehrsamkeit gelangen kann, muß sehr ausgewählt und beschränkt sein. Der gegenwärtige Stand der Wissenschaft ist so ausgedehnt, daß, wer nicht sich Schranken zu setzen weiß, in allem ungründlich wird. Für einen Theologen scheint mir die erste Vorbedingung, daß er des Griechischen und Hebräischen sehr mächtig ist, das Lateinische versteht sich von selbst. Ist ein junger Mann in den Sprachen des Grundtextes fest geworden, so hat er für Forschung und Untersuchung während seines ganzen späteren Lebens den Ausgangspunkt gewonnen. Bestehe Dein Tagewerk, mein lieber Sohn, studiere planmäßig und getreu und sammle gründliches Material; dann wirst Du künftig schon unterscheiden lernen, was sich erforschen läßt und was nicht. — Du bist, heißt es in einem anderen Briefe, mit der Ueberzeugung von der Trüglichkeit menschlichen Forschens und Denkens nicht befriedigt und willst auch nicht den Nothsprung vom Denken zum Glauben an die Offenbarung machen, sondern willst auf wissenschaftlichem Wege finden, daß die Offenbarung eine wirkliche und wahre sei. Ganz recht. Nun aber haben vor Dir seit hunderten von Jahren Schriftforscher und Theologen denselben Weg der Wissenschaft betreten und vollendet. Was Menschen aus der Geschichte Christi und aus der Schrift haben erforschen und mittheilen können, ist gewiß in den Kirchenvätern niedergelegt. Haben sie und haben alle, die auf sie folgten, keine Sicherheit gefunden, kein wissenschaftlich zusammenhängendes System aufstellen können, welches Ihr jüngeren Männer so lange als Autorität hinnehmen könnt, bis Ihr selbst in der Wissenschaft so weit seid, um dasselbe aus eigener Erkenntnis zu finden? Könnt Ihr keine Autorität finden an Euren Lehrern, die Euch sagen: Das wird in der Schrift gefunden, das fanden unsere Vorgänger und das werdet ihr auch finden, wenn Eure Studien in

Sprache und Geschichte weit genug vorgeschritten sind? Es wäre doch wirklich schlimm, wenn die seit der Reformation so hoch gestiegene Wissenschaft nicht einmal dieses Gewicht für den Anfänger in der Wissenschaft haben könnte.

Als im weiteren Verlauf seines Studiums der Sohn sich mehr und mehr von der Philosophie angezogen fühlte, schrieb ihm Perthes: Da Du nun doch, wie ich sehe, in Deinem wissenschaftlichen Gange auf philosophische Wege angewiesen bist, so möchte ich wohl, daß Du einen tüchtigen Denker, der fromm ist und Theologe, möge sein Bekenntnis immerhin ein anderes sein als das meinige, befragtest, wie Du Dich am sichersten einzurichten habest. Sollte nicht Professor Steudel Dir einmal eine Stunde schenken? Meiner Ansicht nach mußt Du jetzt die Theologie nur dogmatisch und historisch betreiben, ihre philosophische Begründung vor der Hand auf sich beruhen lassen. Zugleich aber würde ich ganz ohne Beziehung auf christliche Wahrheit irgend ein philosophisches System mit größtem Ernst und größter Strenge durchstudieren und mir eine Uebersicht über die Geschichte der philosophischen Systeme verschaffen. Ist das geschehen, dann greife selbst an, wirf das durchstudierte System meinetwegen um, fasse nach einem andern und fahre damit fort, bis Du etwas haltbares findest. Hütest Du Dich nur, in irgend einem System Annahmen und Gedanken gelten zu lassen, die nicht aus ihm selbst entspringen; verachtest Du nur die Taschenspielerei, die das, was wir allein durch die Offenbarung wissen, dem philosophischen System als deren eigenes Erzeugnis unterschiebt: so wirst Du, davon bin ich überzeugt, bald genug bei dem System angelangt sein, kein philosophisches System gelten zu lassen, und die Offenbarung wird Deine Zuflucht werden, wenn Dein eigenes inneres religiöses Bedürfnis nach Hilfe verlangt. Als Hamann den dritten Theil von Jacobi's Werken erhalten hatte, schrieb er an seinen alten Freund: In Deinem neuen Buche habe ich vieles gelesen und wieder gelesen mit innigem Vergnügen und Erhebung, doch auch vieles hat mich niedergedrückt und tief gebeugt. Was ist es doch für ein elend jämmerliches Ding mit unserem jetzigen Zustande, auch da, wo er am köstlichsten ist, wenn Männer mit dem reinsten, wahrhaftesten Sinne, mit dem größten Scharfsinne begabt, nach

Jahre langem Forſchen doch über die wichtigſten Dinge nichts herausbringen können, was ſie wirklich und bleibend beruhigt, was ſie, wenn es ihnen auch gelingt, die eigenen Zweifel etwas zu beſchwichtigen, auch andern, gleichfalls redlichen Forſchern ſo mitzutheilen vermöchten, daß dieſe gleiche Ueberzeugung und gleiche Beruhigung erhielten! Daher dieſer ewige Misverſtand unter den Denkern. Ich geſtehe, dieſer Gedanke hat mich bei Deinem Werke einigemal ergriffen und mit Trauer erfüllt. — Jacobi erwiederte: In Deine Klagen, lieber alter Freund, über die Unzulänglichkeit alles unſeren Philoſophierens ſtimme ich leider von Herzen mit Dir ein, weiß aber doch keinen andern Rath, als nur immer eifriger fort zu philoſophieren oder katholiſch zu werden. Es gibt kein Drittes, ſo wie es kein Drittes gibt zwiſchen Chriſtenthum und Heidenthum, das iſt zwiſchen Naturvergötterung und Sokratiſch-Platoniſchem Anthropomorphismus. — Als Jacobi mir dieſe Briefſtellen, um ſie dann an Reinhold zu ſchicken, mittheilte, fügte er für letzteren hinzu: Du ſiehſt, daß ich immer noch derſelbe bin. Durchaus ein Heide mit dem Verſtande, mit dem ganzen Gemüthe ein Chriſt, ſchwimme ich zwiſchen zwei Waſſern, die ſich mir nicht vereinigen wollen, ſo daß ſie mich gemeinſchaftlich trügen, ſondern wie das eine mich unaufhörlich hebt, ſo verſenkt mich unaufhörlich das andere. — Hier haſt Du, lieber Matthias, Gewährsmänner für das, was ich Dir in Hinſicht der Philoſophie andeutete. Die Skeptik allein thut es freilich nicht. Der ausgebildetſte Skeptiker war wohl unſer alter Schönborn; er war aus Einem Stücke, ihm rauſchten nicht zwei Waſſer; auch geſtattete er nicht einem jeden ſeine Wahrheit, denn ſie hätte ihm doch eine Wahrheit ſein müſſen; ihm als Denker war keine Wahrheit. Und doch — wie waren die letzten Tage des redlichen, hohen, liebenden Mannes traurig, ſchrecklich! Mein lieber Sohn, lies oft die Briefe Deiner Mutter, ſammle Dich an ihrer Frömmigkeit, bewahre Dein Herz nur rein, damit Dir das Gebet nicht fremd werde — dann magſt Du frei forſchen; Gebet und ein gründliches Studium wird Dir den Kampf des Zweifels überſtehen helfen.

Caroline hatte den Entſchluß des Sohnes, ſich dem Studium der Theologie zuzuwenden, immer als einen ſehr großen und ernſten

betrachtet. Es ist, schrieb sie einmal, ein heißes Eisen, welches Matthias anfaßt; aber thut er es auf die rechte Weise, so handhabt er auch eine große Sache und Gott ist mit ihm. — Als der Sohn im April Hamburg verlassen und nach dem damals sehr fernen Tübingen gegangen war, trat freilich für die Mutter zunächst der Gedanke an den Ernst des Berufes hinter das Gefühl der Trennung von dem Sohne zurück. Wie schwer ist es mir geworden, schrieb sie unmittelbar nach seiner Abreise, Matthias loszulassen und in die Welt zu schicken, ohne ein menschliches Herz und Auge zu wissen, welches sich seiner annimmt! Viel Arbeit habe ich in mir und mit mir gehabt, aber nun habe ich das Gewehr gestreckt und bin zur Ruhe gekommen. — Ich habe, wenn ich an Dich denke, schrieb sie um dieselbe Zeit dem Sohne, immer ein betrübendes Gefühl von Deinem Alleinsein und Entferntsein. Ich weiß wohl und bin dessen gewiß, daß Du Dich in großen und ernsthaften Sachen an Gott hältst und uns entbehren kannst; aber es gibt doch der Stunden viele, in denen Elternliebe, Nähe und Mittheilung ein großes Glück und Trost ist. Das fühle ich an meinem eigenen Herzen. — So eben kommt, heißt es einige Tage später, Dein Brief. Ich bin ganz durchdrungen von Freude und Dank gegen Gott, der unsern Wunsch und Willen, Dich in guten Umgebungen zu haben, so wunderbar zu segnen und zu erhören scheint. Du weißt aber auch nicht, lieber Matthias, wie ganz und gar ich Dich unserem Gott übergeben habe, damit er Dich führen, leiten und für Dich sorgen möchte in kleinen und großen Dingen. Gewiß, ich fühle es in festem, lebendigem Glauben, daß Du in seinen Händen bist, und bin seit Deiner Abreise ruhiger und getroster, als ich mir habe vorstellen können, wenn auch auf Augenblicke die Sehnsucht und das Mutterherz die Oberhand erhält. Auch aus Gotha kommen Briefe, welche die besten Nachrichten von den lieben Reisenden bringen. Ich weiß mir nicht zu helfen in dem Glück, das Gott uns von allen Seiten beschert hat, und muß meine Zuflucht zu Freylingshausen's Gesangbuch nehmen und aus Herzensgrunde sagen: O daß ich tausend Zungen hätte — — —. Wenn ich des Morgens, heißt es ein anderesmal, allein in der runden Stube auf dem Sopha sitze, ehe die Kinder herunter gekommen sind, und Dein Vater schon

an die Arbeit gegangen ist, danke, wünsche und hoffe ich für Dich von ganzem Herzen und sehe Dein Bild an, das Du mir Weihnachten geschenkt hast. Es bringt Dich mir oft recht lebendig vor die Seele und manchmal kommt es mir vor, als merktest Du, was in mir arbeitet, und als sähest Du mich wieder an und sagtest ja zu dem, was ich wünsche. Fang Du alle Morgen und alle Abend von neuem an im Wollen und im Vollbringen, damit wir Dich eben so gerne wiederkehren sehen, wie wir Dich ungerne haben ziehen sehen! Laß uns nahe bei Dir bleiben und scheuche uns nicht zurück durch Gedanken, Worte und Werke! — Deine Großmutter in Wandsbeck wird Freude haben, schrieb Caroline bald darauf, wenn sie aus Deinem Briefe sieht, daß die Leute Deinen Großvater und Dich in ihm lieb haben. Ueberhaupt, lieber Matthias, wie vieles hast Du doch und wie viel gutes wird Dir zu Theil, was so manche andere entbehren! Wie viel größere Forderungen wird aber auch Gott und wirst Du selbst an Dich und an die Erfüllung Deines Berufes machen müssen.

Die in diesen Worten sich aussprechende ernste Auffassung der Pflichten, welche der Sohn durch die Wahl seines Berufes übernommen hatte, kehrte in vielen Briefen Carolinens wieder. Mir ist es ganz deutlich und gewiß, schrieb sie einmal, daß es derer, die nicht befriedigt sind, die suchen und nach Rath und Trost sich sehnen, jetzt mehr gibt auf der Welt, als vor zehn und fünfzehn Jahren, und es ist ein großer und schöner Beruf, auf die rechte Weise trösten und rathen und ein Wegweiser für so viele sein zu wollen, die den Weg nicht finden können oder wollen; aber leicht ist er nicht. Für sich selbst und in seinem eigenen Herzen kommt man, weil man der Worte nicht braucht, über manches fort, was, wenn es für andere ausgesprochen werden soll, recht schwer werden muß, und Stunden bleiben nicht aus, in denen guter Rath theuer zu sein scheint und nichts helfen kann, als an die rechte Thüre zu klopfen, um Hilfe zu erhalten. — Schon wie Du noch bei uns warst, schrieb Caroline in einem anderen Briefe, wußte ich wohl, daß Du manche Dinge in und außer Dir künftig nicht ganz so ansehen würdest wie wir, aber ich wollte damals noch nicht mit Dir davon reden, weil ich hoffte und glaubte, daß es Dir ernstlich um die Wahrheit zu thun sei, und weil ich Gott

vertraute, daß er zur rechten Zeit auch würde die rechte Einsicht und Ansicht schenken. Es kann auch hierin kein Mensch dem andern viel geben; jeder muß von neuem mit Gott suchen und finden. Ich kann es mit Wahrheit sagen, daß ich viele Jahre mit mir in Noth und Verlegenheit gewesen und auch jetzt noch nicht aus Noth und Verlegenheit heraus bin. Ich habe gefunden, daß es besser ist, nicht zu viel über und an sich, sondern lieber an Gott zu denken und sich nach ihm mit dem Herzen zu sehnen Tag und Nacht, und wenn wir gefallen sind, schnell aufzustehen und im Vertrauen auf Gott immer von neuem anzufangen. So kommt man allmählich weiter und, wills Gott, zu einem ruhigen und seligen Ende. Die Fürstin Gallitzin sagte mir einmal recht aus dem Innersten der Seele und im tiefen Gefühle ihrer Ohnmacht: Aber ich will doch wollen. Dieses Wort fällt mir oftmals ein und richtet mich auf in verzagten Augenblicken. Man wird freier und fröhlicher, wenn man mehr in Summa als im einzelnen mit sich umgeht. Erhält man sich jeden guten Gedanken gegenwärtig, den man einmal gehabt hat, so kann man leicht mehr, als wahr ist, von sich halten, und so auch wirklich umgekehrt. — Daß Du ein Gefühl in Dir hast, schrieb Caroline ein anderesmal, als könntest Du noch nicht mit so gläubigem Herzen und Gemüth ein Gebet zu Gott beten, wie Du gerne wolltest, beunruhigt mich nicht, da ich aus Erfahrung weiß, wie der Mensch ein wankendes Rohr ist, das vom Winde hin und her getrieben wird. Wenn man sich nur von Grund des Herzens nach dem lebendigen Glauben sehnt, so hilft Gott uns immer weiter, und endlich wird einmal alle Fehd' ein Ende haben; daß Dir aber schon das glückselige Ende so nahe sein sollte, ist etwas viel verlangt. Sokrates hat gemeint, vor dem vierzigsten Jahre könnte der Mensch nicht zur Ruhe im Innern kommen, und Confucius hat das Ziel noch viel weiter hinausgesetzt. Doch ich habe Unrecht, Dir Sokrates und Confucius zu nennen, da wir Christen sind; siehe es also als ungesagt an. Mein Trost ist immer der Mann im Evangelium, zu dem unser Herr Christus sagte, daß er glauben müsse, um Hilfe zu erhalten, und der darauf antwortete: Ich glaube, lieber Herr; hilf meinem Unglauben. Mehr können wir nicht, und wo wir nicht können, hilft Gott. Auch kann es im Ver-

ſtand und Kopf viel Unruhe und Unglauben geben und das Herz behält doch dabei ſeinen feſten Punkt. Gott iſt die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott. Nichts weiß ich gewiſſer, ſo unvollkommen wir auch hier nur noch lieb haben können. — So großes Gewicht Caroline auch auf den feſten Punkt im Herzen legte, ſo war ſie doch weit davon entfernt, ein Ruhebett für den Sohn daraus zu machen und Mühen und Arbeiten ihm dadurch erſparen zu wollen. Lieber Matthias, ſchrieb ſie einmal, gewöhne Dich zur angeſtrengten Arbeit und verſäume nicht ohne Noth. Nicht allein das nicht gelernt haben, ſondern auch die Gewöhnung, nicht zu lernen, hat große und bittere Folgen. Schreibe mir doch, ob Du tüchtig fleißig biſt; ich wünſche und hoffe es. Auch möchte ich recht im einzelnen wiſſen, wie Du Deine Studien eingerichtet haſt. Ich glaube, daß es einem jungen Manne mit dem ernſteſten und beſten Willen unmöglich iſt, das Was und Wie in ſeinen Studien recht beurtheilen und einſehen zu können. Mir würdeſt Du eine ſehr große Sorge nehmen, wenn Du Dich hierin einem verſtändigen gelehrten und älteren Manne anvertrauteſt, der Dir Vaterſtelle verträt und Deinen wiſſenſchaftlichen Gang leitete. Ohne weiter etwas davon zu verſtehen, weiß ich doch, daß Erfahrung den Meiſter macht. Du wirſt, lieber Matthias, wahrſcheinlich über dieſen Rath lachen; das magſt Du auch gerne thun, aber nimm ihn an und ſchreib mir Deine Meinung. Ich wollte Dich gar zu gerne auf dem graden und nächſten Wege auch zum Wiſſen haben. — Du kannſt denken, ſchrieb ſie ihm bei Ueberſendung einiger theologiſcher Streitſchriften, was das für pro und contra verurſacht hat. Es iſt ſehr betrübt und widerlich, daß die heiligſten und wichtigſten Religionswahrheiten als Geſpräch und Zeitvertreib verhandelt werden; doch iſt es auch wieder gut, weil die Menſchen ſich fragen müſſen, auf welcher Seite ſie ſtehen. Ich glaube wie Du, daß Du, um es ehrlich mit Deiner Wiſſenſchaft zu meinen, und um Deiner künftigen Gemeinde und Deines eigenen Kopfes und Verſtandes willen aus allen Kräften forſchen, denken und lernen mußt, damit Du auf dieſem Wege zu der feſten Erkenntnis und zu dem hellen Bewußtſein kommſt, daß in Chriſto verborgen ſind alle Schätze der Weisheit; aber ich hoffe es auch zu Gott,

daß, wenn es Dir mit Deinem Ringen, Forſchen und Streben reiner und wahrer Ernſt iſt, Gott Dir in der Tiefe Deines Herzens ein Sehnen, das jenes alles nicht bedarf, und einen gläubigen feſten Punkt erhalten wird, an dem Gott ſein Gnadenwerk an und in Dir fortſetzt, während Dein Verſtand in Arbeit und Unruhen, im Fallen und Aufſtehen begriffen iſt. — Große Freude haſt Du mir mit Deinem letzten Briefe gemacht, antwortete Caroline, als ihr Sohn ihr von dem ernſten und bedeutenden Freundeskreiſe geſchrieben hatte, in welchem er ſich befand. Wenn auch manches in Eurem Leben nur noch Jugendwärme und Jugendinnigkeit iſt und Eure beſten Augenblicke auch von anderen weniger guten unterbrochen werden, ſo iſt doch die Summa Eurer Richtung, Eurer Hoffnungen und Eures Treibens wahr und gut und gibt uns Urſache zum Dank dafür, daß Du in dieſen Kreis gekommen biſt. Beſonders möchte ich Dir gönnen, daß Du noch ein Stück Weges mit Deinem Freunde Hofacker gehen könnteſt, der der Mann zu ſein ſcheint, welcher mit der Zeit auf die rechte Weiſe zu rathen und zu tröſten lernen wird. — Schreibe mir aber doch auch, heißt es in einem anderen Briefe, wie Du gewöhnlich die Sonntage zubringſt und ob Du einen Prediger gefunden haſt, der die Wahrheit ſagt ohne viel menſchliche Zuthat und mit dem inneren Gefühl, daß er an dem, was er ſagt, eben ſo nahe intereſſiert iſt, als ſeine Zuhörer. Auch laß es Dir recht Ernſt ſein mit dem Studium der Logik; der Mangel hierin ſchadet gar zu viel. Vorigen Sonntag habe ich eine Predigt gehört, in der viel tüchtiger Wille und viel Gutes im einzelnen war, aber alles ſo durcheinander, daß man mit ſeinen Gedanken und Empfindungen hin und her gezerrt ward. Ueberhaupt gelernt und gedacht muß werden, ehe man lehren und ſprechen kann. Ich danke Gott, daß Du Lehrer haſt, die Wiſſen und Reſpect vor dem Glauben in ſich vereinigen.

Wie an dem inneren und äußeren Arbeiten ihres Sohnes nahm Caroline auch an den Freuden, die ihm das Univerſitätsleben darbot, lebendigen Antheil. Dein äußeres Leben iſt etwas ſehr einförmig, ſchrieb ſie einmal, wenn Du nicht die Ausnahmen für Dich behälſt; aber auch dieſe gönne ich Dir, wenn ſie in der Ordnung ſind und mit der Ordnung beſtehen können. — Durch die Erzählung Deiner Reiſe

haſt Du uns, ſchrieb ſie ein anderesmal, eine große Freude gemacht. Thue die Augen weit auf, ſieh und laß die Eindrücke bleibend in Dir ſein, damit Du zu zehren haſt, wenn auch Du ins Joch mußt. Doch wenn Du Dein Ziel recht lebendig ins Auge und Herz faſſeſt, ſo kann und wird Dir Dein Joch ſanfter und leichter werden als Deinem Vater das ſeinige, und auch ihn läßt der liebe Gott nicht leer ausgehen; auch er hat ſeinen Wirkungskreis, in welchem Gott ſeinen Willen und ſein Beſtreben ſegnet. Davon bin ich gewiß. — Da kommt eben Dein Brief aus Zürich, ſchrieb ſie bei einem anderen Ausfluge des Sohnes, und ſagt uns, daß Du geſund und im lieben Schweizerlande biſt, wohin mein Herz ſich ſchon ſo lange ſehnt. Ich habe mir Karten geben laſſen und alles ſo genau mir ausgerechnet und beſehen, wie mir möglich war, und begleite Dich von Ort zu Ort. Kein Menſch kann Dir den Genuß mehr gönnen, als ich, Gottes Werke ohne menſchliche Zuthat zu ſchauen und Dich dabei in Deines eigenen Herzens Tiefen zu verſenken und anzubeten. Lieber Matthias, ich muß Dich doch einmal wieder daran erinnern, wie viel Gutes Gott Dir gibt und wie viel Gelegenheit, Seiner wahrzunehmen. Ich wünſche von Herzen, daß er es Dir mag gedeihen laſſen zu einer bleibenden Freudenquelle, aus der Du ſchöpfen kannſt, wenn es Noth thut im Leben.

Bis hinein in die kleinſten Sorgen der Studentenwirthſchaft blickte ſorgſam das Mutterauge, überwachte den Beſtand von Wäſche und Kleidern und warnte bedenklich vor Angewöhnungen, die fern vom elterlichen Hauſe leicht ſich Raum verſchaffen konnten. Du haſt mir lange nichts von Dir ſelbſt, heißt es einmal, geſchrieben und von Deinem Thun und Treiben, innerlich und äußerlich, damit ich Dich mir recht lebendig vorſtellen kann. Sollte ein ſolcher Brief von Dir nicht ſchon auf dem Wege ſein, ſo ſage mir bald recht umſtändlich, wie Du zu Muthe biſt, was und wie Du arbeiteſt, ob Du ſchon Fortſchritte merkſt; auch von Deinen Freunden, Deinen Gemüthsergötzungen, von Deinem Stuhl und Tiſch, Kleidern und Schuhen, kurz von allem, was zur Nahrung und Nothdurft des Leibes und Lebens gehört. Mich verlangt gar ſehnlich danach. — Laß es Dir, ſchrieb ſie bald darauf, doch rechter Ernſt ſein, Deine Stube

rein und ſauber zu halten und die Fenſter alle Tage zu öffnen, und dann, lieber Matthias, thue mir zu Liebe, daß Du des Morgens nicht einige Stunden halb angezogen mit niedergetretenen Schuhen herumſchlingelſt; es iſt mir gar zu widerlich; zieh Dich doch gleich friſch und fröhlich und fertig an.

Während Caroline ſich in das ganze Sein und Treiben des entfernten Sohnes hinein zu ſetzen wußte, um im großen und kleinen mit ihm fortzuleben, gab ſie ihm zugleich durch ihre Briefe die Möglichkeit, auch in der Ferne dem elterlichen Hauſe nahe zu bleiben, indem ſie ihn in voller Kenntnis von den kleinen Begebenheiten erhielt, die ein Familienleben erfüllen; namentlich die Feſttage irgend einer Art gaben Gelegenheit zu ſolchen Mittheilungen. Wir ſitzen wirklich, wie Du vorhergeſehen haſt, faſt in Kränzen begraben bei dem Frühſtück, ſchrieb Caroline am Morgen ihres Hochzeittages, den 2. Auguſt 1820; die Kinder rund um uns her, alle mit Luſt und Freude in Herz und Augen. In dieſem Augenblicke haben wir Dein lieb Liedlein und Deinen Brief erhalten, geleſen und uns erfreut und Gott gedankt aus Herzensgrund. Mein Herz iſt beſonders durch Deinen Hochzeitskranz bewegt; denn wenn Du nicht mein kindliches Kind wäreſt, ſo hätteſt Du ihn uns nicht geſchickt. Recht ſatt geweint habe ich mich wohl, ich glaube aber gewiß mehr aus Freuden, daß ich Dich habe, als aus Leid, daß ich Dich nicht habe. Mein ganzes Herz dankt Dir für Dein Liebhaben und ich bitte Gott, daß er Dir Dein Wollen ſtärken und erhalten und das Vollbringen immer mehr geben möge. Wir müſſen in jeder Minute wollen und wieder wollen, dann vollbringen wir ſchon etwas, oftmals uns ſelbſt unbewußt, und dieſes Unbewußte iſt oft das Beſte. Ich wenigſtens fürchte nichts ſo ſehr, als daß ich mir einmal gefallen könnte; denn ich weiß gewiß, daß ich das nicht zu ertragen vermöchte. Das Gefühl unſerer Noth und unſeres Unvermögens und das Ausſtrecken nach Gottes Barmherzigkeit ſind hier auf dieſer Welt unſere beſten Gefährten, weil es unſer wahrer und natürlicher Zuſtand iſt. Gott helfe Dir und uns allen, mein lieber Matthias! — dieſer Wunſch iſt immer in mir. — Der achtzehnte October wird, ſchrieb Caroline am Jahrestage der Schlacht bei Leipzig, recht feierlich begangen. Heute Mor-

gen früh wurde mit allen Glocken geläutet, alle Kirchen waren so voll, daß niemand mehr hinein konnte, Mittags rückte die ganze Bürgergarde aus; auf den Straßen iſt ein außerordentlich feſtliches Leben, es geht, fährt und reitet, daß ich mein eigenes Wort nicht hören kann; heut Abend ſind Feuer und Feier an allen Orten und Enden. Ich ſitze zu Hauſe und denke mein Theil; die große Zeit iſt mir im innerſten Mark geblieben; ich bin die gewaltigen Monate wieder durchgegangen mit ihrer Freude, ihrer Angſt und ihrem Schmerz; Du kannſt denken, daß mir Herz und Augen übergingen und ich dem lieben Gotte gedankt habe, ſo gut ich konnte, leider aber nicht ſo lebendig, als ich wohl wollte und müßte. Könnte ich dieſen Tag einmal in dem Aſchauer Keller feiern, dann würde der Dank wohl von ſelbſt alle übrigen Gedanken todt ſchlagen. Dieſer Keller wird mir, ſo lange ich lebe, unvergeßlich ſein. Wie auseinander bin ich oftmals dort geweſen, wenn ich hineinging, um eine Viertelſtunde allein zu ſein und meinen Thränen freien Lauf zu laſſen! Ich bin recht böſe auf alle, die heute daran denken können, daß es auch jetzt noch nicht ſo iſt, wie es ſein ſollte. An anderen Tagen mag man zürnen und begehren für Stadt und Staat; aber heute haben alle über und über Urſache ſich zu freuen und fröhlich zu ſein an dem, was Gott uns gegeben und von uns genommen hat. Und wenn ich nun an uns beſonders denke, wie gerüttelt voll iſt unſer Maß, wie viel haben wir nicht wieder! Nur meines lieben ſeligen Bernhards Stelle iſt leer und er fehlt uns und wird uns fehlen, bis wir zu ihm kommen. — Alle meine Feſttage ſind mir nun, heißt es in einem anderen Briefe, da ich Euch nicht mehr beiſammen habe, zerſtückelt und haben an Fröhlichkeit verloren; denn ehe ich Euch alle beiſammen habe, ſind viel Gedanken nöthig. Doch wenn nur zwiſchen Euch und meiner Sehnſucht nach Euch auch fernerhin nichts ſtörendes tritt, ſo will ich doch im Herzen freudig ſein. — Die freien Stellen am Weihnachtstiſch können wohl, heißt es in dem Weihnachtsbriefe, meine Freude und Fröhlichkeit, aber nicht meinen Dank gegen Gott dafür ſtören, daß ich Euch, ihr lieben entfernten Kinder, habe und auf rechtem und gutem Wege habe. Wenn meine Augen Euch auch nicht ſehen können, ſo kann mein Herz ſich doch freuen und Euch lieb haben.

und daran habe ich es nicht fehlen laſſen am lieben Weihnachtsabend. Uebrigens aber war doch eine Stille am Feſte und nicht ſo fröhlich wie ſonſt, weil alle bedrückten Herzens wegen Agricola's Krankheit ſind. — Am 16. Januar war Matthias' Geburtstag. Wie gerne ſähe ich Dich, ſchrieb ihm die Mutter, heute einmal von Angeſicht zu Angeſicht und nähme Dich in meine Arme, ſo lang Du auch ſein magſt! Das Mutterherz läßt ſich durch keine Länge ſtören und das Kind bleibt Kind, wenn es auch ein Mann wird. Du alter lieber Matthias, ich wollte Dich gar zu gerne noch wieder ſehen und wieder haben hier in dieſem Leben. Bleibe geſund und gehe friſch und fröhlich in Dein einundzwanzigſtes Jahr hinein! Der liebe Gott geht mit Dir und bewahrt Dich und wird meinen Wunſch an Dir erfüllen und Dich ſegnen nun und immerdar; das glaube ich gewiß. Ich will Dir meinen Geburtstagswunſch und Gebet, mit dem ich dieſen Morgen aufgewacht bin und der mir den ganzen Tag gegenwärtig geweſen iſt, herſetzen, damit auch Du ihn mit mir beten und wünſchen kannſt. Es iſt mein ſehnlichſter Wunſch für Dich und wird auch der Deine ſein. „Du heiliges Licht, edler Hort, laß ihm leuchten das Lebenswort und lehr' ihn Gott recht erkennen, von ganzem Herzen Vater nennen; lehr' ihn, daß Chriſtus unſer Herr und Meiſter iſt und keiner mehr, daß er nach keinem Fremden ſchau' und Dir aus ganzer Macht vertrau'". Mein geliebtes Kind, möge Gott ihn an Dir erfüllen!

Carolinens letzte Lebenszeit.

Die körperlichen Leiden, an denen Caroline ſeit den ſchweren Erfahrungen des Jahres 1813 litt, hatten durch die Mühen und Sorgen des Sommers 1819 einen Gefahr drohenden Grad erreicht; aber inmitten der Unruhen und Aengſte, welche die Krankheit des Herzens und die Reizbarkeit der Nerven dem Körper brachten, blieb das Geiſtesleben hell und wach und gewann an Ruhe und Sicherheit. Ich habe dieſe Zeit, ſchrieb ſie im Frühjahr 1820, über des Men-

ſchen Gang durch das Leben und über die Arbeit, die ihm darin angewieſen iſt, mir früher ganz unbekannte Empfindungen, Gedanken und Anſichten gehabt, verbunden mit großer Sicherheit. — Wie ganz anders ſehe ich mich geſtellt, ſchrieb ſie um dieſelbe Zeit, ſeitdem es ſo fühlbar bergab mit mir geht und der Austritt aus dieſer Welt mir näher iſt als der Eintritt! Wenn ich mich nicht täuſche und es, wie ich zu Gott hoffe, auch in der Noth Probe hält, ſo merke ich Ruhe und Sicherheit in mir und ich habe Stunden, in denen ich recht gut zu Muthe bin. Gott gebe, daß die Ruhe und Sicherheit bleibend im Herzen und Gemüthe iſt und nicht ein Phantaſieſpiel wird! Gott wird mir helfen. Ich ſehne mich von Herzen nach Ruhe und Ergebung in Gott, kann aber die Lebensluſt noch immer nicht überwinden; ich habe auch viel Freude und Gutes im Leben und habe meinen Perthes. — Recht erquicklich iſt es mir, liebe Agnes, ſchrieb ſie ein anderesmal, daß es Dir geht wie mir und Du den lieben Gott ſuchſt und findeſt in hundert klein ſcheinenden Begebenheiten, die uns das Herz bewegen und erfreuen ganz ſtill und ruhig vom Morgen bis zum Abend. Darüben reden läßt ſich nicht viel, aber Gott danken und mich noch mehr ſehnen, das kann ich. Laß uns nur mit Treue und Ernſt im kleinen thun, was wir können; vielleicht vermögen wir dann im Himmel großes. — Aengſtlichkeit im chriſtlichen Leben war ihr ſelbſt ganz fremd und auch an anderen nicht lieb. N. iſt nun, ſchrieb ſie einmal, ſeit einigen Wochen abgereiſt; er hat viel gutes hier nicht begriffen und ſieht viel nichtgutes, wie ich glaube, in dem Kreiſe ſeiner neuen Freunde nicht, weil ihm hier wie dort das Innere durch das Aeußere verdeckt wird. Er iſt gewiß ein guter und ein frommer Menſch, aber ſein Unglück iſt, daß er doch eigentlich nur weiß, was er nicht will und mag am äußeren Leben der Chriſten. —, Wir ſuchen, heißt es in einem anderen Briefe, mit rechter Sorge nach einem Manne, der Mathilden mit Wahrheit und Leben zur Confirmation vorbereiten und Ernſt und Innigkeit in dem reinen Kindergemüthe groß ziehen kann, und haben noch nicht gefunden, was wir ſuchen. Pl.'s Schweſter iſt aus Riga auf anderthalb Jahre nach Kiel gezogen, um dort ihre Tochter von Harms unterrichten zu laſſen. So gerne ich auch Mathilden Harms' Unterricht gönnte, ſo

würde ich mich doch zu einem ſolchen Schritte nie entſchloſſen haben, weil er mir Gottes Macht und Einfluß doch gar zu wenig zuzutrauen ſcheint, und wie ſollte man den Kindern unter die Augen treten können, deren Eltern nicht ſo ungewöhnliches für ſie zu thun vermögen!

Daß auch dem Menſchen, der ein Leben mit Gott in Wahrheit kennt, die Seele auf längere oder kürzere Zeit in düſtere Trauer verſenkt danieder liegen kann, wußte Caroline wohl; denn ſie hatte ſelbſt dieſe Zuſtände oft im Wechſel des Lebens erfahren. Komm in meinen Arm, ſchrieb ſie im Frühjahr 1821 einer tief gedrückten Frau, und ſchütte Dein Herz und alles, was Du darinnen an Hoffnung und Furcht, an Angſt und Trübſinn haſt, in mein Herz aus. Ich verſtehe Dich und habe nicht vergeſſen, wo uns arme Menſchenkinder der Schuh drückt, glaube auch gewiß, daß der liebe Gott es uns zu Gute halten wird, wenn einmal ein ſchwerer Seufzer aus unſerer Bruſt dringt. Nur müſſen wir zu allen Augenblicken willig ſein, unſere Laſt auf uns zu nehmen, und müſſen tragen wollen, was Gott uns gibt, und er gibt uns oft recht beſchwerte Stunden; das kann niemand leugnen. Gemurrt habe ich nie, aber oft den lieben Gott unter vielen Thränen gefragt, warum er es uns ſo ſchwer gemacht hat, und dann wieder mich daran geſtärkt, daß es ſeine Einrichtung iſt, die nicht ohne gute Urſache für uns ſein kann, und daß er es weiß, wie uns ſo angſt zu Muthe iſt, und es uns nicht übel nimmt.

Obſchon ſehr wohl bekannt mit den trüben und dunklen Stunden des inneren Lebens, bewahrte Caroline dennoch das Gefühl der Freude und des Dankes als herrſchende Stimmung der Seele auch in der Zeit ihrer ſchweren körperlichen Leiden. Den tiefen Grund dieſer Freude deutet ſie ſelbſt in einem Briefe an die älteſte Tochter an. Daß Du, heißt es in demſelben, eine glückliche Frau biſt, bezeuge ich Dir gerne und wünſche Dir von Herzen, daß Du es immer bleiben mögeſt, zweifele auch nicht daran. Eine betrübte Frau kannſt Du werden, aber keine unglückliche; denn wer von Herzen danach ſtrebt, ſich unter allen Umſtänden in Gottes Willen zu ergeben, kann nie unglücklich ſein. — Den inneren Sinn, die Quellen der Freude zu bemerken und nicht ungenoſſen fließen zu laſſen, hatte Caroline in ſel-

tenem Grade ausgebildet. Als ihr zum letztenmal für dieſes Leben der erſte Mai, der Jahrestag ihrer Verlobung mit Perthes, nahte, ſchrieb ſie: Morgen iſt mein lieber erſter Mai und gerne ging ich recht tief in Berg und Wald mit meinem lieben Bräutigam, dorthin, wo ich keinen anderen Menſchen ſähe und hörte, und dankte Gott, daß ich dieſen Tag noch nach vierundzwanzig Jahren ſo durch und durch freudig und fröhlich feiern kann. Einige Seufzer würden ſich wohl meines kurzen Athems wegen eindrängen, aber ſie würden nicht lange dauern, und ich würde immer von neuem anfangen, mich zu freuen. Ja gewiß, im Wald, im grünen Wald, da wär' mein Aufenthalt, aber auch meine Ausſicht hier durch die jungen Blätter auf dies blaue Waſſer und den wunderlieben klein gewölkten Himmel iſt ſo köſtlich, daß man, wenn man ſich beſinnt, nur mit Scham und Gram mehr wünſchen kann. Ein ſolches Uebermaß von Pracht und Schönheit des Frühlings iſt uns, glaube ich, noch nie geworden; es iſt gar nicht auszuſprechen, wie wunderſchön Büſche und Blätter, Gras und Blumen ſind. Und dieſe große Veränderung vom Tode zum Leben iſt in wenigen Tagen, ja man möchte ſagen, in wenigen Stunden gekommen. Wenn man ſo im lieben Frühling ſteht und die hohen, hellgrünen Bäume gegen den reinen, lichten Himmel anſieht, ſo ſcheint es unglaublich, daß dabei doch ſo viel Jammer und Noth in und um uns ſein kann. Ja, eine Freudenzeit iſt der Frühling, und wenn ich kein Kind krank habe, ſo nimmt die Freude mich mit dorthin, wo wir uns keinen Jammer und keine Noth mehr denken und vorſtellen können.

Wenn auch die Natur einmal todt und finſter war, ſo hatte Caroline doch an allen Orten und Enden noch viele andere Gründe der Freude. Glückliche Menſchen ſind, ſchrieb ſie einmal, eine wahre Herzensſtärkung, ich freue mich gar zu gerne mit, wenn es nur irgend der Mühe werth iſt. — Vor allem war ihr die Liebe zu Mann und Kindern eine nie zu erſchöpfende Quelle der Freude und des Dankes. Noch melde ich Dir, mein lieber Matthias, ſchrieb ſie im April 1821, daß ich trotz alles ſchweren Athems keineswegs verzagt bin, auch keine Urſache habe, es zu ſein; wir alle vielmehr ſamt und ſonders haben ein fröhliches und glückliches Leben zuſammen. Der liebe Gott

überschüttet uns mit Segen und Freuden, indem er unsere Kinder gedeihen und uns Eltern glücklich werden läßt. Aus Gotha hören wir nur Gutes; von Dir hoffen wir, daß Du auf guten Wegen bist und Gott mit Dir ist. Mathilde ist ein ernstes und fröhliches Kind und hat sich weit über ihr Alter tüchtig und gut in der schweren Krankheitszeit gezeigt; mit mir geht sie gar allerliebst um und sorgt für mich, wo und wie sie kann; Perthes hat recht seine Lust und Freude an dem Töchterchen. Eleonore ist Jungfer Niedlich und bekommt ein Herz voll Liebe und Freundlichkeit, und mein Andreas erfreut mir das Herz von Morgen bis Abend, wenn er nicht eben einmal unartig und heftig ist. Mein liebster Perthes wird für sich immer ernster und besser, für mich konnte er es schon lange nicht mehr werden. Konnte ich nun wohl anders als Gott danken und mich freuen? — Ich muß Dir einmal wieder, heißt es in einem Briefe an die älteste Tochter, von Deinem Vater erzählen, wie der immer weiter in sich kommt und eine große Ruhe, Stille und Sicherheit bei allem Rumor und Wirrwarr hat und behält. Ich möchte, Du könntest es alles wissen, wie ich es weiß; es ist gar zu tröstend und erfreulich, wenn man gewiß und deutlich sieht, daß Gottes Segen in und mit ihm ist. Stückweise könnte ein anderer ihn wohl zuweilen nicht recht verstehen; wer ihn aber so ganz und gar kennt wie ich, der weiß, daß er auf dem Wege zu Gott von Jahr zu Jahr weiter kommt und mit großem Ernste in und an sich arbeitet. Dankt Gott mit mir, Ihr alle, daß Ihr einen solchen Vater habt; er ist gar zu lieb und gut. Wenn ich ihn nur etwas mehr hätte oder eigentlich etwas mehr sprechen könnte, denn haben thue ich ihn ganz und gar; das weiß und fühle ich mit großer Gewißheit. Nichts kann im Himmel und auf Erden über rechtes Liebhaben gehen, und das wird auch gewiß unsere Seligkeit im Himmel sein, nur viel größer, reiner und ungestörter, als hier. Nach meinem jetzigen Gefühle möchte ich aber doch gar zu gerne dort meinen Perthes auch behalten und lieb haben. — Was habe ich, schrieb sie im Herbste 1820, für ein immerwährendes tiefes Gefühl von Gottes Barmherzigkeit gegen uns, mit welcher er uns so viel Glück und Gutes in Hoffnung und schon in der Wirklichkeit in und an Euch allen gibt! Du kannst nicht wissen, welche bewegte und

glückselige Stunden Perthes und ich haben, wenn wir das recht in und mit Ruhe zusammen bedenken. Es ist eine köstliche Gabe Gottes, seine Kinder auf dem Wege zum Himmel zu sehen, wenn man auch noch allerlei Sorgen und Furcht dabei hat. Der liebe Gott, der das gute Werk angefangen hat, der wird es auch vollenden in uns allen und das vielfältige Glück, welches wir haben, an uns zum Segen gedeihen lassen. — Man sollte nicht glauben, heißt es in einem Briefe vom letzten December 1820, daß man während dreihundertfünfundsechzig Tagen durch das Meer von Leiden und Jammer, das uns auf dieser Welt treffen kann, mit so heiler Haut wie wir durchkommen könnte. Wiederum erfahre ich, daß ich nicht so viel danken kann, wie ich gerne möchte, und wie viel Wunsch und Bitte ist nun nicht wieder in unserem Herzen parat für das neue Jahr!

Seit den ersten Jahren der Ehe hatte Caroline sich nach einer größeren Ruhe des äußeren Lebens und nach einem ungestörteren und stilleren Zusammensein mit Perthes gesehnt, aber immer bestimmter wurde sie sich im Verlaufe der Zeit bewußt, daß grade für ihre Natur die Nöthigung, sich im Schaffen und Ordnen, im Regieren und Vermitteln zu bewähren, eine kaum zu entbehrende Schule gewesen sei. Ich freue mich in Eurem Namen, schrieb sie einst ihrer Tochter, daß Ihr wieder in Eure gewohnte Stille und Ruhe zurückkehrt und daß ich mich recht inwendig nach Stille und Ruhe sehne; dieses Sehnen ist mir ein Zeichen, daß mir alle Unruhe noch nicht geschadet, und wer weiß, ob nicht vielleicht mich gefördert hat. Mein Element ist der Wirrwarr gewißlich nicht, aber Gott läßt uns alles zum Besten dienen. — Ja, vieles ist hier im Wege, heißt es ein anderesmal, um ein einfaches und stilles Leben zu haben, doch führt auch das unsrige uns zum Ziel; das fühle ich gewißlich. — Die Sorge freilich, daß Perthes im Gewühle des Geschäftes körperlich sich aufreiben könne, ließ sich nicht beschwichtigen. Perthes arbeitet mehr, schrieb sie einmal, als ihm nütz und gut ist. Ach, hätte ich ihn doch nur aus diesem Tumulte gesund heraus! Ich kann wirklich nur im Denken an ihn mit ihm leben, denn das Gewirre der Arbeit läßt mich keinen ruhigen Augenblick mit ihm genießen; aber klagen darf und will ich nicht, denn er ist guten Muthes und wäre gern mehr mit mir. —

Seitdem Carolinens älteste Töchter in Gotha verheirathet waren, hatte sie die Hoffnung gehegt, daß Perthes es in nicht allzu ferner Zeit möglich machen könne, das große Geschäft und dessen Unruhe und rastloses Getriebe anderen zu überlassen und, fern von dem Gewühl der großen Stadt, in Gotha mehr sich selbst und weniger den Geschäften zu leben. In vielen Briefen sprach sie die wachsende Aussicht mit immer neuer Freude aus. — So Gott will und uns das Leben läßt, heißt es einmal, kommen wir Euch noch näher und freuen uns untereinander unseres Glückes; ja, tief im Grunde des Herzens ahne ich die Möglichkeit, daß Ihr lieben Kinder mir meine alten Tage erfreuen werdet, wie Ihr meine jungen erfreut habt. — Ich merke immer deutlicher an Perthes, schrieb sie etwas später, daß er ernsthaft darauf hinarbeitet, uns alle auf immer zu Euch zu bringen; wenn ich aber meine Herzensfreude in Worte ausbrechen lassen will, so wird Perthes böse. Ich soll mich noch nicht einmal innerlich freuen, weil alles noch so gar ungewißlich ist. — Perthes selbst beschäftigte sich indessen nicht weniger lebhaft mit dem Gedanken, sich dem aufreibenden Treiben des unruhigen Geschäfts zu entziehen. Ihr seid wirklich sehr glücklich, schrieb er im Frühjahr 1821 an seine älteste Tochter und deren Mann, daß Euch die Jugendjahre so unbekümmert gegönnt sind; ich habe ein rauhes Leben durchlebt, und nur selten sind freie, sorgenlose Stunden mir zu Theil geworden; in Demuth habe ich Gottes Führung für so weit zu loben und in seine Hände stelle ich die Zukunft; mein Wille ist auf Stille und Ruhe gerichtet. Nicht arbeitlos will ich sein, aber der Richtung, die im Inneren meiner Seele ist, möchte ich folgen können und die Weltunruhen möchte ich nach und nach aus Geist und Herz tilgen, um bereit zu sein, wenn alle Rechnungen hienieden getilgt werden müssen.

Carolinens Hoffnung, die späteren Jahre ihres Lebens in ruhigem Zusammensein mit Perthes und an demselben Orte mit ihren verheiratheten Töchtern zuzubringen, ging nicht in Erfüllung. Im Frühling 1821 hatte die Krankheit des Herzens und der Nerven sich bis zu einem schwer zu tragenden Grade gesteigert. Mein Blut ist unruhig, schrieb sie im April, und meine Nerven müde und krank das Athmen wird mir sehr schwer; das ist kein guter Zustand; Dr.

Schröder versucht hier und da zu helfen, aber noch hat er die rechte Dose nicht gefunden. — Ich trinke nun Geilnauer Wasser, schrieb sie einige Wochen später, und bin alle Morgen von 6 bis 8 Uhr im Garten; wer mich dort besuchen will, soll willkommen sein. Ich mache, wenn ich allein umherwandele, allerlei Reisen in Gedanken und spreche oftmals bei Euch vor, Ihr lieben Kinder. — In den ersten Wochen des Juni, am Tage nach dem Pfingstfeste, wurde sie durch heftige innere Krampfanfälle, denen ein nervöses Fieber folgte, dem Tode nahe gebracht und war sich der Gefahr ihrer Lage deutlich bewußt. Ich bin müde und matt, schrieb sie, als die augenblickliche Gefahr der Krankheit noch einmal gebrochen war; wenn Du mich nur einmal ansehen könntest, so würdest Du wissen, was die Glocke geschlagen hat. Nun lasse ich mich hegen und pflegen, was Mathilde mit kindlicher Liebe, mit Verstand und Besonnenheit thut in Eurer aller Namen. Ich habe Dich, mein lieber Matthias, sehr viel um und bei mir gehabt und Dir oftmals einen guten Morgen und Abend gesagt. Gott sei Dank, daß ich mit fröhlicher Hoffnung an Dich denken kann! Einmal im Fieber glaubte ich, Du wärest katholisch geworden; mir war doch wunderlich dabei zu Muthe und ist mir auch noch lieber, daß es nicht wahr ist.

Mit den letzten Stunden des Menschen hatte Caroline sich ihr ganzes Leben hindurch oft und ernst beschäftigt. Der Tod war ihr immer eine sehr große und sehr betrübte Sache gewesen, aber vielleicht nie hatte sie vor dem Sterben das tiefe innere Grausen empfunden, welches oft auch fromme Menschen erfüllt und von welchem die Menge nur deshalb nichts fühlt, weil sie in einem Leichtsinn dahin lebt, dessen Größe niemand begreifen könnte, wenn ihn nicht jeder mit mehr oder weniger Unterbrechungen in seiner eigenen Brust trüge. In den vielen Briefen, in denen Caroline sich über den Tod ihr nahestehender Menschen äußerte, spricht sich zwar immer tiefe Betrübnis, aber nie Entsetzen, sondern Ruhe und Ergebung aus. Heute habe ich wieder, schrieb sie einmal, einen Sterbetag im Andenken: vor zehn Jahren ging mein lieber Johannes von uns. Die lange Zeit hindurch konnte ich ihn Gottlob lieb haben, aber leider nichts von ihm hören und sehen, und wer weiß, ob er mich noch lieb haben kann.

Kindes- und Mutterverhältnis hört doch im Himmel auf, glaube ich, aber Gott wird es wohl machen, wie es uns gut und auch lieb ist. — Schwer ist es für den Zurückgebliebenen, heißt es ein anderesmal, der mit einem Herzen voll Liebe und Sehnsucht über Himmel und Erde hinaus lieb hat, nun nichts zu hören und zu sehen von den lieben Vorangegangenen. Wie tief und lebendig fühle ich das, wenn ich mit meinem Mutterherzen an meine lieben Kinder im Himmel denke! Ich kann mir auch nicht verwehren zu fragen, warum unser himmlischer Vater so hart es eingerichtet hat, aber gewißlich recht fest und getrost halte ich mich auch ohne Antwort daran, daß es also sein Wille ist und daß er nur gutes für uns wollen kann, wenn es uns auch nicht schmeckt. — Die alte Frau N. ist gestern, heißt es in einem anderen Briefe, sanft eingeschlafen. Ich freue mich von Herzen, daß sie fertig ist; sie konnte von außen hier nichts mehr haben und wurde durch ihre große Schwäche und Dämmrigkeit menschlichem Ansehen nach auch gehindert, rechte Freudigkeit und Trost in Gott zu finden. Nun ist, wills Gott, die Liebe, die hier in ihr schlief, aufgewacht und ist nicht mehr durch tausend Kleinigkeiten gehemmt und gebunden. — Ich habe sehr ernste Stunden an S.'s Sterbebett gehabt, schrieb sie nach einem anderen Todesfalle; er ist ungewöhnlich ruhig, gottergeben und mit vollem Bewußtsein gestorben. Ich habe mich gefreut, ihn ruhig und still als Leiche liegen zu sehen, ohne husten zu müssen und ohne sich um Luft zu quälen. Es ist wunderbar, daß, wie ich schon oft bemerkt habe, der Tod die Stirne so hoch, hell und rein macht. Auch S.'s Stirne war nach dem Tode ungewöhnlich schön, obschon sie es im Leben doch gewißlich nicht gewesen ist. — Als im December 1819 die Nachricht von dem Tode des Grafen Friedrich Leopold Stolberg eingetroffen war, schrieb Caroline an ihre älteste Tochter: Das liebe, engelreine Gemüth wird nun Gott schauen, das glaube ich gewißlich, aber wir haben hier einen sehr lieben Freund weniger. Noch in dem letzten Monat hat Stolberg ein Büchlein geschrieben von der Liebe; das war eine schöne Vorbereitung, um der ewigen Liebe näher zu kommen. Gott helfe uns allen, daß die Liebe zu Gott reiner und tröstender in uns werden möge; dann mag kommen, was da will. Wie gerne wäre ich an Stolberg's Kranken-

bett und Sterbebett geweſen; einen größeren Troſt und eine größere Freude gibt es hier auf dieſer Welt nicht, als einen Menſchen mit vollem Bewußtſein ruhig und freudig im Glauben an Gottes Barmherzigkeit ſterben zu ſehen. Liebe Agnes, wir haben es ja einmal recht ſichtbar erlebt an meinem lieben ſeligen Vater. Weißt Du noch, wie wunderſchön ſeine Augen waren in den letzten Stunden bis zur letzten Minute?

Weil aber Caroline vor dem Sterben kein Grauen hatte, war ihr das Leben nicht weniger eine Freude. Wenn man einen Berg im Leben hinter ſich hat, ſchrieb ſie im Frühjahr 1821 an ihre Tochter Luiſe, ſo glaubt man anfangs, man ſei nun über alle Berge und ſei im ſicheren Hafen zu ewigen Tagen; wenigſtens iſt es mir oft ſo gegangen, und es kamen doch noch immer kleine Hügel und große Berge, über die man muß, bis man den letzten erſtiegen hat und aller Fehd ein Ende iſt. Aber trotz aller Berge iſt mir das Leben lieb und werth, und wenn es Gottes Wille iſt, möchte ich ſehr gerne noch mit meinem lieben Perthes und Euch allen zuſammenleben, beſonders wenn eine Zeit käme, in welcher Perthes etwas mehr Ruhe hätte und mehr mit mir ſein könnte. Dann wünſchte ich mir aber auch einen etwas längeren Athem, damit ich mit Euch gehen und mich mit Euch unſeres Lebens freuen könnte. — Ich weiß, was Gott mir gegeben hat und was ich habe, heißt es in einem anderen Briefe; möchte es Gott gefallen, uns noch eine Weile zuſammen zu laſſen; ich kann nicht helfen, ich habe große Luſt. Es ſoll wohl nicht ſein, ſchrieb ſie bald darauf, aber oftmals kommt es uns doch in den Sinn, die Jahre feſthalten zu mögen. Gott kann uns im Himmel gewiß nicht weniger gutes geben, als er uns hier gibt, aber das Gute auf dieſer Welt ſehen wir mit unſeren Augen und tragen es auch lebendiger im Herzen als die Ahnung des noch Beſſeren, was unſerer im Himmel wartet. Doch können wir auch hier große und unbegreiflich ſichere und ſelige Augenblicke haben, wenn wir ſie nur feſtzuhalten vermöchten; aber daß ich nicht Herr meines eigenen Herzens zu allen Zeiten ſein kann, das iſt der eigentliche Jammer, und der größte Troſt iſt, daß Gott mich ganz und gar kennt und ſieht. Ich will doch gewiß auch gerne viel mehr, als ich kann.

Mitte Juli ward Caroline nach Wandsbeck gebracht, um der Unruhe des Hauſes überhoben zu ſein und ſich in der Luft bewegen zu können, ohne die Beſchwerde der Treppen zu haben. Es waren ſchwere Wochen, die ſie jetzt erlebte, beängſtet durch die Beſchwerde des Athmens und des Krampfes in der Bruſt. Wenn ich ganz ſtille ſitze, ſo bin ich gut zu Muthe und friſch und fröhlich bei dem herrlichen Wetter, vergeſſe auch wirklich mein Leid; aber wenn ich die geringſte Bewegung mache, werde ich ſehr empfindlich daran erinnert. — Nun iſt es, heißt es ein anderesmal, faſt ein Vierteljahr, daß ich für Haus, Küche und Keller nichts habe thun können, und das iſt wirklich ſehr betrübt; ich ſehne mich unbeſchreiblich, mein Amt wieder mit friſchem und fröhlichem Muthe übernehmen und verwalten zu können, auch meinem lieben Perthes kein Leid durch mein Krankſein länger anzuthun. Noch mag ich gar nichts arbeiten, nicht einmal ſtricken, auch leſen kann ich nicht und muß mich ſo von einer Stunde zur anderen hinſchleppen; doch habe ich keine lange Weile und bin vergnüglich zu Muthe. Ich darf Dir nicht mehr ſchreiben, mein liebes Kind; nicht meinem Herzen, aber meinem Kopfe iſt es läſtig. — Nur wenige Zeilen noch vermochte ſie den entfernten Kindern zu ſchicken, aber auch dieſe zeigen, daß die Liebe in ihrem Herzen durch keine Noth des Körpers verdunkelt werden konnte. Mit der ganzen früheren Wärme gab ſie ſich der Freude und dem Danke hin, als ihr im Juli der zweite Enkel, Bernhard, geboren ward. Gott helfe den armen Menſchen, ſchrieb ſie einmal, die nicht lieb haben können. Ihr glücklichen lieben Kinder, hatte ſie kurz vorher geſchrieben, wie gern bin ich Eure Mutter und wie freue ich mich Eures Lebens!

Unſern Hochzeittag haben wir am 2. Auguſt, ſchrieb ſie in dem letzten Brief an ihren Sohn nach Tübingen, in Wandsbeck auf eigene Hand ſehr vergnügt und glücklich verlebt; ich bin mit Hilfe vieler Zeit und eines Stuhls zum Ausruhen mit meinem lieben Bräutigam rund um die ſchöne große Wieſe gegangen und kann nicht aufhören, Gott zu danken für dieſen glückſeligen Gang. Wir waren allein; ſeit Jahren hatte ich mit Perthes einen ſolchen Gang nicht gemacht; unſer Geſpräch war weit umfaſſend und kühn, da nicht nur die Vergangenheit, ſondern auch die Zukunft unſer war. Euer aller wurde gedacht. —

An dem körperlichen Zustande besserte der Aufenthalt in Wandsbeck nichts. Wie gerne möchte ich Dir sagen können, schrieb Caroline am 8. August an Perthes, daß ich ganz frisch und fröhlich wäre, aber ich kann es nicht. Frisch fühle ich mich nicht; vergnügt bin ich wohl, aber doch nicht fröhlich. Doch vielleicht wäre ich es, wenn ich draußen im Freien auf meiner Bank sitzen könnte; denn dort könnte ich der Freude nicht widerstehen und müßte mit fort: aber zwischen Wänden und Mauern komme ich nicht so leicht aus mir und meinem kurzen Athem heraus. Doch vielleicht gibt Gott morgen dem Doctor den rechten Gedanken; alle Hauptsachen an meinem Körper sind noch fest und gesund, und das eine Uebel wird doch zu finden sein; ich habe ein immerwährendes Gefühl, daß ich ganz und gar wieder frisch werden kann, obschon der Verstand mitunter etwas anderes sagt. — Wenige Tage später mußte Caroline, um dem Arzte näher zu sein, wieder nach Hamburg gebracht werden, und die Hoffnung auf Genesung trat mit jedem Tage mehr zurück. Die nächste Nähe des Todes fühlte Caroline wohl nicht, wenigstens nicht dauernd, aber diese letzten Tage waren ein erhöhtes Leben mit Gott. Vor allem das alte Kirchenlied: „Herr, auf dein Wort solls sein gewagt", füllte ihr Herz und Sinn aus; wenn es dem durch körperliche Leiden und Fieberunruhe geängsteten Geiste schwer ward, den trostvollen und entschlossenen Inhalt des Liedes festzuhalten, nahm sie wohl die Feder zur Hilfe, schrieb einzelne Verse auf, um durch die schreibende Hand dem Geiste in der Festhaltung der betenden Worte zu Hilfe zu kommen.

Perthes hatte den ganzen Ernst der Lage erkannt. Lange habe ich gelitten um ihretwillen, schrieb er etwas später, seit vielen Monaten schon den tiefsten Schmerz durchfühlt; meine einsamen Spaziergänge waren ohne Ausnahme erfüllt mit der schweren Arbeit, mich bekannt zu machen mit dem, was mir bevorstand, und mit der Anstrengung, mich durch Gottes Hilfe vorzubereiten. Immer und immer wieder kam die Hoffnung, und immer wieder mußte ich sie aufgeben. Wer wie ich wußte, welche schwere Fesseln ihrem innigen, raschen Leben durch einen mühseligen Körper angelegt waren, konnte nicht glauben, daß eine solche Einkerkerung von langer Dauer sein werde. Sie hat viel gelitten seit langer Zeit, und es war ein harter

Kampf für eine so über alles rege Phantasie, für einen so nach freier Bewegung dürstenden Geist, für ein so kraftvoll thätiges Gemüth, sich immer gehalten, gelähmt und gefesselt zu fühlen. Nur ihr echtes und lebendiges Christenthum und das Aufrichten der eigenen Kraft an dem Leiden unseres Herrn hielt sie, machte sie geduldig, ja heiter, und ließ sie ihre Liebe und Freundlichkeit nach wie vor rund um sich mittheilen. Eigentlich nur ich wußte, wie krank sie war und wie viel sie litt; Freunde und Bekannte fühlten nur ihre Freundlichkeit und die Kraft ihres Geistes.

Am Freitag den 24. August ließen heftige Anfälle inneren Krampfes ein augenblickliches Ende fürchten; heftige Fieberphantasien und äußerste Kraftlosigkeit, Angst um Luft und tiefer Schlaf wechselten seit diesem Tage mit einander ab: aber mitten in aller Noth erschienen einzelne Stunden körperlicher Leidlosigkeit und hellen Bewußtseins, und dann war siegend über Noth und Tod die Ruhe des Glaubens, die Sicherheit der Hoffnung und die Freundlichkeit der Liebe über dem Sterbebette ausgebreitet. Perthes befand sich während dieser letzten Tage in einem Zustande gewaltsamer Ergebung und aufgeregtester Ruhe. Eure Mutter ist sehr krank, schrieb er am Morgen des 28. August an seine beiden Schwiegersöhne nach Gotha; wir stehen in Gottes Hand; wir dürfen hoffen, aber wir haben mehr Ursache zu fürchten. Mein Trost, meine Haltung besteht in Ergebung — Herr, dein Wille geschehe! Hält Gott den Tod der frommen Mutter an der Zeit — sein Wille geschehe; wohl maße ich mir nicht zu viel Stärke an. Das Zerreißen der Liebe wird schrecklich sein, noch schrecklicher das Entbehren deren, die allein mich ganz kennt. Eine öde, traurige Einsamkeit, kurz oder lang, bleibt nach; kein Trost der Mitthätigkeit, kein Beistand in Freud' und Leid. Hoffen kann und darf ich nicht; nur wenn ich mich in das Schrecklichste ganz und gar ergebe, finde ich Haltung und Trost. — Am Abend desselben Tages, an welchem dieser Brief geschrieben war, am 28. August 1821, kurz nach 9 Uhr, machte ein Nervenschlag dem frommen Leben so plötzlich ein Ende, daß kein Druck der Hand, kein Wort, kein Blick der Liebe den Umstehenden als Abschiedsgruß zu Theil ward. Ohne erzwungene Resignation und ohne irgend eine Anstrengung, sich stärker zu machen, als es dem

Menſchen geſtattet iſt, gab Perthes ſich dem warmen Schmerze hin, der bei einem großen Verluſte ſo natürlich ſcheint und dennoch außer dem Chriſtenleben nicht gefunden werden kann, weil er Ergebung und Hoffnung zu ſeiner Vorausſetzung hat. Nun ſtehe ich da mit meinen armen Kindern, ſchrieb Perthes am folgenden Morgen an ſeinen Schwiegerſohn, und öde und leer iſt es, und wir ſuchen die Fülle der Liebe, welche ſo überſchwenglich uns zu Theil geworden iſt, und doch, können wir, nur damit ich meine Caroline und Ihr Eure Mutter wieder habt, wünſchen, daß dieſer freie fromme Geiſt in den Kerker dieſes Körpers zurückkehre? Meine armen Kinder, meine armen kleinen Kinder! Ihr älteren habt den Geiſt der Mutter erfahren, aber dieſe Liebe, dieſer Geiſt wird den jüngeren nun niemals nahe treten. Gott wolle ihnen helfen und mir; es zerreißt das Herz, die Kleinen zu ſehen, wie ſie nach der Mutter ſuchen hier und dort, und zu hören, wie ſie jammern, wenn ſie ſie nicht finden. Unausſprechlich ſchön iſt die Leiche durch die Hoheit der Stirne und durch das freundlich liebevolle Lächeln um den Mund. — Ihre Liebe, ſchrieb Perthes an demſelben Tage ſeinem Sohn nach Tübingen, kann nur von oben uns noch wohlthun; ſie iſt ſelig bei Gott, wir aber trauern. Weine Dich aus, weine, ſammle Dich, faſſe Dich, und ſobald Du das gethan haſt, komme zu uns. — Mein Schmerz macht mich nicht unmuthig, ſchrieb Perthes einige Tage ſpäter an ſeine Töchter, ich möchte vielmehr Liebe geben und möchte helfen rund um mich her, ſo weit ich irgend reichen kann. Auch habe ich viele Urſache zum Dank; vierundzwanzig Jahre ſchenkte mir Gott, um ſie mit dieſem Reichthum an Liebe, Kraft und Geiſt zu durchleben. Gott ſei gelobt dafür! Nun weiß ſie, wo und wie ich ſündigte, was ſie hier ſo nicht wiſſen konnte, aber nun kennt ſie auch ganz das Maß meiner Liebe. Wie viele Schranken, Hemmungen und Zufälligkeiten, groß und klein, ſtehen auf Erden im Wege und hindern den Menſchen zu erkennen, was an Geiſtesliebe in anderen Menſchen lebt. Daß ſie nun mich kennt ganz und gar und mir hilft, mich an Gott zu halten zu aller Zeit und in ſeiner Gegenwart zu wandeln, das glaube ich, weil ich nicht anders kann, obſchon ich weiß, daß die Offenbarung dieſen Glauben durch keine beſtimmte Ausſagen ſtützt. — All mein Thun und Treiben, ſchrieb Per-

thes bald darauf an seine entfernten Kinder, hatte, so weit es nicht Berufssache war, seit vierundzwanzig Jahren allein Bezug auf Eure Mutter. Sie hat es nicht gewußt, wie sehr ich von ihr abhängig war, sie hat es nicht im einzelnen erkannt, sondern nur allgemein an der Innigkeit ihrer Liebe zu mir gefühlt, welche Opfer ich meiner Natur und meinem Temperament nach dieser Abhängigkeit in Liebe gebracht habe. Jetzt ist das alles fort, kein Band bindet mich; ich kann thun, was ich will. Nächst der Sehnsucht in dem Alleinsein drückt mich dieses widrige Gefühl der Freiheit am meisten. Ich kenne aus langer Erfahrung die Grundlosigkeit des Menschen, der allein sich selbst überlassen ist, und wenn Demuth die Hilfe des Helfers erzwingen kann, so darf ich hoffen, daß sie mir werde. Wäret Ihr Kinder nicht, so ginge mein Wunsch nach Jenseits, aber mein Weg ist noch nicht vollendet und ich muß in Kampf und That weiter vorwärts. — Es ist, heißt es in einem Briefe an den Sohn in Tübingen, sehr öde und tief traurig in meinem Herzen und oft gebricht es meiner Seele an Kraft, das Herz, das sich sehnt nach Mittheilung an ein liebendes Gemüth, zu beruhigen und es zu stillen, so daß es sich begnügt, dem Unsichtbaren sich mitzutheilen. Dazu wird oft die Angst im Innern laut, daß mit der Linderung des brennenden Schmerzes durch die Zeit auch an dem inneren Leben der Liebe zu Eurer Mutter vieles dumpf und stumpf werden könnte. — Jetzt bin ich, heißt es dagegen einige Wochen später, ruhiger über den Uebergang von der Sehnsucht, die aus dem zeitlichen Entbehren stammt und nicht bleiben kann und nicht bleiben soll, zu dem Fortleben mit der Geliebten, die ich in nächster Nähe Gottes und unseres Herrn weiß und glaube. Den Frieden Gottes, der die einzige Ruhe unserer Seele ist, hoffe ich gefunden zu haben.

In einem Briefe an die Schwester Friedrich Heinrich Jacobi's, Helene, welche eine mütterliche Freundin Carolinens von deren Mädchenjahren an gewesen war, brachte sich Perthes die Größe des Segens, den er in Caroline besessen hatte, lebendig vor die Seele. Sie haben, meine mütterliche Freundin, schrieb er, den Werth meiner Caroline früh schon erkannt, aber Sie haben aus der Ferne nicht die hohe Ausbildung ihres Innern in den späteren Jahren erfahren kön-

nen. Carolinens frommer, demüthiger Sinn, ihr einfaches und einfältiges Sein blieb unberührt durch die Jahre; die Innigkeit ihrer Liebe behielt die ganze frühere Stärke und Tiefe, breitete ſich aber in immer größere Kreiſe aus und wurde ſegensvoll und wohlthuend für alles, was in ihren Bereich kam. Troſt, Rath und That wurde allen, die ſich ihr naheten, und dafür wurde ihr Gegenliebe zu Theil und eine Achtung, die an Ehrfurcht grenzte, von Männern und Frauen der verſchiedenſten Art und der verſchiedenſten Stände. Carolinens Phantaſie war von einer mir in der Stärke nie vorgekommenen Lebhaftigkeit und rief eine ſeelenvolle Theilnahme an allem, was die Welt und deren Getriebe bot, hervor. Der Reichthum ihres Geiſtes hatte große Erfahrungen gemacht und tiefe Blicke in den Menſchen und in die menſchlichen Verhältniſſe gethan, aber in ihrem Urtheile war überall Liebe und Milde; die Sicherheit des Glaubens hatte ſie von aller Aengſtlichkeit gegen den Buchſtaben los gemacht und ihr menſchlichen Meinungen und Anſichten gegenüber die vollſte Freiheit und Unabhängigkeit gegeben; ſo ſehr ſie mich liebte, ſo frei und unabhängig ſtand ſie doch meinem Geiſte gegenüber. Vierundzwanzig Jahre, erfüllt mit Unruhen und Sorgen, zum Theil mit Kummer und Angſt, hat ſie mit mir durchlebt, aber glücklich war ſie ſtets in dieſem langen Zeitraum, denn jeder Augenblick war mit Liebe und lebendiger Theilnahme erfüllt; das Unabwendbare trug ſie mit Hingebung; in den großen Momenten der Zeit hat ſie Heldenmuth bewährt. Bei der tiefen Innigkeit ihres Gemüthes und bei der Kraft und dem Reichthum ihres Geiſtes war ihr die Armuth des Herzens, wie Taulerus und Thomas a Kempis ſie preiſen, zu eigen; ſie hat ſich dieſelbe im Kampfe mit einer kraftvollen Natur, die Leidenſchaft, Heftigkeit und Ehrgeiz wohl gekannt hatte, errungen durch die Wahrheit und Treue ihres Glaubens; von früheſter Jugend an hatte ſie im ſteten Umgang mit Gott gelebt und wahrhaft war ſie, wie es ſelten Menſchen ſind. Dieſes ſeltene große Gut iſt nun für mich ins Grab geſunken, verlaſſen ſehne ich mich und ſtrecke die Arme aus; menſchlich geredet, bin ich allein und doch ahne ich einen früher ungekannten Reichthum, ſeitdem dieſe Seele meiner Seele mir feſſellos nahe

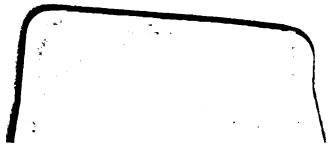
ist überall. Doch davon läßt sich nicht reden, weil es, ausgesprochen, unwahr wird.

Doppelt schwer fühlte Perthes seit Carolinens Tode das nie ruhende Getriebe des Geschäftslebens, und für die Kinder ohne Mutter war ein einfacherer Haushalt und ein stilleres Leben fast nothwendig. Seit Jahren schon hatte er die Uebertragung der Hamburger Handlung auf Besser und die Verlegung seines eigenen Wohnsitzes nach Gotha vorbereitet. Dort in der Mitte Deutschlands wollte er ein Verlagsgeschäft gründen und künftig ausschließlich diesem weniger unruhigen und weniger aufreibenden Berufe leben. Nach Carolinens Tode faßte er den Entschluß, das lange gehegte Vorhaben zu beschleunigen. Nächste Ostern werden wir zu Euch kommen, schrieb er bereits in den ersten Tagen des Septembers nach Gotha, und, so Gott will, bei Euch bleiben. Es ist nicht ein Entschluß, den mir die Aufregung des Gefühls entrissen hat, sondern er ist ruhig überlegt, ist verständig und nothwendig. — Der ordentliche Haushalt könnte zwar, schrieb er etwas später, ordentlich fortgeführt werden; Mathilde ist tüchtig und verständig genug. Sie hat weit über ihre Jahre mit Kraft, Besonnenheit und Tüchtigkeit während der Krankheit der Mutter geleistet, was Liebe ihr eingab, und die Mutter war laut dankbar bis in die letzten Stunden. Auch jetzt führt sie ihre schwere Aufgabe den kleineren Kindern und dem großen Haushalt gegenüber mit Besonnenheit, Entschlossenheit und Festigkeit durch, aber abgesehen von allem anderem würde ich, wenn ich bliebe, ein Unrecht gegen Mathilde begehen, ich würde ihre Jugend brechen und das siebenzehnjährige Mädchen hart und barsch durch das frühe Regimentführen machen.

Die Wintermonate von 1821 auf 1822 waren mit den Arbeiten erfüllt, die für Perthes nöthig waren, um sich aus dem Geschäfte zu lösen und die Uebersiedelung nach dem neuen Wohnort möglich zu machen. Mauke, welcher schon lange die Last und die Sorge des großen Geschäfts mitgetragen hatte, wurde als Theilnehmer in die Handlung aufgenommen und alle Verhältnisse in einen vorläufigen Stand gesetzt, aus welchem, wenn das Vorhaben in Gotha nicht mislang, leicht zu einem festen und dauernden Abschluß zu gelangen

war. Es ist freilich ein Berg, der sich aufthürmt, schrieb Perthes im Februar 1822 an seine Tochter Agnes, wenn eine dreißigjährige Einlebung aufhören soll, aber nimmt man nur richtig jedes einzelne, das eine nach dem andern, vor, so geht alles. Und wie ist es, wenn man stirbt? Scheint nicht alles unauflösbar? meint man nicht, es müßte alles darunter und darüber gehen? und dennoch lebt alles fort, wie wenn das Rad, welches abgerollt ist, nie dagewesen wäre. Man hält sich selbst immer für zu wichtig in seinem Kreise, groß oder klein; nur abgeschnitten den Faden; man ist so unentbehrlich nicht. — Tiefer als das allmähliche Ausscheiden aus den Geschäften traf die Ablösung von allen den Verhältnissen das Herz, in denen Perthes vom Jünglinge zum Manne erwachsen und als Mann den vollen Schmerz und die volle Lust des Lebens erfahren, in denen er gelitten und geschaffen, gerungen und genossen hatte. Wie Weihnachten und Neujahr von mir durchlebt, schrieb er im Januar, erlasse mir zu sagen; es waren harte, sehr harte Tage und sehr harte Tage stehen mir noch bevor. Jeder Tritt, jede Bewegung, jeder Federzug, den ich thue, ruft mir in das Herz: zuletzt. Dreißig Jahre meines Lebens und Wirkens verlebte ich in diesen Umgebungen; hier wurde mir alles, was mir theuer war; hier wurde mir Beruf, Wirksamkeit und Achtung; hier hatte ich Caroline, hier fand ich Gott. Das Scheiden von Haus und Stadt, von Menschen und Verhältnissen, mit denen mein eigenes Leben zu einem einzigen Ganzen verwachsen war während so langer Zeit, ist kein Leichtes und hat mich tief ergriffen, und es ist sehr nöthig, daß ich mich fest und geschlossen halte; denn ich soll nicht nur mich selbst in diesem Schiffbruche halten, sondern auch anderen ein festes Herz zeigen, das aber auch wieder kein hartes und kaltes werden darf. Nach außen zügele ich mich streng, Gott wolle mir im Innern helfen. — Vor einer Stunde hat Eure Großmutter aus Wandsbeck, schrieb er Ende Februar, zum letztenmal unser Haus verlassen, wo sie so viele Tage der Freude, des Kummers, der Sorge, der Angst und des Schmerzes durchlebt hat. Hier starben zwei ihrer Enkel, von hier sah sie uns vertrieben in die weite Welt ziehen, in diesen Zimmern starb ihr Mann, starb ihre Tochter und in wenigen Wochen ist unsere Stätte nicht mehr zu fin-

den. Wenn ein so tiefes Gefühl, das in gewöhnlichen Tagen sich fest verschließt, wenn ein solches Herz, das jugendliche Kraft im hohen Alter hat, sich dem tiefsten Schmerze laut und rücksichtslos ergibt, so ist es schwer, nicht alle Haltung zu verlieren. Es war eine der härtesten, schmerzenreichsten Stunden meines Lebens. — Wenige Tage vor dem Scheiden von Hamburg schrieb Perthes an die Gräfin Luise Stolberg als Abschiedswort: Die Tage sind da, in denen ich auf immer Haus und Ort verlassen soll, wo mir, so weit es hienieden möglich ist, der Segen eines inneren Lebens durch Liebe und Geist zu Theil geworden ist. Mein Herz ist in Jammer versunken und ich vertraue in Demuth, daß Kraft mir gegeben werde. Ihnen, meine geliebte, theure mütterliche Freundin, reiche ich noch einmal aus alten Verhältnissen und Umgebungen die Hand. Wie oft hat meine selige Caroline die Feder angesetzt, um Ihnen ein Lebewohl zu sagen, aber sie vermochte es nicht; tief hatte sie Ihre Liebe erkannt und mit Liebe gelohnt; das wissen Sie auch von mir. Lassen Sie uns festhalten am Glauben, bis auch wir versammelt sind in den Wohnungen des Friedens und des Schauens!

Am Mittwoch den 20. März 1822 verließ Perthes mit seinen vier Kindern Hamburg und langte am Montag den 25. März in Gotha an, wo, wie er hoffte, ein nicht unthätiges aber ruhiges und stilles Leben seiner wartete.

Druck von Fr. Frommann in Jena.